





INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
MDCCCXX
INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY



dlung und Antiquari
eues Schloß
R. Madliger-Schwab
rstrasse 17 Zürich



Richard Voß / Ausgewählte Werke

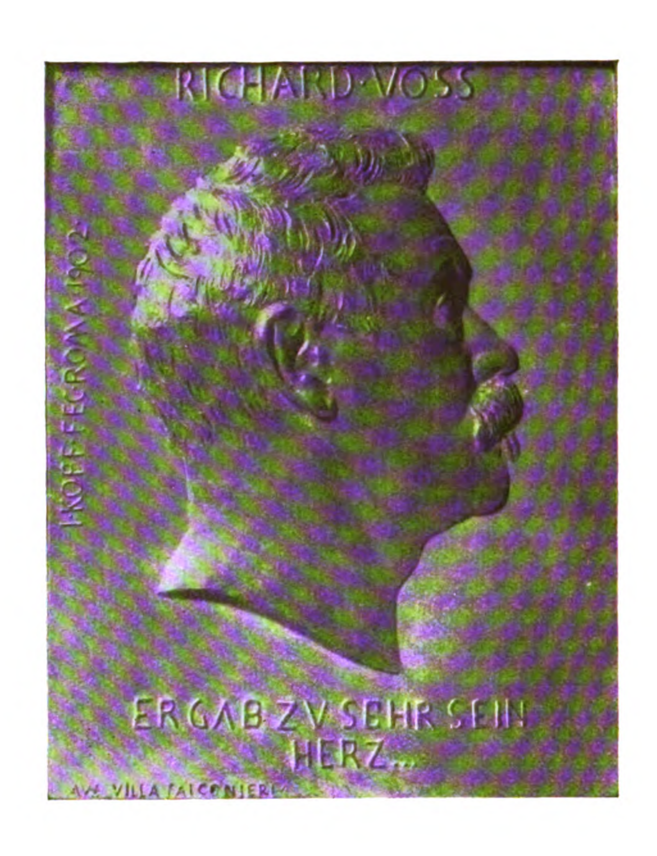
Zweiter Band

PL

PT 2645
.O8
1922
v. 2

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

4-14-70



Richard Voß

**Nach einem Relief von Joseph Kopf
in der Villa Falconieri**

Richard Voß

Michael Cibula

Roman

Villa Falconieri

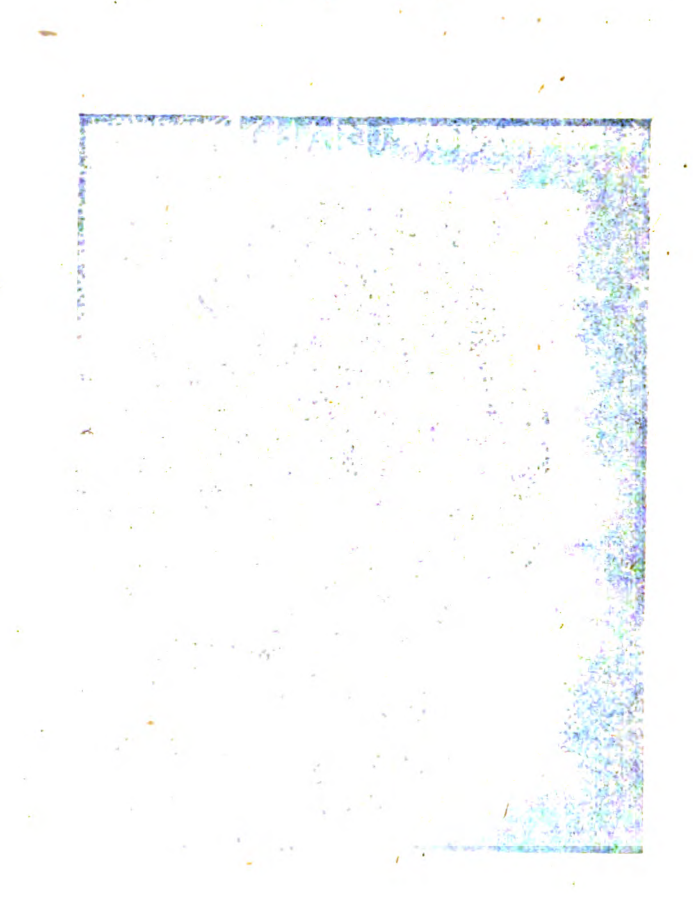
Die Geschichte einer

Leidenschaft



1 · 9 · 2 · 2

J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart



…ard Voß

…ief von Joseph Kopf

…a Falconieri

Richard Voß

Michael Cibula

Roman

Villa Falconieri

Die Geschichte einer Leidenschaft



1 · 9 · 2 · 2

J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

Alle Rechte, namentlich das Uebersetzungsrecht, vorbehalten
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Seiner treuen Freundin
Frau Mathilde Muhr
geb. von Colomb
zugeeignet



In jungen Jahren hatt' ich einen Traum
Von einem glanzverklärten Dichterleben.
Ich hielt mich selbst für einen grünen Baum,
Der müden Wandrern könnte Schatten geben.

Jetzt weiß ich's längst! Der Wipfel ist ein Blatt,
Verdorrt in sonnenschwülen Sommertagen.
Der Herbstwind rauscht ... Das Blatt wird welk und matt
Auf Sturmesschwingen brausend fortgetragen.

Drum, statt mit frühlingsfrohem Rosenglanz
Der Freundin teuren Namen zu umgeben —
Als dürres Herbstlaub wie ein Totenkranz,
Nimm dieses Stück von meinem besten Leben.

Bergfrieden
24. September 1905

In den Karpathen, dort, wo sie am höchsten und wildesten sind, liegt, fernab von jeder Kultur, in einem engen und waldreichen, aber schönen und fruchtbaren Tal ein uraltes Dorf.

Das Tal heißt die Verrös und das Dorf Piatra.

Piatra wurde von den Römern gegründet, welche schon während der Republik in die Karpathen kamen und daselbst in der Verrös die ersten Silbergruben und Goldbergwerke Europas ausbeuteten, Minen, von denen seit geraumer Zeit jede Spur verloren gegangen. Die Bauern von Piatra nennen sich nicht Ungarn, sondern „Nachkommen der Römer".

Sie bewohnen Blockhäuser, die sich wie eine vom Lämmergeier bedrohte Herde schwarzer Bergschafe hoch am Rand der Schlucht zusammendrängen, an den Klippen hängend, als ob sie sich aneinanderklammerten, um nicht hinabzustürzen.

Ringsum nachtet der Tann, dicht und mächtig wie Urwald. Er steigt aus der Tiefe auf, hoch hinan bis zu den ungeheuren Felsenwänden der Alpen.

Hin und wieder erhellen freie Stellen das Waldesdunkel, die, von weitem gesehen, im Sonnenschein wie große goldige Lichter auf dem schwarzen Grunde schwimmen. Doch sind solcher märchenhaften Eilande inmitten des Meeres von düsteren Arvenwipfeln und Tannenspitzen nur wenige; und es befinden sich dieselben beinahe ausschließlich auf der dem Dorfe Piatra gegenüberliegenden, sonnigen und fruchtbaren Seite der Schlucht.

In der Tiefe bahnt sich ein ungestümer Bach zwischen Felsentrümmern und entwurzelten Riesenfichten seinen jungen Lebensweg. Das Wässerlein braust und schäumt wie in Wut über die vielen Hindernisse, die sich seinem Laufe entgegenstemmen. Vorwärts drängend stürmt es von Klippe zu Klippe.

Wald und Gebirge wimmeln von edlem Wild, von Hirschen

und Rehen. Auf den Halden balzt der Auerhahn, höher hinauf haben Schneehühner und Berghasen ihr Revier, wilde Schafe und Ziegen sind häufig, der Bach liefert köstliche Forellen, und in den Waldseen wird den Muränen und den Aalen nachgestellt. Aber es gibt auch Adler und Lämmergeier, Luchse und Wölfe, und seit alters her sind die Bauern von Piatra berühmte Bärenjäger.

Ein einziger Weg führt aus der Welt in die Wildnisse des Verröstales, eher ein Pfad zu nennen als eine Straße. Gras und Blumen überwuchern ihn, und was von den abschüssigen Wänden an Gestein und Erdreich darauf niederrollt, bleibt liegen. Bis zu dem nächsten spärlich bewohnten Tale braucht ein tüchtiger Fußgänger einen starken Tagesmarsch.

Die Bauern von Piatra sind seßhafte, schwerfällige Leute, die sich ungern vom Fleck rühren. Daher kommt es, daß nur der eine oder der andere dieses Völkchens von der Welt mehr zu sehen erhält, als Felsen und Wald. Es ist auch ein jeder damit zufrieden, und niemand wünscht sich in seinem Leben mehr zu sehen, als Felsen und Wald, die beide den Bauern von Piatra gehören, so viel sie davon erblicken. Vielleicht macht diese stolze Umschau, die sie tagtäglich halten, sie so selbstbewußt: ein echter Bauer von Piatra hat in seinen Augen etwas von dem Blick eines Herrschers.

Was etwa der eine oder der andere winters am Herdfeuer den Seinen von der Welt jenseits ihrer Felsen und Wälder zu erzählen weiß, klingt den Zuhörern so befremdlich, daß sie ungläubig den Kopf dazu schütteln; sie lauschen, als hörten sie Märchen. Aber zu den wirklichen Märchen, die sie einander erzählen, hat noch niemals ein Bauer von Piatra den Kopf geschüttelt.

Indessen das seltsamste, was von diesem seltsamen Alpenvolk berichtet werden muß, ist: daß es, auf Grund seiner sagenhaften römischen Abstammung, sein Dorf für einen freien Ort, das Gebirg und seinen Wald für einen freien Staat hält; und noch sagenhafter mag es sich anhören, daß man die kleine Felsenrepublik in Frieden das scheinen läßt, was sie seit unvordenklichen Zeiten zu sein behauptet. Kein Bauer von Piatra sendet seine Söhne zum Heeresdienst, keiner weiß von einer Regierung,

keiner fragt nach einem Herrn und nach Gesetzen. Wie sie die Welt vergessen haben, so sind sie von der Welt vergessen worden.

Über ihre absonderlichen Rechte und Befugnisse haben sie uralte Dokumente aufzuweisen, ehrwürdige vergilbte Urkunden, deren Echtheit und Unantastbarkeit noch keiner von ihnen angezweifelt hat; das wäre auch keinem zu raten.

Dieses Geschlecht von Wald- und Bergkönigen von Gottes- und eigenen Gnaden ist ein überaus stattlicher Menschenschlag: hoch und schlank von Gestalt, die Glieder kräftig und zugleich geschmeidig, das Gesicht dunkel, mit großen und stolzen Zügen. Alle haben prachtvolles helles Haar und schwermütige dunkle Augen. Die Frauen sind häufig sehr schön.

Es ist ein ernsthaftes und schweigsames Volk. Die unerhörte Abgeschlossenheit ihres Tales, das Düstere ihrer Berge und Wälder hat sie selbst verschlossen und düster gemacht. Sie leben in einer Wildnis, von deren Größe und Furchtbarkeit etwas in ihre Seelen überging.

Die Bauern von Piatra haben ihre eigene Tracht, schön und phantastisch; sie sprechen ihre eigene Sprache, die, beschränkt in ihren Ausdrücken, voller Pathos ist; sie haben ihre eigenen Gebräuche und Gesetze, und es ist beinahe, als hätten sie auch ihre eigene Religion, trotzdem sie dem Namen nach Katholiken sind.

Heimatliche Sage und Sitte achten Sohn und Enkel, wie Vater und Großvater sie geachtet haben; wer dagegen seine Stimme erhebt, gilt als Frevler, des Todes würdig.

Es ist ein Volk, das keine Feste kennt und keine Lieder singt; dafür quillt ihm ein unerschöpflicher Born von Märchen und Geschichten. Die Phantasie dieser einsamen Menschen bevölkert die ganze Landschaft mit gespenstischen Wesen, mit Geistern und Alraunen. Jeder Berg hat seinen Kobold oder seine wilde Frau; aber es gibt unter der ganzen großen Geisterschar keinen, der dem Menschen freundlich gesinnt wäre. Alle sind tückisch und feindselig, bringen Unheil, locken ins Verderben, stürzen in den Tod. Wer von einem Bären zerrissen, unter einer Lawine oder einem Bergsturz begraben wird, wer in einen Abgrund stürzt und vom Blitz erschlagen wird, der ist den finsteren Mächten

zum Opfer gefallen. Und da der Unglückliche unkommuniziert gestorben, gilt er überdies für ewig verdammt.

Je dumpfer diese Waldleute dahinleben mit Seelen, welche die ewige Musik des Urwalds, das Rauschen und Brausen der Wipfel in Schlaf gewiegt hat, ein um so mächtigeres Leben gewinnen die wenigen ursprünglichen Empfindungen, aus denen ihre Gefühlswelt besteht: ihre Heimatliebe und jener finstere, furchtbare Aberglaube, den sie ihre Religion nennen. Das eine wurde ihre tiefste und reinste, das andere ihre verderblichste und wildeste Leidenschaft.

Um größere Herden zu nähren, bieten Piatras Umgebungen zu wenig Weideland. Zwar hätten sie auf der anderen Seite der Schlucht für ihre Tiere Futter in Fülle gefunden; da sie sich indessen nun einmal diesseits befanden, blieben sie auch dort. Auch sind die Bauern von Piatra niemals eigentliche Viehbauern gewesen; ebensowenig Feldbauern. Drüben auf der Südseite war vortreffliches Ackerland, aber drüben war Waldung, und kein Bauer von Piatra wäre jemals auf den Gedanken gekommen, daß man, um Ackerland zu gewinnen, Wald ausroden könnte. Seitdem man vor geraumer Zeit die „neue“ Kirche gebaut hatte, war in der Verrös kein größerer Holzschlag ausgeführt worden.

Die „neue“ Kirche war ganz aus kostbaren Zirbenstämmen errichtet; im übrigen auch sie nichts anderes, als ein mäßig großes Blockhaus, lang und schmal, an der Seite mit einem hohen Anbau, den die Waldleute voller Stolz „den Turm“ nannten. Die Glocke, die in diesem Turm tagsüber gar viele Male geläutet ward, stand bei jung und alt in hohem Ansehen, als sei sie eine vornehme Persönlichkeit.

Späterhin bemächtigte sich vieler Gemüter der leidenschaftliche Wunsch, in Piatra ein steinernes Gotteshaus zu besitzen. Die Beratungen, die darüber ein Jahrzehnt hindurch abgehalten wurden, führten zu keinem Ergebnis; denn wie sollte man in Piatra eines Baumeisters und vieler Steinmetzen habhaft werden? Selber Steine zu brechen, heranzuschleppen und zu schichten, duldete die Würde der Bauern von Piatra nicht, und an seiner Würde hätte ein Bauer von Piatra selbst nicht um Gottes und

der Heiligen willen sich etwas vergeben. Überdies verstand sich die Kunst der Waldleute nur darauf, Holz zu bearbeiten.

Auch stimmten die Cibula gegen den Steinbau. Die Cibula gehörten zu einem der ältesten Geschlechter des Dorfes, aus der die größten Bärenjäger Piatras hervorgingen. Es waren Männer von trotziger und zornmütiger Art; und wenn es in Piatra überhaupt geschehen konnte, daß jemand sich gegen einen geheiligten Brauch erhob, war dieser große Übeltäter sicher ein Cibula: nur ein Cibula konnte es wagen, eigene Gedanken zu haben und zu sagen, was er dachte. Niemand gebärdete sich so wild über alles, was in Piatra streng nach dem Herkommen geschah, wie die Cibula; trotzdem verteidigte niemand in der Gemeinde die alten Rechte so entschieden, liebte niemand das Walddorf mit seinen eigentümlichen Sitten so glühend wie diese Familie. Sie stand in großem Ansehen, wurde jedoch ihrer unbezähmbaren Natur und ihres wilden Wesens halber allgemein gescheut, so daß die Republik möglichst Frieden mit diesen Republikanern zu halten suchte.

Die Cibula also stimmten gegen den Steinbau.

Aber für die Errichtung der neuen Kirche war der ganze Stamm der Dozana, die, indem sie dem alten Freistaat seit langen Zeiten seine Priester gaben, die geistlichen, infolgedessen auch die weltlichen Machthaber Piatras waren. Da dies einmal Brauch geworden, dachte niemand arges dabei — außer wiederum die Cibula. Diese unruhigen Köpfe behaupteten: Piatra wäre eine freie Bauerngemeinde und kein Priesterstaat! Als Folge ergab sich, daß seit Menschengedenken die Dozana und die Cibula miteinander in Fehde lagen, Piatra demnach, wie weiland Verona, seit Menschengedenken in zwei feindliche Lager geteilt war. Bei dem wilden Blute und den heißen Leidenschaften, welche beiden Parteien gemeinsam waren, würde dieser Zwist sicher nicht ohne Gewalttaten geblieben sein, wären die Cibula nur die heftigsten und nicht zugleich auch die frömmsten Gemüter Piatras gewesen: so oft im Gemeinderat ein Priester seine Stimme erhob, glühte in den Augen der Cibula die alte Erbfeindschaft auf; aber sowie derselbe Mann in der Kirche seines Amtes waltete, senkten sich vor dem Diener Gottes die trotzigen Häupter. Im Gemeindehaus war der Dozana des

Cibula schlimmster Feind, in der Kirche sah jeder Cibula in seinem Nebenbuhler nur den geweihten Diener des Herrn, vor dem er in Demut die Knie beugte, wenn jener ihm das Allerheiligste zeigte. Und demselben verhaßten Mann beichtete der Cibula seine Sünden und ließ sie sich von ihm vergeben; von demselbem verhaßten Mann hoffte er auf seinem Sterbebette die Versicherung der Versöhnung mit Gott und eines ewigen Lebens zu empfangen. So hielten es alle Cibula mit allen Dozana, die Priester waren, und niemals wäre es ihnen in den Sinn gekommen, daß in Piatra ein anderer als ein Dozana hätte Priester werden können. Sie wären die ersten gewesen, sich gegen einen Fremden zu wehren: gehörte es doch mit zu jenen verbrieften heiligen Rechten und uralten Privilegien der Waldleute, sich ihre Geistlichen aus der Gemeinde zu erwählen.

Schon bei Lebzeiten des jeweiligen Geistlichen traten die Häupter von Piatra zusammen und bestimmten aus dem Stamm der Dozana den Nachfolger, der zuweilen — ein zweiter Cincinatus — von den Herden hinweg, oder von der Jagd auf Bären zurückberufen wurde. Ohne an die Möglichkeit eines Widerstandes zu denken, fügte sich der Erwählte dem Beschluß der Väter und ließ sich hinausschicken in die fremde, unbekannte und gefürchtete Welt, zunächst um zu lernen. Starb inzwischen der Geistliche, so sandten die Waldleute eine Deputation in die nächste Stadt, sich von dort einen Interimspriester zu erbitten, der in Piatra als hochangesehener Gast behandelt wurde, ohne daß jemals die Waldleute Zutrauen zu ihm gefaßt hätten.

Unterdessen bereitete sich der junge Waldbauer zum Waldpriester vor. Mit Lesen und Schreiben begann es, um mit der Erteilung der Weihen zu enden. Erst wenn in des Jünglings Locken die Tonsur eingeschoren worden, durfte er zurückkehren in die heimatlichen Wälder, nach denen er sich in Sehnsucht verzehrte. Das ganze Dorf machte die festlichsten Anstalten zum Empfang seines jungen zukünftigen Regenten. Häuser und Kirche wurden geschmückt, es ward gejagt, gefischt und geschlachtet — es ward gekocht, gebacken und gebraten. Ward auch gebraut! Ehe an dem großen Tage die Sonne aufging, zog, wer mitziehen konnte, Männer, Frauen, Kinder im Festschmuck dem

Ankömmling entgegen. Es war wie eine Prozession. Die lauten Gebete der frommen Schar weckten das Echo der Felsen, schaurig die erhabene Stille der Wälder durchhallend. So wanderten sie bis zu der Grenze ihres Gebietes; ein Kreuz bezeichnete den Ort. Hier erwarteten sie ihren heimkehrenden Sohn.

Wer sich vor dem neuen Geistlichen am tiefsten neigte, das waren die Cibula.

So lebten sie von Geschlecht zu Geschlecht, so lebten sie noch Ende des letzten Jahrhunderts, in welcher Zeit die Begebenheiten, die in diesen Blättern erzählt werden sollen, sich ereigneten.

* 1 *

Die Juden kommen!

„Die Juden kommen!"

Das Geschrei drang aus dem Walde. Wie ein Schwarm Tauben, die der Habicht auseinander getrieben, flüchteten die Kinder ins Dorf. Hinter hohem Taxusgebüsch versteckt, hatten sie schon seit einer Woche jeden Morgen nach den Händlern ausgespäht. Heute nun, in früher Stunde, sahen sie die fremden Männer mit ihren Saumtieren nach Piatra heraufsteigen: dort, wo der Tann sich lichtete und der Pfad steil an den wilden Wänden der Verrös emporlief. Sogleich faßte Angst die Kinder. Schreiend rannten sie davon, sich bei ihren Müttern zu bergen. In ihren langen, faltigen Röckchen aus ungebleichter Leinwand und mit den nackten Füßen sahen sie aus, als hätten die Juden sie aus den Betten gejagt. Wie das in der Welt so zugeht, wurden bei der allgemeinen Flucht die Schwächeren von den Stärkeren im Stich gelassen. Wehklagend liefen die Mädchen hinter den Knaben drein; die Frühlingsblumen, mit denen sie sich beladen, warfen sie fort, so daß der Weg mit Anemonen, Veilchen und Primeln bestreut wurde.

Nur Urs Cibula blieb bei seiner Spielgefährtin zurück. Die kleine Ilja Dozana, die in ihrem weißen Kleid und dem Kranz von Narzissen wie eine junge Nymphe aussah, weinte bitterlich: aber ihr Freund tröstete sie: „Wenn die Juden dir etwas zuleide tun, sage ich's meinem Vater: dann schlägt mein Vater die Juden tot, und bin ich erst groß, so helfe ich ihm."

Dabei schüttelte er zornig seine gelben Locken und machte ein wildes Gesicht, gerade so wie er seinen Vater es machen sah, wenn in dessen Gegenwart von den Juden die Rede war.

Aber die kleine Ilja weinte nur um so bitterlicher; sie schluchzte, „Nicht totschlagen! Nicht totschlagen!"

Darüber wurde Urs Cibula so zornig, daß er seine beste Freundin ihrem Schicksal überließ, welches kein anderes war, als

bei lebendigem Leibe von den Juden gebraten und gespeist zu werden. Er lief fort, wohl an die hundert Schritte; als er sich umsah, stand die kleine Todesbraut ganz gelassen mitten im Wege. Sie weinte sogar nicht mehr. Da machte der treulose Ritter schleunigst kehrt, so daß er atemlos bei seiner verlassenen Dame anlangte. Jetzt lachte diese. Hand in Hand gingen nun beide Kinder ruhig hinter den Flüchtenden her. Sie plauderten: „Jetzt geben wir den Juden wieder unseren süßen Honig, so viele Schinken und alle unsere hübschen Felle," klagte das kleine Hausmütterchen.

Aber der Knabe berühmte sich: „Wir geben ihnen nichts, mein Vater gibt keinem Juden auch nur ein Stück. Den Schinken essen wir selbst und den Honig auch; unsere Felle aber und unsere heiligen Frauenbilder, die bringt mein Vater in die Stadt. Die ist weit."

Als Trost fiel dem Mädchen ein, was ihre liebe Mutter für Honig, Schinken und Felle von den Juden bekam: bunte Bänder, süße Gewürze. Da jedoch die Mutter ihres Spielgefährten keine dieser Herrlichkeiten eintauschen würde, schwieg sie, um ihren Freund nicht zu kränken.

Im Dorf trennten sie sich. Beide Kinder wohnten in den zwei schönsten Häusern von Piatra. Aber das Haus von Iljas Mutter lag neben der Kirche, hatte eine prächtige Halle und ein höheres Dach als dasjenige der Eltern von Urs Cibula. Dafür stand das letztere dicht am Rand der Schlucht und war von einem herrlichen Blumengarten umgeben.

„Die Juden kommen!"

Die Frauen traten aus den Häusern und eilten die Gassen hinab, den flüchtenden Kindern entgegen.

Jede Mutter bemächtigte sich ihres kleinen schreienden Eigentums, nicht ohne Besorgnis, daß diesem schon durch den bloßen Anblick der Juden ein Leides zugefügt worden. Noch ein hastiges Gespräch mit den Nachbarinnen, lautes Rufen nach den Männern, und die Frauen zogen sich in ihre sicheren Häuser zurück, zunächst um die Kinder und sich selbst mit geweihtem Wasser zu besprengen. Darauf wurden zum Schutz der Kleinen die Mägde und älteren Töchter herbeigerufen und diesen auch die Hut der Säuglinge übergeben.

Die Jungfrauen sperrten die Kinder in die Kammern und drohten ihnen: „Seid ihr nicht brav, so bekommen euch die Juden zum Schlachten."

Das zähmte die Wildesten.

Unterdessen legten die Bäuerinnen ihre Festtracht an: nicht der Fremden wegen, die sie verachteten, sondern sich selber zu Ehren und damit alles nach Brauch und Herkommen geschehe. Die weißen faltenreichen Gewänder mit den langen, bis zu den Knien herabhängenden Ärmeln und den bunt gestickten Säumen kleideten das schöne Frauengeschlecht der Verrös gar feierlich. Um die kräftigen Hüften trugen sie starke Stricke, dicht mit den leuchtenden Brustfedern des Auerhahns besetzt, daß es aussah, als wären die Bäuerinnen von Piatra mit Juwelen gegürtet; auf dem hellen Haar prangte eine hohe Haube aus zottigem schwarzem Bärenfell, die Hochzeitsgabe des Bräutigams. Mächtige Ketten schwarzer Granaten umschlossen in vielen Reihen den braunen Hals.

Während die Bäuerinnen sich so schmückten, gedachten sie voller Hoffnung und zugleich voll geheimen Bangens der längst mit Sehnsucht erwarteten Ankunft der Fremden, die Heiligen bittend, das Gedächtnis ihrer Hausherren zu stärken, damit nichts, was von den klugen Ebräern einzutauschen erwünscht oder nötig wäre, vergessen werde. Aber sie durften nicht wagen, zu mahnen; denn in der Verrös besaßen die Frauen — obgleich Frauen einstmals in der Verrös Heldentaten begangen und Piatra von seinen Feinden befreit hatten — nur mehr oder minder leise Stimmen im Rat des Hauses; erhoben sie indessen einmal ihre Stimmen, so geschah das mit solchem Nachdruck, daß der Mann ohne weiteres verstummte. Heute jedoch, auf der offenen Gasse, wo der Tausch geschlossen wurde, mußten sie, dem Brauch gemäß, schweigen.

Nun hatten sie freilich den ganzen langen Winter hindurch eifrig Sorge getragen, daß jedes Stück, dessen Haushalt und Familie bedurfte, häufig genannt, ausführlich besprochen und so den vergeßlichen Gemütern der Männer eingeprägt worden. Trotzdem hegten die guten Weiber nicht unbegründete Zweifel, ob ihre Eheherrn auch alle Wünsche in Erinnerung behalten würden; denn gewisse weibliche Bedürfnisse schien das Gedächtnis der Gatten und Väter niemals bewahren zu können. In den meisten Häusern von Piatra

fehlte es an Bandwerk, Wollstoffen, Kochgeschirren und an manchen anderen nützlichen oder angenehmen Geräten und Dingen. Sicher war, daß die Männer zum mindesten die kostbaren Gewürze gänzlich vergessen würden! Und wie ließ sich ohne Gewürze Kuchen bereiten? Und wie ohne Kuchen ein Fest feiern? Fehlte der Kuchen oder mißriet er wegen Mangel an den nötigen Gewürzen, so würden die Männer sicher nicht säumen, zu murren. Trotzdem wurde jedes Jahr das eine oder das andere nicht reichlich genug oder schlecht von ihnen eingehandelt. Und jedes Jahr wurden die Waldleute von den klugen Juden betrogen. Das letztemal hatten die Händler ihnen verdorbene Gewürze gegeben, das Mehl war mit Staub vermischt gewesen und zwischen dem Flachs hatte Hanf gesteckt. So hatten die Bäuerinnen ihre großen Kümmernisse und Nöte; und es war ein Trost für die beschwerten Gemüter, daß die gute Gottesmutter, die sich ja auf Hausfrauensorgen verstehen mußte, an allem Leid, das den Bäuerinnen von Piatra widerfuhr, getreuen Anteil nahm.

„Die Juden kommen!"

Auch die Männer gerieten bei der Nachricht in Aufregung, so viel es bei einem Bauern von Piatra die Würde zugab. Jeder ließ seine Arbeit und trug mit dem Sohn oder Knecht alles, was längst in den Kammern aufgespeichert lag, hinaus auf den Platz vor der Kirche. In geziemender, ehrerbietiger Entfernung von dem Heiligtume stellte ein jeder auf, was er besaß: Honig und Käse, gedörrte Bärenschinken, und getrocknete Forellen, Felle und Häute; auch allerlei Federwerk und Holzschnitzereien, in welchen Arbeiten die Leute von Piatra große Künstler waren.

„Die Juden kommen!" rief der Priester Stefan Dozana seiner Schwägerin Maura zu, die ihm nach dem Tod ihres Mannes in dem alten Familienhause der Dozana die Wirtschaft führte. Er kam mit hastigen und starken Schritten aus dem Walde. Den langen weißen Bauernmantel über seinem Priesterrock, auf dem Kopf die Mütze von Otterfell, die Büchse über der Schulter, glich er eher einem bäurischen Krieger, als einem Diener des Evangeliums.

Als er ins Haus trat und mit heftiger Bewegung die Kappe abnahm, ließ sich nur an dem kurzen Gekraus in der Mitte des hellen Lockengewirres erkennen, daß dieser Kopf die Tonsur trug.

Er war noch jung, eine hohe Gestalt, ein Gesicht mit stolzen und festen Zügen. Wenn er in der Kirche das Kreuz aufhob, so hielt er das heilige Zeichen wie ein Zepter über den geneigten Häuptern seiner Gemeinde; und wenn er über ihnen den Segen sprach, tat er es wie ein Fürst, der den Ritterschlag erteilt. Seine Augen glühten wie in Kampfbegier, und seine Lippen waren so rot und heiß, als hätten sie lieber auf eines lebendigen Weibes Mund brennen, als der himmlischen Jungfrau die wächsernen Hände küssen mögen.

Mit volltönender Stimme, der das Gebieten natürlich war, wies Stefan Dozana Schwäherin und Gesinde an, nach den Tauschwaren zu sehen und sie auf den Platz zu schaffen. Denn da die Bauern von Piatra ihren Seelenhirten nicht mit Geld, sondern mit den Erzeugnissen der hohen Tatra zahlten, so waren in keinem Hause sämtliche Kammern so wohlgefüllt, so wurden in keinem Hause der Frühling und mit ihm die Ankunft der Juden so ungeduldig erwartet, wie in dem ansehnlichen Balkenhause neben der Kirche, das seit Jahrhunderten die Familie der Dozana bewohnte.

„Die Juden kommen!" kündigte Michael Cibula mit rauher Stimme seinem Weibe an, das im Garten mitten unter ihren Blumen saß und aus blühendem Rosmarin eine Brautkrone wand. Und er gebot ihr: „Geh ins Haus, schicke Simo nach dem Knaben und lasse dich bis zum Abend nicht auf der Gasse sehen."

Sogleich raffte Josepha die duftenden Zweige zusammen und erhob sich langsam. Ihre sanften und schwermütigen Augen suchten schüchtern den düsteren Blick ihres Mannes; aber Michael Cibula wandte sich ab und ging ins Haus. Noch ehe Josepha ihm folgen konnte, trat er schon wieder heraus, die Büchse in der Hand, die Mütze auf dem Kopfe.

„Ich gehe in den Wald. Rüste das Abendmahl, ohne auf mich zu warten; vor Nacht komme ich nicht zurück."

Er ging, traurig sah Josepha ihm nach. So gern hätte sie ihm etwas gesagt, irgend etwas; denn sie wußte, daß es dem rauhen Mann jetzt wild und zugleich weh um das Herz war. Doch fand sie niemals das rechte Wort.

Jedes Frühjahr, wenn die Waldleute den Besuch der jüdischen Händler erwarteten, ereignete sich im Hause Michael Cibulas das-

selbe: noch ehe die Kinder, hinter den Taxusbäumen versteckt, nach den ersehnten und zugleich gefürchteten Fremden ausspähten, verdüsterte sich Michael Cibulas Antlitz und Wesen, die beide niemals heiter waren. In stillem Ingrimm ging er umher, mehr als je von dem Gesinde gefürchtet, von den Nachbarn gescheut und von seinem Weibe mit bangem Flehen angeschaut, mit Blicken heimlicher Liebe, auf welche Josepha nie eine Antwort empfing. Kamen die Juden, so befahl er, sein Haus zu schließen; er selbst verließ das Dorf. An dem allgemeinen Tauschgeschäft beteiligte er sich niemals. Jedes Jahr stieg er mit den Knechten schwerbepackt in die Täler und Ebenen nieder; lange blieb er aus, um mit reichem Erwerb wieder zu kommen. Jedes Jahr ward sein Gemüt mehr und mehr erfüllt von allem, was er in den Städten sah, jedes Jahr hielt er nach seiner Heimkehr im Gemeindehause lange und feurige Reden: von dem Großen und Gewaltigen, davon die Welt voll war. Er berechnete seinen Gemeindegenossen den Vorteil, den es ihnen bringen würde, wenn sie mit ihren Waren in die Städte auf den Markt zögen; er bewies ihnen, wie sie von den Juden betrogen wurden, und pries, was sie lernen, erwerben und gewinnen könnten. Und jedes Jahr schüttelten die Bauern zu solchen hitzigen und wunderlichen Reden die Köpfe, bis Michael Cibula in hellem Zorn davonging.

Aber am meisten kränkte es ihn, daß einer gegen ihn war, der für ihn hätte sein müssen, wenn ihm das Wohl und Gedeihen der Gemeinde am Herzen lag: das war Stefan Dozana. Der Priester hätte es besser wissen müssen.

Allmählich versammelten sich die Waldleute vor der Kirche. Ihre Röcke waren von demselben Stoff und von ähnlichem Zuschnitt wie die Gewänder der Frauen, am Saum mit breiten, bunten Lederstücken besetzt, oft in den kunstvollsten Mustern. Sie trugen Schuhwerk von Wildleder, das bis hinauf zu den Knien reichte und gleichfalls bunt ausgenäht war. Ein weiter, weißer Mantel vervollständigte die schöne Tracht. Der Kopf blieb unbedeckt, im reichsten Lockenschmuck prangend; den Jungen fiel das Haar tief in die Stirn hinein.

Das Aufstellen der Tauschwaren geschah ohne Unruhe und Hast; man hörte dabei kein lautes Wort. Nachdem alles ge-

ordnet, trat jeder an das Seinige heran, würdevoll die Händler erwartend. Auch Stefan Dozana stand hinter seinen Waren; sie lagen der Kirche am nächsten.

Jetzt rückten die Frauen an, langsam und feierlich schreitend. Ohne sich bei den Männern aufzuhalten, traten sie, je nach Rang und Alter, dicht an die Kirche, mit ihren hellen Kleidern den dunklen Hintergrund der Holzwände förmlich erleuchtend. Zwischen ihnen und den Männern blieb ein freier Raum; so erheischte es in Piatra der Brauch.

Die Juden kamen.

Es waren braune, fremdartig aussehende Männer mit schwarzen, klugen Augen und langen Bärten, in dunkle Kaftane gekleidet. Einige hatten ein verschmitztes, andere ein würdiges Aussehen, die meisten führten hochbeladene Maultiere hinter sich her; aber dieser und jener von den jüngeren zog an einem schweren Karren oder trug sein Bündel auf dem Rücken.

Die Waldleute empfingen sie wie Könige, die Audienz erteilen: tief neigten sich die Ebräer vor ihnen. Dann packten sie ab. Die Rast nach der beschwerlichen Reise hatten sie vor dem Dorfe gehalten, denn die Bauern von Piatra gewährten keinem Juden längeren Aufenthalt zwischen ihren Häusern, als notwendig war, den Tauschhandel abzuschließen; und auch dieser durfte nicht über ein gewisses Zeitmaß ausgedehnt werden: Vormittags war ihnen gestattet zu kommen, am Nachmittage mußten sie wieder gehen. Niemals hatte ein Jude in Piatra genächtigt, niemals war ein Jude in Piatra gespeist und getränkt worden. Die Cibula allein hatten einst von diesem uralten Brauch eine Ausnahme gemacht und schwer dafür büßen müssen.

Jetzt begann bei den einen der Tausch, bei den anderen das Geschäft. Die einen verhandelten mit unerschütterlicher Ruhe und Würde, die anderen unter leidenschaftlichen Gestikulationen und mit mächtigem Geschrei. Von fern standen die Weiber, voller Aufregung allen Vorgängen folgend, aber nicht wagend, näher zu treten.

Über dem seltsamen Bilde blaute der leuchtende Frühlingshimmel, die dunkeln Wipfel des Urwalds, die starren Felsenhäupter der Karpathen schauten darauf herab, und die heilige Sonne be-

schien mit göttlicher Gerechtigkeit Juden und Christen. Zuweilen gelang es Vogelgesang und Bachesbrausen, die gellenden Stimmen der Händler zu übertönen. Von den wilden Verrösfelsen schwang sich ein Adlerpaar auf und kreiste über der Schlucht.

Die Fremden hatten ihre sämtlichen Schätze aufgestellt, alles, was in der Verrös von weiblichen Gemütern begehrt werden konnte, lag kunstvoll ausgebreitet auf dem grünen Rasen: ganze Hügel von Flachs und feinen weißen Wollenstoffen, Bollwerke von bunten Bändern und seidenen Tüchern, duftende Gefilde von Spezereien und Gewürzen. Bekümmert gewahrten die Frauen, wie die Blicke ihrer Hausherren über diese Herrlichkeiten hinweg-glitten und auf Dingen haften blieben, welche den guten Weibern in diesen Augenblicken leicht entbehrlich erschienen; auf blinkenden Äxten und Messern, auf Säcken voll Pulver und Blei, auf mancher guten Büchse. Aber lange mußten die klugen Ebräer die weisen Bauern mit ihren Schätzen reizen und locken, bis sie von den Waldleuten erreichten, was zu erreichen sie die weite und mühselige Reise unternommen hatten. Erst als die Sonne sich neigte, machte der Anbruch der Dämmerung dem Tausch und Geschäft ein Ende; denn es hätte gegen jeden Brauch und alles Herkommen verstoßen, die Unterhandlungen am nächsten Morgen wieder aufzunehmen; der Vorteil dieser alten Sitte war sicher nicht auf Seite der Bauern zu suchen.

Während die Juden unter lautem Wehklagen über ihre schweren Verluste ihre Tiere beluden, ihre Karren und Kasten füllten, traten endlich auch die Weiber zu den erhandelten Gegenständen heran, und manches starke Frauengemüt bekam einen großen Schrecken. Aber erst nachdem alles in die Häuser gebracht und in den Kammern geborgen worden, begann das Beschauen und Klagen, das Prüfen und Schelten. Dann ward mit diesem und jenem zur Nachbarin geeilt und von neuem beschaut und geprüft und geklagt. Wer bei dem Vergleich gut fortkam, der konnte im stillen triumphieren, der wurde beneidet; war aber das Mißvergnügen auf beiden Seiten, so erschallten die Lamentationen im Chorus. Das war dann wenigstens Trost.

Schelten und Trösten dauerten bis spät in die Nacht hinein, und es war dieses Wesen gewissermaßen Brauch geworden, der

so heilig gehalten ward, wie jede andere heilige Sitte des Walddorfes. Und ebenso war es Sitte geworden, daß nach diesem Tage die Männer in Piatra schlechte Nachtruhe hielten. Und das will bei solchen Waldmenschen etwas besagen.

Aber die Bauern von Piatra verstanden das Unvermeidliche mit Würde zu tragen.

* 2 *

Ein Jude bleibt

Spät abends kam Michael Cibula von seinem Ausgange heim. Es war so finster, daß das Felsengebirg als eine einzige ungeheure schwarze Masse in den sternenlosen Himmel hineinwuchs. Im Wald war es dumpf wie in einem Gewölbe. Aber unbeirrt setzte Michael Cibula seinen Weg fort, so mit dem Orte vertraut, daß er kaum auf den Weg zu achten brauchte. In tiefem Sinnen schritt er dahin; denn in der Einsamkeit verlor sich dieser Mann stets in einem Labyrinth von Gedanken. Vollends in dieser Frühlingsnacht glich Michael Cibulas Geist dem mit dichtem Gewölk überzogenen Firmament: auch in seiner Brust waren, gleichwie am Himmel die Sterne, alle leuchtenden Gedanken ausgelöscht.

Er näherte sich dem bereits in tiefem Schweigen ruhenden Dorfe, als plötzlich hart am Wege eine dunkle Gestalt sich erhob, wie wenn sie dem Boden entstiege.

Michael Cibula, der als echter Waldmann so gut wie jeder andere Bauer von Piatra seinen unerschütterlichen Geister- und Teufelsglauben hatte, beeilte sich, drei Kreuze zu schlagen und den üblichen Spruch zu murmeln. Solchermaßen gegen jede Anfechtung des Bösen und alle Gefahren einer nächtlichen Geisterbegegnung gefeit, blieb er vor der unheimlichen Gestalt stehen, vollkommen darauf gefaßt, von dem Spuk angeredet zu werden, und bereit, eine derbe Antwort zu erteilen, eine echte Cibulaantwort.

„Michael Cibula!"

Das Gespenst kannte seinen Namen! Dennoch mußte es ihn schlecht kennen, sonst hätte es schwerlich die Sprechweise eines

Ebräers angenommen. Das war gerade der rechte Ton, um Michael Cibula in Versuchung zu führen!

In jedem Falle war es ein dummes Gespenst.

„He, du da! Wer bist du und was willst du?"

Demütig erwiderte das Gespenst: „Ein Jude bin ich und ein Geschäft will ich mit dem Bauern Michael Cibula machen."

Aber der fuhr drei Schritte vor dem eifrigen Geschäftsmann zurück. Einen Juden hatte er für ein ehrliches Gespenst gehalten, vor einem Juden hatte er drei Kreuze geschlagen und sogar den Geisterbann gesprochen! Für einen solchen Unhold hätte ein Fluch und ein Fußtritt genügt.

In hellem Zorn schnaubte Michael Cibula den Ebräer an: „Du ein Geschäft mit mir machen! Mache du dein Geschäft mit dem Teufel oder mit der verdammten Seele eures Judas Ischariot oder sonst mit jedem, der ein Geschäft mit einem räudigen Hund machen will."

„Das sollt Ihr tun," flehte der würdige Sohn Israels.

„Fort, Jude!"

Michael Cibula schrie es, als ob er Apage Satanas! riefe.

Aber der Jude war beharrlicher als der Teufel: der Jude blieb.

„Ich bin ein ehrlicher Jude und es ist ein ehrliches Geschäft," versicherte er mit weinerlicher Stimme, seinen langen hageren Leib windend. „Ist auch ein gutes Geschäft," setzte er hinzu, rühmend und lockend zugleich.

„Daß du mit deiner ehrlichen Schächerseele und deinem guten Wuchergeschäft vermaledeit seist!" schrie Michael Cibula und hatte nun wenigstens den Fluch von der Seele.

Doch wäre für den Juden der Christ ohne den Fluch kein rechter Christ gewesen; deshalb sagte der Händler mit neuem Mute und neuer Hoffnung im besten Lockton: „Es sind die reichen Juden von Tar, welche machen wollen mit den Bauern von Piatra das Geschäft. Es ist ein großes Geschäft!"

„So ködre die Bauern von Piatra, du jüdischer Kuppler! Vielleicht, daß sie dieses Geschäft mit euch machen!" versetzte Michael Cibula mit bitterem Hohne, der ihm selbst in die Seele schnitt.

Der Ebräer schlich hinter ihm her.

„Ich sag's dem Michael Cibula. Der Michael Cibula soll

machen das große Geschäft mit den reichen und ehrlichen Juden von Tar."

Da löste sich Michael Cibula auch der Fußtritt vom Herzen. In weitem Bogen flog das Jüdlein zu Boden, mitten in das Dickicht und Dornengestrüpp. Er lag und wimmerte kläglich. Tief aufatmend, ohne einen Augenblick stehen zu bleiben und umzuschauen, setzte Michael Cibula seinen Weg fort. Er war jedoch noch keine hundert Schritte gegangen, als er es schon wieder hinter sich drein huschen hörte.

„Die Juden von Tar lassen melden dem Bauern Michael Cibula — —"

„Daß dich der Teufel hole, du Höllenbrut," brauste Michael Cibula auf. „Wer sind diese Bestien von Juden von Tar, die dem Michael Cibula durch ein solches Tier etwas melden lassen?"

„Er heißt Michael Cibula und kennt nicht die Juden von Tar!" kreischte der Jude voll höchsten Erstaunens.

Und er fuhr fort, sich über die Unwissenheit des Bauern zu wundern. „Kennt nicht die Juden von Tar und es hat doch ein Jude von Tar Mirjam Cibula zum Weibe genommen. Leben doch ihre Nachkommen noch heute und lassen es sich wohlergehen vor dem Gott unserer Väter."

Es war ein Glück für den Juden, daß Wut und Grimm Michael Cibula für einen Augenblick übermannten, sonst wäre die lange Rede des geschwätzigen Mannes vielleicht seine letzte gewesen. Nachdem der Bauer einen Augenblick regungslos, wie gelähmt, dagestanden, ging er mit schweren Gliedern langsam weiter und es kostete ihn Anstrengung, zu reden.

„Sage mir, Jude, was ist es, das die Juden von Tar mir durch dich melden lassen?"

Sogleich war es dicht neben ihm; er hörte es in seine Ohren flüstern, als zischelte eine Schlange ihm zu: „Die Juden von Tar sind weise. Sie wissen viele Dinge; sie wissen, daß die Felsen der Verrös Silber bergen und die Bäche über Gold hinfließen. Und es wissen die weisen Juden von Tar, daß die Bauern von Piatra nicht anrühren dürfen dieses Silber und nicht nehmen können dieses Gold. Denn die weisen Männer, die ihre Väter waren, erließen ein Verbot, den Felsen der Verrös ihr Silber zu

rauben, und sie gaben ihrem Stamme den Befehl, den Bächen zu lassen ihr Gold. Und die Bauern von Piatra halten dieses Gesetz ihrer Väter heilig, gleich einem Gebot ihres Gottes."

Noch immer hielt sich Michael Cibula in Gewalt: er mußte von dem Juden noch mehr in Erfahrung bringen. „Von wem erfuhren die Juden von Tar alle diese Dinge?" murmelte er und konnte die Worte kaum aussprechen.

„Von Mirjam Cibula."

Michael Cibula griff um sich, in die Luft hinein. Der ganze mächtige Mann zitterte, er würgte die Worte hervor: „Und weil Mirjam — —" Er bekam den Namen nicht über die Lippen. „und weil das Weib alle diese Dinge den Juden von Tar verraten hat, schicken die Juden zu mir, auf daß ich das Gebot brechen und das Gesetz umstoßen solle?"

In seiner Stimme klang es wie Grollen und Rollen, als ob ein Gewitter sich in seiner Seele zusammenzöge, und wie vor einem Gewitter bei schwüler Luft ward dem Juden zumute. Langsam wich er zurück vor der gewaltigen Gestalt des Bauern, sich krümmend, als wollte er sich in seinen eigenen Leib verkriechen.

„Rede, Jude: warum schicken die Juden von Tar zu mir?"

„Darum: wenn Michael Cibula den Juden von Tar helfen will, daß sie eingelassen werden in die Verrös und ihnen zugewiesen werden die Felsen, welche bergen das Silber, und die Bäche, welche dahinfließen über das Gold — wenn Michael Cibula ihnen zu solchem verhelfen will, wollen sie ihn machen zum mächtigsten und reichsten Mann der Erde."

„Warum gerade mich?" fragte Michael Cibula, seine Lippen blutig beißend und nach Atem ringend, als ersticke er.

„Weil die Juden von Tar Macht und Reichtum zuwenden wollen dem Hause, daraus einst einer ihres Stammes sich ein Weib nahm."

Zugleich sprang der Mann behende zur Seite, denn er gewahrte, wie der Bauer zu einem gewaltigen Schlage den Arm hob.

Es war unmöglich, bei der Finsternis den Fliehenden zu verfolgen. In ohnmächtiger, sinnloser Wut rüttelte Michael Cibula an dem Stamm, hinter dem der Ebräer verschwunden, als fasse

und zermalme er den Leib des Mannes. Bis in den Wipfel erbebte der Baum.

Da vernahm Michael Cibula aus der Ferne den höhnenden Ruf: „Wenn der Bruder der Mirjam Cibula nicht will werden der reichste und mächtigste Mann, so fragen die Juden von Tar einen anderen. Wenn der Bauer zu dumm ist, wird weise sein ein anderer.“

Michael Cibula schrie auf und stürzte blindlings nach der Richtung, aus der die Stimme gekommen war. Ein gellendes Gelächter, ein Rascheln und Brechen in den Gebüschen, und die Nacht wurde wieder so still wie sie dunkel war.

Am nächsten Morgen nach einer schlaflos verbrachten Nacht begab sich Michael Cibula zur Wohnung Stefan Dozanas. Er ging aber nicht hinein, sondern wartete vor dem Hause, bis der Priester herauskam, um die Messe zu lesen; dann trat er ihm in den Weg, und da Stefan Dozana noch vor der Kirche stand, auch seinen Bauernmantel und noch nicht den Priesterrock anhatte, fühlte Michael Cibula sich nicht veranlaßt, ihn zu grüßen.

„Höre, Stefan Dozana,“ begann er in seinem rauhsten Ton, mit einem seiner finstersten Blicke. „Höre, ich habe mit dir zu reden.“

„So komm nachmittags in mein Haus.“

„Ich habe jetzt mit dir zu reden.“

„Dann sprich schnell, denn ich habe nicht lange Zeit, dich anzuhören.“

„So lange ich hier mit dir rede, wirst du Zeit haben, mich anzuhören.“

Sie sahen sich an und der Haß loderte beiden Männern gleich heiß aus den Augen. Dann fragte der Priester den Bauern: „Was hast du mir zu sagen?“

„Als ich gestern nach Hause kam, spät abends, um den Juden nicht zu begegnen, lauerte mir ein Jude auf. Er war aus der Judenstadt Tar und begehrte ein Geschäft mit mir zu machen. Da ich nun mit Juden keine Geschäfte mache, drohte der Mann, zu dir zu gehen. War er bei dir?“

„Weshalb willst du das wissen?“

„Weil ich es wissen will.“

„Ist das alles, was du mir zu sagen hast?"

„Ich weiß, daß der Jude bei dir war."

„Dann brauchst du mich nicht zu fragen."

„Er kam in der Nacht zu dir."

„Da du es weißt, brauche ich es dir nicht erst zu sagen."

„Sagte er dir, daß er mit mir das Geschäft habe machen wollen?"

„Wenn er es mit mir machen wollte, würde er mir schwerlich gesagt haben, daß du das Geschäft abgewiesen hast."

„Hast du es angenommen?"

„Und wenn ich es angenommen hätte?"

„Dann," entgegnete Michael Cibula, und er sprach plötzlich ganz ruhig und gelassen, „dann würde ich dich töten müssen."

Wieder sahen sich beide an in unversöhnlicher Feindschaft.

„Weil deine Schwester Maria den Juden von Tar den Gold- und Silberreichtum der Verrös verraten hat, würdest du mich töten müssen, wenn ich den Juden behilflich wäre, zu dem Gold und Silber zu gelangen?"

„Dann würde ich dich töten müssen," wiederholte Michael Cibula mit eisiger Ruhe. „Meine Schwester — die verflucht sei in alle Ewigkeit — soll keinen Bauern von Piatra dazu bringen, die alten Gesetze und Verbote unserer Väter umzustoßen."

„Michael Cibula!"

„Ich frage dich: was hast du den Juden von Tar durch ihren Boten antworten lassen?"

„Und du glaubst, daß ich dir das sage?"

„Wenn ich das nicht glaubte, hätte ich dich nicht hier gefragt, sondern hätte dich vor die Gemeinde gefordert, mir dort Rede zu stehen. Welche Antwort gabst du den Juden von Tar?"

Stefan Dozana erhob seine rechte Hand.

„Siehe meine Hand an."

Es war eine mächtige Hand, deren Schlag einen Menschen hätte töten können.

„Was ist mit deiner Hand?"

„Damit gab ich dem Boten meine Antwort."

Michael Cibula nickte voll düsterer Befriedigung.

„Das dachte ich von dir."

Aber zugleich regte sich in ihm ein Gefühl wie Neid.

„Übrigens konntest du den Juden von Tar gar keine andere Antwort erteilen; es lebt in Piatra niemand, der die Stelle kennt, wo die alten Bauern von Piatra ihre Schätze gesammelt. Als unsere Väter das Gesetz verfaßten, trugen sie zugleich Sorge, daß es nicht umgestoßen werden konnte; denn sie verschütteten die Gruben und vernichteten jede Spur. Selbst den Bächen gaben sie ein anderes Bett. Und wie auch die Bauern im geheimen nach Gold suchten, hat doch keiner jemals eine Spur davon wieder aufgefunden."

„So konntest du freilich leicht verschmähen, der reichste und mächtigste Mann der Erde zu werden," entgegnete Stefan Dozana mit einem höhnischen Lächeln.

Michael Cibula wollte auffahren; in demselben Augenblicke begann die Glocke zur Messe zu läuten; er verstummte, und Stefan Dozana begab sich in die Kirche.

Mit jenen fabelhaften Schätzen der ehemaligen Bewohner Piatras, mit dem Verschütten der Gruben und dem Ableiten der Bäche, deren Wasser über reines Gold geflossen sein sollte, verhielt es sich einer Sage nach — und bekanntlich war in Piatra Sage soviel wie Historie — folgendermaßen: Irgend ein fabelhafter Fürst aus Polen hatte von großen Schätzen vernommen, die in einem wilden Tal der Karpathen von Bauern gesammelt worden waren. Goldgierig sandte der Fürst viele Krieger hin, den Ort auszukundschaften. Aber die Bauern von Piatra rollten von ihren Felsen große Steinblöcke auf die Andringenden herab und versperrten mit ihren Leibern den Eingang der Schlucht, die zu ihrem Wohnort führte. Viele der Bauern wurden erschlagen, der Polen aber noch mehr.

Diese mußten unverrichteter Sache wieder abziehen.

Da kam der Fürst selbst mit einem großen Heer. Furchtbar war die Schlacht. Fast alle Waldleute verloren das Leben, ihre Schätze wurden eine Beute des Feindes. Und die Polen blieben in der Verrös als Herren.

Dreißig Krieger ließen sie als Besatzung zurück, und die dreißig Krieger wurden in einer Nacht von den Weibern der Getöteten erschlagen.

Davon vernahm irgend ein König von Ungarn, und dieser fabelhafte König belohnte die Weiber von Piatra königlich: er belehnte sie und ihre Nachkommen mit ewigen Rechten und ewigen Freiheiten, wie alles auf uralten Pergamenten zu lesen stand.

Die Bauern von Piatra gingen in die Messe! Sie gingen jeden Morgen in die Messe und jeden Abend auch; am liebsten wären sie auch jeden Mittag und Nachmittag gegangen; und es wäre ihnen als ein großes Unglück erschienen, hätten sie einmal nicht in die Kirche laufen können. Das kam indessen nur vor, wenn sie krank waren oder auf dem Sterbebette lagen, und dann kam die Kirche zu ihnen ins Haus; dann wurde das Sterbebett zum Altar, darauf ihre brechenden Augen das Allerheiligste gewahrten, ihrem sterbenden Munde der göttliche Leib gereicht ward, so daß gar mancher sein letztes Stündlein für das glücklichste und herrlichste seines Lebens hielt.

Auch an diesem Morgen füllten sie das kleine, dunkle Gotteshaus; sie überfüllten es. Die enge Halle, die vor einem halben Jahrtausend für die Väter gerade ausgereicht hatte, faßte nicht mehr die Söhne und Enkel. Sie knieten vor der Türe und auf dem Platze. Michael Cibula freilich meinte, daß sie auch im Walde knien könnten, unter Wipfeln und Felsen, und daß das grade für die Waldleute der rechte Platz sei.

Aber heute drängte auch er sich hinein; denn während er noch mit Stefan Dozana sprach, hatte er Josepha kommen und eintreten sehen. Sonst pflegte sie, wenn beide nicht zusammen kamen, auf ihren Mann vor der Kürchtür zu warten. Doch heute trat Josepha ohne ihn in die Kirche. Weshalb?

Und Michael Cibula drängte seinem Weibe nach, mit einer Hast, daß alle auf ihn sahen.

Da stand er nun unter den Männern, wollte beten und fand nicht die Andacht zum Gebet. Immer mußte er auf- und hinüberschauen, wo unter den Weibern Josepha kniete; keine hatte so reiches goldiges Haar wie sie, keiner stand das helle Gewand, der dunkle Granatschmuck und die schwarze Pelzhaube wie seinem Weibe. Ihre Augen konnte er nicht sehen, die hielt sie auf ihre gefalteten Hände gesenkt. Aber Michael Cibula wußte: keine hatte solche dunklen und solche — traurigen Augen wie sie.

Wenn sie den Priester ansah, leuchteten ihre Augen gewiß auf. Und während des ganzen Gottesdienstes spähte er, anstatt zu beten, zu Josepha hinüber, ob er ihre Augen nicht aufleuchten sähe.

Aber Josephas Kopf blieb gesenkt.

Da wies Stefan Dozana seiner Gemeinde das Allerheiligste.

Michael Cibula beugte sich in Demut und Zerknirschung so tief, daß seine Stirn fast den Boden berührte. Während er so dalag, fiel ihm ein: Jetzt sieht sie den Priester an! Jetzt können sie sich ansehen, ohne daß jemand es gewahrt. Wie ihre Augen sich jetzt herzen und küssen mögen!

Seine Zähne stießen knirschend zusammen; aber er richtete sich nicht auf; er blieb sogar länger am Boden liegen, als die anderen. Als er sich endlich erhob, war Josepha schon aufgestanden.

Die Gemeinde drängte sich zu dem Priester, alle ließen sich segnen. Nur Josepha blieb stehen, wo sie stand.

Hart an Michael Cibula vorüber schritt Stefan Dozana. Doch war er in diesem Augenblick für Michael Cibula nicht Stefan Dozana, sondern der Priester, der den Leib des Herrn austeilte, der das Blut des Heilandes trank, ein fast heiliger Mann. Und als er an ihm vorbeikam, neigte der Bauer sein Haupt und ließ sich segnen. Es schien, als ließe der Priester seine Hand auf der Stirn seines Feindes länger ruhen, als auf den Häuptern der anderen.

Vor der Kirchentür wartete Michael Cibula auf Josepha, und als diese kam, schritten beide, wie immer, schweigend ihrem Hause zu. Sie gingen dicht nebeneinander, und doch lag ein Abgrund zwischen diesem Weibe und diesem Manne, wie er nicht tiefer zwischen den Felsen von Piatra und den Abhängen des Kryvan war, dem schönen Gebirge jenseits der Schlucht.

Als die beiden Gatten sich ihrem Hause näherten, sprang ihnen ihr kleiner Sohn entgegen, sich zwischen sie und an seine Mutter drängend. Aber Michael Cibula trieb den Knaben fort.

Während heute Stefan Dozana in der Kirche die Hand auf dem Haupt seines Feindes hatte ruhen lassen, mußte er daran denken, daß er die Rache in seiner Hand hielt. Er hielt sie in beiden Händen.

In der einen Hand hielt er die Rache als Mensch, in der

andern als Priester. Seine Rache als Mensch ließ sich durch ein Weib vollführen, seine Rache als Priester durch sein Priestertum.

Er konnte das eine oder das andere, er konnte beides wählen. Er konnte Michael Cibula zuraunen: Ich vermag dich von deinem Weibe zu scheiden. Und er konnte ihm zudonnern: Ich scheide dich von Gott! Und doch hatte seine segnende Hand heute schwer auf dem Haupt seines Feindes geruht.

Der Bote der Juden kehrte inzwischen zu der Stadt Tar zurück und meldete: „Sie wollen das Geschäft nicht machen."

„Hast du gesprochen mit dem Bruder der Mirjam?" forschte der Patriarch der Juden, ein schöner, gewaltiger Greis, der ihn ausgeschickt hatte.

„Ich werde nicht wieder mit ihm sprechen zum zweitenmal."

„Was sagte Michael Cibula?"

„Was soll er gesagt haben? Er stieß mit dem Fuß nach dem Juden wie nach einem räudigen Hund, und hätte den Juden am liebsten totgeschlagen wie einen räudigen Hund," entgegnete der gekränkte Bote mit einer Jammermiene.

„Und der Priester?" forschte der Greis.

Der Jude machte ein Gesicht, als ob er greinen wollte, grinste jedoch nur. Dabei kniff er, wie im höchsten Entzücken, beide Augen ein, schnalzte mit der Zunge, als ob er eine Lieblingsspeise koste, und deutete auf sein Gesicht, dessen eine Wange eine seltsame Spur zeigte, fast wie das Merkmal eines gewaltigen Backenstreiches. Und er wimmerte: „Was fragt mich Baruch Kolon nach der Antwort des Priesters, seht, wie des Priesters Antwort geschrieben steht auf meinem Gesicht. Aber — —" und der Jude dämpfte seine Stimme zum Flüstern, „aber ein Geschäft ließe sich machen mit ihm."

Er riß plötzlich beide Augen auf und schielte dem Patriarchen verschmitzt in das ehrwürdige Antlitz. „Aber es müßte sein ein Geschäftchen."

„Wie meinst du das?"

„Nu, das mein' ich."

Als Baruch Kolon bald darauf dem Weib seines Sohnes Jehuda begegnete, sagte er ihr: „Ein Mann aus Tar ist in der

Heimat deiner Mutter Mirjam gewesen und hat mit dem Bruder deiner Mutter gesprochen. Es ist dort ein Land, darin Milch und Honig fließt."

Die schöne Jüdin war blaß geworden, ihre dunklen Augen füllte ein heißer Glanz; doch wagte sie nicht, den Patriarchen weiter zu fragen. Sie ging zu ihren Kindern, denen sie den ganzen Abend von der Heimat ihrer toten Mutter erzählte.

Dort war es schön!

* 3 *

Die Juden bleiben

Der Frühling verging, es verging der Sommer. Urs Cibula half dem Hirten seines Vaters die Ziegen- und Schafherden hüten, mit den flinken Tieren um die Wette weit im Walde und hoch zwischen den Felsen umherkletternd, so daß er oft tagelang ausblieb und seine sanfte Mutter sich um ihn sorgte. Im Schatten der Fichten, auf weichem Moospolster, oder im Sonnenschein unter Gestein und Geröll liegend, ließ er die duftenden Alpenkräuter über sich zusammenschlagen und starrte zwischen nickenden Blumen und Gräsern in die blaue Himmelsflut. Er dachte an nichts und an vieles: an die frische Bärenfährte, die der Hirt in der Nähe der Herden aufgespürt, an den Adlerhorst, den er selber entdeckt, an Ilja Dozana und an die Blumen, die sie am meisten liebte. Und er dachte an die Juden, die den lieben schönen Heiland ans Kreuz geschlagen. Dann ward er „wild" wie der Vater. „Und du weißt, mein Vater heißt Michael Cibula!"

Der Herbst kam, brachte graue, kalte Tage, und die Waldleute rüsteten sich für den Winter.

Die Männer untersuchten ihre Waffen und Fallen, gossen Kugeln, schliffen ihre Schnitzmesser und musterten die Vorräte an trockenen Arvenstämmen und Zirbenholz. Die Weiber hatten viel in den Flachskammern zu schaffen. Sie suchten Spindeln und Spulen hervor, hantierten mächtig an den Webstühlen herum und geboten mit schärferen Stimmen als gewöhnlich den Töchtern und Mägden.

Auch die Jungfrauen von Piatra blieben nicht müßig. Spindel und Spule mußten sie freilich in Anbetracht ihrer Jugend und Unerfahrenheit den Müttern und älteren Mägden überlassen. Denn in Piatra ward der Schlüssel zur Flachskammer nur der Erfahrung anvertraut, und um mit genügender Würde am Webstuhl sitzen zu können, mußte man erst gar Bäuerin sein. Dagegen führten die blondhaarigen, braunäugigen Töchter der wilden Verrös in der Federkammer des Hauses die unbestrittene Herrschaft, bei der es gar lustig und bunt zuging.

Da lagen vor den jungen Mädchen die schimmernden Hüllen aller der Vögel, die Brüder und Väter das Jahr über erlegt hatten. Jede Art hatte ihren besonderen Platz, durch eine zierliche Schranke von der anderen getrennt. Hier leuchtete neben dem dunkelbraunen Gefieder des Falken und Weihen das wie Kleinodien schillernde Federkleid des Auerhahns und des Fasanen; dort glänzte der weiße Flaum der wilden Gänse und Schneehühner; der silbergraue von Kranich und Reiher. Wer zählte die Schnepfen, Birkhühner und Krammetsvögel, die Blaudrosseln und Buntspechte, die Pirole, Häher und Wildtauben, welche alle ihr fröhliches Leben hatten lassen müssen, um die Kammern der Jungfrauen von Piatra zu füllen! Die eine oder die andere konnte sogar mit der Krause eines Lämmergeiers, konnte mit Adlersfittichen prunken.

Sogleich wurden die Federn geprüft, die Farben gewählt und die Muster ersonnen, welche von den geschickten Händen der jungen Künstlerinnen auf Bänder und Gürtel genäht werden sollten. Auch trug in der Verrös jede Braut an ihrem Ehrentage ein Kleid mit breitem, buntem Federsaum, das sie selber verfertigt hatte: an langen Winterabenden, wenn in dem mächtigen Ofen die Tannenscheite prasselten, der Sturm um das Haus heulte und die Ahne Schauergeschichten erzählte, welchen auch, den horchenden Jungfrauen nicht wenig zum Trost, die Burschen von Piatra zuhörten. Dann gab es ein Drehen und Wenden, ein Kichern — —

Und jede Jungfrau von Piatra trug Sonntags und Feiertags eine hohe steile Federkappe, die auf dem goldigen Haar wie ein Diadem strahlte.

Es war an einem trüben Novemberabend. Tief drückten die Wolken auf die Felsen der wilden Verrös herab, als wollten die schwarzen Himmelsdünste die herbstliche Erde unter sich begraben, da erscholl durch die Gassen des Dorfes wieder einmal der Ruf: „Die Juden kommen!"

Alles lief aus den Häusern, man steckte die Köpfe zusammen, fragte, riet, wußte nichts, ward aufgeregt und immer aufgeregter.

„Die Juden kommen!"

Und je näher sie kamen, um so angstvoller wurden die Gesichter der Frauen, um so düsterer die Blicke der Männer. Die Kinder begannen sich zu fürchten und erhoben ein Zetergeschrei.

Und die Juden kamen. Sie kamen im Herbst, zu einer Zeit, wo ihr Kommen nicht Brauch war, wo sie gar nicht kommen durften.

Aber sie kamen nicht als Händler mit Sack und Pack, mit Maultieren und Karren; sondern sie kamen als Flüchtlinge und Verfolgte: sie kamen mit Weibern und Kindern, mit Habe und Gut, soviel sie davon gerettet hatten. Sie kamen in großer Menge. Zahlreicher beinahe als die Waldleute lagerten sie vor dem Dorfe und schickten Abgesandte: eine von den Christen vertriebene, umherirrende Judengemeinde bäte die Bauern von Piatra um Herberge und Schutz.

Seit Piatras Blockhäuser standen, war den Bauern von Piatra kein solches Ansinnen gestellt worden. Die Erregung ergriff selbst die Gemüter der Würdevollsten.

Bei anbrechender Nacht kamen die Häupter der Familien vor der Kirche zusammen. Die Beratung währte so kurz, daß Michael Cibula nicht einmal Gelegenheit bekam, aus vollem Herzen wild zu werden. So schickten denn die Waldleute die Boten der Ebräer mit dem Bescheide zurück: Die Bauern von Piatra weigerten den Juden Herberge und Schutz, und sei es auch nur für eine einzige Nacht.

Die Waldleute waren noch nicht auseinander gegangen, als schon die Ältesten der vertriebenen Judengemeinde auf dem Kirchplatz erschienen, schöne Greise, die den Fürsten der Verrös an Würde des Wesens und Hoheit der Erscheinung nichts nachgaben. Tief sich vor den Bauern neigend, baten sie, vor dem Dorfe ihr Lager aufschlagen und ihr Feuer anzünden zu dürfen:

nur für eine einzige Nacht! So groß war der Christen Haß, daß sie die Bitte beinahe geweigert; aber so groß war der Juden Demut, daß sie dem Stolz der Bauern beinahe geschmeichelt hätte. Als nun der Älteste der jüdischen Gemeinde flehend den Saum des Gewandes von Stefan Dozana erfaßte und auch der Rabbiner ihm huldigte, da geschah es, daß auf des Priesters Fürsprache hin die Bauern von Piatra den Juden vor ihrem Dorf zu bleiben gewährten: doch nur eine einzige Nacht!

Michael Cibula ging zornig davon.

Über Nacht fiel der erste Schnee, er fiel so stark, daß die Feuer der Juden verlöschten. Zugleich trat heftiger Frost ein.

Unter gellendem Geschrei kamen am Morgen die Weiber der Juden ins Dorf gelaufen. Sie hielten ihre halbnackten Kinder in die Höhe und wehklagten, daß ihre Kinder umkommen müßten, wenn die Waldleute ihnen nicht Obdach gewährten, nur für diesen einzigen Winter! Die schwarzhaarigen leidenschaftlichen Frauen boten in ihrer Verzweiflung einen schrecklichen Anblick dar.

Es gab einen großen Tumult.

Aber die Ältesten der Juden wiesen die Weiber mit den Kindern zurück, traten mit entblößten Häuptern vor die Waldleute, neigten sich tief und baten, für den Winter bleiben zu dürfen; außerhalb Piatras, wo es den Herren von Piatra beliebe. Dafür wollten sie nächstes Frühjahr zahlen: Mehl und Flachs, Pulver und Blei, für jeden Mann ein Pfund und für jedes Weib ein halbes.

Nachdem sie ihre Bitte demütig vorgebracht, begaben sie sich sofort wieder in ihr Lager zurück, dort des Bescheids der Waldleute zu harren.

Diesmal tagten die Häupter feierlich im Gemeindehaus. Sie saßen an dem gewaltigen Tisch aus Eschenholz, daran schon die Ahnen über das Wohl und Wehe der Waldrepublik zu Rate gesessen, und legten ihre braunen Stirnen in ernsthafte Falten; denn ernsthaft erschien allen die Wendung der Dinge.

Die Bauern von Piatra erkannten die Notlage der Fremden an, aber die, welche sie um Hilfe in der Not angingen, waren Juden.

Wären die wilden Tiere des Waldes verfolgt und verwundet vor ihr Dorf gekommen, um sich bei den Menschen zu bergen,

die Waldleute hätten die wilden Tiere von ihren Wohnstätten vertrieben.

Also: Fort mit den Juden!

Da stieg in Stefan Dozanas Seele etwas auf, das für die verfolgten wilden Tiere bat.

Aber es war nicht Erbarmen, das den Priester sich erheben und für die Juden sprechen hieß: „Sie haben sich vor uns gedemütigt. Weisen wir sie fort, so ziehen sie davon gleich Verhungernden, denen der Gesättigte die Brotrinde verweigert, und die nun hinziehen, um elend zu sterben. Dann wären wir die Gedemütigten. Bleiben sie aber — nur für einen einzigen Winter und an dem Ort, den es uns beliebt, ihnen anzuweisen, so müssen sie in ihrer Erniedrigung vor uns beharren. Und welcher Anblick könnte Gott und den Heiligen wohlgefälliger sein, als der von Juden, die sich vor Christen erniedrigen! Was könnte uns vom Himmel höher angerechnet werden, als wenn wir über den Stamm, der das Lamm Gottes geschlachtet, triumphieren? Deshalb sage ich: Laßt die Juden bleiben."

Nicht zufällig war es, daß Stefan Dozana bei dieser Rede auf Michael Cibula blickte, diesen wütenden Todfeind der Juden, und während der Priester ihn ansah und die wilde Bewegung gewahrte, die über sein Gesicht zuckte, dachte er an den Grimm, den Michael Cibula empfinden würde, wenn es ihm gelingen sollte, das Bleiben der Juden durchzusetzen. Deshalb rief er nochmals mit starker Stimme: „Ich stimme dafür, daß die Juden bleiben."

Da sprang Michael Cibula vom Sitz in die Höhe. Seine Faust ließ er auf den Tisch niederschmettern, daß ein Beben durch den vielhundertjährigen Stamm ging, und er rief: „Einen Feind Gottes und dieser christlichen Gemeinde nenne ich jeden, der dafür stimmt!"

Durch die Versammlung ging ein Flüstern, die Bauern neigten die Köpfe zu einander wie die Wipfel im Walde, ehe sie vor dem Ausbruch des Sturmes rauschend zusammenschlagen. Stefan Dozana entgegnete auf die wilden Worte mit kaltem Hohn: „Jeder in dieser christlichen Gemeinde weiß, weshalb Michael Cibula die Juden haßt; er haßt die Juden — nicht weil sie die Feinde Gottes sind, sondern weil Maria Cibula, seine Schwester, einen

Juden und Feind Gottes geliebt hat. Wessen Haus eine solche Erinnerung bewahrt, dessen Mund sollte schweigen, wo gerechte Männer sonder Liebe und Haß ihre Stimmen für oder wider erheben."

Als sich Michael Cibula von seinem alten Widersacher vor den Häuptern der Gemeinde solcher Art an die Schande seines Geschlechtes gemahnt hörte, leuchtete es in seinen Augen auf wie eine vom Sturm angefachte Flamme. Seiner kaum mächtig, wandte er sich von Stefan Dozana ab, der Gemeinde zu.

„Mit dem Hasse, von dem meine Seele voll ist, stimme ich wider die Juden, ich werde wider sie stimmen, so lange ich meine Stimme erheben kann.

Die Juden kommen zu uns. Sie sind in großer Not und bitten um Herberge und Schutz. Ein Jude lag in großer Not in unserem Walde und mein Vater ließ den Juden aufheben und gewährte ihm Herberge und Schutz. Und was tat der Jude? Meines Vaters Hand hatte seine Wange gestreichelt, er aber ballte seine Hand und schlug mit der Faust in das Gesicht dessen, der ihm Gutes getan. Der Jude erschlug seines Wohltäters Herz und nahm ihm die Tochter.

Nehmet die Juden auf in ihrer Not, streichelt ihnen die Wangen und sie werden euch mit der Faust ins Gesicht schlagen — ins Herz! Sie werden euch euern Frieden nehmen.

Was nun den Mann anbetrifft, der im Rate dieser christlichen Gemeinde für Aufnahme der Juden stimmt, so laßt es mich ihm ins Gesicht sagen: Ich warne euch vor diesem Manne! Häupter dieser christlichen Gemeinde, ich, einer der euren, Michael Cibula, ich warne euch, auf Stefan Dozana zu hören. Nicht weil sein Stamm meinem Stamme seit Menschengedenken feind, nicht, weil er mir in tiefster Seele verhaßt ist, nicht weil er mir sein Lebenlang Böses angetan und antun wird, warne ich euch vor diesem Manne — sondern weil dieser Mann zu jenen Priestern gehört, die statt zu dienen, herrschen wollen. Ich warne euch vor Stefan Dozana, der über euch herrschen will wie der Herr über seine Knechte. Und nun stimmt mit ihm für die Aufnahme der Juden, die er euch als Geißel geben will, um daraus für sich ein Zepter zu machen."

Damit ging Michael Cibula, wie das seine Art war, in vollem Zorn hinaus, mächtig die schwere Tür hinter sich zuschlagend.

Düster blickten die Versammelten sich an, düster sahen sie auf ihren Priester. Dieser war erblaßt. Doch faßte er sich, stand auf und sprach mit einer Stimme, die er mit Mühe in seiner Gewalt hielt: „Jeder in dieser Gemeinde weiß es, und der Mann, der soeben in wildem Zorn davon ging, hat es selbst gesagt, daß er mein Feind sei. Und jeder von euch weiß, daß dieses Mannes Weib, Josepha, mir schon als Kind in inniger Liebe zugetan war, und daß ehemals sie und ich im ganzen Dorf für ein künftiges Paar galten. Da kam der wilde Cibula und erwarb sich die Jungfrau von ihrem Vater zum Weibe. Und ferner weiß jeder von euch, daß Josepha Cibula ihrem Manne zwar eine gehorsame und ergebene, aber eine bleiche und stille Hausfrau ist. Mehr braucht keiner zu wissen, der vorhin die sinnlose Rede des jähen Mannes vernommen. Denn es hat Michael Cibula keinen anderen Grund, gegen die Juden zu stimmen, als den, in allem gegen mich zu sein. Nun erwägt, ob ich schweigen oder sprechen soll, ob ihr an mich glauben, oder mir mißtrauen wollt ob ihr auf mich zu hören gedenkt, oder auf jenen."

Lange war es still in der Halle. Stefan Dozana dünkte die Luft in dem hohen Raum so schwer und schwül, daß es ihm den Atem versetzte. Dann neigten die Genossen mit bedeutungsvollen Blicken sich einander zu und der Älteste sprach: „Wir wollen dir glauben und wollen auf dich hören. Mögest du bei deinen Worten eingedenk sein, daß du unser Priester bist, in dessen Hände Gott das Heil unserer Seelen gegeben hat."

Damit war das Schicksal Piatras entschieden.

Stefan Dozana aber sprach: „Ich stimme dafür, daß die Juden bleiben, wo es uns beliebt, so lange es uns beliebt. Aber ich stimme gegen die Bezahlung, die sie uns gegeben haben; sei sie auch hoch. Ihren Lohn für Herberge und Schutz laßt uns verwerfen; statt dessen laßt uns ihre Dienste heischen. Sie sollen dienen! Sie sollen dienen, wie unsere Knechte dienen mit Rücken und Händen. Aber nicht uns sollen sie dienen, sondern Gott und den Heiligen. Gott wird an den dienenden Juden Wohlgefallen

haben, und in seinem Wohlgefallen wird Gott unserer und unserer Sünden gnädig gedenken.

Hört, was ich rate. Bekannt ist, wie unsere christliche Gemeinde seit vielen Jahren nach einer neuen Kirche verlangt. Denn unsere Kirche ist zwar ein alter Tempel, darin unsere Väter seit einem halben Jahrtausend und länger Gott und die Heiligen angebetet haben. Aber immer weniger vermag das Gotteshaus die wachsende Gemeinde zu fassen. Auch ist es ein unansehnlicher Bau, unwürdig Gottes, seines Sohnes, dessen göttlichster Mutter und der Heiligen.

Lasset uns Gott, Christo, seiner göttlichsten Mutter und den Heiligen eine neue Kirche bauen! Lasset sie uns bauen aus Stein, mit hohem Turm und innen herrlich geschmückt; je herrlicher sie sein wird, um so mehr werden wir Gnade finden für unsere Sünden, die zahllos sind wie Sand am Meer.

Und es ist euch bekannt, daß wir des Baues einer steinernen Kirche nicht kundig sind.

Die Juden sollen uns die steinerne Kirche bauen.

Lasset uns von diesen Feinden Gottes und der Heiligen Gott und seinen Heiligen eine Kirche bauen. Und wenn sie zu dem Baue nur die Steine brechen und herbeischleppen, so wäre das Gott so wohlgefällig, daß am Tage des Gerichts unsere Sünden von uns abfallen würden wie im Herbst die welken Blätter vom Baume.

Deshalb stimme ich, so lange ich meine Stimme erheben kann, für das Bleiben der Juden."

Und mit ihm stimmten alle. Laut riefen sie ihrem Priester nach. Alle dachten nur an die neue Kirche und an den Sieg über die Juden, nur an die Freude Gottes und an die Vergebung ihrer Sünden; kein einziger, dem Michael Cibulas Warnung in den Sinn gekommen wäre. Von Stefan Dozana angeführt, zog das ganze Dorf ins Lager der Juden.

Und die Ebräer erhielten den Bescheid: Die Bauern von Piatra erteilen der vertriebenen Judengemeinde Erlaubnis, an einem von der Gemeinde noch zu bestimmenden Ort zu bleiben, sich daselbst aus Zweigen und Moos Hütten zu bauen und diese Hütten ein volles Jahr zu bewohnen. Dafür haben die Juden den Bauern von Piatra zu geben: weder Mehl noch Flachs, weder Pulver

noch Blei, wohl aber ihre Dienste von der Zeit ab, wo der Schnee von den südlichen Abhängen des Krywan fortgeschmolzen ist, bis daß er dort wiederkehrt. Und es bestehen diese Dienste in Folgendem: an einer noch zu bezeichnenden Stelle Steine zu brechen und diese nach dem Dorfe zu schaffen. Weigern sich die Juden, den Bauern von Piatra solche Dienste zu leisten, so sollen sie binnen drei Stunden das Lager räumen; und am Abend des nächsten Tages muß auch der letzte Ebräer dem Gebiet der Waldleute fern sein.

Zu welchem Zwecke die Juden den Bauern solche Dienste leisten sollten?

Zu einem heiligen Zweck.

Was mit den gebrochenen Steinen geschehen sollte?

Aus den Steinen sollte eine Kirche gebaut werden.

Da erschallte das jüdische Lager von Wehgeschrei.

Die Waldleute gingen wieder: in einer Stunde wollten sie Bescheid haben.

Nachdem sie sich entfernt, traten die Juden unter ihre wehklagenden Weiber und geboten Ruhe; und als es still geworden, begann Baruch, der Älteste, Weiseste und Gerechteste, zu der bedrängten Gemeinde zu reden: „Jehovah schlägt sein Volk mit schwerer Not. Verjagt haben uns die Christen, uns vertrieben aus unseren Hütten und von unseren Äckern. Unsere Dörfer mußten wir verlassen und hingeben viel köstliche Habe und reiches Gut, um denen zu entgehen, die uns hassen und verfolgen. Denn sie trachten uns nach dem Leben, uns, unseren Weibern und unseren Kindern. Aber der Herr deckte sein Volk vor unseren Feinden mit einer Wolke, daß unsere Feinde mit Blindheit geschlagen wurden. Also hat Gott sein Volk nicht verlassen. Er hat uns geführt in dieses Tal, wo es gibt Wald und Weide, wo es geben wird Acker und Feld. Es hat der Herr uns gewiesen in dieses Land, von dem die Sage geht, daß die Felsen Erz und kostbares Gestein bergen und die Bäche reines Gold. Der Herr hat es seinem Volke gezeigt: Hier sollt ihr Hütten bauen!

Darum müssen wir bleiben, darum müssen wir den Christen dienen.

Fordern sie von uns, für ihren Gott einen Tempel zu bauen, so müssen wir bauen den Tempel.

Und wir werden wohnen bleiben und reich und mächtig werden im Lande; und Gott, der Herr, wird segnen das Werk unserer Hände, die für den Tempel der Christen Steine gebrochen. Er wird segnen unsere Häupter, die für den Tempel der Christen Steine getragen. Wir werden gesegnet sein, wir und unsere Kinder bis ins sechste und siebente Glied."

Tiefe Stille folgte dieser Rede des großen Weisen und kein Mund wagte Widerspruch. Auch der Rabbiner der Juden, der junge Jehuda, trat vor und rief: „Gelobt und gepriesen sei der Herr, unser starker und gewaltiger Gott, der sein Volk in diese Wildnis geführt und ihm das Land zeigte, wo stehen sollen seines Volkes Hütten, wo weiden sollen seines Volkes Herden, wo blühen sollen seines Volkes Äcker und leben und gedeihen seines Volkes Kinder und Kindeskinder. Das ist das Land, darin für Israel Milch und Honig fließt."

Und es trat vor des Jehuda junges Weib. Sie hieß Dozia und wurde von den Juden geehrt, als ob sie eine Königin wäre. Das geschah sowohl um ihrer großen Schönheit, als um ihrer Tugend willen, die beide ohnegleichen waren. Und es geschah, trotzdem ihre Mutter eine Christin gewesen.

Dieses herrliche Weib trat vor, bückte sich, hob mit ihren prachtvollen Armen einen schweren Stein auf, legte ihn auf ihr stolzes Haupt und rief lachenden Mundes: „Sehet, wie leicht!"

Da jubelten alle, die es sahen, hoben große Steine auf und riefen frohlockend: „Sehet, wie leicht!"

Darauf begaben sich die Ältesten mit ihrem Patriarchen Baruch Kolon und ihrem Rabbiner Jehuda zu den Bauern von Piatra, neigten sich tief und sprachen: „Die Juden von Tar wollen euch dienen."

Am Abend dieses ereignisvollen Tages war es in Piatra, als ob die Waldleute ein Fest feierten. In langen Reihen zogen Frauen und Jungfrauen durch die Gassen, geschmückt wie am höchsten Feiertage, und riefen einander mit heller Stimme zu: „Die Juden von Tar dienen uns!"

Und alle lachten.

„Die Juden von Tar brechen uns Steine!"

Und alle jubelten: „Die Juden von Tar tragen uns Steine!"

Und alle priesen Gott.

Jubelnd kam Urs Cibula nach Hause gelaufen: „Vater, Vater! Steine tragen uns die Juden von Tar!“

Aber Josepha wehrte ihrem Knaben. Sie tat es mit einem so bleichen Gesicht, sie deutete mit einer so angstvollen Gebärde nach der Kammer des Vaters, daß das Kind erschrak, verstummte und sich angstvoll an seine Mutter schmiegte.

Aus der Kammer drang ein Ton — — Josepha wußte nicht, war es ein Fluch oder ein Stöhnen gewesen.

Auch im Lager der Juden gab es Sorgen und Leidenschaften, welche die dunkle Nacht nicht zur Ruhe bringen konnte. Von der Seite ihres Mannes erhob sich die schöne Dozia, schlich aus dem Zelt und trat in die feierliche Finsternis hinaus.

Sie stand, lauschte auf das Tosen des Waldbachs im Grunde der Schlucht, auf das Rauschen der Wipfel im Walde und starrte in die Nacht, bis ihre Augen sich an die Schatten gewöhnten und sie das beschneite Dorf wie in einer Nebelwolke schwebend erblickte.

Das war die Heimat ihrer Mutter gewesen, die nun die ihre werden sollte und die ihrer Kinder. Dasselbe Dorf, aus dem ihre Mutter hatte weichen müssen, als sei sie von der Pest behaftet, nahm jetzt die Tochter auf. Ihrer Mutter war der Fluch ihres Volkes gefolgt — würde der Mutter Segen den Fluch vernichten können, den der Haß von Christen und Juden auch auf ihrer Kinder Häupter geschleudert? Oder würde an den unschuldigen Kindern der Väter Sünde heimgesucht werden?

Geschrieben stand, daß es so geschehen sollte bis ins sechste und siebente Glied.

Und Dozia schlich zurück. Aber nicht wieder an die Seite ihres Mannes, sondern zu ihren Kindern, bei denen sie wachte und betete, bis der Morgen graute.

Denn sie wußte: nicht Gottes Stimme — die Stimme eines Weibes hatte die vertriebenen Juden von Tar in dieses Tal geführt.

Doch der weise Baruch Kolon wußte es besser.

* 4 *

„Hier lasset uns Hütten bauen!“

Und die Bauern von Piatra wiesen den Juden von Tar einen Fleck an, der lag — damit ein Abgrund die Kinder des Himmels von den Kindern der Hölle trennte — auf der anderen Seite der Schlucht, an den südlichen Abhängen des Krywan, eines gewaltigen und herrlichen Gebirgsstockes.

Aber damit die Christen sich jederzeit an dem Anblick der erniedrigten Juden weiden könnten, war die Stelle, welche die Fremden als Wohnstätte zugeteilt erhielten, Piatra gerade gegenüber und an einem der schönsten Plätze des großen und schönen Gebietes.

Es war eine weite Halde, die hoch an den Lehnen des Krywan emporlief; fast den ganzen Tag beschien die Sonne die heitere Wiese. Nirgends sonst in der Verrös trug der Boden so kräftige Kräuter, nirgends zeigte sich ein so saftiger Graswuchs wie hier. Nirgends sonst stieg das wilde Gebirg in so sanften Hängen hinan. Prächtig und mächtig stand ringsum der Wald mit vielhundertjährigen Stämmen. Er schützte die Halde vor den Lawinen des Krywan.

Stefan Dozana kannte die Fruchtbarkeit und Schönheit dieses Platzes sehr wohl. Aber er bedachte, daß man grade vom Hause Michael Cibulas aus, welches von allen Gebäuden Piatras der Schlucht am nächsten lag, den vollen Überblick über das neue Judendorf hatte. Das bedenkend, wußte er die Gemeinde zu bestimmen, jene Stelle zu wählen. Auf diese Weise sollte Michael Cibula täglich vor Augen gehalten werden, wer in Piatra der Mächtigere sei.

Sorglich prüften die Juden den Platz, sowohl seine Lage und Umgebung, als auch Boden, Gestein und Gewässer. Nachdem sie lange betrachtet und geprüft, sprach der weise Baruch Kolon: „Großes Heil ist Israel widerfahren. Hätte der Herr seinem Volke freie Wahl gegeben, sich von dem Lande, so weit und so hoch es vor uns liegt, zu wählen die Stätte, welche die gesegnetste sei,

um seines Volkes Hütten zu fragen, und hätte der Herr sein Volk erleuchtet mit Weisheit bei der Wahl — ich sage euch: wir hätten gewählt von allem Lande die Stätte, die uns zugewiesen haben unsere Feinde, welche uns demütigen wollen und schlagen. Hoch wird erhoben werden, wer tief erniedrigt worden. Gott, dich loben wir, Herr, dir danken wir. Hier laßt uns Hütten bauen!"

Und es ward ein großes Frohlocken unter den Juden.

Schon in den nächsten Tagen schmolz an den südlichen Abhängen des Krywan der Schnee wieder; an der nördlichen Seite dagegen blieb er liegen, so daß bei den Juden Frühling zu sein schien, während die Christen bereits Winter hatten, und jene im Sonnenschein, diese im Schatten lagen. Die Fremden liefen in den Wald, und da ihnen verboten war, Stämme zu fällen, erkletterten die jungen Männer die Bäume und hieben Äste ab, reichlich so stark wie mäßige Stämme. Diese wurden von den Frauen und Kindern nach der Wiese gezogen; andere beluden sich mit Zweigen oder sammelten in großen Tüchern Moos. Es war ein fröhliches Stättegründen.

Unterdessen bestimmten die Ältesten den Umkreis des Wohnortes, sie bestimmten die Gassen, und wo ein freier Platz bleiben, wo das Gemeindehaus und wo der Tempel erbaut werden sollte. Darauf segnete der Patriarch die Stätte, und das Hüttenbauen begann. Es war keine Arbeit, sondern eine Freude, und die Vertriebenen feierten nachträglich mit Tannenzweigen das Laubhüttenfest.

Wenn die schöne Dozia daher wandelte mit grünen Ästen beladen, so war's, als schritt eine Göttin des Waldes einher. Doch gebärdete sich die stolze Erscheinung gar holdselig menschlich. Sie scherzte mit den Frauen und Mädchen, lachte die Männer an, streute den Kindern weiches Moos in die Locken. Für ihre Tochter Makkabea wand sie eine Krone aus Tannenreis, welche zu dem flammenden Haargewirr des Kindes gar herrlich stand; weniger paßte diese Zierde zu den Augen, die wild unter dem feierlichen Schmuck hervorglühten. Jedoch Makkabea riß sich den Kranz wieder ab. Ihr Bruder Asarja sah es, hob ihn auf und hing ihn über ein hölzernes Kreuz, mit dem die Waldleute einen Platz bezeichnet hatten, wo jemand auf jähe Weise um sein Leben gekommen.

Das gute Wetter dauerte mehrere Tage; aber kaum hatten die Juden ihre Hütten gebaut und sich mit ihrer Habe häuslich eingerichtet, als der Winter mit Macht hereinbrach und alle Bemühungen der Sonne, dem Krywan seine leuchtenden Gewänder zu entreißen, vergeblich waren. Den Himmel, nachdem er viele Tage lang ununterbrochen ein dichtes Flockengeriesel über das Tal ausgeschüttet, überschwemmten Fluten tiefsten Azurblaues, in welches die Felsengebirge, ähnlich einem Zuge gewaltigen weißen Gewölkes, hoch hinein ragten. Im Grunde der Schlucht toste der Bach zwischen Eismauern hin, darüber die bereiften Büsche ihre langen silbernen Zweige fallen ließen. Wie Hallen eines kristallenen Zauberpalastes stiegen an den Felsen die Wälder auf. Wenn die Sonne hinein schien, alle leuchtenden Tiefen mit Glanz füllend, so war es ein Schimmern und Flimmern, als hätte das Gestein sich geöffnet und Gold und Silber ströme heraus.

Gleich am ersten Tage war für Dozia, für ihren Mann und ihre Kinder, sowie für den Patriarchen Baruch eine Hütte aus Steinen aufgeführt und innen mit Moos und Tannenzweigen verkleidet worden. In einer der Abteilungen des grünen Raumes wurde ein Webstuhl aufgestellt, daran Dozia die schönen schimmernden Gewänder webte, die sie gewöhnlich trug, und die sie nur jetzt, in dieser Zeit der Trübsal für Israel, mit dunklen Kleidern vertauscht hatte. In diesem Winter gedachte sie sich ein Trauergewand zu weben, das sie anlegen wollte, wenn im Frühling die Juden den Christen Frondienste leisten würden. Sie saß vor dem hohen Stuhle so schön und emsig, als wäre sie die herrliche Heidin Penelope.

Sah Dozia von ihrer Arbeit auf, so erblickte sie durch das kleine Fenster das herrliche Bild des winterlichen Gebirges und sie erblickte das schwarze Balkenhaus der Cibula, darin ihre Mutter geboren worden war.

Mit welcher Deutlichkeit entsann sie sich der vielen Erzählungen ihrer Mutter von diesem Hause! Mit leiser, bebender Stimme waren sie dem Kinde zugeraunt worden, gleich Heimlichkeiten, die laut werden zu lassen Todsünde war. Wie hatte Dozia gelauscht, wie hatte ihre Phantasie sich das Haus der Cibula aufgebaut: ein Tempel in Blumenhainen, unter rauschenden Wipfeln,

hoch über der Tiefe schwebend. Das Haus der Cibula, der Wald von Piatra und die Felsen der Verrös waren die Märchen gewesen, die Dozia von ihrer Mutter vernommen, und die sie dann selbst ihren Kindern erzählte; auch leise und heimlich.

Nun waren die Märchen Wahrheit geworden, und diese unerbittliche Wirklichkeit der Dinge krampfte ihr starkes Herz zusammen. Zerfallen lag der Tempel, die Haine waren zu Wildnissen geworden, das Blumengefilde eine Öde von Felsen und Klippen. Vergeblich versuchte sie die Gestalt ihrer Mutter heraufzubeschwören; sie vermochte das holdselige Bild nur in schattenhaften, schwankenden Zügen zu bannen. Grade hier, in der Heimat ihrer Mutter, wo alle Erinnerungen der Gestorbenen als Gebilde vor ihr aufstiegen, versagte sich die Verklärte der Tochter.

In solchen dunkeln Stunden war es Dozia, als gliche das finstere Haus der Cibula mit seinem hohen, spitzen Dach einer Riesenfaust, die feindselig zu ihr herüberdrohte: Was will die Jüdin in der Heimat ihrer christlichen Mutter? Zuweilen lag es auf ihr wie das Gefühl einer Schuld, einer schweren Verantwortung.

Endlich schwand die Kälte; die rauhe Luft ward milder, Frühlingsstürme brausten auf, zersplitterten die Wipfel, rüttelten an den Schneemauern und Eiswänden, daß diese barsten und mit Donnergetöse ins Tal stürzten.

Dann feierte die Sonne ihren Liebestriumph. Mit heißem Bemühen schälte sie die Hüllen von der toten Erde, küßte die schöne Gestorbene wieder ins Leben zurück. Sie erstand unter dem Brautgesang der Vögel, den heiligen Leib mit Blumen bedeckt.

Auf den Abhängen des Kryvan blühten Anemonen und Primeln volle zwei Wochen früher als in den Waldungen Piatras. Noch hatten die Kinder der Ebräer sie nicht gepflückt, als schon die Waldleute den Juden Botschaft sandten und die Ältesten vor die Häupter der Gemeinde beschieden. Stefan Dozana wies ihnen den Felsen, davon sie Steine brechen und den Ort, wohin sie diese tragen sollten. Darauf gebot man den Knechten der Christen mit unverhohlenem Triumph: „Beginnt!"

Und die Juden begannen.

Es war, als sei für das Volk Israel die alte Zeit der Sklaverei

wiedergekommen, jene Zeit, wo die Kinder des heiligen Stammes den Ägyptern helfen mußten, ihre ewigen Tempel und Königsgräber erbauen. In den Felsen der Verrös arbeiteten die Männer der Juden, und die Weiber trugen auf ihren Köpfen das Gestein den weiten beschwerlichen Weg nach dem Dorfe.

Als Makkabea zum ersten Male ihre Mutter im Trauergewand Steine tragen sah, schrie sie laut auf; Asarja schlich davon, betete und dankte Gott, daß er seine leidenschaftlich geliebte Mutter den Christen Dienste tun ließ. Dieses älteste Kind Dozias hatte ein trübseliges Gemüt, das bei großer Sanftmut bedenklich zum Dunkeln und Phantastischen neigte und bei allen Erscheinungen des Lebens, die nicht Liebe und Frieden waren, tiefe Qualen erduldete.

Der Steinbruch lag in einer Kluft des Kryvan; die Frauen mußten mit ihrer Last zuerst in die Schlucht hinab, alsdann auf der anderen Seite wieder hinauf und durch das ganze Dorf ziehen.

Die Waldleute blickten auf den Zug der Steinträgerinnen wie siegreiche Fürsten auf das unterjochte, ihnen dienende Volk. Sie duldeten, daß ihre Frauen die jüdischen Weiber verspotteten und beschimpften, daß ihre Kinder den Kindern der Juden ins Gesicht spien. Nur Michael Cibula wandte sich grimmig von dem verhaßten Anblick ab, und sein Sohn war der einzige Knabe im Dorfe, der nicht in das allgemeine Spottgeschrei miteinstimmen durfte. Diese unverdiente und ungerechte Schmälerung seiner Freuden versetzte Urs in heftigen Zorn; selbst Ilja konnte ihn nicht trösten. Weil diese zu weinen anfing, sobald ein Judenkind verhöhnt oder angespuckt wurde, bekam Urs ganz feindselige Gesinnungen gegen seine beste Freundin.

Einmal machte der Ingrimm in des Knaben Seele sich gewaltsam Luft. Einer Schar von Judenkindern, welche Steine trugen, ging ein Mädchen voran, nicht viel größer als Ilja Dozana; doch lag ein schwerer Stein auf ihrem Kopfe, der von leuchtenden Locken umringelt ward. Es war fast, als habe das seltsam schöne Kind sich den Block aufgelegt, um den Brand auf ihrem Haupt zu löschen.

Als Makkabea die beiden Christenkinder gewahrte, blieb sie stehen und starrte mit ihren großen glühenden Augen zu ihnen

hinüber. Doch sah sie nur den Knaben an, mit einem so eigentümlich erstaunten und erschrockenen Blick, daß es diesen heiß und kalt überlief, als sollte ihm etwas zu leide geschehen. Bleich vor Zorn ging er auf das Judenkind zu, dessen Gesicht, das die gelbliche Blässe des Elfenbeins hatte, ebenso staunend und erschrocken betrachtend, wie er selbst angesehen wurde. Dicht vor Makkabea hintretend, hob er die Hand und schlug der Wehrlosen ins Antlitz, gerade über die Augen.

Der Stein entglitt ihr; sie wankte und fiel, hart mit der Stirn aufschlagend, so daß sie sogleich blutete. Aber nur Ilja Dozana hatte laut aufgeschrien, als Urs seine Mißhandlung ausführte.

Makkabea erhob sich augenblicklich wieder, wischte das Blut aus dem Gesicht, hob den Stein von neuem auf den Kopf. Alles das tat sie langsam, dabei fortwährend den Christenknaben anschauend. Erst als die anderen Kinder sie jammernd umringten, wandte sie dem jungen Fanatiker den Rücken und ging langsam davon, als sei nichts geschehen. Sie hatte kein Wort gesprochen und ihr Blick bis zuletzt seinen Ausdruck von Schrecken und Staunen behalten. Urs sah, wie ihr rotes Haar voller Blut klebte, wie Blut aus der Stirn über das Gesicht rann.

Als Michael Cibula seines Sohnes Tat erfuhr, blieb er vollkommen ruhig; er nahm den Knaben bei der Hand und begab sich mit ihm auf die andere Seite der Schlucht zu den Juden hinüber. Dort ließ er sich die Hütte des Rabbiners Jehuda Kolon zeigen, trat ein, berichtete dem Rabbiner die Missetat seines Knaben und verlangte, daß das geschlagene Mädchen gerufen würde. Dozia kam mit ihren Kindern; Makkabea trug noch die Stirne verbunden. Nun sollte der Christenknabe dem Judenmädchen Abbitte tun. Urs regte sich nicht. Michael Cibula griff nach seinem Sohne, als ob er ihn würgen wollte Da legten sich die Eltern ins Mittel und baten für den trotzigen Knaben. Doch bei ihren ersten freundlichen Worten war Urs bereit, sich zu demütigen. Sein Vater sprach ihm die Worte vor: „Ich, Urs Cibula, bitte Makkabea Kolon für meine schändliche Tat um Verzeihung."

Als Jehuda und Dozia den Namen des jungen Missetäters hörten, wurden sie bleich und wagten nicht aufzusehen. Und beide

erschraken in tiefster Seele, als Makkabea leidenschaftlich ausrief: „Deinen Schlag behalte ich doch im Gesicht!"

Ohne ein weiteres Wort ging Michael Cibula davon; Urs ließ sich mehrere Tage lang weder vor seinem Vater noch vor seinen Kameraden sehen. Endlich suchte Ilja Dozana ihn auf und fand ihn bei den Verrösfelsen, wo sie oft zusammen spielten. Als der Knabe das Mädchen kommen sah, warf er sich auf den Boden und war nicht zu bewegen, sein Gesicht zu zeigen.

Diesen ganzen Sommer hindurch blieb er im Gebirg bei den Hirten.

Für Stefan Dozana brachte der Sommer eine ununterbrochene Reihe von Festen: als Bauer von Piatra und als ein Dozana konnte er jeden Tag von neuem seinen Triumph über Michael Cibula genießen und als Priester jeden Tag die Demütigung der Juden feiern.

Auf der Gasse und in der Kirche, im Bauernrock und im Priesterkleide predigte er den Waldleuten den Haß gegen Israel, verkündigte er das Heil, das der Gemeinde durch die Unterjochung der Juden zuteil werden würde. So war es denn um die Vergebung ihrer Sünden gut bestellt: mit jedem Stein, den jüdische Hand von ihren Felsen brach, sank eine Schuld von ihnen ab. Stefan Dozana stand bei der Baustelle und zählte an den herbeigeschleppten Bausteinen die abgelösten Sünden seiner Gemeinde.

Endlich war es geschehen: der letzte Stein lag da! Aber nach des Priesters Meinung waren der Sünden, die den Waldleuten vergeben werden mußten, noch viele. Ein halbes Jahr lang hatten die Juden für die Christen Pönitenz und Buße verrichtet und ihnen den Weg zum Himmel gebahnt; es mußte schön sein, sich diesen Weg mit glatten Steinen pflastern, womöglich mit Blumen bestreuen zu lassen. Meisterlich verstand Stefan Dozana diese Himmelsbahn zu schildern: voller Ruheplätze für die armen Seelen, mit Rosen und Lilien besteckt, so daß man nur zu pflücken brauchte, um sich zur Feier der ewigen Seligkeit zu bekränzen.

Solchermaßen vorbereitet, waren die Bauern von Piatra im geheimen froh, als die Juden eines Tages, da sich auf die Abhänge des Krywan die erste Schneedecke gelegt, zu ihnen kamen

und sich erboten: die Himmelsstraße für die Christen mit schönen glatten Steinen zu belegen. Die Ältesten traten vor die Häupter der Gemeinde, neigten sich tief und sprachen: „Duldet unsere Hütten noch ein zweites Jahr auf dem Berge Kryvan, so wollen wir für euch und euern Gott den Tempel bauen, dessen Steine wir gebrochen und herbeigetragen."

Und ehe noch die Waldleute etwas erwidern konnten, zog Baruch Kolon aus seinem Kaftan eine Rolle, die er vor ihnen ausbreitete. Darauf erblickte man die herrlichste Kirche: mit einem hohen Turm, an der Pforte zwei Säulen, die ein schimmerndes Gebälk trugen, über dem ein strahlender Engel schwebte; dieser hielt eine Tafel, darauf stand geschrieben: „Diese Kirche erbauten den Bauern von Piatra zum ewigen Gedenken die vertriebenen Juden von Tar. Gebt Gott die Ehre!" Um die Kirche herum waren die Waldleute mit Weib und Kindern abgemalt, wie sie sich ihres herrlichen Heiligtums freuten. Mit großem Gefolge kam ein Bischof geritten, um die Kirche zu weihen; und als der Bischof den stolzen Bau erblickte, erhob er staunend die Hände. Dasselbe tat sein Gefolge und alles fremde Volk, das mit dem Kirchenfürsten gekommen war. Abgemalt waren auch die Blockhäuser des Dorfes, der Wald, die Schlucht, das Gebirge, alles so, wie es in Wirklichkeit zu sehen.

Und ehe die Waldleute von ihrem freudigen Erstaunen, das vor den Juden zu verbergen sie aller ihrer Würde bedurften, sich erholt hatten, sprach Baruch Kolon: „So, wie ihr es hier vor euch sehet, bauen wir euch und euerm Gott den Tempel. Dafür sollt ihr uns dulden auf dem Berge Kryvan noch ein zweites Jahr oder so lange, bis wir den Tempel vollendet. Und es soll Gott zu Ehren und euch zum ewigen Gedenken geschehen."

Also redete der Patriarch demütig und würdevoll zugleich, und als er geendet, wandten er und die Ältesten sich zum Gehen, um des Bescheides der Gemeinde zu harren. Da erhob sich Stefan Dozana und rief: „Bleibet und bauet!"

Michael Cibula sprang auf. Bleichen Angesichts, mit geschwollenen Stirnadern, streckte er beide Hände empor und schrie: „Es muß abgestimmt werden. Wer dafür stimmt, der ist ein

Verräter an seiner Heimat, ein Übeltäter an seinen Kindern, ein Verbrecher gegen Gott und ein ganz unsinniger Mann."

Er stürzte zu Baruch Kolon hin, riß diesem das verführerische Bild aus der Hand, zerfetzte es in hundert Stücke: „So gebe ich meine Stimme ab! Und zugleich schwöre ich, Michael Cibula, bei den heiligen Sakramenten: wird die Kirche, deren Abbild ich soeben vor euren Augen zerrissen, von diesen Juden aufgebaut, so hören ich und mein ganzes Haus auf, Glieder dieser unchristlichen Gemeinde zu sein."

Und wieder schritt Michael Cibula in heißem Zorn davon und wieder neigten sich bald nachher die Juden tief vor der Gemeinde. Denn, um ihrer vielen Sünden und um ihrer Seligkeit willen wollten die Bauern von Piatra die Kirche von den Juden von Tar erbauen lassen: „Gott zu Ehren und sich selbst zum ewigen Gedenken."

Eiligst kehrten die Ältesten in ihr Dorf zurück, zunächst um den von Michael Cibula zerirssenen Bauplan wieder herzustellen. Als die Juden den Bescheid der Bauern von Piatra vernahmen, erhoben sie ein großes Frohlocken.

Nur Jehuda ging still davon und zu seinem Weibe.

„Alle stimmten für den Bau der Kirche durch die Juden; allein der Bruder deiner Mutter Mirjam stimmte dagegen. Er tat es mit so wilden und zornigen Worten, wie ich sie niemals von einem Christen gegen uns gehört habe. Alle werden in der neuen Kirche Gott dienen und beten, nur deiner Mutter Bruder nicht. Denn so sind wir ihm verhaßt, daß er und sein ganzes Haus lieber in die Wildnis beten geht, als in das Heiligtum, welches jüdische Hände errichtet. Auch scheint er zu merken, was mein Vater Baruch für Israel Großes ersonnen hat."

Am Abend kam Dozia zu dem Vater ihres Mannes, ihr prachtvolles Haar gelöst, daß es sie wie ein langer schwarzer Schleier umwallte. So herrlich und zugleich so gramvoll anzusehen, warf sie sich vor Baruch Kolon nieder und rief zu ihm auf: „Führe unser Volk wieder fort von hier! Denn du weißt es: nicht Gottes Stimme war es, die Israel in dieses Tal geführt, sondern die meine, die du dann deinem Volk als Stimme Gottes gedeutet. Führe uns wieder fort! Sonst schlägt uns der

Fluch, der auf uns ruht, uns schlägt er und unsere Kinder bis ins sechste und siebente Glied."

Und sie klagte und weinte vor Baruch Kolon die halbe Nacht hindurch.

Aber der Weise wollte des Weibes Schreien nicht hören und schalt ihre Rede Unglauben und Zweifel an dem Willen des Himmels, der durch ihren Mund zuerst zu ihm und dann durch ihn zum Volke gesprochen hatte.

Da ging Dozia hinweg und am nächsten Morgen legte sie von neuem ihr Trauergewand an.

Baruch Kolon aber sprach zu den Seinen: „So erfüllt sich auch hier das Wort des Herrn."

* 5 *

Und sie bauten!

Und sie bauten! Zunächst für sich selbst. Statt der Hütten aus Zweigen und Moos bauten sie Häuser aus Balken und Stein. Sie bauten so wohl und so fest, als ob nicht allein sie, sondern auch ihre Nachkommen die Häuser bewohnen sollten — bis ins sechste und siebente Glied.

Die Waldleute hätten Einsprache dagegen erheben können, namentlich, was das Fällen der Bäume anbetraf, ließen sich indessen genügen, darüber zu erstaunen. Sie spotteten auch wohl, daß die Juden sich für das eine Jahr so große Mühseligkeiten bereiteten; und da Steine brechen und Steine tragen ihre liebste Lebensbeschäftigung zu sein schien, verachteten sie sie nur um so mehr.

Nur dem Priester Stefan Dozana wollten ihre Anstalten bedenklich erscheinen; als er jedoch gewahrte, mit welchen wütenden Blicken Michael Cibula nach dem schönen Kryvan hinüberblickte, schwieg er dazu.

Der Winter blieb überaus mild und beinahe schneefrei, so daß die Juden die ganze Zeit hindurch für sich Steine brechen und aufmauern konnten. Wieder halfen Weiber und Kinder, und wieder war die Arbeit ein Fest, waren die Mühseligkeiten Freuden. Die herrliche Dozia indessen schienen die Steine schwerer

zu drücken als im vergangenen Sommer, wo sie doch als Magd der Christen getragen: trauervoll schritt sie in ihrem düsteren Gewand dahin. Ihre Kinder und die Stammgenossen verstanden dieses verwandelte Wesen nicht und empfanden Scheu vor Dozias dunklem Ernst.

Als die Milde der Witterung auch nach Weihnachten anhielt, sandten die Waldleute nach dem Kryvan hinüber: die Ebräer möchten mit dem Bau der Kirche beginnen! Doch ließen die Juden zurücksagen: es sei beschlossen und besprochen worden, daß sie erst nach Ostern anfangen sollten. Das hatte seine Richtigkeit. Bei der allgemeinen Aufregung, die über den stolzen Kirchenbau und die nochmalige Unterjochung der Fremden in Piatra herrschte, hatte man bei dem Abkommen, welches die Christen mit den Juden getroffen, nicht genug den Anfangstermin beachtet, den der weise Baruch Kolon auf die christlichen Ostern gesetzt. Freilich lag um diese Zeit gewöhnlich noch tiefer Schnee in der Verrös.

So mußten sich die Waldleute gedulden; es wurde ihnen schwer genug. Denn seit dem Herbst träumten nnd sannen sie nichts anderes, als ihre Kirche fertig zu sehen, und wäre es nur um auf der Tafel, die der schwebende Engel hielt, lesen zu können, von wem das herrliche Heiligtum gebaut worden und wem „zum ewigen Gedenken!"

Aber in ihren Gedanken setzten alle an Stelle des Wortes: Gedenken etwas anderes und alle lasen: zum ewigen Dank!

Nach Weihnachten waren die Bauten der Ebräer auf den Abhängen des Kryvan bereits so weit fortgeschritten, daß die Juden Arbeiter entbehren konnten. Unter den Ältesten fanden viele Beratungen statt, worauf die Entbehrlichen die Kolonie verließen und hinab in die bewohnten Täler zogen, und weiter in die Ebenen und Städte. Nach einigen Wochen kamen sie wieder zurück, ihrer mehr, als gegangen waren. Sie brachten hochbeladene Maultiere mit, Zugvieh, allerlei Geräte, Sämereien und sonst viel Nützliches.

Die Waldleute gewahrten alles und freuten sich; denn sie meinten, daß alles für den Bau ihrer Kirche geschehe. Und als Baruch Kolon mit seinem Sohn zu ihnen herüberkam, sich tief vor

ihnen neigte und bat, die Bauern von Piatra möchten den Juden von Tar gewähren, die Wiesen, welche ihre Hütten umgaben, bis zur Grenze des Waldes mit Gemüsen und anderen Früchten des Feldes bestellen zu dürfen, damit sie sich mit ihren Weibern und Kindern bei der harten Arbeit des Sommers kräftig nähren könnten — als der Weise vom Berge Krywan voller Demut so sprach, gewährten die Leute vom Walde, um was man sie bat. Aber es sollten nur solche Feldfrüchte sein, die im Frühling gepflanzt wurden und im Herbst geerntet sein mußten.

Diese Erlaubnis, auf dem Berge Krywan zu säen und zu ernten, wurde den Ebräern nicht in Übereinstimmung aller erteilt, und es waren viele in Piatra, die laut dagegen murrten. Die Unzufriedenen mehrten sich, als man eines Tages eine stattliche Viehherde, Tiere von einer viel besseren Art, als die Bauern von Piatra sie besaßen, in das Judendorf eintreiben sah.

Da nun die Waldleute hinübersandten, um wegen der Herden Beschwerde zu führen, kam der ehrwürdige Baruch Kolon selbst, um seinen Stamm zu entschuldigen: die Kinder Israels hätten nach Milch geschrien. Ob sie die unschuldigen Kindlein hätten schreien lassen sollen?

Die Bauern beharrten bei ihrem Unwillen und wollten die Herden auf ihrem Berge nicht dulden. Aber diesesmal legten sich die Bäuerinnen ins Mittel, und das mit solchen kräftigen Stimmen für die Notdurft der jüdischen Kinder, daß die Männer wohl oder übel schweigen mußten. Auch waren die Herden nun einmal da.

Es war aber durch die Fremden Streit und Unfrieden in die fromme Gemeinde gekommen, so daß in Piatra täglich gehadert wurde.

Schuld an diesem Unwesen trug die Erregung, die sich seit der Ankunft der Ebräer aller bemächtigt und die Gemüter aus ihrer Dumpfheit aufgerüttelt hatte. Es war nicht anders, als wären die Bauern von Piatra aus einem vielhundertjährigen Schlaf aufgewacht und wüßten nun nicht, was anfangen mit ihren Lebensregungen: ob sie stehen oder gehen, schweigen oder sprechen sollten. So taumelten und schrien sie denn und benahmen sich im Gefühl ihrer Kraft gleich ungebärdigen Knaben, die sich schon Männer dünken. Und schuld daran war der gegen-

seitige Haß der beiden mächtigsten Häuser des Walddorfes. Diese Leidenschaft, welche erst die Ankunft der Juden völlig entfesselt hatte, spaltete das Dorf in zwei feindliche Lager: hie Dozana, hie Cibula! Der Streitruf der Dozana war mächtiger, der der Cibula dagegen klang wilder. Doch war es, wie überall, auch hier die Macht, die entschied. Vielleicht, daß ohne den Bau der neuen Kirche die Partei Michael Cibulas zugenommen hätte; denn dem Christentum vieler Gemüter war durch die einmalige Demütigung der Juden und das Anbahnen der Himmelsstraße Genüge geschehen, so daß sie wohl auf fernere Triumphe über die Feinde Gottes und eine Pflasterung jenes überirdischen Weges verzichtet hätten. Aber die neue Kirche mit ihrem hohen Turm, ihrem schwebenden Engel, ihrer leuchtenden Gedenktafel war das Danaergeschenk der Juden an die Christen.

Und sie bauten! — — Baruch Kolon war von früh bis spät auf dem Bauplatz. Wenn der Patriarch, die Rollen mit den Plänen in der Hand, auf dem Gestein saß, glich er in dem langen Gewande, mit dem schönen, gewaltigen Greisenantlitz und dem silberweißen Bart, der über die Brust herabwallte, einem der heiligen Erzväter seines Volkes. Genau, wie es auf dem Plan verzeichnet, gab er alles an, jedem seine Tätigkeit zuweisend. Während der Arbeit sprach er Worte der göttlichen Weisheit, so daß die Juden den Christen einen Tempel bauten, in dem sie andachtsvoll den Verkündigungen ihrer Propheten lauschten.

Mit dem Bauen übereilten sie sich nicht, führten noch keine Mauern auf, sondern glätteten vorerst die Steine, meißelten die Verzierungen aus, bildeten die Säulen, das Gebälk und den schwebenden Engel. Sie taten das alles mit solcher Kunst, daß die Waldleute, die nur weiches Holz zu behandeln vermochten, staunend zusahen und sich, wiewohl mit steigender Ungeduld, in den langsamen Fortschritt des Baues fügten.

Stefan Dozana besuchte den Platz jeden Tag. Doch geschah es häufig, daß die weisen Lehren und frommen Sprüche des Patriarchen den Priester vertrieben. Dann blickten die Ebräer sich an, als habe der Gott der Juden über den Gott der Christen triumphiert, nicht bedenkend, daß da ist nur e i n einziger, alleiniger und einiger Gott.

Zwei Tage in jeder Woche blieben die Ebräer auf ihrem Berge: am jüdischen Sabbath und am christlichen Sonntag. Im ersten Jahr ihrer Dienstzeit hatten sie auch an den Festtagen der Christen Steine brechen und tragen müssen, und die Bäuerinnen standen im Festschmuck auf der Gasse und höhnten und beschimpften die Juden lauter als an Wochentagen. Jetzt fingen die Bauern an zu befürchten, daß der Heiligkeit des Werkes Abbruch geschähe, und so ungeduldig sie auch waren, so sehr sie sich auch gebärdeten wie Kinder, die nicht erwarten können, bis sie das Verlangte bekommen, so baten sie doch schließlich Stefan Dozana, die Juden am Sonntage feiern zu lassen. Diesen Tag benutzten die Ebräer, um an ihren neuen Häusern und auf den neuen Feldern zu arbeiten, deren jungfräuliche Erde herrliche Früchte zu geben versprach.

Es waren in diesem Sommer nur die jüdischen Männer im Dienst der Christen. Als die Bauern sich darüber beklagten und auch die Arbeit der Frauen und Kinder verlangten, wurden sie mit ihrer Forderung kalt abgewiesen: Dieselbe sei unberechtigt! Nur mit den Juden sei der Vertrag geschlossen worden. Seit wann man Verträge mit Weibern und Kindern mache?

Aber die Weiber und Kinder hätten im vergangenen Sommer auch Steine getragen, antworteten die Christen.

Sie hätten aus freiem Willen den Männern geholfen.

So blieben denn die Frauen und Kinder zu Hause, gruben und pflanzten, säten und jäteten — ernteten! Die Waldleute sahen ihre schöne, grüne Halde bis zur Grenze des Waldes umgeackert und in Parzellen eingeteilt; sie sahen die üppig aufsprießende Saat, sahen die ebräischen Frauen und Kinder mit froher Gartenarbeit beschäftigt und hatten darüber ihren stillen und lauten Ärger, den letzteren besonders die Frauen.

An schönen Abenden, wenn nach dem Untergang der Sonne die Stille des Tales noch stiller ward, vernahmen sie den Gesang der Juden. Es waren düstere, eintönige und feierliche Weisen; aber sie sangen doch, während die Waldleute schwiegen.

Selbst die Herdenglocken der jüdischen Gemeinde klangen viel froher als die von Piatra.

Gesang und Glockenläuten entflammten Michael Cibula zu

hellem Zorn; aber am meisten reizte ihn der Juden Tätigkeit auf den Feldern. Er sah jene tun, was die Christen hätten tun sollen, und das schon vor einem halben Jahrtausend. Er hatte gemahnt und gemahnt und immer von neuem der Gemeinde vorgeschlagen, auf den sonnigen Abhängen des Kryvan Feldfrüchte zu bauen. Doch die weisen Häupter hatten zu allem den Kopf geschüttelt: Waldbauern wären sie, Waldbauern blieben sie! Hätte der Vater nicht Korn und Flachs gebaut, so sollte es auch der Sohn nicht tun. Nun, die Söhne taten es nicht, aber die Juden.

Blieb dieses Volk noch ein drittes Jahr in der Verrös, so würden im dritten Jahre die Juden auf der Christen Gebiet Weizen schneiden; für die Christen blieb die Spreu übrig. Und Michael Cibula lachte grell auf.

Es dauerte lange, indessen endlich kam es so weit: sämtliche zum Bau der Kirche nötigen Steine lagen behauen und geglättet. Sie glänzten und gleißten im Sonnenschein; aber ringsum war die Erde aufgewühlt, der Rasen zertreten, so daß es keinen frohen Anblick gewährte. Die Säulen und das Gebälk jedoch waren im Schatten des Waldes selbst gezimmert und hergerichtet worden und bedeckten den dunkeln Moosgrund wie die Trümmer eines Tempels, darüber der wilde Wald aufgeschossen. Der Engel stand an einem Platze, den Heckenrosen und Efeu überspannen. Auf Kopf und Schulter des Seraphs setzten sich die Vögel und sangen dem schönen blassen Steinbilde alle ihre Lieder, als wollten sie den glänzenden Marmor zum Leben erwecken.

Auf die Tafel, darauf noch keine vielbedeutenden Lettern eingegraben standen, malte die Sonne geheimnisvolle goldene Chiffern, eine strahlende Runenschrift, welche die Menschen nicht zu deuten vermochten. Und doch gab auch sie „Gott die Ehre."

Während der schöne Cherubim, der die Bauern von Piatra an der Schwelle ihres Gotteshauses zu ewigem Gedenken mahnen sollte, noch voll göttlicher Ruhe auf das Weben des Waldes zu lauschen schien, ergriff immer heftigere Ungeduld die Bauern. Sie ließen ihre Arbeit im Stich und liefen aus den Häusern, um die Steine zu ihrer Kirche im Sonnenschein leuchten zu sehen. Endlich — es war Hochsommer geworden — wurde der Grundstein gelegt.

An diesem Tage durfte kein Jude über die Schlucht. Piatra feierte den Tag als glänzendes Fest. Die Partei der Cibula hielt sich grollend zurück; doch sie wurde immer kleiner, und mit jedem Baustein, der in der Sonne aufglänzte, gewannen die Dozana einen neuen Genossen. Sie taten sich mächtig hervor und empfingen die Ehren des Tages, daß es fast war, als würde nicht zu einem Hause Gottes, sondern zu einem Tempel der Dozana der Grundstein gelegt.

Noch stand dort, wo sich das Heiligtum erheben sollte, der Wald, auch ein Tempel, mit düsteren Riesensäulen, dunklen Hallen und dämmerungsvollen Kuppeln. Feierliche Stimmen füllten die schönen Wölbungen: Waldesweben, Windessausen und Sturmgebraus. Auch der Altäre waren viele: für alle Götter! Sammetweiche Moosdecken bekleideten sie, das Himmelswasser des Taues glänzte darauf und die Erde opferte dafür ihre Blumen und Früchte. Den schallenden Chorgesang ließen die Vögel ertönen; aber Betende und Priesterin zugleich war die Natur. Wenn diese göttliche Verkünderin der Herrlichkeiten des Himmels bei dem großen Hochamt des Frühlings das Allerheiligste enthüllte und sich das Mysterium der Wiedergeburt vollzog, ging ein Beben durch den Tempel, als durchströme ihn der lebendige Odem Gottes.

Doch die Menschen bauten ein anderes Heiligtum zu anderem Gottesdienst; und als der Grundstein dieses Sanktuariums in die Tiefe sank, ging es wiederum durch den Wald wie ein großes Erschauern. Aber nicht der Hauch Gottes war davon die Ursache, sondern die Hand des Menschen, die an den Stamm, der dort stand, wo der Altar sich erheben sollte, die Axt anlegte. Es war eine gewaltige Zirbelkiefer, und als sie krachend stürzte, lief ein Seufzen durch die Wipfel, daß es schier schaurig klang.

Auf der anderen Seite der Schlucht lauschten die Juden den dumpf dröhnenden Schlägen, die das Echo wie in wildem Hohn nachhallte; und als der erste Stamm fiel, begegneten sich die Blicke der Kinder Israels. Es war Sabbath, so daß auch die Juden den großen Festtag der Christen heiligten. Nur die schöne Dozia blieb in ihrem Trauergewand, das sie doch sonst an jedem Feiertag gegen ein glänzendes Kleid vertauschte. Michael Cibula aber, der von seinem Gärtchen aus den Wipfel des stolzen Baumes

wanken, sich neigen und sinken sah, ging voll schmerzlichen Ingrimms in sein Haus und in des Hauses entlegenste Kammer.

Aufgeschreckt von dem Geprassel, flogen ringsum die Vögel davon, so daß auf dem Platz, wo in Zukunft das Wort Gottes gepredigt werden sollte, ein langes banges Schweigen ward. Dann erhob der Priester seine Stimme. — —

Es war in diesem Jahr nicht mehr die Rede von dem Fortziehen der Ebräer; denn wer hätte dann die Kirche bauen sollen? Die Waldleute hatten vom Zusehen nicht das Bauen gelernt. So blieben denn die Juden ruhig in ihren festen Häusern auf dem Kryvan wohnen und keiner von ihnen tat, als könnte es anders sein.

Während im Herbst die Männer anfingen, die Mauern der christlichen Kirche aufzuführen, beackerten die Frauen mit der Pflugschar die Felder. Wie eine Göttin in all ihrer Schönheit schritt als erste der Pflügerinnen Dozia hinter den Stieren her, kräftig den langen Stecken über den mächtig gehörnten Häuptern schwingend. Asarja und Makkabea lasen die Steine zwischen den schwarzen Schollen auf. Die heilige Feldfrucht, mit der die Juden diesen Herbst den ersten Acker ihrer neuen Heimat bestellten, war der Weizen.

Auch sonst hatten die Ebräer den Sommer für ihre junge Ansiedelung trefflich zu nutzen gewußt. Die Kinder der Waldleute suchten Blumen und Nester, fingen Käfer und Schmetterlinge, vergnügten sich mit Kiesel und Sand — die Judenkinder spielten ihrer Natur nach weniger des Vergnügens als um des Nutzens willen. Sie erkletterten die Felsen des Kryvan, sammelten Gras und Kräuter, die sie nach Hause schafften und trockneten; sie stiegen in die Klüfte, suchten nach Kristallen und Erzen, sie dämmten die Bäche ein und suchten nach — Gold.

Stefan Dozana wollte vor Ungeduld vergehen. Trotzdem die Erbauer Steine auf Steine schichteten, schienen die Wände der Kirche nicht höher aufzusteigen; es war fast, als wäre der weise Baruch Kolon auf die List der weisen Frau Penelope verfallen.

Frühzeitig trat Frost ein, das Bauen mußte eingestellt werden. Alsbald rüstete sich wieder eine Schar von Juden zum Auszug

in die Ebene, und wieder kamen sie — diesesmal nach noch längerer Abwesenheit — mit neuen Stammesgenossen, neuem Vieh und neuer Habe zurück; diesesmal verstohlen und bei Nacht.

Auch diesen dritten Winter verbrachte Dozia zum großen Teil am Webstuhl. Als das gehorsame Weib ihres Mannes tat sie, was Jehuda ihr zu tun hieß; sie schnitt die schwarzen Fäden vom Rahmen und füllte das Schifflein mit leuchtender Seide. Denn es sollte ein gar herrliches Gewand werden: auf purpurfarbenem Grund scharlachrote Arabesken. Jede Königin des Orients hätte sich in den prächtigen Stoff hüllen können, es sollte Dozias Festkleid werden, wenn die vertriebenen Juden von Tar den Tempel weihten, den sie sich in der neuen Heimat erbaut hatten.

Doch es schien, als wirkte Dozia sich ein Schmerzenskleid. Herzeleid war der Webstuhl, Harm das Schifflein und Sorgen der Einschlag; und wenn die Kinder die Mutter quälten, ihnen Geschichten zu erzählen und die alten Märchen wieder zu hören verlangten, seufzte Dozia und schwieg.

Und sie bauten!

Doch es waren keine heiligen Hallen, sondern ein Gebäude des Hasses, zu dem Stefan Dozana und Michael Cibula unablässig Stein auf Stein trugen.

Offen waren die Feindseligkeiten zwischen den beiden alten Gegnern ausgebrochen. Aber nach wie vor ließ Michael Cibula von dem Priester sich die Beichte abnehmen; tiefgebeugt lag er vor seinem Feind auf den Knien, diesem die geheimsten Regungen seines wilden Gemütes bekennend. Nur eine einzige Empfindung verhüllte er vor dem Priester: das war die unsinnige Liebe zu seinem Weibe, seine wütende Eifersucht auf einen anderen.

Und tief gebeugt bekannte er seinen Haß gegen den Mann, dem er es eingestand. Das geschah kurze Zeit, nachdem die Juden am Kryvan sich aus Zweigen Hütten gebaut hatten.

Aber der Priester konnte ihm die Sünde nicht vergeben: nicht der Sünde selbst wegen, sondern weil der Sünder unbußfertig in den Beichtstuhl gekommen.

So ging denn Michael Cibula in seinen Sünden herum und wollte nicht bereuen und verzehrte sich doch in Sehnsucht nach der

Gemeinschaft mit Gott. Unsäglich war sein Hunger nach dem Labsal des göttlichen Fleisches, sein Durst nach dem göttlichen Blut. Ein volles Jahr hatte er die Qual getragen; dann kam er wieder zu Stefan Dozana, beichtete, wurde wiederum unbußfertig befunden, wurde wieder zurückgewiesen von der Gemeinschaft, von der Vergebung, von dem Heil.

Das war geschehen, als die Juden schon im zweiten Jahre auf dem Krywan wohnten, ihre Hütten in Häuser umwandelten, ihre Äcker bebauten, ihre Herden weideten.

Wilder und wilder wurde in Michael Cibulas Seele die Sehnsucht nach den ihm vorenthaltenen Gnadenmitteln des Himmels; wilder und wilder loderte in ihm der Haß auf gegen Stefan Dozana.

Im dritten Jahre der Anwesenheit der Juden kam er zum dritten Mal in den Beichtstuhl. Er war dem Verschmachten nahe.

Der Priester sprach zu ihm: „Bekenne deine Sünde."

Darauf Michael Cibula: „Ich bekenne sie."

Aber der Atem stockte in seiner Brust, Stefan Dozana mußte ihn mahnen.

„Wessen klagst du dich an vor Gott und mir, der ich eingesetzt bin in Gottes Namen, Sünden zu vergeben und Sünden zu strafen?"

„Ich klage mich an," begann Michael Cibula mit heiserer Stimme, „ich klage mich an, daß ich einen wilden Haß in mir trage, und daß ich mit diesem Hasse in mir umhergehe wie ein rasendes Tier, das sich jeden Tag auf den Mann stürzen möchte, den ich hasse, mehr als die Sünde, ärger als den Bösen. Denn ich muß diesen Mann als meinen größten Feind erachten, der mir Übles antut und mich zu verderben sucht. Aber vor allem hasse ich ihn, weil er diesem Dorfe den Frieden genommen. Und dieser Mann bist du selbst!"

Wohl niemals war eine ähnliche Beichte abgelegt. Blassen Angesichts sprach der Sünder, blassen Angesichts horchte der Priester.

Ein langes Schweigen folgte; dann vernahm Michael Cibula die gedämpfte Stimme Stefan Dozanas: „Kommst du bußfertig mit deiner Sünde zu Gott?"

Keine Antwort. Stefan Dozana hörte nur den keuchenden Atem des Sünders. Lange harrte er; dann frug er wiederum: „Bereust du?"

„Nein!“

Nein! Obgleich die gepeinigte Seele des Sünders vor Verlangen nach der Kommunion fast verging — nein! Obgleich Stefan Dozana, der Priester, die Rache in seinen Händen hielt — dennoch: nein!

Wiederum ein langes, langes Schweigen. Auch der Beichtiger rang mit Gott, und Gott war ihm barmherzig.

Also noch einmal, ein letztesmal: „Bereust du deine Sünden?“

„Nein! Nein!“

„Du bereust deine Sünden nicht als Mensch; aber du bereust sie gewiß als Christ? Als Christ, der lechzt nach der Vergebung des Herrn, der verschmachtet nach dem Brunnen der göttlichen Gnade?“

Doch auch jetzt nur ein Stöhnen als Antwort.

„Gedenke des ewigen Heils deiner Seele!“

Mächtig klang der Ruf, warnend, drohend, gebieterisch.

Da, mehr ein Aufschluchzen als Worte: „Ich bereue — als Christ — —“

„So sei dir als Christ im Namen Gottes vergeben. Ziehe hin in Frieden und sündige hinfort nicht mehr.“

Am nächsten Tage empfing Michael Cibula aus Stefan Dozanas Händen den Leib des Herrn, ging gespeist und getränkt von dannen und — sündigte weiter.

⋆ 6 ⋆

Die Kinder, an denen die Sünden der Väter heimgesucht werden sollen

Einer der ersten Eindrücke, den Michael Cibulas Sohn von den Erscheinungen des Lebens empfing, war die gewaltige Gestalt seines Vaters und dessen düsteres und schönes Gesicht, um das eine Mähne gelber Locken bis auf die Schultern herabhing. Mit beiden derben Händchen in dieses Geringel zu fassen, daran kräftig zu zerren und zu zausen, war höchstes Glück. Und der wilde Mann hielt seinen Knaben ganz still.

Es war ein kluger Junge, der mit dunkeln, blitzenden Augen scharf um sich sah; seine Sprache war noch ein Stammeln und

Lallen, als er schon von mancherlei Kenntnis hatte. Er wußte, daß im Hause alle sich vor seinem Vater fürchteten, am meisten die Mutter; und er merkte, daß die Mutter den Vater sehr lieb hatte, aber diese Liebe ängstlich verbarg. Wenn Michael Cibula in seiner rauhen Weise mit seinem Weibe verkehrte, versetzte ein staunender, fragender Blick seines jungen Sohnes ihn häufig in heißen Zorn. Weil er sich nicht zu mäßigen vermochte, ging er alsdann gewöhnlich, die Tür hinter sich zuschmetternd, hinaus in den Wald, wo er sich mit der Axt an einem Baum austobte. Während er auf den mächtigen Stamm einhieb, daß die Splitter flogen, grübelte er über die Frage nach, die er in den Blicken des Knaben gelesen zu haben glaubte: warum tust du so wild gegen meine Mutter? Du bist ihr ja doch so gut!

Erst wenn der Stamm stürzte, fiel es wie eine Last von der Seele des Mannes: was konnte der Knabe davon wissen!

Urs liebte seine Mutter zärtlich; da Josepha ihn jedoch nur im geheimen liebkoste und in Gegenwart ihres Mannes mit ihrem Sohne nur scheu verkehrte, trotzte das Kind und lehnte sich gegen die heimliche mütterliche Zärtlichkeit mit solcher Heftigkeit auf, daß Josepha oft in Tränen ausbrach. Dann hätte der Knabe vor Herzeleid vergehen mögen und wäre doch eher gestorben, als seinen Kummer merken zu lassen. Er war seines Vaters echter Sohn, Zoll für Zoll ein Cibula.

Oft, wenn er des Nachts aufwachte, sah er einen goldigen Schein über sich. Das waren die langen losen Haare seiner Mutter, die an seinem Bette saß, sich über ihn beugte, seufzte und flüsterte. Urs starrte auf den Glanz, bis die Augen ihm wieder zufielen und er davon träumte. Später konnte er sich seine stille und blasse Mutter niemals ohne diese Gloriole vorstellen.

Auch die alte Russka liebte Urs zärtlich. Sie war die Amme von Michael Cibulas Vater gewesen, ein verwelktes, schemenhaftes Geschöpf mit einem unheimlichen, wirren Wesen. Diese greise Sibylle hielt den kleinen Urs auf ihren Knien, wie sie seinen Großvater und Vater auf den Knien gehalten. Betete sie nicht, so plapperte sie vor sich hin. Sie erzählte dem Knaben lange Geschichten, von denen er wenig verstand, die aber — wohl weil sie ihm meistens in dunkler Abendstunde geheimnisvoll zu-

geraunt wurden — einen mächtigen Eindruck auf ihn machten. Oft fürchtete er sich dabei entsetzlich, tat aber keinen Laut, aus Angst, daß seine Mutter Russka ihr Geschichtenerzählen verbieten könnte. Auch alte Balladen bekam er von seiner Wärterin zu hören; wenn diese den zahnlosen Mund öffnete, war's, als beginne eine Mumie zu reden. Urs Lieblingsgeschichten waren die von der schönen Helja Scarpa, welche einen Priester gern gehabt, und von der goldhaarigen Maria Cibula, welche um eines Juden willen Jüdin geworden. Kam zufällig der Vater oder die Mutter dazu, so brach die Alte ab, fing an über den Priester zu zetern und die Juden zu verwünschen. Priester und Juden wurden für Urs zu Schreckgestalten, vor denen er frühzeitig eine heftige Abneigung empfand.

Sein bester Freund war der junge Knecht Simo. Dieser kam niemals aus dem Wald nach Hause, ohne ihm etwas zu bescheren: glatte bunte Steine, schimmernde Kristalle, einen Vogel oder sonst ein Getier. Einmal brachte er einen jungen Bären mit, dessen Mutter Michael Cibula im schwarzen Grund erlegt hatte. Sein kleiner zottiger Namensvetter ward Urs Cibulas liebster Spielgefährte. Daß der kleine Vierflüßler seinem Kameraden im Eifer des Vergnügens weidlich das Gesicht zerkratzte, tat der guten Freundschaft keinen Abbruch. Auch der zweibeinige junge Bär blieb nicht sanft, und oft durchtönte das Jammergeheul des zerbläuten Petzlein das Haus.

Weniger rasch befreundete sich Urs mit Ilja Dozana. Ihre Mutter hatte sie eines Tages zum Besuch bei Josepha mitgebracht, und das Kind, fein und zierlich wie eine Puppe, stand erschrocken in dem fremden Zimmer, unter den fremden Leuten. Als man es gar zu sehr musterte und bewunderte, zog es weinend ein Mäulchen und steckte, da es sich nicht anders zu helfen wußte, schleunigst das Fingerchen hinein. Urs starrte von einem Winkel aus das kleine wunderbare Wesen an; jedoch kaum sah er des Mädchens mächtige schwarze Augen sich mit Tränen füllen, als er fortlief und das Kostbarste herbeischleppte, was er besaß: seinen Petz, mit dessen zottigem Fell und kalter Schnauze er dem Kinde plötzlich ins Gesicht fuhr, welche Bärenliebkosung ein lautes Angstgeschrei zur Folge hatte. Während der ganzen

Zeit ihres Besuches sah Urs die kleine Ilja nicht mehr an, so verachtete er sie. Aber auch seine heiße Liebe zu seinem wilden Freunde kühlte sich von diesem Tag an in bedenklicher Weise ab.

Später, als Urs sich herabließ, an den Spielen auf der Dorfgasse und im Walde teilzunehmen, und sich sogleich zum Tyrannen von Klein-Piatra emporschwang, nahm er großmütig Ilja Dozana unter seinen Schutz. Übrigens bedurfte die kleine Waldprinzessin keines Kavaliers. Denn obgleich sie eher einer Elfe als einem Menschenkinde glich, wußte sie sich gegen die neckenden Bösewichter und plumpen Gesellen der Dorfjugend von Piatra so würdevoll zu benehmen, daß ihr von dieser öffentlichen Macht allgemeine Schonung gezollt wurde. Aber Urs Cibula hatte sie einmal schwach gesehen und bewahrte das in so guter Erinnerung, daß er am liebsten den Blumen verboten hätte, Ilja Dozanas reizendes Gesichtchen zu streifen. Flog ein Schmetterling oder Käfer gegen sie an, so ruhte er nicht eher, als bis der Arme seine Todsünde mit dem Leben bezahlt hatte.

Oft schlich er von den Spielen fort und kletterte mit Maurus den Ziegen und Schafen nach. Maurus war der Hirtenknabe des Dorfes. Dieser junge Wildling lehrte Urs allerlei Wissenschaften der Natur: auf die Stimme des Waldes lauschen und sie verstehen, er lehrte ihn den Flug der Vögel und die Fährten des Wildes erkennen, auch sonst manches Geheimnis, das Feld und Wald vor den Menschen bewahren. In solchen Offenbarungen gingen dem Knaben die Mysterien der Natur auf; sie belebte sich für ihn, gewann Gestalt und Antlitz. Jetzt verstand er auch das Raunen der alten Sibylle Russka. Zwischen Begierde und Grausen kämpfend, stahl er sich des Abends an die Seite der alten Wärterin und flehte sie flüsternd an: „Erzähle, Russka, erzähle!"

Und Russka erzählte.

Frühzeitig wurde Urs Cibula mit der Gewalt der Elemente und den Schrecken der Wildnis vertraut; er kannte nichts anderes auf der Welt als Felsen und Wald. Schaurig war's, wenn der Sturm Piatra umtobte, wenn Schnee die Häuser halb vergrub, wenn im Frühling die Lawinen und Gießbäche niederdonnerten, ringsum die Wälder verheerend und die Felsen in die Tiefe

reißend. In strengen Wintern wagten sich die hungrigen Wölfe bis in die Gassen von Piatra, dann tönte des Nachts ihr belferndes Geheul um die Häuser. Urs war Zeuge, wie sein Vater manchen Isegrim vom Fenster aus niederschoß.

Dafür waren Frühling und Sommer um so heiterer. Dann standen die Felsen der Verrös in Blumen gehüllt, Blumen schmückten den Moosboden der Wälder, Blumen säumten das Bett des Wildbaches, Blumen blühten vor den bunten Heiligenbildern und in Ilja Dozanas hellem Haar. Fröhlich klang das Geläut der Herden und fröhlich war's, durch Wald und Feld zu streifen, den Forellen im Bache nachzustellen und den Horst des Falken aufzuspüren. Gute Zeit war's auch, im Sonnenschein auf dem Rücken zu liegen und über sich zu schauen, tief, tief hinein in den leuchtenden Himmel, der zwischen den grauen Felsen ruhte wie — —

Aber Urs wußte nichts von Bildern und Metaphern, wenn er sich auch über alles seine besonderen Gedanken machte.

Nichts jedoch verursachte solchen Eindruck auf das leicht erregbare Gemüt des Knaben, wie das hölzerne Frauenbild in der großen Kammer des Hauses, vor dem Tag und Nacht ein Lämpchen brannte, und dem von allen auf geheimnisvolle Weise tiefe Verehrung gezollt wurde — am meisten von seinem Vater. Die Gestalt dieser Frau war hager und starr, hager und starr war das Gesicht; es war von bräunlicher Farbe und hatte einen feindseligen, grausamen Ausdruck. Die fremde Frau trug ein prächtiges Kleid, bunt und golden, auf ihrem Haupt glänzte eine Krone und sie hielt in den steifen Händen einen blutigen Kranz.

Vor diesem Bilde fürchtete Urs sich mehr, als vor allen Geschichten Russkas; es schien ihn mit seinen bösen Augen anzusehen, als wollte es ihm etwas zu leide tun. Als seine Mutter ihn zum ersten Male zu dem heiligen Bilde aufhob, damit er es küsse, schrie er entsetzt auf. Gerade trat Michael Cibula in die Kammer. Die Furcht und den Abscheu des Knaben vor dem Bilde gewahrend, entriß der Vater in heftigem Zorn das Kind seiner Mutter und mißhandelte es. Aber Urs wollte das häßliche Bild nicht küssen.

Er tat es erst, als er hörte, wie die Mutter, seines Starrsinns

wegen, hart von dem Vater angefahren wurde; von da an küßte er das Bild, so oft es von ihm verlangt wurde. Aber er tat es mit fest geschlossenen Augen, aufeinander gepreßten Lippen und mit einem Ausdruck in seinem Gesicht, der dieses seinem Vater ähnlich machte, wenn Michael Cibula „wild" war.

Daß sein Vater jeden Tag vor der häßlichen Frau den Kopf neigte und lange Zeit mit leiser Stimme zu ihr sprach, sich sogar vor ihr auf den Boden warf, erfüllte die Seele des Knaben mit Staunen und Grausen. Wer war die bunte Frau mit den bösen Augen? Was sagte ihr sein Vater? Wollte sie ihm etwas zu leide tun?

Diese Fragen und Ängsten, denen Urs niemals Worte verlieh, reizten die lebhafte Einbildungskraft des Knaben und füllten seine Seele mit verworrenen Vorstellungen, mit phantastischen Bildern. Und das Kind haßte die Frau im goldenen Kleid, die es jeden Tag küssen mußte.

Wie erschrak der Knabe, als er eines Tages in den Händen seines Vaters ein anderes Holzbild sah: auch eine Frau, mit einem ebenso starren Gesicht und ebensolchen Augen. Der Vater hielt ein Messer in der Hand, als wollte er die Frau totstechen. Urs lief fort, und als er seinen Vater wieder sah, blickte er scheu auf dessen Hände, ob diese wohl blutig wären. Nach einigen Tagen schlich er sich wieder in die Kammer; da stand neben dem ersten Holzbilde ein zweites.

Erst später verstand er, daß der Vater eine Menge solcher Holzbilder schnitzte, eines genau so wie das andere, daß in Piatra alle Madonnenbilder von seinem Vater gemacht worden waren, und daß dieser im Frühjahr mit den anderen Tauschwaren auch viele dieser Frauen in die Städte zu den fremden Menschen brachte. Daß sein Vater vor einem Bilde, welches er selbst verfertigt hatte, auf die Knie fiel, waren für den Knaben Rätsel, für die seine Begriffe nicht ausreichten. Aber auch als er es später begriff, überkam ihn stets von neuem ein Grausen, daß alle diese Bildwerke mit den starren Augen aus seines Vaters Händen hervorgingen und in die weite Welt gesandt wurden.

Auch die Juden haßte der Knabe. Seine Mutter hatte ihn noch nicht lehren können, die Großmutter und die Heiligen zu

lieben, als er schon vom Vater gelernt hatte, die Juden zu hassen; denn Michael Cibula ließ es sich angelegen sein, dem Kinde seine Leidenschaften einzuflößen, Leidenschaften, mit denen er geboren worden, die sein Vater von seinem Vater empfangen. Er gab für seinen Haß keinen Grund an; es mußte Urs genügen, daß er hassen sollte.

So wurden für Urs die Juden nach und nach zu Geschöpfen, die wie die wilden Tiere des Waldes verfolgt, gequält und vertilgt werden mußten. Er wunderte sich, daß sein Vater Wölfe und Bären schoß und nicht Juden: er, wenn er erst groß geworden, wollte auch Juden schießen.

Kein Tag verging, an dem Urs seinen Vater nicht rufen hörte: „Die Juden! Die vermaledeiten Juden!“ Aber einmal hörte er ihn murmeln: „Der Priester, der vermaledeite Priester!“ Josepha stand neben ihrem Sohn und ward bei diesen Worten bleich wie eine Sterbende. Niemals vergaß Urs den Blick, den der Vater auf die Mutter warf; der Blick war wie eine Flamme gewesen.

Als dann die Juden in die Verrös geflüchtet kamen und sich auf dem Krywan anbauten, warf der Sohn bald dieselben bösen Blicke zu ihnen hinüber wie der Vater.

Im gleichen Alter mit Urs Cibula und Ilja Dozana standen Asarja und Makkabea Kolon, die Kinder Jehudas und Dozias.

Asarja war ein feiner, zarter Knabe, mit einem Gesicht wie Christus gehabt haben mochte, als er vor den Rechtsgelehrten im Tempel sprach. Er war bleich und hatte lange, tiefschwarze Locken. Zuweilen bekamen seine dunklen Augen einen Blick groß, weit und leuchtend, als sähe er Dinge, die nicht wirklich waren.

Doch schaute der Knabe mit diesem Seherblick nicht voraus in die Zukunft, sondern zurück in die Vergangenheit: Er sah wieder die Flammen lodern, welche die Häuser der Seinen verzehrt hatten; er sah das schreckensbleiche Gesicht des Vaters, das tränenvolle Antlitz der Mutter, als der Patriarch Kolon in die Kemenate trat, mahnend, daß es Zeit sei zu flüchten. Er sah sich und die Seinen fliehen in der dunklen Nacht, am Tage sich in den Wäldern verkriechen, viele Nächte, viele Tage lang.

Und die schwermütigen Augen des Judenknaben schienen an Himmel und Erde die Frage zu stellen: Warum?

Auf der Flucht war es gewesen, eines Abends. Der Himmel hing voll wilden Gewölkes, das, einem ungeheuern Vorhang gleich, über die glühende Abendsonne herabsank. Die Juden durchwanderten eine öde Gegend. Sie kamen an einem Hügel vorüber, der einsam in der Steppe aufstieg und sich wie eine düstere Kuppel gegen den flammenden Himmel abhob. Droben stand ein hohes Kreuz, daran ein nackter blasser Leichnam hing.

Alle Juden wandten die Gesichter ab. Asarja aber stand von Entsetzen gelähmt, so daß seine Mutter ihn mit sich fortziehen mußte. Sich zu ihrem Knaben hinabneigend, raunte sie ihm zu, wer der Gekreuzigte sei: Jesus Christus, der Nazarener, ein Gottessohn. Nun begehrte der Knabe den Mörder zu wissen. Scheu um sich blickend, ob jemand sie hören könnte, flüsterte Dozia ihm zu: „Die Juden."

Da entrang sich ein Wehschrei des Knaben Brust. Er flehte seine Mutter an, mit ihm zurückzukehren und dem Gemordeten zu helfen. Aber Dozia lächelte traurig und belehrte ihren Sohn, daß es ein Bild sei, welches die Christen zum Andenken an den gekreuzigten Gottessohn errichtet hatten. Als Asarja sich noch einmal umschaute, war ihm, als verbreite der feurige Himmel eine Blutlache um das Bild.

So behielt der Judenknabe das heiligste Zeichen der Christen unauslöschlich in seinem Gedächtnis.

Und nachdem Dozia ihm die Geschichte des heiligen Nazareners erzählt hatte, sah er Golgatha stets als den einsamen Hügel in der nächtlichen Steppe, über dem der trauernde Himmel zerriß, um über die Untat der Juden und den Tod des Gottessohnes blutige Tränen zu weinen.

Asarja war ein seltsam träumerisches Kind. Baruch Kolon schüttelte über den Knaben sein weises Haupt und sprach: „Der Herr hat die Seele des Knaben Asarja geschlagen mit Gedanken: sehet, wie sie sich nicht regen kann! Der Herr spende den Gedanken des Knaben Asarja Licht, auf daß sie, wenn er ein Mann geworden, sein Gemüt erleuchten, das voller Finsternis ist. Denn oft sind die Gedanken in eines Mannes Stirn gleich

einer Quelle lauteren Wassers, darein geschüttet worden viele unheilvollen Säfte, so daß Übel trifft den, der davon trinkt. Lasset uns den Herrn anflehen, um der Gedanken des Knaben Asarja willen."

Also der Patriarch. Jehuda aber und sein Weib beteten jede Nacht über dem Haupt ihres Kindes.

Es konnte vorkommen, daß Asarja stundenlang darüber nachsann, weshalb die Sonne nicht auch des Nachts scheine, und weshalb die eine Blume gelb, die andere rot blühe? Die leidenschaftliche Makkabea dagegen dachte über nichts nach. Sie hatte für alles eine scharfe Beobachtung, ein rasches Verständnis und ein unerbittlich gerechtes Urteil.

Oft unterhielten sich die beiden Kinder über die Christen. Bei diesen eigentümlichen Gesprächen übernahm Asarja die Fragen. Makkabea die Antworten.

„Warum hassen sie uns?"

„Weil wir anders sind."

„Warum sind wir anders?"

„Weil wir einen anderen Gott haben."

„Warum haben sie einen anderen Gott als wir?"

„Weil ihr Gott von uns totgeschlagen ist."

Asarja seufzte tief auf, ließ den Kopf hängen und blieb lange stumm. Plötzlich fragte er, seine traurigen Augen zur Schwester erhebend, leise und angstvoll: „Wußten die Juden, als sie den Nazarener kreuzigten, daß er ein Gott sei?'

„Jehova wird es ihnen wohl gesagt haben."

Asarja starrte seine Schwester mit Entsetzen an, begann zu zittern, so daß er ihr unheimlich wurde und sie ihn zu beruhigen suchte: „Vielleicht hat auch Jehovah es nicht gewußt."

Aber Asarja blieb verstört. Wenn er fortan einem Christen begegnete, wich er scheu vor ihm aus, als fühlte er sich gegen ihn eines Verbrechens schuldig. Während Makkabea den Spott und Hohn der Christenkinder wie eine junge gefangene Königin ertrug, senkte Asarja sein Haupt.

Sie sollten mich nehmen und auch totschlagen, dachte er oft und fragte nie mehr, warum die Juden von den Christen gehaßt wurden.

Eines Tages kam er zu seinem Vater gelaufen, dem er mit leuchtenden Augen sagte: „Ich freue mich so sehr!"

„Warum freust du dich?"

„Weil die Juden die Christen nicht hassen."

Jehuda streichelte liebreich seines Sohnes Locken und wachte fortan mit noch größerer Strenge darüber, daß in seiner Gemeinde die Christen nicht geschmäht wurden.

Auch für seine Enkelin Makkabea hatte der greise Baruch eine Weissagung: „In ihr lebt eine wilde Seele, die zertrümmern wird das Gefäß ihres Leibes, gleichwie gärender Most den Krug. Es wird ihr Geist dahinfahren wie eine Flamme im Sturmwind."

Erschreckt durch diese Worte des Propheten waren die Eltern beständig bemüht, die Tiefen in der Natur ihrer Tochter mit sanften Regungen zu erfüllen und die Finsternis in diesem jungen Gemüt durch Lehren hoher Menschlichkeit zu lichten. Aber Makkabea wehrte sich dagegen, daß ihrem innersten Wesen Gewalt angetan werde und duldete in sich nichts Fremdes. Dabei liebte sie ihre Eltern abgöttisch, besonders ihre Mutter, der sie an Schönheit glich. Nur hatte Dozia Haare, schwarz wie das Gefieder des Raben, und in ihren dunklen Augen brannte ein wilderes Feuer.

Nicht von dem sanften Geist ihrer Mutter hatte sie ihren Haß gegen die Christen geerbt; der lebte in ihrem jüdischen Blut seit mehr als zehn Generationen, die alle von den Christen verachtet und gehaßt, gequält und unterdrückt, verfolgt und gejagt worden waren. Es hätte der Hand eines Gottes bedurft, um dieser Kinderseele den Haß zu nehmen.

Die Juden von Tar hausten bereits im dritten Jahr in der Verrös auf dem Berge Kryvan; und noch konnte Makkabea nicht vergessen, daß ihre Mutter für den Tempel der Christen Steine getragen und daß sie selbst von einem Christenknaben ins Gesicht geschlagen worden war. Und sie hatte jenem nichts getan, nichts, als daß sie den Christenknaben mit den goldigen Locken und zornigen Augen schön gefunden.

Rings um den Platz, wo die neue Kirche der Christen sich erheben sollte, waren Gras und Blumen zertreten. Von den spielenden Dorfkindern kam keines hin; denn seitdem die Frem-

den nicht mehr Steine trugen, wurden sie von den Christen wieder sehr gefürchtet. Eifrig waren Mütter und Mägde beschäftigt, durch hundert Schauergeschichten von dem Heißhunger der Juden nach Christenkindern diese in ihrem heilsamen Entsetzen zu erhalten.

Nur Ilja Dozana sonderte sich häufig von den Gespielen ab und begab sich furchtlos an den gemiedenen Platz. Sie ging nicht gern dorthin und dennoch ging sie: grade als würde sie hingezogen.

Sie stand gewöhnlich von fern unter den Arven und schaute hinüber, wo die Hammerschläge erklangen und die hellen Mauern sich höher und höher erhoben.

Auch Asarja und Makkabea kamen häufig zu diesem Platze.

Die Juden hatten von ihrem Wohnort zu dem Dorf der Waldleute einen Pfad durch das Geröll und den üppigen Pflanzenwuchs der Schlucht ausgetreten. Diesen klommen die beiden Kinder hinab und wieder empor, wenn sie ihrem Vater nachschlichen, der abwechselnd mit dem Patriarchen auf dem Bauplatze seinen Glaubensgenossen aus dem heiligen Buche vorlas: Psalmen und fromme Sprüche, Lehren einer tiefen und dunklen Weisheit, und hochherrliche Gesänge.

Beide Kinder kauerten hinter dem Gestein und hörten zu: Makkabea mit dem Antlitz einer jungen Sibylle, Asarja wie im Traum. Jeder Hammerschlag der Bauleute dröhnte ihm wie eines der Worte seines Vaters, so daß in seiner Phantasie der christliche Tempel mit jüdischen Glaubenslehren erbaut ward und selbst die Steine von der Macht und Herrlichkeit Jehovas widerhallten.

Einmal erblickte Asarja hinter sich im Schatten des Waldes eine kleine, schlanke Gestalt, in ein faltiges weißes Hemd gekleidet, das am Saum mit roten und blauen Blumen bestickt war. Er starrte hin, als sähe er eine Vision, und stammelte: „Sieh, Makkabea, ein Engel!“

„Ein Christenmädchen!“

Aber Asarja hatte sich bereits erhoben und langsam und scheu sich der Arve genähert, an deren leuchtendem Stamm das Mädchen stand.

„Wer bist du?“

„Kennst du mich nicht?"

„Ist es wahr, daß du eine Christin bist?"

Ilja nickte.

„Ich bin ein Jude, mein Vater heißt Jehuda," sagte er leise. Dazu schwieg das Mädchen. Nach einer Weile kam es bebend von den Lippen des Knaben: „Wenn du eine Christin bist, so hassest du mich."

Ilja sah ihn an, sagte jedoch noch immer nichts.

Da seufzte Asarja tief auf, wandte sich ab und wollte gehen, als Ilja ihn anrief: „Du, höre!"

Asarja blieb stehen und wandte sich um.

„Ist das deine Schwester?"

„Das ist Makkabea, meine Schwester."

„Ich möchte sie um etwas bitten."

Asarjas Augen strahlten auf; aber Ilja wurde verwirrt und senkte die ihren zu Boden.

„Ich möchte deine Schwester bitten, daß sie ihm vergibt."

„Wem soll Makkabea vergeben? Was soll sie vergeben?" stammelt Asarja.

„Sie weiß es. Sage ihr nur: Ilja Dozana bittet sie, ihm zu vergeben. Willst du es ihr sagen?"

„Ja, ja."

Dankbar lächelte Ilja den Judenknaben an und verschwand hinter der Arve.

Ganz verklärt kehrte Asarja zu seiner Schwester zurück.

„Ich soll dir sagen: Ilja Dozana bittet dich, daß du ihm vergibst. Es war gewiß ein Engel."

Aber Makkabea lachte laut auf.

Fortan schlich Asarja, so oft er konnte, allein und heimlich zu der Arve; doch Ilja wollte ihm nicht wieder erscheinen. Er dachte immerfort an sie, und in die dunkle Seele des Knaben fiel ein Glanz, der vom Himmel war. Was das Gebet seiner Eltern und die segnende Hand des Patriarchen nicht vermochten, das wirkte an ihm ein Christenmädchen: von Iljas Kinderlippen vernahm der Judenknabe zuerst das große göttliche Wort, welches das Evangelium werden sollte, das er einstmals selbst Juden und Christen verkündigen würde: „Vergebt ihnen!"

* 7 *

Die neue Kirche

Ihre Mauern fingen an, sich stattlich zu erheben.

Sie stand an einem stolzen Platz: dicht am Rand der Schlucht, als eine Gottesburg über dem Abgrund.

Leuchtend durchbrach das Gestein das Waldesdunkel, gleich einer Lichtwelle, die wuchs und wuchs.

Arven und Edeltannen, Bäume des Urwaldes, umrauschten das junge Gemäuer, und die starren Häupter des Felsengebirges stiegen darüber empor.

Nachts umschlichen die wilden Tiere der Verrös den Bau: fauchend wichen Fuchs und Marder davor zurück und die Wölfe scheuten den Ort. Aber die Rehe, die des Abends äsend aus dem Walde traten, schauten mit ihren frommen Augen eine Weile schier andächtig auf die heiligen Wände, und die Wildtauben ließen sich durch keine Hammerschläge von ihren Nestern in den Baumwipfeln vertreiben.

Als es wiederum Sommer geworden, reifte der Juden Getreide: wie ein Goldfeld breitete sich das schöne Ährenland rings um ihre Häuser aus. Die Waldleute schauten hochmütig darüber hinweg; und Michael Cibula vermochte den Anblick nicht zu ertragen. Auch Stefan Dozana sah nicht gern hinüber.

Schon Anfang August konnten die Juden ernten. Unter den Händen der Weiber sank das goldene Korn, und die Kinder trugen den Reichtum der Felder in vollen Armen ins Haus. Die schöne Dozia schritt mit ihrer Sichel wie mit einem Zepter längs der Frucht dahin, die so hoch stand, daß sie die Schnitterin überragte. Folgsam der Bitte ihres Mannes, hatte sie ihr dunkles Gewand abgelegt und sich festlich geschmückt; denn als Fest wurde auf dem Kryvan dieser erste Erntetag gefeiert.

Es war an einem leuchtenden Oktobertag, als der Patriarch mit seinem Sohn und den Ältesten vor Stefan Dozana und die Häupter der Waldleute trat. Tief sich verneigend, begann der Weise: „Beliebt es euch, so prüft und beschaut das Werk, welches

mein Stamm vollbringen durfte für euch und euern Gott, zu eures Gottes und euern Ehren, und sich selbst nicht zur Schmach. Denn wir haben dafür empfangen von euch und euerm Gott: Wohnung und Herberge, Acker und Gastfreundschaft für drei Jahre winters und sommers. So kommt nun mit uns und empfanget aus unseren Händen, was euer ist, und lasset uns in Frieden ziehen."

Sie gingen alle hin: Christen und Juden, Herren und Knechte, die einen in lautem Triumph, die anderen voll heimlichen Frohlockens. Da stand der schöne Bau fertig und vollendet.

Über den Säulen des Eingangs schwebte der Cherubim; in der einen Hand hielt er eine Siegespalme, in der andern die Tafel. Aber die Tafel war noch unbeschrieben.

An der Seite der Kirche erhob sich der Glockenturm, schlank und hoch, höher als die höchste Tanne der Verrös.

Alle umschritten sie den Turm und die Kirche, Christen und Juden.

Jeder Stein des Baues war wohl behauen, geglättet und gefügt; keines Messers Spitze hätte in den Fugen Eingang gefunden. So scharf Stefan Dozana und die übrigen auch schauten und prüften, vermochten sie doch nicht an der Arbeit einen Fehl zu entdecken, so daß sie dieselbe wohl oder übel loben mußten.

Aber der Priester sagte: „Ehe wir sie ziehen lassen, sollen sie mit uns hineingehen."

Drinnen sah es aus wie in einer Ruine. Den Boden bildete die zerstampfte und aufgewühlte Erde, die Mauern standen kahl, kahl die Altäre und Nischen; grau und öde starrten die Wölbungen der Decke herab und die scheibenlosen Fenster glichen den Höhlungen einer Brandstätte.

Die Waldleute standen betroffen, blickten sich unsicher an und murrten: „Wie kann hier Gott und den Heiligen gedient werden?"

Stefan Dozana fuhr wild auf die Juden ein, doch der weise Baruch Kolon erwiderte in Demut: „Wir bauten den Tempel, wie zu bauen wir verheißen hatten. Wollet schauen den Plan, den wir euch gewiesen und den ihr in eurer Weisheit für gut befunden."

Und Jehuda, welcher mit zwei langen Papierrollen erschienen war, öffnete die eine derselben und wies dem zürnenden Priester

und den murrenden Bauern den Plan; und wie es darauf verzeichnet stand, so war alles ausgeführt worden.

Nun wandte sich das Mißvergnügen der Waldleute gegen den Priester und wurde so laut und so heftig, daß Stefan Dozana vor Zorn und gekränktem Stolz erblaßte.

Die Juden standen unter bescheidenem Schweigen in der Ferne; kaum daß sie sich ansahen. Ihr Patriarch trat vor und sprach: „Mich und meinen Stamm bekümmert, daß ihr nicht loben mögt, was wir euch und eurem Gott zu Ehren errichtet haben."

Das war voller Demut gesprochen, klang indessen wie offenbarer Hohn.

Auch wurden die Bauern daraufhin noch lauter, so daß Stefan Dozana wilde Worte zu hören bekam. Er wußte sich keinen Rat.

Da winkte Baruch seinem Sohn, und Jehuda nahm die zweite Rolle, öffnete sie und wies den Waldleuten ein zweites Bild. Dieses war so bunt und prächtig, daß die Bauern Jehuda in heller Verwunderung umdrängten.

Es stellte das Innere einer Kirche dar. Wunderbar schimmerten die Wände, schimmerte die Decke und der Fußboden. Über dem Hochaltar flammte eine mächtige goldene Sonne und schwebende Engel trugen in der Glorie das Kreuz mit dem Gottessohn empor.

Auf einem Thron erhob sich ein strahlendes Bildnis der Himmelskönigin, riesengroß, in herrliche Gewänder gehüllt, die Krone auf dem Haupte, mit Blumen und Edelsteinen überschüttet.

Im Halbkreise der Nischen standen die Heiligen, auf welche von der großen goldenen Sonne ein überirdischer Schein fiel.

Die Kirche war voll Betender: Frauen und Männer mit hellen Haaren, in hellen Gewändern. Vor dem Hochaltar stand der Priester und wies den Bauern von Piatra das Allerheiligste.

Über die Schar der Knienden ergoß sich Abglanz himmlischen Lichtes.

Auf das Bild deutend, sprach der Patriarch: „Sehet das Bildnis eures Tempels, dessen äußere Gestalt meine Söhne euch bauten. Nehmet es hin und schmücket darnach diese Hallen."

Und wiederum klang es wie Hohn.

Wild blickte Stefan Dozana auf das Bild herab; er rief: „Wenn wir Gott und den Heiligen diese Kirche nach diesem Bild-

nis schmückten, würden wir das herrlichste Heiligtum im Lande haben und aller unserer Sünden los und ledig sein."

Und Stefan Dozana riß das Bild aus Jehudas Händen, hob es wie ein Banner und Siegeszeichen in die Höhe, daß es von allen gesehen ward. Und alle schrien auf ihn ein; denn alle begehrten ihrer Sünden los und ledig zu sein.

Aber sie gedachten ihres Unvermögens, die Kirche mit solcher Pracht zu schmücken, und ein großes Zagen bemächtigte sich aller Gemüter. Und sie gedachten ihrer Sünden, sie gedachten auch des Ruhmes, vor allen anderen sündigen Christen im Reich das herrlichste Heiligtum zu besitzen.

Um diesen Ruhm für ihr Walddorf und für ihre Seelen die Vergebung zu erwerben, hätten sie die Juden von Tar noch viermal vier Jahre auf dem Kryvan wohnen und ernten lassen. Aber die Ebräer schienen nichts anderes zu begehren, als in Frieden ziehen zu dürfen.

Da geschah etwas, das einem Mirakel glich. Stefan Dozana sah es zuerst und stieß einen lauten Schrei aus, daß alle erschrocken auf ihn blickten. Sprachlos deutete er auf den Hochaltar, der noch ein natürlicher Felsblock war. Die Juden waren von dem Stein, darauf die volle Sonne schien, zurückgewichen; da sahen es auch die Waldleute: auch sie glaubten ihren Augen nicht trauen zu dürfen, standen und staunten und wagten nicht an das Wunder heranzutreten.

Es lag auf dem Altar ein Schatz zusammengehäuft und hoch aufgeschüttet: Gold und Silber, so viel der große Stein zu fassen vermochte. Wie Feuer glühte und gleißte der Schatz in der Sonne, als wären auf dem Stein, darauf dem Höchsten gedient werden sollte, Opferflammen entzündet. Manche Stücke des Goldes und Silbers waren auf den Boden gerollt; aber weder Juden noch Christen bückten sich darnach.

Die Augen der Waldleute waren geblendet. Weder von ihnen noch von den Juden sprach einer ein Wort. Es herrschte eine Totenstille.

Stefan Dozana sah aus, als könnte er um des Goldes — um der Kirche von Piatra willen — einen Mord begehen, und das an dem Altar, der die Schätze trug.

Den Blick starr auf den Glanz gerichtet, wich er von den Bauern fort, nach dem Stein hin, wie durch übernatürliche Kräfte von dem Reichtum angezogen. Von den andern rührte sich niemand.

Da vernahmen die Waldleute eine Stimme, die bei der großen Stille schier schauerlich durch den öden Raum hallte: „Dieses Silber und Gold wollen wir euch geben zum Eigentum, wenn ihr uns gebt zum Eigentum den Berg Kryvan mit allem Walde und aller Weide, mit allem Gestein und allem Gewässer."

Es war die Stimme des ehrwürdigen Patriarchen Kolon; aber den Waldleuten bedünkte es, als spräche die Stimme des Versuchers zu ihnen. Mancher wollte aufschreien: weiche von uns, Satanas!

.Aber trotzdem schwiegen sie alle.

Es schwieg auch Stefan Dozana. Er stand vor dem Altar und streckte darüber die Arme aus; mit einem Ausdruck, als flehe er den Himmel an um die Erlösung von allen Übeln, und der Himmel habe ihm durch das Gold und Silber der Juden Erlösung von allen Übeln gewährt. Er rief: „Im Namen — —" Dann stockte er. Er hatte sagen wollen: „Im Namen Gottes erwerbe ich diesen Schatz für die Kirche!"

Aber seine Gedanken verwirrten sich, daß er beinahe gerufen hätte: „Im Namen des Teufels schließe ich den Pakt!" In demselben Augenblick hörte er außerhalb der Kirche Schritte sich nähern. Er lauschte. Seine Arme sanken am Leibe herab, seine Züge verzerrten sich, sein Gesicht ward fahl.

Michael Cibula stürzte in die Kirche.

Er kam zu einer schlimmen Stunde. Trotzig drängten sich die Waldleute zusammen; die Juden warfen sich bedeutsame und bedenkliche Blicke zu, Jehuda erblaßte.

Langsam schritt Michael Cibula auf den Hochaltar zu, nicht den Schatz, der darauf lag, sah er an, sondern den Mann, der bei demselben stand. Eine Weile ließ er seine Augen fest auf Stefan Dozana ruhen, wandte sich dann von dem Priester ab, den Bauern zu: „Wem gehört das Gold und Silber?"

Keiner der Bauern beantwortete die Frage. Baruch Kolon trat vor: „Unser ist das Gold und Silber."

„So nehmt, was euer ist," rief Michael Cibula mit wildem Blick und deutete gebieterisch auf den Schatz.

Keiner der Juden rührte sich. Ihr Patriarch antwortete würdevoll: „Wir boten das Gold und Silber den Bauern von Piatra. Noch haben sie unser Gebot nicht abgelehnt."

„Ihr botet!" schrie Michael Cibula auf. „Was botet Ihr? Den Mammon! Wofür botet ihr diesen? Für unserer Seelen Seligkeit!"

„Für den Berg Kryvan."

Einen Augenblick war es, als wollte sich Michael Cibula auf den Patriarchen losstürzen. Doch der Greis stand so hoheitsvoll und ehrfurchtgebietend da, daß der wütende Christ vor dem Juden zurückwich.

„Ihr uns Geld bieten!" stieß er mit keuchendem Atem hervor. „Wer seid ihr, daß ihr uns etwas zu bieten wagt? Juden, verruchte, verfluchte Juden, räudiger als einer, den die Pest behaftet, schändlicher als einer, der seine Mutter erschlagen. Und Ihr bietet uns Gold? Gold für unser Land — —"

Außer sich warf er sich über den Stein und riß die Schätze herab, daß sie rings den Boden bedeckten.

Und wieder bückte sich weder Jude noch Christ, ein Stück von den zerstreuten Reichtümern aufzunehmen. Stefan Dozana war hinweggetreten.

Neben dem Felsblock, der bestimmt war, das Allerheiligste der Christen zu tragen, stehen bleibend, erhob Michael Cibula seine Rechte und rief, während er sein mähnengleiches Haar, das um sein Gesicht flatterte, zurückwarf: „Todfeindschaft schwöre ich jedem, der seine Hand hebt und dem Gebot der Juden zustimmt. Wer stimmt dafür?"

„Ich!" rief Stefan Dozana, trat vor und erhob seine Hand. Damit war die Todfeindschaft zwischen den beiden Männern vor Juden und Christen beschworen.

Das fühlten alle und alle blieben stumm, bis allmählich unter die Waldleute Bewegung kam. Zuerst traten nur einzelne zu Stefan Dozana, dann ihrer mehr und mehr. Zuletzt standen fast alle neben dem Priester; denn alle wollten mit dem Gold der Juden ihre Kirche ausschmücken, und alle hofften durch die geschmückte Kirche ihrer Sünden los und ledig zu werden.

Die Kunde von diesem Ereignis hatte sich mit Blitzesschnelle durch das Dorf verbreitet. Die Weiber liefen herbei. Sie füllten den Platz vor der Kirche, drängten in das Portal; doch wagten sie sich nicht hinein. Sie sahen den Boden mit Gold und Silber bedeckt und gebärdeten sich wie Verzückte.

Auch die wenigen Anhänger Michael Cibulas kamen und gesellten sich zu ihm; aber man sah es ihnen an, daß sie lieber bei Stefan Dozana gestanden hätten.

Während dieser Vorgänge bewahrten die Juden ihre Ruhe und Würde. Nur Jehuda sah verstört aus und warf flehende Blicke auf seinen Vater; doch der Patriarch beachtete ihn nicht.

Als Michael Cibula die mächtige Wirkung erkannte, welche der Schatz der Juden und das Beispiel des Priesters auf die Bauern ausübte, als er erkannte, daß sie für Geld einen Teil ihrer Heimat hergeben würden — an die Juden hergeben würden! — da war es dem Mann, als wankten um ihn die Berge, als habe Gott ihn verlassen, als gebe es fortan kein Glück und keinen Glauben mehr für ihn auf der Welt. Ein ungeheurer Schmerz bemächtigte sich seiner, daß er hätte laut aufschreien mögen, eine wütende Scham stieg in ihm auf, daß er am liebsten fortgegangen wäre, um sich in der Wildnis zu verbergen. Aber er bezwang sich. Noch einen letzten Versuch wollte er machen, seiner Heimat noch eine letzte Mahnung zurufen; und von der Stelle aus, wo Stefan Dozana seiner Gemeinde den gekreuzigten Heiland weisen, wo Piatras Priester für die Sünden aller das göttliche Blut trinken sollte, redete Michael Cibula zu den Waldleuten: „Bevor ihr es tut, bedenkt, was ihr tut. Ein halbes Jahrtausend und noch länger steht das Dorf Piatra in diesem Tal, ohne andere Nachbarn zu haben, als Berg und Wald und die Tiere des Berges und des Waldes. Bären und Wölfe haben wir gejagt und getötet; aber eher können wir mit Bären und Wölfen Frieden halten, als mit den Juden. Bären und Wölfe können uns zerreißen, aber die Juden werden schlimmer mit uns verfahren: sie werden uns den Frieden nehmen! Seht hin: sie haben uns den Frieden bereits genommen, denn sie haben uns Gold und Silber geboten. Aber bis jetzt sind nur wir es, deren Seelen sie mörderisch geschädigt: geben wir ihnen

jedoch für das Geld den Berg, den sie fordern, so werden sie auch die Seelen unserer Kinder und Kindeskinder verderben. Wollt ihr die Seelen eurer Kinder diesen Bären und Wölfen, die einst den Leib des Heilands zerrissen und das Blut des Herrn getrunken, zum Fraße geben?

Gold und Silber bieten uns die Juden, Gold und Silber für unseren herrlichen Berg Kryvan, Gold und Silber für ein Stück unserer Heimat! Was hat der Kryvan euch getan, daß ihr ihn verschachern wollt? Soll der Kryvan für Piatra zum Golgatha werden, darauf die Juden unseren Frieden ans Kreuz schlagen? Der Kryvan ist das Herz der Verrös — wollt ihr das Herz eurer Heimat herausreißen und den Juden hinwerfen? Für Silber und Gold!

Der Kryvan wird vom Himmel geliebt. Die himmlische Sonne bescheint ihn am längsten von allen unseren Bergen — wollt ihr allen Sonnenschein der Verrös den Juden zum ewigen Eigentum überlassen? Für Silber und Gold!

Begehrt ihr Silber und Gold, so reißt unsere Berge auf, so trocknet unsere Bäche und Wasserfälle aus und durchwühlt Felsen und Erde nach Silber und Gold, wie es unsere Väter getan haben sollen. Unsere Väter sammelten sich Schätze und verloren um ihrer Schätze willen fast Freiheit und Leben, weshalb sie die Spuren vertilgten, die zu ihnen führen. Und sie verfluchten die Hände, die es wieder tun würden. Wisset ihr, warum sie das taten? Weil unsere Väter wollten, daß ihre Söhne und Enkel ihre Freiheit behalten sollten.

Aber tausendmal besser, ihr übertretet das Gebot eurer Väter und entreißet den Bergen Silber und wühlet aus der Erde Gold, als daß ihr es aus den Händen der Juden nehmet. Tausendmal besser, ihr tragt selbst die Schuld an dem Verlust eurer Freiheit, als ihr verliert sie durch jene.

Denn jedes Stück Gold und Silber, das ihr aus diesen verfluchten Händen nehmt, wird in euren Händen Fluch erzeugen. Fluch wird von diesem Stein, der ein Altar werden soll, ausgehen, denn mit Fluch haben diesen Stein die Juden überschüttet. Niemals wird diese Kirche ein heiliger Raum sein.

Ein halbes Jahrtausend und länger waren wir Waldleute ein

freies Volk. Sobald wir mit den Juden die Herrschaft über diesen Wald und dieses Gebirg teilen, werden wir Knechte sein. Und wir waren so lange ein stolzes Volk. Wenn wir den Schatz der Juden nehmen, werden wir ein Volk sein, dem ewig auf der Stirne die Scham brennt.

Wir werden gekennzeichnet sein vor Gott und den Menschen, daß jeder, der uns erblickt, ausruft: sehet, das sind jene, die einst frei und stolz gewesen, jetzt aber Knechte und Buben sind. Deshalb besser Diebe und Räuber zu Nachbarn, als diese; besser, die Heiligen in einer Höhle anbeten, als in einer Kirche, die mit dem Gold und Silber dieser geschmückt worden ist. Denn Gott will nicht, daß ihm in Schanden gedient werde.

Nun stimmt für der Juden Gebot oder dagegen. Ich habe euch nichts mehr zu sagen."

Das Haupt hoch erhoben, ein grimmiges Lächeln um den Mund, zornigen Schmerz in den Augen brennend, schritt Michael Cibula über das Gold und Silber fort, dicht an Stefan Dozana vorbei, weder Juden noch Christen beachtend, zur Kirche hinaus. Einer aber hätte ihn gern zurückgehalten: Jehuda Kolon, Baruchs Sohn, der Rabbiner der Juden.

Stefan Dozana hatte seinen stolzen Gegner reden hören, hatte ihn wie ein Sieger die Kirche verlassen sehen, und Grimm und Haß hätten ihn beinahe erstickt. Im Grunde seines Herzens mahnte ihn eine Stimme, die rief: Michael Cibula hat recht! Aber er wäre lieber gestorben, ehe er diesem guten Geist die Worte nachgesprochen hätte.

Er sah, wie die Mahnung seines Feindes die Bauern erschüttert hatte, wie sie zauderten und schwankten; er fürchtete, daß sie das Gebot der Juden ausschlagen, daß sie das Gold nicht nehmen würden; er erkannte die Gefahr, mit dieser einen Niederlage seine Herrschaft für immer zu verlieren, sie an Michael Cibula zu verlieren! Und er wollte sie für sich haben, allein für sich; er wollte sie an sich reißen und festhalten, ganz gleich durch welche Mittel, sei es auch durch das Verderben seiner Heimat, durch sein eigenes ewiges Verderben. So reizte er denn die Bauern zum Widerstand auf: „Es gilt das ewige Heil eurer Seelen und das eurer Kinder bis ins sechste und siebente Glied!

So begreift doch! Es wollte der Mann, der soeben davonging, euch und eure Kinder um das Heil eurer Seelen betrügen; denn was forderte Michael Cibula in wilden Worten von euch? Gott und den Heiligen in einer Höhle zu dienen!

Michael Cibula verlangt von euch, daß ihr Gott und die Heiligen lästern sollt. Weil er die Juden mehr haßt als die Sünde, will er euch zu einer Todsünde verlocken. Denn es ist eine Todsünde, den Himmel um einen so herrlichen Tempel bringen zu wollen.

Sehet diese kahlen Mauern, diese nackten Altäre, diese öden Wände! Sehet dieses Bild, sehet das Silber und Gold auf den Boden geworfen.

Nicht die Juden haben diesen Schatz auf den Felsblock gelegt, sondern Gott selbst durch die Hände der Juden: Michael Cibula hat auf den Boden geschleudert, was Gott uns gegeben hat, damit wir seine Kirche zieren können, wie es seiner Herrlichkeit würdig ist.

Wehe uns, daß wir solches von Michael Cibula geduldet haben."

Er hatte noch nicht ausgeredet, als das Bild schon wieder umdrängt wurde, als von den Christen schon einige sich bückten, das Gold zu sammeln. Länger ertrugen es die Frauen nicht. Auf einen Wink Stefan Dozanas stürmten sie herbei. Sie schauten das Bild und stießen Rufe des Entzückens aus. Dann warfen sie sich auf die Erde, um das Gold aufzuraffen, und häuften den Schatz von neuem auf dem Felsen zusammen. Stefan Dozana fuhr fort: „Darum sage ich euch: wer wider das Gebot der Juden stimmt, der stimmt wider die Kirche; und wider die Kirche stimmen, heißt Gott und den Heiligen ins Antlitz schlagen.

Wollt ihr eure Hand aufheben gegen das göttliche Antlitz des Herrn?

Wer das tut, der begeht eine Todsünde gegen den heiligen Geist, von der kein Gebet und keine Fürbitte erlösen kann.

Er fahre dahin in die Verdammnis!

Und seine Kinder bis ins siebente Glied.

Dieses Haus soll sein eine Burg unseres christlichen Glaubens. Je strahlender es zum Himmel aufleuchtet, um so strahlender wird die Gnade des Himmels herableuchten auf uns: wer von euch will sein sündiges Haupt mit Dunkel bedecken?"

Er erhob seine Hand und deutete hinaus.

„Und so wie er sich selbst aus der Gemeinde der Christen scheidet, wird der Zorn Gottes ihn scheiden von denen, die mit leuchtenden Stirnen vor ihm stehen.

Er soll sterben, ohne die Versöhnung empfangen zu haben: verflucht soll er sein, im Leben und im Tode!“

Stefan Dozana kannte die Gemüter der Menschen, für welche zu sorgen seines Amtes war.

Die Juden aber standen und sahen sich an; nicht sie hatten das Gold aufheben müssen. Über das Antlitz des Patriarchen glitt ein Leuchten, Jehuda wandte sich ab wie in Scham.

Dennoch hätte Stefan Dozana kaum gesiegt, so gewaltig waren die Gemüter durch Michael Cibula gepackt worden, wären die Frauen nicht gegenwärtig gewesen. Diese begannen laut zu schluchzen und zu wehklagen, daß der öde Raum von ihrem Jammer widerhallte. Als sie die Männer noch immer unentschlossen sahen, erhoben sie einen Tumult, dem Stefan Dozana Ruhe gebot; darauf begab er sich zum Hochaltar.

Er mußte daran denken, wie vor wenigen Augenblicken Michael Cibula hier gestanden, und daß es wohl groß, aber nicht immer klug sei, erhobenen und stolzen Hauptes von dannen zu gehen.

„Dieses Silber und Gold bieten uns die Juden für unseren Berg Kryvan. Er ist ein schöner Berg, wert solchen Schatzes. Michael Cibula nannte den Kryvan das Herz unserer Heimat und schalt uns, daß wir es Gott und den Heiligen zum Opfer bringen wollten. Und er nannte den Kryvan den Sonnenschein der Verrös. Wenn wir unseren Sonnenschein den Juden verkaufen, um diese Kirche zu schmücken, so wird die Sonne von Gottes Gnaden uns bescheinen, daß wir geblendet dastehen.

Aber Michael Cibula meint, daß wir das Gesetz umstoßen sollten, welches unsere Väter uns gaben — Michael Cibula fordert von uns, die Toten in ihren Gräbern zu schänden. Und das alles aus Haß gegen die Juden.

Silber und Gold soll sich in unseren Bergen und Bächen finden — mag es so sein! Unsere Väter haben es besessen und wir haben die Kunde davon fast vergessen; unsere Väter haben um ihrer Schätze willen fast Freiheit und Leben eingebüßt, wir

werden durch den Schatz dieser Juden das ewige Leben erwerben. Unsere Freiheit aber, die lassen wir uns nicht rauben; weder durch Gold und Silber, noch durch jene!

Verflucht nannte Michael Cibula dieses Gold, und Fluch, so sagte er, werde davon ausgehen. Wohl! Mit der Wandlung, die sich mit Hilfe dieses Schatzes vollzieht, indem wir damit unser Heiligtum zieren, wird sich auch der Fluch in Segen wenden. Sehet diese Hand voll Gold! Jetzt halte ich den verfluchten Mammon, über ein Jahr werde ich an dieser Stelle das Allerheiligste halten, und es wird dasselbe Gold sein und doch nicht dasselbe. Denn was jetzt schnödes Metall ist, das ist dann göttliches Mysterium.

Michael Cibula nannte diese fremden Männer unsere Nachbarn. Das werden sie niemals sein; denn wenn sie bleiben, so bleiben die Juden auf dem Kryvan, durch eine Schlucht von uns getrennt: niemals darf weder Brücke noch Steg über diese Schlucht führen, so daß ewig der Abgrund Christen und Juden scheidet. Wie ohne Gottes Willen niemals ein Jude zum Heil gelangen wird, so soll er ohne unseren Willen niemals zu uns herüber gelangen. Unsere Nachbarn bleiben Wald und Felsen und die wilden Tiere des Waldes, wie es gewesen seit einem halben Jahrtausend und länger.

Wer stimmt wider die Juden?"

Nicht ein einziger tat es!

Trotzdem die Christen es gewesen, die das Gold aufgenommen, neigte der Patriarch sich tief vor den Waldleuten, am tiefsten aber neigte er sich vor dem Priester.

Jehuda war still hinausgegangen.

* 8 *

„Töte sie!"

In derselben Stunde wurde im Gemeindehause zwischen den Bauern von Piatra und den Juden von Tar der Pakt geschlossen; doch beinahe hätte der Handel sich noch im letzten Augenblick zerschlagen. Denn die Ebräer bestanden darauf, daß ihre Ältesten und ihr Rabbiner mit den Häuptern der Waldleute und dem

Priester bis in die nächste Stadt niedersteigen sollten, um daselbst alles nach der Form rechtens zu ordnen und festzustellen. Aber die Bauern weigerten sich, diese Forderung zu erfüllen, behauptend: sie wären ihre eigenen Herren und hätten ihre eigene Gerichtsbarkeit. Was sie in der Stadt bei Fremden sollten? Oder in den Dörfern bei anderen Waldleuten? Noch niemals hätten die Bauern von Piatra ihre Angelegenheiten vor anderer Leute Türen getragen, sondern alle Dinge nach uraltem Brauch und Recht unter sich selber geordnet. So wäre es gewesen, so sollte es bleiben.

Lange redeten und stritten sie hin und her. Aber der Bauern letztes Wort war — und selbst ihr Priester konnte kein anderes sagen — wer uns nicht als Freibauern und Selbstherren anerkennt, der braucht mit uns keinen Pakt zu schließen, der mag nehmen, was sein ist, und uns lassen, was unser ist.

Sie brachten ihre Urkunden herbei: vergilbte, halb vermoderte Pergamente, darin ein König von Ungarn, dessen Name mehr der Sage als der Geschichte angehörte, den Bauern von Piatra alle Rechte zusprach und alle Freiheiten verbriefte; Dokumente, die von keinem anderen Herrscher in späterer Zeit von neuem bestätigt worden. Diese Papiere wiesen die Waldleute den Juden mit einer Feierlichkeit, als enthüllten sie ein Mysterium. Indessen die Ebräer waren nun einmal Ungläubige und sie sprachen untereinander: „Was sollen uns diese Fetzen!"

Die Waldleute verstanden die Worte nicht, aber sie verstanden ihre Mienen, und die ihren wurden wild, wie die Juden niemals zuvor die Gesichter der Christen gesehen hatten.

Aber der Patriarch mit einem jugendlichen Aufleuchten seiner alten Augen redete zu den Schwankenden: „Schließen wir den Pakt, wie sie von uns heischen: nach ihrem Brauch, welcher ist ehrwürdig und heilig. Eher würden wir rütteln können an diesen Bergen, als daß diese rühren werden an ihrem Versprechen.

Denn es halten diese ihr Wort Freunden und Feinden — Christen und Juden.

Sie werden die Rechte, die sie uns geben an ihrem Heimatboden verteidigen in alle Ewigkeit, als wären es ihre Rechte — vor Christen und Juden. Darum laßt uns schließen mit ihnen den Pakt. Und lasset uns geloben vor dem Gott, der auch ist

ihr Gott, zu halten ehrwürdig und heilig den Bund, als wäre er geschlossen auf dem Berge Sinai vor dem Gott unserer Väter."

Darauf wurde der Pakt geschlossen. Laut dessen erhielten die Ebräer von den Waldleuten zum ewigen Besitz und Eigentum: Allen Wald und alle Weide auf dem Berge Kryvan, auch alles Gestein und Gewässer.

Grund und Boden zu einem Wege, so weit jenseits der Schlucht Wald und Gebirge Eigentum der Bauern war.

Der Weg sollte so breit sein, daß ein Dreigespann von Ochsen ihn befahren konnte.

Der Bach, der in der Schlucht floß, blieb ungeteiltes Eigentum der Bauern von Piatra.

Über diesen Bach sollte niemals weder Brücke noch Steg führen.

Keinerlei Gemeinschaft sollte zwischen Christen und Juden bestehen; nicht im guten, nicht im bösen.

Wer diesen Vertrag verletzte, hatte sich einem Gericht zu stellen: war es ein Jude, einem christlichen Gericht, war es ein Christ — keinem jüdischen Gericht.

Wenn ein Jude einen Christen beleidigte oder kränkte, konnte er aus dem Tale verwiesen werden; wenn ein Christ einen Juden schädigte, sei es an Ehre oder an Gut oder am Leben, durfte der Jude Klage führen bei den Christen. Es versprachen die Christen den Juden, sie in Frieden ihrem Gott dienen zu lassen. Versuchte jedoch ein Jude, einen Christen von seinem Glauben abspenstig zu machen, so sollte der Jude des Todes sein.

Die Christen sollten in ewigen Zeiten die Juden aus ihrem Eigentum und Besitz nicht vertreiben dürfen, sonst sollte Gott ihnen nicht gnädig sein.

Über alle diese Punkte wurden von Stefan Dozana und Baruch Kolon Urkunden aufgesetzt und dieselben von den Häuptern der Waldleute und den Ältesten der Ebräer feierlichst bestätigt. Für die Waldleute unterzeichnete Stefan Dozana: „Im Namen der freien Bauern von Piatra," für die Ebräer unterschrieb Baruch Kolon: „Im Namen der freien Judengemeinde vom Berge Kryvan."

Während dieser Vorgänge im Gemeindehause stand Josepha in ihrem Garten. Dieses reizende Stückchen Erde hing mit seiner Überfülle von Blüten wie ein riesengroßer Blumenkorb über dem Abgrund.

Josephas Gärtlein war in Piatra hochberühmt. Keine Bäuerin, selbst nicht die vornehme Maura Dozana, hatte einen solchen Reichtum an blühenden Gewächsen aufzuweisen. Es war Brauch geworden, daß alle Bräute in Piatra ihre Hochzeitskronen von blaublütigem Rosmarin aus Josephas Garten empfingen; alle Bräute und alle — Toten. Diesen wurde der letzte Ehrenschmuck von blassen Tazetten oder weißen Rosen, in der blumenarmen Zeit aber aus dunklem Taxus gewunden. Und ebenso war es in Piatra Brauch geworden, daß Michael Cibulas Hausfrau alle diese Kronen und Kränze selbst wand, die blauen sowohl, wie die weißen und grünen. Josephas Gesicht und Wesen paßten so gut zu dieser gedankenschweren Beschäftigung, daß der Brauch allen ganz natürlich vorkam. Hatte sie eine Krone zu winden, so zeigte sie sich den ganzen Tag über feierlich, als sei sie in der Kirche. Und man sah es ihrem Gesichte an, ob sie einen Brautkranz oder einen Totenkranz wand: bei den blauen und glückseligen Kränzen war ihr Antlitz tief ernst und traurig; bei den weißen oder dunkeln dagegen leuchtete es förmlich auf.

An dieser Beschäftigung seines Weibes hatte Michael Cibula seinen heimlichen und lauten Ärger, mußte sich indessen dem Brauch fügen. Übrigens hätte Josepha, so nachgiebig sie sich auch sonst ihrem Manne gegenüber zeigte, die traurigen und heiteren Kränze sich nicht nehmen lassen.

Auch in diesem Jahre waren die schwarzen Wände von Michael Cibulas Haus noch im Oktober bis zum Giebel mit den schönen, feurigen Blumen der spanischen Kresse umsponnen, so daß es von weitem aussah, als hinge ein leuchtender Teppich vom Dach zur Erde. Die Nelken wucherten, daß ihnen gewehrt werden mußte; ihre langen Ranken voll purpurner Knospen fielen wie rinnendes Blut an den Felsenwänden nieder. Astern und Dahlien mischten ihre bunte Pracht durcheinander; die Stockrosen glichen Blütenbäumchen, zwischen denen mächtige Königskerzen ihre goldigen Kelche hervorschimmern ließen. Rosmarin, Lavendel und Menthe füllten die Luft mit Wohlgeruch.

Josepha war in den Garten gekommen, um für ihr Marienbild einen Strauß zu pflücken. Sie hatte sorgsam die schönsten Blumen gesucht, stand aber immer noch und schaute hinab in die wilde Schlucht, in deren Tiefe durch die schwarzen Tannen der Bach aufblitzte, schaute in die Höhe zu den wilden Felsgipfeln, die beim Untergang der Sonne wie Flammen emporloderten. Dann blickte sie gedankenvoll dem blassen Nebel nach, der, aus der Tiefe aufbrauend, den Felsen des Krywan entlang irrte, Josepha dachte: grade wie eine arme gefangene Seele.

Michael Cibulas Weib, das so still und lautlos dahinlebte, als wäre ihre Seele bereits zur Ruhe gegangen, fühlte sich an diesem Abend von einer dumpfen Angst befangen.

Heute hatte sich folgendes ereignet: Michael Cibula lag auf seinem Bärenfell und Josepha hechelte mit Russka in der Spinnkammer Flachs, da kam Urs ins Haus gelaufen. Seine Mutter vernahm durch die geschlossene Türe des Knaben erregte Stimme. Gleich darauf hörte sie Michael Cibula aufspringen mit einem Laut wie ein verwundeter Bär. Der Schreck fuhr ihr in die Glieder, so daß sie Zeit brauchte, sich zu erholen. Als sie dann in die Stube trat, stand ihr Mann da, in die Luft greifend, als erwürge er einen. Dabei murmelte er: „Der Priester! Das hat mir der Priester getan!“

Josepha erbebte und schritt mit erhobenen Händen auf ihn zu. Er wies sie zurück und herrschte ihr zu: „Du bleibst im Hause und redest mit keinem ein Wort.“

Dann ging er, Urs schlich ihm nach.

Josepha blieb eine Weile regungslos stehen, seufzte tief auf und begab sich in die Kammer an ihre Arbeit zurück, schweigend, als wäre nichts geschehen.

Da öffnete Russka ihren welken Mund und begann ein Lied zu krächzen: von einem Waldbauern, der ein Mädchen gern hat, aber Priester werden muß. Das Mädchen wird von einem anderen zum Weibe genommen. Eines Abends treffen sich der Priester und das Weib in einem wilden Walde und der Priester spricht das Weib an: „Warum kommst du nicht zu mir in die Beichte?“

„Weil ich Euch nichts zu beichten habe.“

„Bist du so sündenlos? Ich will dir eine Sünde zu beichten geben, damit du zu mir in die Kirche kommen mußt."

Und er küßte sie auf den Mund.

Die alte Sibylle wurde nicht müde, die Ballade von der schönen Helja Scarpa, mit der sie schon Josephas Sohn in Schlaf gesungen hatte, vor sich hin zu plärren.

„Hör auf mit deinem Singsang!" bat Josepha.

Russka ließ sich indessen nicht stören, die letzte Strophe wiederholte sie sogar.

Nach einer Weile begann sie: „Du bist lange nicht zu Stefan Dozana beichten gegangen. Er wird bald kommen und dich fragen, ob du auch so sündenlos seiest, wie es die schöne Helja Scarpa gewesen. Dann wirst du bald Sünden in die Beichte tragen können."

„Du schwatzest!" rief Josepha streng, und ihre blassen Wangen röteten sich.

„Dein Bube gleicht Michael Cibula," kicherte das Weib. „Die schöne Helja Scarpa hatte auch einen Sohn, der seinem Vater glich. Was half's ihr? Sie mußte doch dem Priester ihre Sünden beichten."

„Du sollst schweigen!" befahl Josepha, und in ihren sanften Augen blitzte ein Strahl auf, so hell und heiß, als käme er aus Michael Cibulas Augen.

Während Russka noch vor sich hinmurmelte und murrte, sahen beide durch das Kammerfenster, wie die Bauernweiber die Gasse hinabliefen. Russka wollte sogleich hinaus und fragen, was es gäbe, denn die Mägde waren seit dem Morgen im Walde und die beiden allein im Hause. Aber mit ungewöhnlich strenger Miene gebot ihr Josepha, zu bleiben.

Die Alte schielte tückisch zu ihr hinüber und kreischte: „Ich weiß schon. Bei der neuen Kirche schlägt Michael Cibula Stefan Dozana tot. Ich weiß auch, warum."

Sie begann laut zu beten: die Litanei für eine Seele, die in ihren Sünden dahinfahren muß. Josepha saß, lauschte auf das Geplärr der Alten und fühlte sich mehr und mehr von Grausen gefaßt.

Plötzlich sprang sie auf. Sie hatte den bekannten Schritt vernommen und unterdrückte mit Mühe einen Freudenschrei. Mi-

chael Cibula kam nach Hause. Sie warf der Alten einen Blick zu, der diese verstummen machte wartete noch eine kleine Weile und ging dann leise hinüber in die Stube, wo Michael Cibula lang ausgestreckt auf seinem gewöhnlichen Ruheplatz lag, das Gesicht nach der Wand gekehrt. Josepha wollte zu ihm gehen, bezwang sich jedoch und verließ das Zimmer, um für die Gottesmutter Blumen zu pflücken, aus Dankbarkeit dafür, daß sie sich von einer dumpfen Sorge befreit fühlte.

Die Dämmerung brach herein, schwere Schatten entstiegen der Schlucht und krochen die Felsen hinauf; über die noch immer leuchtenden Gipfel sich wälzend, wurden sie von dem Brand des Sonnenuntergangs ergriffen.

Zuletzt loderten nur noch die höchsten Spitzen, einer langen Reihe verglimmender Riesenfackeln vergleichbar.

Stiller ward es in den Baumwipfeln, lauter schwoll aus der Tiefe das Brausen des Waldbachs herauf. Die irrende Wolke zog als langer schmaler Nebelstreif vom Kryvan fort zur Schlucht hinaus.

Josepha dachte: Die arme Seele hat den Ausweg gefunden. Die ihre aber tastete und suchte vergebens.

Wie hätte sie es Michael Cibula sagen, wie hätte dieser sie verstehen sollen? Ihr junges Leben verzehrte sich in Sehnsucht, das erlösende Wort auszusprechen; aber sie fand es nicht und blieb stumm.

Da kam Urs nach Hause; er sah die Mutter im Garten stehen und lief zu ihr.

„Weißt du's schon, Mutter? Die Juden werden unsere Nachbarn. Stefan Dozana hat ihnen unseren Kryvan verkauft: für Silber und Gold!“

Und der Knabe sah sie mit seines Vaters zornigen Augen an.

„Und der Vater?“ brachte Josepha mühsam über die Lippen.

„Der hat in der Kirche geredet, daß alle erschraken,“ rief Urs begeistert. „Aber dann ist er gegangen und Stefan Dozana hat gesprochen und dann haben sie das Silber und Gold aufgenommen und den Juden unseren Kryvan verkauft.“

Des Knaben Lippen zuckten. Als er jedoch den Schmerz seiner Mutter gewahrte, tröstete er sie, wie er vor Jahren Ilja Dozana getröstet hatte.

„Laß es gut sein, Mutter, der Vater treibt die Juden schon wieder fort. Bin ich erst groß, helfe ich ihm und töte sie alle."

„Hat der Vater wilde Worte gegen Stefan Dozana gesprochen?" fragte Josepha und holte Atem.

„Stefan Dozana fürchtete sich vor dem Vater," rief Michael Cibulas junger Sohn voll Verachtung. „Alle fürchteten sich vor ihm, nur ich nicht. — — Und auch die Juden nicht," setzte er nach einer Weile niedergeschlagen hinzu. „Aber dann ging der Vater davon und dann sprach Stefan Dozana und dann nahmen sie das Silber und Gold."

„Weiß es der Vater?"

„Der ist ja fortgegangen. Ich will es ihm sagen."

„Nein! Nein!"

Und sie hielt ihn angstvoll zurück.

Da vernahmen sie laute, wirre Stimmen, sie mußten vom Gemeindehause kommen. Nun sahen sie einen Mann die Gasse heraufeilen; vor Michael Cibulas Haus blieb er stehen.

„Das ist Stefan Dozana, Mutter. Er will zum Vater," flüsterte der Knabe seiner Mutter zu.

Josepha drückte ihren Sohn an sich, heftig und schweigend. Der Knabe fühlte, wie sie zitterte.

Jetzt erblickte Stefan Dozana das Weib seines Todfeindes, betrat den Garten und schritt langsam auf Josepha zu. Sie mußte an die schöne Helja Scarpa denken und ein Schauer überlief ihren Leib.

„Josepha Cibula, Gott mit dir! Ist dein Mann im Hause?"

Er trat dicht vor sie hin und sah ihr ins Gesicht. Da erkannte sie, daß der Priester gekommen sei, seine Rache zu kosten.

Ihre Kraft zusammennehmend, erwiderte sie: „Mein Mann ist drinnen. Habt Ihr einen Auftrag für ihn?"

„Schicke den Knaben hinein und lasse ihm sagen, daß ich ihn sprechen möchte."

„Ich will es ihm selbst sagen," erwiderte Josepha und wandte sich dem Hause zu.

Aber Urs riß sich von seiner Mutter los und lief ins Haus.

„Urs! Urs!" rief sie angstvoll und wollte ihrem Sohne nach. Stefan Dozana vertrat ihr den Weg.

„Du weißt, was ich deinem Manne zu sagen habe?“

„Ja.“

„Du weißt, daß ich es bin, der ihm das antut?“

„Ja.“

„Und du weißt, warum ich es ihm antue? — — Antworte!“

„Ich weiß es.“

Er sah ihr starr in die Augen. Beide schwiegen.

„Josepha Cibula,“ begann er von neuem mit leiser rauher Stimme, „Josepha Cibula, gedenkst du noch der Zeit, wo es bei Gott beschlossen schien, daß du Josepha Dozana heißen solltest? Und jetzt stehe ich vor dir und muß dich Josepha Cibula nennen!“

„Michael Cibula erwartet Euch im Hause. Ich bitte Euch: habt Ihr mit meinem Manne zu reden, so geht hinein.“

„Josepha, gedenkst du dessen noch?“

Sie dachte an die schöne Helja Scarpa und stand zitternd vor ihm, die Hand am Herzen, als empfände sie dort einen heftigen Schmerz. Als Stefan Dozana sie zum zweiten Mal fragte, schloß sie die Augen, seufzte tief auf und sagte leise: „Ich denke daran, daß Ihr ein ehrwürdiger Priester seid, und daß ich jetzt Josepha Cibula heiße. Und ich denke daran, daß Gott, den Ihr verkündet und zu dem ich bete, es also beschlossen hat.“

Stefan Dozana antwortete nicht gleich; aber dann flüsterte er ihr zu: „Weißt du auch, daß du ein bleiches und trauriges Weib geworden bist, und daß die Leute, wenn sie von dir reden, die Achseln zucken und sagen: sie hat einmal einen andern gern gehabt. Josepha Cibula, weißt du das?“

Sie wußte es! Sie wußte, daß alle von ihr glaubten, was ihr die jähe Schamröte ins Gesicht trieb, wenn sie nur daran dachte. Von der alten Russka bis zu ihrem eigenen Manne glaubten es alle, und nur Gott und die heilige Jungfrau wußten es besser. Aber aufschreien hätte sie mögen, vor Scham zu Boden sinken, als sie jetzt vernahm, daß auch der Priester es glaubte.

Dieser deutete Josephas Schweigen falsch, so daß sein Herz mit einem satanischen Jubel sich füllte. Es schien ihm, daß er heute, nachdem er dem Teufel seine Seele verkauft, neben der Herrschaft auch das Weib empfangen sollte, für dessen zeitlichen Besitz er gern eine zweite ewige Verdammnis erlitten. Jetzt hielt

er Michael Cibulas Herz in der Hand und er wollte dieses Herz zermalmen.

„Josepha," stieß er hervor, „die du von Michael Cibula nicht aus Liebe zum Weibe genommen wurdest, sondern aus Haß — aus Haß gegen mich! Josepha, die auch du tödlich von diesem Manne beleidigt wurdest, die auch du diesen Mann tödlich hassen mußt — die Stunde unserer Rache ist gekommen."

Damit verließ er sie, die ihn mit wachsendem Grausen und Entsetzen angestarrt hatte, als spräche ein Wahnsinniger zu ihr, als sei sie selber von Sinnen gekommen. Aber es war zu dunkel geworden, als daß Stefan Dozana den Blick des Weibes hätte erkennen können. An der Tür blieb er noch einmal stehen, wandte sich und erhob winkend seine Hand. Dann hörte Josepha, wie er die Tür aufstieß und ins Haus zu ihrem Mann ging.

In halber Bewußtlosigkeit näherte sich Josepha dem Hause. — Wenn er jetzt vor Michael Cibula trat und ihm sagte: Du wirst von deinem Weibe gehaßt, aber ich werde von ihr geliebt! Ihr Mann würde ihm glauben. Und sie konnte nicht hingehen und aufschreien: „Es ist nicht wahr! Und hast du mich auch aus Haß gegen ihn zum Weibe genommen, so liebe doch ich dich. Jener aber ist unser Feind und er will uns beide verderben!"

Aber ihr Mann würde seinem Feind geglaubt haben und nicht seinem Weibe.

Was sollte sie tun?

Das, was sie immer getan: schweigen und leiden.

Und suchen nach dem erlösenden Wort, wie eine gefangene Seele nach dem Ausgang sucht.

Jetzt stand sie an der Tür; aber sie ging nicht hinein. Sie drückte das Gesicht gegen das Holz und es fiel ihr ein, daß sie beten müsse.

Um was?

Daß der Priester ihrem Mann gnädig sein möge!

Um ihretwillen tat er es ihrem Mann an, ihrem Mann und dem ganzen Dorfe: um Michael Cibula zu kränken, hatte er durchgesetzt, daß die Juden blieben, daß der Krpvan für Silber und Gold verkauft worden: weil er sie einmal geliebt

hatte und weil Michael Cibula sie, um Stefan Dozana zu kränken, zum Weibe genommen.

Einmal — —

Sie erinnerte sich seiner Worte von vorhin und in welchem Ton sie gesprochen worden. Und er war ein Priester, ein Gesalbter des Herrn, ein Bräutigam der Kirche. Als solchen hatte sie ihn verehrt, seitdem sie aufgehört, ihn zu lieben; und nun — nun beging der Priester eine Todsünde, nun streckte ein Gesalbter des Herrn die Hand nach ihr aus, nun wurde sie von einem Bräutigam der Kirche in wilder Lust begehrt, sie, das Weib eines anderen!

Sie stöhnte auf; dann lauschte sie von neuem in Todesangst.

Denn sie wußte: Todesschmerz litt in diesem Augenblick Michael Cibula. Und sie durfte nicht bei ihm sein, sondern mußte vor der Türe stehen, eine Ausgeschlossene und Verstoßene.

Drinnen standen die beiden Todfeinde einander gegenüber. Nur ein Lämplein aus rotem Glas, das vor dem Madonnenbild brannte, warf auf ihre Gesichter einen schwachen Schein; es war wie Abglanz eines blutigen Lichts. Die Augen des Holzbildes blickten mit einem Ausdruck auf die beiden nieder, als wollten sie sagen: das habe ich vollbracht und noch anderes werde ich vollbringen!

Stefan Dozana begann: „Ich komme zu dir, um dich an den Tag zu mahnen, wo du zu mir kamst, da ich als ein junger Priester in dieses Dorf heimgekehrt war. Du kamst zu mir, um mir anzukündigen, daß du ein Weib nehmen wolltest, und daß ich dich mit der Jungfrau vermählen sollte. Heute nun komme ich zu dir, um dir anzukündigen, daß die Juden von Tar die Juden vom Berge Kryvan geworden sind. Und ich könnte dir heute zur Vergeltung an jene Stunde noch mehr sagen, schweige aber, bis auch dafür der rechte Augenblick gekommen ist. Bei allem, was geschehen ist und geschehen wird, Michael Cibula, erinnere dich, daß wir heute vor allem Volk unsere Todfeindschaft beschworen haben."

„Bei allem werde ich mich daran erinnern," erwiderte Michael Cibula, jedes Wort betonend. „Und jetzt denke ich daran, daß du in meinem Hause bist."

„Wir können uns auch im Walde begegnen oder in der Kirche im Beichtstuhl.“

„Im Walde, ja! Aus der Kirche hast du mich vertrieben und vertrieben hast du mich aus dem Beichtstuhl für immerdar. Das falle am schwersten auf dich!“

„So sende dein Weib Josepha, damit ich ihr die Sünde vergebe, den Gatten nicht zu lieben, mit dem ich sie vermählt,“ rief der Priester ausbrechend voll wilden Hohns.

Michael Cibula erhob die Hand zu einem Schlag, der seinen Feind zu den Füßen des Madonnenbildes niedergestreckt hätte; aber er ließ die Hand wieder sinken.

Josepha vernahm, wie die Türe aufgerissen und zugeschlagen wurde und gleich darauf im Vorraum schwere Schritte ertönten. Sie wich von der Haustür zurück, sich gegen die Wand in den tiefen Schatten an die Blumen drängend, wo sie sich niederkauerte. Stefan Dozana trat aus dem Hause, schloß die Türe, tat einige Schritte, spähte um sich und rief leise: „Josepha!“

Er war ihr so nahe, daß sie sein Kleid hätte fassen können; aber schaudernd preßte sie sich an das Gesträuch, damit nicht das Gewand dieses Priesters sie berühre, dem sie noch bis vor kurzem ihre Sünden gebeichtet, den sie noch gestern voll Ehrfurcht gegrüßt hatte, dem sie noch heute, wäre sie ihm auf der Gasse begegnet, demütig die Hand geküßt hätte.

„Josepha!“ rief Stefan Dozana zum zweiten Male, eindringlich und flehend.

Sie biß die Lippen blutig, damit ihnen kein Ausruf des Abscheus entschlüpfe.

„Josepha!“ zum dritten Male, drohend, gebieterisch, beinahe laut.

Er suchte sie im Garten.

Aber da füllte sich die Gasse mit Männern und Weibern, die vom Gemeindehaus herkamen, wo die Juden soeben die Kaufsumme Stück für Stück aufgezählt hatten. Laut riefen die Waldleute nach ihrem Priester.

Bei dem Hause Michael Cibulas trat er ihnen entgegen; Jubel empfing ihn.

Wie eine Verbrecherin schlich sich Josepha ins Haus, nicht in die Stube, in der sie ihren Mann vermuten mußte, sondern in die Spinnkammer. Die Mägde und Knechte waren noch immer nicht zurück, nur Russka und den Knaben traf sie dort. Beim Schein der Öllampe hechelte die Alte Flachs und erzählte Urs Geschichten, als jedoch die Mutter eintrat, hörte sie jäh auf und begann zu singen — den letzten Vers von der schönen Helja Scarpa.

Nebenan fiel etwas dröhnend zu Boden. Es klang, als ob von zorniger Hand ein Stuhl umgestoßen worden wäre. Sonst kein Laut.

Totenblaß setzte sich Josepha an ihre Hechel und griff nach dem Flachs. Urs kam und drängte sich an sie; sie streichelte seine Locken, ohne zu wissen, daß sie es tat.

Als die Alte ihr Geschrei geendet hatte, meinte sie: „Morgen ist Sonnabend, morgen kannst du in die Beichte gehen. Ich hörte, daß Stefan Dozana zu Michael Cibula sagte, daß du kommen würdest und daß er dir deine Sünden vergeben wollte: vor einer Stunde warst du noch sündenlos. Wo bist du dem Priester begegnet?"

Aber Josepha antwortete nicht und Russka begann laut zu beten.

Dann kam das Gesinde nach Haus, ungewöhnlich lärmend. Josepha stand auf, reinigte sich sorglich von dem Flachse und begab sich hinaus, um nach dem Nachtmahl zu sehen. Knechte und Mägde umringten sie und schrien auf sie ein; sie deutete jedoch nach der Tür, hinter der Michael Cibula sich aufhielt, und das Gesinde verstummte.

Der Abend nahm seinen gewöhnlichen Verlauf: unter dem Heiligenbild ward der Tisch gedeckt. Als Josepha in das Zimmer trat, befand sich Michael nicht darin, doch hörte sie ihn in der Kammer an seiner Schnitzbank. Sie hob den umgestürzten Stuhl auf und als alles zur Mahlzeit bereit war, schickte sie den Knaben hinein, den Vater zu holen.

Michael Cibula kam, er schien ruhig zu sein. Urs sprach das Tischgebet, man setzte sich, aß und trank. Nachdem das Gesinde gesättigt, fragte der Bauer nach den verrichteten Arbeiten und bezeichnete die neuen für den nächsten Tag, alles genau so, wie

es jeden Abend der Brauch war. Nach dem Essen wiederum ein langes Gebet unter dem Muttergottesbild; doch sprach diesesmal der Bauer vor. Die übrigen sprachen nach.

Hierauf sagte das Gesinde gute Nacht und einer nach dem andern entfernte sich; keiner durfte Licht zu seiner Schlafstätte mitnehmen. Dann begab sich Urs zu Bett, dann auch Josepha. Michael Cibula ging noch einmal in seine Schnitzkammer.

„Ich töte das Weib, wenn sie es mit dem Priester hält."

Er saß bei einer geweihten Wachskerze und schnitzte an dem Gesicht einer Muttergottes. Tief beugte er sich darauf herab, denn er hatte gerade die Augen in das harte Holz zu schneiden.

„Ich töte das Weib, wenn sie es mit dem Priester hält."

Er schnitzte und schnitzte. Jetzt waren die Augen fertig. Sie sahen ihren Schöpfer an: „Ja, töte sie!"

Und Michael Cibula saß, sein Werk in der Hand, und starrte dem Bildnis in die blöden Augen. So saß er noch, als es im Dorfe Mitternacht schlug.

* 9 *

Die Juden vom Berge Kryvan

Nachdem die Juden im Gemeindehause den Pakt geschlossen und die Kaufsumme aufgezählt hatten, begaben sie sich sogleich nach ihrem Dorf zurück, den Weg in die Schlucht hinab, den fortan Gras überwuchern sollte.

Bei der Dunkelheit mußten sie des jäh abfallenden Pfades achten und den Patriarchen leiten, so daß sie nur wenig miteinander reden konnten.

„Jehovas Wille ist geschehen."

„Erfüllt ist, was uns verheißen ward."

„Unser ist das Land, das der Herr uns gewiesen."

Ein vierter aber sprach nichts; er dachte nur: das Geschäft ist gemacht.

Auch Jehuda blieb stumm.

Dann gelangten sie auf den Grund der Schlucht und schritten über den Steg — zum letztenmal!

Droben erwartete alles Volk die Abgesandten in tiefem Schweigen. Und Baruch trat mitten unter sie und verkündete seiner Gemeinde: „Ihr seid die Juden vom Berge Kryvan."

Alle streckten die Arme, und lobten und dankten Gott mit lauter Stimme. Darauf eilten die Weiber in ihre Häuser, um noch zur Nacht ihr Haus und sich selber zu schmücken und ein Festmahl zu richten.

Dozia hatte nicht unter den harrenden Frauen gestanden, sondern war in ihrer Kammer geblieben. Sie hörte das Freudengeschrei der Ihren; und als Jehuda nach Haus kam, trat ihm sein Weib als eine Trauernde entgegen. Auch er sprach: „Wir sind die Juden vom Berge Kryvan geworden."

Er sagte es leise, als ob er seinem Weib ein großes Unglück verkünde. Dozia sah ihn kummervoll an und erwiderte: „Wie benahmen sich die Christen?"

„Gierig nach Silber und Gold wie man sagt, daß nur die Juden wären."

„Und der Bruder meiner Mutter Mirjam?"

„Michael Cibula kam in mächtigem Zorne und predigte wider uns, gleich einem Erzengel. Seine Worte fielen auf mein Haupt wie Feuer; denn er sagte, daß wir sie verderben würden, und daß es besser sei, Wölfe und Bären als Nachbarn zu haben, als uns: wo wir hinkämen, säeten wir Unheil, und Unheil würden sie ernten."

Dozia faßte nach ihres Mannes Hand und hielt sie fest in der ihren. Sie fragte: „Und dann ließen die Christen uns doch die Juden vom Berge Kryvan werden?"

„Weil ihr Priester es wollte."

„Warum sagst du das in solchem Ton? Ein Priester bist auch du."

„Als ich heute diesen Priester der Christen zu seinem Volk reden hörte, überfiel mich eine wilde Angst, weil auch ich ein Priester bin, in dessen Mund Gottes Wort gelegt worden, es dem Volk zu predigen. Denn furchtbar ist, wie Gottes Wort in eines Priesters Munde entstellt und Gottes Name mißbraucht werden kann."

Dozia fragte nicht mehr.

Einige Tage darauf feierten die Juden das Laubhüttenfest; es geschah zum erstenmal, seitdem sie in der Verrös waren. Denn der Patriarch hatte ihnen befohlen, die heiligen Tage nicht eher zu begehen, als bis sie es auf ihrem eigenen Grund und Boden vermöchten. Vier Jahre hatten sie harren und darben müssen, jetzt ergriff sie ein Freudentaumel. Es war nicht anders, als hätten sie die vier Jahre in der Wüste zugebracht und nun plötzlich eine Oase gefunden mit Dattelpalmen und frischen Quellen.

Kaum war die Festwoche zu Ende, so begannen sie auf ihrem Besitztum eine starke Tätigkeit zu entfalten. Von neuem wurde der Krywan nach allen Richtungen hin durchforscht, ausgemessen und die Eigenschaften seines Bodens, seiner Wälder, seines Gesteines und Gewässers einer scharfen Prüfung unterzogen. Es wurden Pläne gemacht, Bestimmungen getroffen und Gesetze gegeben; es wurde der Bau eines Gemeindehauses und eines Tempels beschlossen. Magazine sollten angelegt, Quellen gefaßt, Brunnen aufgemauert werden. Man wollte die Herden vergrößern. Schon im nächsten Frühjahre gedachte man eine Straße in den Fels zu sprengen und Schachte in den Krywan zu führen.

Aber sogleich machte sich die Gemeinde daran, ringsum den Wald auszuroden. Nur die Arven und Tannen, welche in dichtem Kranz die Niederlassung auf der Bergseite umstanden, durften nicht gefällt werden; und es wurden die Bäume vom Patriarchen heilig gesprochen; wer an den Bannwald, der das Dorf vor den Lawinen des Krywan schützte, die Axt anlegte, sollte gleich einem Mörder geachtet werden und des Todes schuldig sein.

Denn gewaltig waren die Schneemassen, die jedes Jahr vom Krywan herabstürzten und schrecklich die Verheerungen, die sie anrichteten. Ohne das schützende Bollwerk des Waldes wäre die schöne Halde, auf welcher das Judendorf sich erhob, sehr bald eine wilde Trümmerstätte geworden.

Überall waren die Juden tätig, nur auf dem Felde nicht: ihr Feld hatten sie bereits gedüngt, gepflügt und gesäet, bevor das Abkommen mit den Bauern von Piatra geschlossen worden. Sie hatten es des Nachts getan und trockenes Reisig über den Acker

geworfen, damit die Waldleute das Bestellen der Felder nicht gewahr werden sollten.

Die Bauern von Piatra, die sich um ihre Nachbarn nicht zu kümmern gedachten, ärgerten sich über jeden Axthieb, der laut zu ihnen herüberschallte; sie ärgerten sich über jeden Baum, den sie stürzen hörten.

Obgleich es sie nichts mehr anging, schauten sie scharf hinüber auf alles, was die Nachbarn taten und trieben; und da sie diesen beinahe in die Fenster hineinsehen konnten, nahmen in Piatra Verdruß und Aufregungen kein Ende: warum lebten die Juden nicht so ernsthaft, ruhig und bedächtig wie die Christen? Allein die steinernen Häuser der Ebräer, darüber die Waldleute früher nur verwundert oder spottend den Kopf geschüttelt, wurden jetzt zu Steinen des Anstoßes für sie. Denn wie durften Juden besser wohnen als Christen?

Bald sahen die Bauern ihre Nachbarn Anstalten treffen, um neue Häuser zu errichten, sie sahen den Grund ausgraben für einen großen Bau: hart am Rand der Schlucht, der neuen Kirche von Piatra gerade gegenüber. Mächtige Steine wurden von Ochsen auf den Platz geführt. Und die Waldleute erfuhren, daß die Juden im Sinne hätten, sich aus diesen Steinen einen prächtigen Tempel zu bauen — ihrer Kirche gerade gegenüber!

Sollten sie das dulden?

Sie schickten Boten hinab in die Schlucht; und obgleich der Steg noch nicht abgebrochen war und die Männer also hätten hinüber gelangen können, schrien sie vom Rand der Schlucht aus den Juden zu, herabzukommen und sie anzuhören. Das taten die Juden. Den Steg zwischen sich, verhandelten die beiden Parteien miteinander über das wilde Wasser hinüber. Um sich bei dem Tosen des Bergbachs verstehen zu können, mußten sie aus vollem Halse schreien.

„Einen Tempel wollt ihr bauen?"

„Das wollen wir."

„Unserer Kirche gerade gegenüber?"

„Ja."

„Das erlauben wir nicht."

„Ihr habt uns nichts zu verbieten und nichts zu erlauben."

„Baut euern Tempel an einem anderen Ort."

„Wir bauen ihn dort, wo es uns gefällt."

„Seid nicht so frech!"

„Seid nicht so töricht."

„Wartet, wir wollen euch — —"

Und die törichten Waldleute wären beinahe über den Steg gelaufen, um die frechen Juden, die nicht tun wollten, was die Christen von ihnen begehrten, zu züchtigen. Aber Stefan Dozana erinnerte noch rechtzeitig an den geschlossenen Vertrag und mahnte zum Frieden. Da wandten die Bauern von Piatra den Juden vom Berge Krywan den Rücken.

Sie kletterten den Weg, über den das Gras wachsen sollte, wieder empor, nicht ohne um eine Erkenntnis reicher geworden zu sein: die Juden konnten in der Tat tun und lassen, was sie wollten, und die Christen durften dem zusehen.

Es mußten demnach die Waldleute wohl oder übel sich darein ergeben, daß, wenn sie zur Kirche beten gingen, die Juden drüben dasselbe taten oder doch tun konnten; und mancher in Piatra hegte großes Bedenken, was zu diesem unheiligen Gegenüber die Heiligen sagen würden. Auch konnte es der himmlischen Jungfrau kaum angenehm sein, durch den Anblick des jüdischen Tempels jederzeit an ihre Herkunft erinnert zu werden.

Immer dringlicher wurden also für die Waldleute die Gründe, ihre neue Kirche mit möglichster Pracht auszuschmücken.

Auch in diesem Jahr trat der Winter ziemlich mild auf, so daß die Juden ihre Arbeiten im Freien fast ununterbrochen fortsetzen konnten. Wieder halfen Frauen und Kinder und wieder konnten Asarja und Makkabea ihre schöne Mutter Steine tragen sehen.

Zum Frühjahr wurde der Bau der Straße in Angriff genommen: so breit, daß darauf ein mit drei Ochsen bespannter Wagen fahren konnte. Die Straße durchschnitt das ganze Gebiet der Waldleute jenseits der Schlucht und gab in Piatra neues Ärgernis, welches neue, fruchtlose Beschwerden zur Folge hatte. Doch stand im Vertrage die Gewährung der Straße mit klaren Worten verzeichnet und die Waldleute mußten zugeben, daß die Juden sich in ihrem Recht befanden. Ihr Verdruß wurde dadurch nicht vermindert.

Auch erregte es sie höchlich, daß die Fremden sich mit der nächsten Gemeinde in Verbindung setzten, von der sie die Erlaubnis erhielten, ihre Straße weiter durch deren Gebiet führen zu dürfen.

Stefan Dozana stieg selbst zu dem Nachbarorte hinab. Es war auf dem unwegsamen Pfade eine mühselige Wanderung, von welcher der Priester voller Unmut zurückkehrte. In der Gemeinde bildete diese Reise ihres Priesters und dessen Ohnmacht, den Juden zu wehren, den Gegenstand hitziger Reden.

Auch mißfiel den Waldleuten, daß die Judengemeinde beinahe wöchentlich sich vergrößerte. Die Ankommenden brachten ihr Gesinde und ihr Vieh mit. Aber auch das mußten jene sich gefallen lassen. Denn waren sie gleich die Bauern von Piatra, so waren die anderen doch die Juden vom Kryvan und frei, nach ihrem Gefallen zu tun.

Wie der Haß der Waldleute gegen die Juden von Jahr zu Jahr wuchs, das hatten von Jahr zu Jahr mehr die jüdischen Händler zu erfahren. Es blieb während des Tauschgeschäftes nicht mehr bei finsteren und feindseligen Blicken, es fielen auch wilde Worte, es wäre fast zu wilden Taten gekommen. Die Juden erschraken, schlossen den Handel eiliger ab und zogen schon des Nachmittags wieder davon. Aber obschon in diesem Jahre die jüdischen Händler bereit gewesen wären, sich den Waldleuten zuliebe zu geschlagenen Männern zu machen, hatten die Bäuerinnen doch noch niemals so viel Ursache gehabt, über das schlechte Gedächtnis ihrer Hausherren Klage zu führen. An Gewürze und Bandwerk hatten die Männer überhaupt nicht gedacht. Und nicht einmal, daß die guten Frauen in der Frühlingsnacht dieses Jahres über die erlittene Unbill bei ihren Eheherren ihre Herzen erleichtern durften. So war der Unfriede denn auch in die Häuser gezogen.

Einige Anhänger Michael Cibulas sprachen laut aus: man müsse fortan gemeinsam in die Ebene und die Städte hinabziehen, um selbst die Lebensbedürfnisse gegen die Landesprodukte einzutauschen.

Während des ganzen Winters waren die Waldleute für die Ausschmückung ihrer Kirche tätig gewesen. Stefan Dozana hatte

Zeichnungen entworfen und nach diesen arbeiteten die Bauern ihre Schnitzereien, Kirchentüre und Chorstühle. Sie waren aus vielhundertjährigem Zirbenholz und versprachen Wunderwerke der Holzschneidekunst zu werden. Jedes Ornament war verschieden: fabelhaftes Getier wechselte mit Früchten, mit Blumen und herrlichem Gerank. An der Tür waren bekränzte Teufelsfratzen angebracht, Genien und Frauen, nackt und schön wie die Sünde. Zuerst nahmen die frommen und strengen Gemüter Piatras an diesen satanisch-schönen Leibern heftigen Anstoß; aber Stefan Dozana deutete ihnen seine Gestalten als der heiligen Schrift entnommen, so daß sie sich schließlich beruhigten. Durch diese Zeichnungen erwies sich, daß die Gemeinde einen Priester besaß, der zugleich ein großer Künstler war. Aber keiner wußte es, er selber am wenigsten.

Auch die Frauen von Piatra betrieben emsig und geheimnisvoll ein kunstreiches Werk: sie stickten dem Muttergottesbild ihrer neuen Kirche aus dem seltensten und glänzendsten Gefieder der Verrös einen prächtigen Mantel.

Gar zu gern hätte die Gemeinde das große Muttergottesbild von Michael Cibula schnitzen lassen, dessen Madonnen hohen Ruhm genossen. Seitdem derselbe jedoch in seiner Rede vor dem Altar solche feindseligen und unchristlichen Gesinnungen gegen Gott und die Heiligen bewiesen, hätte jedes Werk von seiner Hand Gott und die Heiligen beleidigen müssen.

Nachdem in diesem Frühjahr die jüdischen Händler dagewesen waren, rüstete sich Stefan Dozana für eine lange Reise in die Ebene und in die Städte. Vier Jünglinge begleiteten ihn. Sie trugen, in feste Ledersäcke verpackt, das Silber und Gold der Juden, den Kaufpreis für den Berg Kryvan.

Eine Schar Kinder mit ihren Eltern und Angehörigen geleiteten den Priester ein Stück Wegs. Alle drei Jahre an einem bestimmten Tage nach Ostern führte Stefan Dozana eine solche Kinderschar zu einer Kapelle, die zwei Tagemärsche von Piatra entfernt in einem schönen und heiteren Tale lag. Dort versammelten sich alle drei Jahre an einem bestimmten Tage die Priester entlegener Waldgemeinden, sämtlich von festlich gekleideten Kindern, Knaben und Mädchen, und deren Familien gefolgt. Vor

der kleinen Kapelle schlugen die Wallfahrer ein Lager auf und harrten des hochwürdigsten Bischofs. Mit großem geistlichem Gefolge, mit Koch und Schenk rückte der Kirchenfürst an und ließ sich auf vier Tage bei der Kapelle häuslich nieder. Am ersten Tage war Beichte und Hochamt, am zweiten Firmelung der Kinder, am dritten erteilte der Bischof den jungen Christen das Sakrament, am vierten hörte er Beschwerden und Klagen an, schlichtete Streitigkeiten, versprach Abhilfe, strafte und lohnte, schalt und lobte, segnete und verwünschte und regierte mit einem Wort wie ein großer weltlicher Herr. Es kam aber aus seinem Munde mehr Strafe und Tadel als Belohnung und Lob.

Bevor der Bischof wieder fortzog, beichteten ihm auch die Priester der Walddörfer, und manchen unter ihnen nahm er streng ins Gebet. Dabei konnte es vorkommen, daß einem geistlichen Sünder die Absolution verweigert wurde, und die kleine freundliche Kapelle am Waldessaum wußte, was Bannspruch und Acht sei.

So war denn Bischof Mauritius ein strenges Oberhaupt der streitbaren Kirche, von allen gescheut, von vielen gefürchtet, von manchen gehaßt. Hinter seinem Rücken wurden die Mienen finster, aber vor seinem Angesicht wurden sie blaß, und es gab unter den Waldpriestern nur einen einzigen, dem man es ansah, wie schwer es ihm ward, sein Haupt vor dem zornmütigen Herrn zu neigen: Stefan Dozana. Es gefiel dem Bischof Mauritius gar nicht, daß dieser eine so wenig demütig vor ihm stand, und er sann schon lange darauf, wie er den Trotzigen beugen könnte. Und zwar gleich recht tief.

Das wußte Stefan Dozana.

Es war ein heiteres Bild, an dem sonnigen Frühlingsmorgen vor dem Priesterhause von Piatra die Kinder versammelt zu sehen. Alle trugen neue Kleider, und jedes Kind hatte eine Last auf dem Rücken: die Wanderkost! Munter tummelte sich das Völklein durcheinander, ungeduldig auf den Augenblick des Abzuges harrend, als ginge es statt der ernsthaften Firmelung einem lustigen Spiele entgegen.

Ebenfalls in Festtracht, ebenfalls einen Packen auf dem Rücken standen Väter und Mütter, Basen und Vettern, Gevatter und

Gevatterinnen. Die Männer führten hohe dicke Stöcke von Erlenholz, die Frauen hielten ihren Rosenkranz zwischen den Fingern. Weil nun einmal die Jungen zwitschern, wie die Alten singen, ahmten Knaben und Mädchen ihren Eltern nach.

Wer nicht mitzog, war wenigstens gekommen, die anderen abziehen zu sehen. Da waren noch im letzten Augenblick allerlei Aufträge zu erteilen oder noch einmal einzuprägen. Dieser wollte eine vom Bischof geweihte Kerze, jener ein Traktätlein, ein Heiligenbild oder ein Fläschchen wundertätigen Öles mitgebracht haben, das letztere heilsam für jedes Übel oder Leid, bei Mensch und Vieh.

In bitterem Neide standen von fern die Kinder, die erst das nächstemal, in drei Jahren, ausziehen sollten; stolz schauten die kleinen Reisenden auf jene herab. Wer aber schon zum zweiten Mal mitzog, der gebärdete sich den Neulingen gegenüber wie der Wissende gegen den Laien.

Und voll bitteren Neides und Leides stand hinter einem blühenden Schlehdorn Urs Cibula und spähte durch die schimmernden Zweige traurig zu den fröhlichen Festkindern hinüber. Eigentlich hätte er diesen Frühling mit ausziehen müssen, aber sein Vater hatte ihn schon im vorigen Jahre aus der Christenlehre genommen und von einer Firmelung des Knaben war fürs erste nicht die Rede. Wie hatte Urs sich darauf gefreut, mit Ilja Dozana durch die Wälder zu ziehen, zur Kapelle und zum heiligen Bischof! Denn Ilja Dozana befand sich unter den Kindern, welche in diesem Jahr ihr Christentum bestätigen sollten.

Soeben trat sie mit ihrem Ohm und ihrer Mutter aus dem Hause, die reizendste von allen! Aber ihr liebliches Gesichtchen war traurig und sie hielt die Augen gesenkt. Jetzt sah sie auf und blickte umher. Sie schien jemand zu suchen und nicht zu finden. Da bewegten sich die Zweige des Schlehdorns heftig, als ginge ein Wind durch die Blüten, und Ilja wußte, wo der Gesuchte stand. Sie schlich zu dem Busch, brach ein Zweiglein ab und flüsterte in die Blüten hinein, daß sie am liebsten auch dableiben möchte, und daß er nicht so traurig sein sollte.

Ein Schluchzen antwortete ihr.

Das war ein fröhlicher Kirchgang durch Wald und Gebirg, über frühlingsgrüne Matten, an blumigen Hängen dahin. Eine

Wanderung war's, auf der so häufig als möglich gerastet und so wenig als möglich gefastet ward. Zwar ließen die alten Christen es sich angelegen sein, den jungen Christen ernsthafte Mienen zu zeigen und sie erbauliche Reden hören zu lassen, oder die Kinder mußten geistliche Gesänge intonieren und lange Litaneien abbeten; aber Frühlingsluft und Sonnenschein gaben allzu großen Ernst und allzu eifrige Frömmigkeit nicht zu.

Nur Stefan Dozana schritt schweigsam in düsterem Sinnen an der Spitze des Zuges. Für ihn war der Frühling eine schlimme Zeit; denn für ihn war es eine Zeit mächtigen Sehnens und gewaltigen Lebens. Frühlingsstürme durchbrausten seine Seele, Frühlingsfluten durchströmten sein Herz. Dann bedurfte es starker Dämme, dann war ein heißes Ringen nötig, dann tobte in ihm so lange der Mensch, bis dieser ermattet war und sich dem Priester ergab. Dann war der wilde Geist für eine kleine Weile still.

Gegen Abend des zweiten Tages gelangten die Wanderer zu einer weiten, schönen Wiese, an deren Saum ein Kirchlein stand, daneben eben eine Reihe von Bretterhütten aufgeschlagen wurde. Bereits waren die meisten Gemeinden angelangt und alle kamen, die Bauern von Piatra und deren Priester zu begrüßen. Doch ließ sich diesen Grüßen anmerken, daß die Leute aus der Verrös nirgends Freunde hatten. Alle wußten bereits von der neuen Kirche zu Piatra und von den Juden vom Berge Kryvan. Die geistlichen Herren umringten Stefan Dozana, fragten, hörten und staunten. Die einen bezeigten höchste Verwunderung, die anderen konnten ihren Neid nicht verbergen. Stefan Dozana nahm das eine wie das andere gelassen hin. Hatte er sich in früheren Jahren stolz gezeigt, so benahm er sich in diesem Frühling schier hochmütig; und wie ihr Priester tat, so taten die Bauern von Piatra.

Denn auch diese wurden umringt und ausgeforscht, auch diese angestaunt und beneidet. Ihr Ruhm verbreitete sich, sowohl um ihrer Kirche willen, als auch wegen ihres Triumphes über die Juden, durch das ganze Lager.

Dann langte Bischof Mauritius an. Außer seinem Gefolge kamen mit ihm Krämer und Händler. Die einen zogen mit Getränken und süßem Backwerk herbei, die anderen mit Rosen=

kränzen, Heiligenbildern, Traktätlein und wundertätigen Mitteln. Es war wie auf einem Jahrmarkt.

Alle Priester huldigten dem Bischof, und alles Volk ließ sich kniend von ihm segnen. Die Kinder wurden nahe der heiligen Person des Kirchenfürsten aufgestellt. Stefan Dozana stand in den letzten Reihen, was sogleich von den scharfen Augen seines Vorgesetzten bemerkt wurde.

Bischof Mauritius war ein stattlicher Herr und sah aus, als ritte er lieber ein mutiges Streitroß als ein frommes Maultier. Seine Gesichtszüge waren hart und von einer leidenschaftlichen Willenskraft. Aber sein dunkler Blick hatte etwas Pfäffisches, und um den strengen Mund konnte ein böses Lächeln liegen. Wenn der Bischof diesen Blick und dieses Lächeln zeigte, ward es manchem, der sonst keine Furcht kannte, unheimlich zu Mut.

Der nächste Tag begann mit einem allgemeinen Gebet, dem der Bischof beiwohnte. Nach beendigter Andacht wurden die Kinder zu der Weihe geschmückt, die an ihnen vollzogen werden sollte. Sie liefen in den Wald und pflückten Blumen, aus denen Mütter und Gevatterinnen Kränze wanden; die Knaben bekamen mächtige Sträuße. Dann ward auch die Kapelle mit Blumen geziert und vor derselben unter einem hohen Baldachin von Blütenzweigen und grünem Laub ein großer Altar gebaut.

Es war ein feierlicher Gottesdienst unter freiem Himmel, und feierlich war's, als die Kinder im Chor das Bekenntnis ihres christlichen Glaubens ablegten. Die großen Worte erhielten, von den kindlichen Lippen gesprochen, etwas unendlich Rührendes; aber beinahe schaurig klang von diesen selben unschuldigen Lippen das Bekenntnis, an eine Erbsünde zu glauben, an eine ewige Schuld und ewige Verdammnis. Es war gut, daß die Kleinen nicht wußten, was sie sagten.

Dann traten sie einzeln vor den Bischof hin, um durch seinen Segen aufgenommen zu werden in die Gemeinde der in Zukunft Seligen oder Unseligen.

Als Ilja Dozana vor dem Bischof stand, dachte sie nicht an Gott und die Heiligen, sondern an Urs Cibula und dessen Sündhaftigkeit, so daß ihr die Tränen aus den Augen stürzten.

Am Abend des zweiten Tages traf es sich, daß Stefan Dozana

an entlegener Stelle dem Bischof begegnete. Er blieb stehen, um den Herrn an sich vorüberschreiten zu lassen, denn es dünkte ihn, als ob auch der Bischof die Einsamkeit suchte.

Aber Bischof Mauritius redete ihn an. Er tat es wie einer, der an etwas ganz anderes denkt, als er sagte: „Was ist das für ein Gerücht über eine neue Kirche in Piatra?“

„Die Bauern von Piatra haben sich eine neue Kirche erbauen lassen.“

Auch wenn Stefan Dozana mit einem Bischof sprach, klang seine Stimme nicht demütig, und die Ohren des Bischofs waren gewöhnt, demütige Stimmen zu vernehmen. Deshalb erwiderte denn auch er in einem ganz besonderen Tone: „Die Bauern von Piatra ließen sich eine Kirche erbauen? Sie ließen sich? Wer gestattete ihnen, sich eine Kirche erbauen zu lassen?“

„Niemand, denn sie fragten niemand.“

Aber diese Antwort überhörte der Bischof, obgleich sie durchaus nicht leise gegeben worden.

„Von wem ließen sich die Bauern von Piatra eine Kirche bauen?“

„Von den Juden von Tar.“

„Was bedeutet das? Eine christliche Gemeinde läßt sich von Juden eine Kirche erbauen?“

„Es geschah zur größeren Ehre des Herrn,“ erwiderte Stefan Dozana und holte tief Atem, wie einer der sich Gewalt antun muß.

Bischof Mauritius überlegte: der Juden wegen konnte er den Priester nicht demütigen. Er hatte zur Genüge vernommen, welchen Triumph die Erniedrigung der Juden von Tar durch die Bauern von Piatra bei allen erregte. Auch war es ja wohl zur „größeren Ehre Gottes“ geschehen.

Er mußte auf etwas anderes sinnen.

„Die Juden waren von Christen vertrieben worden. Ihr nahmt die Vertriebenen auf?“

„Damit sie uns dienen sollten.“

„Wo sind die Ebräer jetzt?“

„Jetzt?“

„So fragte ich.“

„Die Kirche ist noch nicht vollendet,“ wich Stefan Dozana der Frage aus, und das Blut stieg ihm zu Kopf.

„Wann wird sie vollendet sein?"

„Nächstes Frühjahr."

„Nächstes Frühjahr werde ich kommen, um die Kirche, welche die Juden für euch bauten, einzuweihen."

Das ward verheißen wie eine ungeheure Gunst, wie eine Gnade des Himmels. Aber aus Stefan Dozanas Antlitz wich plötzlich alles Blut und er stand bleich vor dem Bischof. Er vermochte nicht einmal ein Wort des Dankes zu stammeln. Da war es, daß die Augen des Bischofs mit einem sonderbaren Blick in das Gesicht des Priesters spähten und ein Lächeln um seinen Mund sich legte.

„Bevor ich abziehe, spreche ich Euch noch — im Beichtstuhl." Und mit einer Handbewegung, die nichts weniger als ein Segen war, ging Bischof Mauritius seines Weges.

Wilde Gedanken stiegen in Stefan Dozanas Seele auf, da er durch den einsamen Wald irrte, wilde Gedanken gegen den Mann, der von der Kirche als sein Oberhaupt eingesetzt worden, dem er morgen beichten, von dem er sich morgen seine Sünden vergeben lassen sollte. Was hatte der Bischof in der Verrös zu suchen? Die Gemeinde von Piatra konnte in ihrer Kirche beten, ohne daß sie von einem Bischof geweiht worden wäre. In Piatra wollte Stefan Dozana sein Haupt auch vor einem Bischof nicht beugen; genug, daß er es vor Gott und den Heiligen tat.

Als Bischof Mauritius am letzten Tage vor der Kapelle die Priester der verschiedenen Waldgemeinden nach der Beichte kommunizierte, fehlte einer darunter: der Priester von Piatra!

Stefan Dozana waren seine Sünden nicht vergeben worden: um der Juden vom Berge Kryvan willen.

⋆ 10 ⋆

Der schwarze Grund

Inzwischen lebte Michael Cibula in Seelenkämpfen, die das ganze Innere des Mannes aufwühlten. Dabei brachen in diesem Geiste Empfindungen und Leidenschaften auf, wild und verderblich wie die zerstörenden Kräfte der Natur, und von eben solcher elementaren Gewalt.

Michael Cibula hatte Wort gehalten: er schied sich und sein Haus von der Kirche seines Heimatortes; wenigstens von deren äußerlichen Bräuchen und Formeln. Weder er noch Josepha besuchten ferner die Messe oder hörten die Vesper.

Seitdem die Bauern die beiden nicht mehr in der Kirche sahen, hoben sie alle Gemeinschaft mit deren Hause auf. Mit Michael Cibula sprach keiner ein Wort, auf der Gasse wich man ihm aus, ebenso im Walde. Josepha galt bei den Frauen gleich einer Verlorenen, Urs wurde von den großen Kindern beschimpft, von den kleinen verhöhnt. Es dauerte nicht lange, so zog sich auch die Sippe von ihrem verfemten Oberhaupt zurück, das Gesinde kündigte den Dienst: Michael Cibula war mit seinem Hause einer Acht verfallen, schrecklicher, als wäre sie von einem Bischof gegen ihn geschleudert worden. Er hätte jetzt lernen können, seine Heimat zu hassen, wie er die Juden haßte, aber die Liebe zu dem düsteren Tal und dem Walddorfe war für diesen Mann ein Lebensnerv; nur der Tod hätte seine mächtige Heimatsliebe zerstören können. Doch das eine hatten sie erreicht: daß er umher ging, als trüge er in der Brust eine blutende Wunde.

Davon ließ er indessen keinen etwas merken. Gerade in dieser Zeit der Verstoßung zeigte er die Miene eines gebietenden Herrn.

Zuweilen jedoch, wenn Michael Cibula sich allein befand oder sich unbeobachtet glaubte und dann auf sein Haus oder auf die Wände der Kammer seines Hauses blickte, schmolz der Stolz und die Härte seines Blickes zu Weichheit und leidenschaftlicher Trauer; dann sah er mit einem so schmerzlichen Mitleid auf sein Haus, als schaute er es zum letzten Mal, als wäre es Leben von seinem Leben, und er hätte im Sinn, diesem ein schweres Leid anzutun.

Vor jedermann verhehlte er die Wunde in seiner Brust, und vor niemandem so ängstlich, wie vor seinem Weibe. Aber Josepha sah sie bluten, fühlte, wie sie brannte, und stand daneben wortlos und hilflos. Es folgte Josepha den Blicken, mit denen er sein Haus ansah, und ehe er mit sich im klaren war, ob er sein Vorhaben an dem Hause auszuführen vermöchte, wußte sie davon und wußte auch, wie alles kommen würde.

Hilflos, wie Josepha neben ihrem Manne stand, befand sie sich ihrem eigenen Leid gegenüber. Ihr Geist erlag fast dem

Banne, den das Dorf auf ihr Haus gelegt hatte. Seitdem sie keine Messe mehr hören durfte, war ihr zu Mut, als sei sie von allem Heil ausgeschlossen. Sie kam sich vor, wie von den Heiligen, wie vom Himmel verlassen. Sie fühlte sich so sündenvoll, daß sie nicht den Mut besaß, zu beten, und angstvoll vermied, dem Muttergottesbild in die Augen zu sehen. Wenn sie von weitem die Kirche erblickte, die Glocken läuten hörte, die Nachbarinnen zur Messe gehen sah, so stand sie wie eine an allen Lebensgeistern Gelähmte. Wäre auf dem Krywan eine Kirche gewesen und hätte sie, auf ihren Knien hinaufrutschend, dort zur Messe gehen dürfen — Michael Cibulas Weib wäre mit zerrissenen Gliedern und blutenden Wunden auf den Felsengipfel zur Messe gekommen.

Einen furchtbaren Eindruck übte die Verfemung seines Vaters auf Urs Cibulas Gemüt. Nicht die Ursachen begreifend, nur die Wirkungen gewahrend, litt der Knabe wahre Qualen. Und es geschah in dieser Zeit seines Lebens, daß sein junger leidenschaftlicher Geist von der Welt und den Menschen Eindrücke empfing, die sich mit unauslöschlichen Lettern in seine Seele eingruben.

Zuerst trotzte Urs dem Bann, der auf ihm lag; nach wie vor mischte er sich unter die Jugend des Dorfes. Den ersten, der ihn beschimpfte, schlug er nieder. Aber da fielen alle über ihn her, so daß er mit zerrissenen Kleidern und blutendem Gesicht endlich weichen mußte. Fortan verließ er das Haus nicht mehr, verbrachte die Tage in der Arbeitskammer neben seinem düsteren Vater, diesem beim Schnitzen seiner Marienbilder helfend (was er mit unüberwindlichem Widerwillen tat), verbrachte die Abende bei seiner alten, halb blödsinnigen Wärterin, auf deren Raunen und Flüstern lauschend. Oft sah er in der Ferne Ilja Dozana stehen und nach seinem Hause herüberspähen, sah wie das Kind sich näherte, wie es wartend vor dem Hause stand. Aber obgleich ihm vor Sehnsucht und Weh das Herz fast zersprang, ging er nicht zu ihr hinaus.

Eines Nachts erwachte Urs, der neben seinem Vater schlief. Da sah er diesen aufstehen und leise in die Kammer gehen, wo über dem Tisch das Marienbild stand. Eine Weile blieb alles still. Dann hörte der Knabe nebenan Murmeln, Seufzer — Stöh-

nen. Es klang wild und schauerlich, so daß Urs mit dem Kopf unter die Decke fuhr. Am Morgen kam ihm das Erlebnis der Nacht wie ein Traum vor, er unterließ es, der Mutter davon zu erzählen.

Es war im Frühling und Stefan Dozana mit den Kindern bereits nach der Kapelle aufgebrochen, als Michael Cibula eines Morgens seinem Sohne zurief: „Willst du heute mit mir in den schwarzen Grund?"

Urs wollte mit. Trotzdem der schwarze Grund für jedes Kind ein Ort des Grauens und des Schreckens war, wohin die bösen Kinder von ihren Vätern gebracht wurden, um dort von den Bären gefressen zu werden, trotzdem wollte Urs mit seinem Vater in den schwarzen Grund. Aber Josepha, die im Zimmer war, erblaßte. Auch den Erwachsenen galt der schwarze Grund als ein fürchterlicher Ort, wo es nicht geheuer war. Selten, daß einer nach der verrufenen Stätte kam, obgleich dieselbe gar nicht weit von Piatra entfernt lag und zum Gebiet der Waldleute gehörte. Wer hinkam, wußte seltsame Dinge zu berichten: von schönen Wäldern und lieblichen Wiesen, womit die Geister die Menschen anlockten. Der Zweifelnde, der etwa hinging, kam bekehrt zurück, denn er hatte die schönen Wälder und lieblichen Wiesen mit eigenen Augen gesehen. Unter welchem Zauber der schwarze Grund stand, bewies allein schon der Umstand, daß alle, die ihn gesehen, ihn beinahe immer in vollem Sonnenschein erblickt hatten, während doch das Tal, eben seiner Enge und seines Schattens wegen, schon von den Ahnen der „schwarze Grund" benannt worden war. Die ältesten Leute erinnerten sich, von den ältesten Leuten gehört zu haben, wie den schwarzen Grund weder Sonne noch Mond bescheine; folglich mußte der Sonnenschein, den die Wanderer erblickten, Blendwerk böser Geister sein. So kam es, daß fast jeder, der über dem schwarzen Grund die Sonne scheinen sah, schon von weitem vor dem Spuk die Flucht ergriff.

Nicht minder Schauerliches erzählte man sich von einem See, der im schwarzen Grunde liegen sollte und ein so dunkles und trauriges Gewässer sei, daß die Ahnen ihn den „trüben Blick" benannt. Wer in dem „trüben Blick" sein Gesicht widerspiegelte, über dessen Seele gewannen die bösen Geister Gewalt; sie ruhten

nicht eher, als bis er mit seinem Spiegelbilde zugleich in die unergründlichen Fluten gesunken.

So waren denn die Sagen und Schauergeschichten, die man abends am Herdfeuer vom schwarzen Grunde erzählte, zahllos wie die Blätter am Baum; und nur zwei lebten in Piatra, die nicht daran glaubten: Michael Cibula und Stefan Dozana. Und eben deshalb erblaßte Josepha, als sie vernahm, daß ihr Mann mit dem Knaben den schreckensvollen Ort besuchen wollte.

Leise verließ sie das Zimmer, begab sich zu Russka und teilte ihr das Vorhaben ihres Mannes mit. Die Alte kreischte vor Entsetzen laut auf. Dann berieten die Weiber, was sie tun sollten, um den Knaben gegen die Geister zu feien. Sie riefen Urs in die Kammer, besprengten ihn reichlich mit geweihtem Wasser, hingen ihm ein Amulett um den Hals und raunten über seinem Haupt den Geisterbann. Unter Tränen preßte Josepha ihren Sohn ans Herz, flüsterte ihm zu, daß sie für ihn beten würde, und drückte ihm zuletzt ein Fläschchen mit vom Bischof geweihtem Wasser in die Hand: das sollte der Knabe heimlicherweise in den See schütten und dazu drei Kreuze machen.

Urs wurde bei diesen feierlichen Vorbereitungen unheimlich zu Mute. Er versprach, alles genau zu tun, küßte die Mutter, verbarg das Fläschchen in seinem Kleid und riß sich los. Draußen rief der Vater heftig nach ihm.

Die beiden stiegen die Schlucht aufwärts, anfangs noch auf einem Pfad, der sich indessen mehr und mehr unter allerlei Pflanzengewirr verlor. Doch konnten sie die Richtung nicht verfehlen, denn der Bach, der die Verrös durchströmte, entsprang im dunkeln Grunde.

Bald umfing die Wanderer der Urwald. Hier war niemals ein Stamm gefällt worden; nur Sturm und Lawinen hatten bisweilen Lichtungen in das Dunkel gerissen, oder die mächtigen Bäume waren altersmorsch zusammengebrochen. Verwesend lagen die grauen Gigantenleiber der toten Waldesriesen am Boden, schier königlich aufgebahrt auf einem mit bunten Frühlingsblumen bestickten Moosteppich. Efeu und blühende Waldrebe bildeten den Sarkophag, darüber sich ein Gewölbe von goldigem Ginster und weißen Rosen schloß. Mit feierlichem Rauschen und Raunen neigte das blühende Leben sich zu den Toten herab.

Das Grausen, von dem Urs in den Armen seiner Mutter befallen worden, verlor sich im Walde; er jubelte, als sie sich durch das Gestrüpp Bahn brechen mußten. Rankendes Geißblatt und Pfeifenkraut hielten als bunte Blütenbänder die Dickichte umschlungen; aber Brombeer, Stechpalme und Schlehdorn zeigten sich den Menschen, die in die schöne Wildnis eindringen wollten, als Feinde.

Oft herrschte tiefe Dämmerung; doch das Brausen des Baches leitete sie. Einmal traten sie auf eine freie Waldstelle hinaus und erkannten, daß sie hart am Rand der Schlucht dahinschritten und daß die Felsen enger und enger über ihnen zusammenrückten.

Zuletzt wurde die Schlucht zur Kluft. Sie gelangten an eine Stelle, wo hoch über ihnen der Bach an einer senkrecht abfallenden Wand in schäumendem, donnerndem Sturz in den dunkeln Grund sank. Hier war es schauerlich.

Jetzt schoß das Wasser in wildem Wirbel um einen Felsen, nur spärlichen Raum neben sich lassend. Wie staunte Urs, als hinter den drohenden Klippen, gleichsam wie durch Zauberschlag ein sonniges, heiteres Tal sich erschloß.

Und ein schöner Zauber schien die Halde zu sein, die von himmelhohen Felsen umgeben, wie ein in einen Abgrund gesunkener Garten vor den staunenden Augen des Knaben lag. Die Farbe des Gesteins ringsum war von einem schwärzlichen Grau, von gewaltigen roten und gelben Streifen durchflammt. Schnee deckte die Gipfel, die gleich einem weißen Gewölk über den finsteren Schroffen ruhten. Wälder füllten die Schluchten, Gletscher die Schründe; die blauen oder grünen Eisschollen drängten sich hervor, als wären sie begierig, sich hinab zu den Blumen der Tiefe zu stürzen.

Von allen Seiten rieselte, rauschte und brauste es nieder, bald in mächtigem Sturz zu Tal donnernd, bald wie lange weiße Schleier von den Klippen herabwehend, die dunkeln Wände mit lichten Schaumbändern überziehend. Von allen Seiten, unter allen Wipfeln braute es auf wie feuchtes Nebelgewölk.

Sämtliche Wasser und Wässerlein flossen drunten zusammen, einen jener Alpenseen bildend, denen, um ihrer dunkeln, regungslosen Flut willen, überall vom Volk dunkle, unheilkündende Namen beigelegt werden.

Der See, der im schwarzen Grund im Sonnenschein aufleuchtete wie ein von Glück verklärtes schönes Menschenauge, war der „trübe Blick".

Rings umfingen ihn Matten, die Blumengefilden glichen. Narzissen säumten die Ufer, anzusehen, als wäre mitten in die Frühlingspracht Schnee gefallen. Man sah vor Blüten nichts Grünes.

Auf der Wiese standen wahre Haine wilder Fruchtbäume, über und über mit weißen und rötlichen Knospen bedeckt, so daß an diesen Stellen die Blumen zu Hügeln aufgehäuft zu sein schienen.

Diese reizende Wildnis wurde von zahllosen Vögeln bevölkert. Die Luft tönte von ihrem Gesang, als hätten in diesem glückseligen Tal Blätter und Blüten Sprache und redeten in Mailiedern zu einander. Schwärme von Blauspechten flatterten auf, Fasanen schossen mit schimmerndem Gefieder durch die Gebüsche, ein Zug wilder Schwäne ließ sich auf dem Alpensee nieder.

Auf einem Hügel nahe am See, den herrliche Eschen beschatteten, weideten Hirsche und Rehe. Von Bären dagegen war nichts zu sehen und zu hören; nicht einmal Geister wollten erscheinen! Was diese letzteren anbetraf, fühlte sich Urs entschieden etwas enttäuscht.

Langsam schritten Vater und Sohn dem See zu, in der blumigen Wiese eine breite Spur hinterlassend. Die Vögel, die zusammen mit Käfern und Schmetterlingen die Kelche umschwirrten, flogen vor ihnen her, als wollten sie ihnen das Ziel weisen. Urs fragte seinen Vater mehr, als dieser beantworten konnte; doch als der Knabe zu wissen begehrte, warum an dem schönen Ort kein Mensch wohnte, erhielt er die zornige Erwiderung: „Weil die Menschen törichte Geschöpfe sind."

Urs besann sich eine Weile und fragte dann: „Warum machen denn die Heiligen die Menschen nicht weise?"

Ingrimmig lächelte Michael Cibula und sagte mit rauher Stimme: „Weil den Heiligen törichte Menschen lieber sind als weise; denn die törichten Menschen lassen sich von Priestern beherrschen; sie lassen sich aus lauter Hochmut und Eitelkeit von ihren Feinden Kirchen erbauen. Um ihren Feinden einmal ins Gesicht schlagen zu können, merken sie in ihrer Verblendung nicht, daß diese ihnen das Herz zerreißen. Aber der Himmel liebt zerfleischte Herzen."

„Darum haben wohl die Heiligen ihr blutendes Herz in der Hand?“

„Darum! Aber man braucht kein Heiliger zu sein, um dem Himmel sein blutendes Herz darzubringen.“

„Was muß man sonst sein?“

„Nur ein Mensch! Aber ein unseliger Mensch.“

„Was ist das, Vater: ein unseliger Mensch?“

Michael Cibula sah seinen Sohn an. Mit einem Blick, den der Knabe nie wieder vergaß, schaute er ihm fest und starr in die Augen.

„Ein unseliger Mensch — das ist überhaupt kein Mensch mehr, kein Geschöpf Gottes, der ja die Menschen lieben soll. Ein unseliger Mensch ist gleich einem Tier, aber ein Tier ist besser daran als er. Möchtest du das niemals begreifen.“

Sie kamen zum See, an dessen Ufern Urs bis über die Knie in Blumen versank. Die Schwäne, als sie die menschlichen Gestalten in der Wildnis erblickten, stießen langgezogene schmetternde Töne aus, die fast wie wilder Wehruf klangen. Schwerfällig aus den Fluten sich erhebend, breiteten sie die mächtigen, schimmernden Fittiche aus und zogen in langer Kette den Eschen zu, in deren Schatten sie wie große Schneeflocken niedersanken.

Freudig sprang Urs vor, bis dicht an den Rand des klaren Wasserbeckens, darin er seine Gestalt erscheinen sah, so daß er im ersten Augenblick erschrocken zurückwich. Dann lachte er laut auf. Das Versprechen, welches er seiner Mutter beim Abschied gegeben, vergaß er, so daß Michael Cibula, als auch er hinzutrat, weder heimlich mit geweihtem Wasser besprengt, noch mit drei Kreuzen zum Schutz gegen die bösen Geister versehen ward. Urs hatte an anderes und wichtigeres zu denken als an das Fläschchen in seiner Tasche; denn der See wimmelte von Forellen.

„Vater! Vater! So groß wie unsere Lämmer!“

Und jeden Augenblick schwamm eine noch größere bis dicht ans Ufer heran.

Während der Knabe am Wasser sich vergnügte, prüfte Michael Cibula bedächtig das Gras auf der Wiese, davon er sogar einige Halme in den Mund nahm und zerbiß. Er fand, daß die Matten im schwarzen Grunde trotz der vielen Blumen herrliche

Weide geben würden. Auch den Boden untersuchte er, mit dem Fuße die schwarze und fette Erdkrume aufwerfend.

Der schwarze Grund erschien ihm fruchtbar und sonnig genug, um Weizen darauf bauen zu können; zum mindesten war der Boden hier mit ebensoviel Licht und Wärme bedacht, wie die südlichen Abhänge des Kryvan.

Und Michael Cibula hatte plötzlich eine schöne Vision. Er sah an den fruchtbaren Ufern des herrlichen Alpsees ein stattliches Dorf sich erheben; er sah auf dem Hügel im Schatten der Eschen des Dorfes Kirche mit hohem Glockenturm aufragen; er sah See und Dorf ringsum von grünenden Feldern und blühenden Matten umgeben; er hörte die fröhlichen Stimmen der Bewohner, das Jauchzen der Hirten, die Schläge der Axt; und er hörte das Geläut der Kirchenglocken. Deutlich vernahm er, wie es vom Hügel herab über den See klang: Friede! Friede! Doch das schöne Traumbild verrann, die Glocken verhallten.

Aber obgleich es nur ein Traum gewesen, bestimmte Michael Cibula schon jetzt den Platz, wo einstmals das neue Piatra stehen sollte. Dann überlegte er, wie viel Stück Vieh auf den oberen Abhängen und Matten Nahrung finden könnten und rechnete aus, daß es für hundert Kühe und mehr Sommerweide gab und Heu genug für den Winter. Darauf rief er seinen Knaben.

Ganz verblüfft sah Urs seinen Vater an: Michael Cibula machte ein frohes Gesicht!

Sie lagerten sich nun und verzehrten, was Josepha ihnen für die Rast mitgegeben: weißes Brot, frischen Schafkäse und die Hälfte einer gebratenen Hammellende, in deren Zubereitung Michael Cibulas Hausfrau Meisterin war. Auch für den Durst der Wanderer hatte sie Sorge getragen und einen großen Krug ihres besten Gerstensaftes ihrem Liebling wohlverpackt auf den Rücken gebunden, voller Kümmernis, an welchem schrecklichen Ort dieser gute Trank von Mann und Sohn getrunken werden sollte, und nicht ganz sicher, ob sie das Gefäß nicht für Bären und Geister füllte.

Urs gönnte seinen stark beschäftigten Kinnbacken plötzlich eine Ruhepause; der Vater hatte ihn gefragt: „Also du würdest gern hier wohnen?"

Das wollte Urs für sein Leben gern; denn: „Hier sind die Forellen so groß wie bei uns die Lämmer!"

Er überlegte und setzte mit etwas weniger begeisterter Stimme hinzu: „Wie groß mögen da erst die Bären sein!"

Michael Cibula lachte.

„Vielleicht wie bei uns die Rinder," meinte er belustigt.

Es war das erstemal in seinem Leben, daß Urs den Vater lachen hörte. Nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt, lachte auch er, bis er nicht mehr konnte. Dann sagte er: „Aber es soll hier mehr Bären geben, als in Piatra Katzen," und er sah sich dabei um — so nach der Seite.

„Die Leute werden sich verzählt haben," beruhigte ihn der Vater. „Wir zählen sie wohl einmal gelegentlich selbst."

Urs fühlte sich plötzlich schrecklich mutig, so daß er aufsprang und sich nach einem Bären umsah — nach einem Rudel von Bären!

„Wo meinst du, sollten wir unser Haus hinbauen?" fragte ihn der Vater.

Ohne sich lange zu besinnen, bezeichnete Urs den Platz, der ihm am besten gefiel: dicht am See, unter dem schönen, mit Eschen bestandenen Hügel. Der Vater sagte: „Ich will es mir überlegen."

Eifrig erkundigte sich Urs: „Nicht wahr, Vater, dann lassen wir keine Juden hier mit uns wohnen?"

„Ebensowenig wie die Bären."

„Die Juden kommen nicht die Felsen herab?"

„Lebendig nicht."

Michael Cibula stand auf.

„Ob deine Mutter auch gern hier wohnen wird? Vielleicht kommt sie nicht mit uns."

Da lachte Urs hell auf.

„Und wenn wir wohnten, wo die Bären und die Juden wohnen; mit dir und mit mir zieht die Mutter überall hin — mit dir noch lieber als mit mir."

Jäh wandte sich Michael Cibula ab. „Du sagst der Mutter nichts!" gebot er.

Bald darauf machten sie sich auf den Heimweg. Urs war plötzlich still und nachdenklich geworden; ihm fiel ein, daß nur

die Eltern und er und die alte Russka an dem schönen See wohnen sollten, nicht auch Ilja Dozana.

Als am Abend Josepha ihren heimgekehrten und geretteten Knaben voller Jubel in die Arme schloß und ihn ausfragte, wie alles gewesen sei, äußerte sich Urs ziemlich kühl über den „schwarzen Grund“: „Wie soll es gewesen sein? Die Forellen waren wohl groß, aber — kein einziger Bär und kein einziger Geist hat sich sehen lassen.“

An diesem Abend zerstörten die Juden den Steg, der die beiden feindlichen Ufer mit einander verband. Der wilde Bach riß die Balken tosend davon, hob sie hoch auf, drückte sie tief hinab. Es war als spielten die Wellen damit.

Doch wurden sie dieses Zeitvertreibs bald müde. Sie warfen das Holz gegen die Felsen, wo es hängen blieb und von neuem eine Art Steg bildete, über den Asarja beinahe trockenen Fußes an das Ufer der Christen gelangte.

* II *

Josepha betet an

Zwei volle Wochen mußten die Waldleute während der Abwesenheit Stefan Dozanas leben, ohne in die Messe zu gehen und ohne sich segnen zu lassen. In diesen vierzehn unchristlich hingebrachten Tagen hätte in Piatra kein Mensch sterben dürfen, oder Piatra wäre in Verzweiflung geraten.

Um sich in etwas schadlos zu halten, verbrauchten sie unerhörte Mengen Weihwassers, legten die Rosenkränze kaum aus den Händen und beteten, was sie beten konnten. Den ganzen Tag füllten sie die Kirche, den ganzen Tag beinahe läuteten die Glocken. Sich an den frommen Klängen erbauend, brachten sie zugleich den Heiligen dadurch nachdrücklich ihre Frömmigkeit in Erinnerung und gaben ihnen die Versicherung, daß ihrer in Piatra nach wie vor in Treuen gedacht werde. Den ganzen Tag mußten auf dem Pfad die Kinder ausspähen, ob ihr Priester noch immer nicht zurückkehrte.

Eines Abends endlich hieß es: er kommt! Und er kam, von einem ganzen Zug von Männern und hochbeladenen Maultieren gefolgt.

Die Waldleute eilten ihrem heimkehrenden Seelenhirten voller Jubel entgegen, begrüßten ihn mit Freudengeschrei und führten ihn triumphierend ins Dorf. Vor der alten Kirche machte der Zug Halt und sogleich wurden die Maultiere abgeladen. Darauf ließ Stefan Dozana von den fremden Handwerkern, die er für die Ausschmückung der Kirche geworben, sämtliche Ballen und Kisten aufschnüren.

Die Waldleute standen mit ihren Kindern herum, selbst wie die Kinder. Auch der Würdevollste vergaß bei dem Anblick, der sich ihm bot, für einen Augenblick, daß er ein Bauer von Piatra sei und freute sich wie ein ganz gewöhnliches Menschenkind. Was nun gar die Frauen anbetraf, so gebärdeten sich diese, als wäre es in Piatra niemals Brauch gewesen, daß die Bäuerinnen auf dem Kirchplatz in ehrerbietiger Entfernung von den Männern und schweigend dazustehen hatten. Sie drängten sich zu den ausgepackten Schätzen, als hätte Stefan Dozana von seiner Reise Kisten voller Ablaßzettel mitgebracht und nun alle die vergebenen Sünden auf den Rasen gestreut.

Da waren Schreine, Leuchter, Kirchengeräte, alles schön und flimmernd. Da waren seidene Fahnen mit bunten Bildnissen, Meßgewänder, purpurfarbene Behänge für Altäre und Wände. Ferner ein volles halbes Dutzend Heilige! Gleich Unkraut lagen künstliche Blumen zusammengeworfen. Ein Riesenbild der Himmelskönigin mit wächsernem Gesicht und flächsernem Haar! Wohin die Waldleute schauten, überall glänzte und gleißte es ihnen entgegen.

Wie ein Triumphator neben seiner Siegesbeute stand inmitten aller Herrlichkeiten Stefan Dozana, in diesem stolzen Augenblick völlig vergessend, daß ein Bischof kommen werde, die Heiligtümer zu weihen, die er für das Gold und Silber der Juden erworben, gänzlich vergessend, daß dieser Bischof ihm Übles sann.

Die Sonne ging unter und hinter dem Kryvan stieg der Mond auf; ein gespenstisches Licht ergoß sich über die Kostbarkeiten, die bestimmt waren, die neue Kirche von Piatra zu

schmücken. Es war, als hätten die Geister der Verrös, um die Waldleute anzulocken, alle die Schätze zusammengehäuft. Die Bauern besaßen so manche kräftige Mittel, sich vor bösen Gewalten zu schützen, und schließlich hatte es so geringer Mittel bedurft, um sie bösen Gewalten zu übergeben.

Allerdings war dazu ein Priester notwendig gewesen und eines Priesters Haß.

Gleich am nächsten Tage begannen die fremden Handwerker ihre Tätigkeit und erwiesen sich als tüchtige, geübte Künstler. Da war ein junger Maler, der die leeren Wände mit frommen christlichen Gestalten füllen sollte, mit Märtyrern, Aposteln und Heiligen. Entzückt von der Schönheit der Waldleute, gedachte der Künstler seine Figuren nach ihnen zu malen — namentlich nach den Jungfrauen. Aber ein solcher Eifer für die heilige Kunst wäre dem Jünger Sankt Rafaels beinahe schlecht bekommen, indem den Waldleuten der Begriff eines Modells noch nicht aufgegangen war. Da der gute Jüngling das erste beste holdselige Mägdlein als sanfte Heilige abkonterfeien wollte — noch dazu aus schüchterner Ferne — rottete sich alsogleich ein Troß Bauern um den kunstbegeisterten Meister zusammen. Dieser, der nicht anders glaubte, als daß staunende Bewunderung für den Künstler und sein Werk die Zuschauer um seinen Sitz versammelte, begann sich als Träger höchster Kultur in der Wildnis zu fühlen und mischte und malte, was er nur mischen und malen konnte. Als er jedoch bei günstiger Gelegenheit umherschaute, sich an den verzückten Gesichtern des wilden Volkes zu erfreuen, da trafen ihn und sein Werk so finstere und drohende Blicke, daß er im ersten Augenblick glaubte, die katholische Kirche sollte einen Märtyrer mehr bekommen — im nächsten Augenblick hatte er Pinsel und Palette zusammengepackt.

Er ging und klagte Stefan Dozana seine Künstlernot. Aber auch der Priester zeigte ihm ein feindseliges Gesicht und wies den Maler mit seinem Begehr nach schönen weiblichen Modellen kurz ab.

Da half es denn nichts: die Heiligen mußten aus dem Gedächtnis gemalt werden und es erwies sich bei dieser Gelegenheit, daß der junge Künstler eine doppelte Art von Gedächtnis

besaß: ein gutes und ein schlechtes, das schlechte für die Männlein, das gute für die Fräulein.

Ein anderer der Fremden vergoldete und versilberte, was in der neuen Kirche nur irgend zu vergolden und zu versilbern war. Dieser wackere Künstler ließ über dem Hochaltar die mächtige goldene Sonne aufgehen und auf Silbergewölk die Engel schweben, welche das Kreuz zum Himmel emporhoben.

Ein dritter bildete an der Decke einen herrlichen Garten, so daß von dem Gewölbe Rosen und Lilien über den Häuptern der andächtigen Waldleute herabhingen. Ein vierter und fünfter belegte den Boden mit glatten, schimmernden Steinen und schloß die Fensterhöhlen mit bunten, leuchtenden Scheiben. Einer war mitgekommen, der setzte in der neuen Kirche ein Orgelspiel.

So waren alle eitel Eifer und Tätigkeit für das junge Heiligtum. Denn auch die Waldleute selbst verrichteten kaum mehr eine andere Arbeit: die Männer schnitzten, die Frauen stickten.

Die fremden Künstler, welche die Schnitzereien und Zeichnungen sahen, konnten Stefan Dozana nicht genug loben und drangen in ihn, daß er den Priesterrock an den Nagel hängen und dafür die viel lustigere Malerkutte anziehen sollte. Aber Stefan Dozana wies sie zornig zurück.

An schönen Tagen kamen die Frauen mit ihrer Arbeit vor der alten Kirche zusammen, oder sie vereinigten sich auf einem freien Platz im nahen Walde. Dann gestaltete sich das fromme Werk zu einer gehaltenen Lustbarkeit, daran zuweilen die Jünglinge von Piatra teilnahmen, so daß der Mantel der Himmelskönigin häufig zum Deckmantel für heimliche Liebe ward. Doch war anzunehmen, daß die heilige Jungfrau das schöne Federgewand deswegen nicht mit weniger Freude tragen würde.

Saßen sie im Kreise beisammen, so wählten die einen die Federn aus, die von den anderen zusammengelegt und von den geschicktesten auf goldgelber Seide in überaus zierlichen Mustern aufgenäht wurden. Um nicht müßig zu schwatzen und nicht nur mit den Händen, sondern auch mit den Lippen erbauliches zu verrichten, sang man Kirchenlieder und erzählte sich fromme Legenden, was nicht hinderte, daß dazwischen manches weltliche Wörtlein gesprochen oder gar geflüstert ward.

Während die Frauen vor der Kirchentür und am Waldessaum saßen, befand sich Josepha meistens einsam im Garten. Seit vielen Jahren war dort kein solches Blühen und Knospen gewesen. Der Rosmarin blaute wie ein Stücklein herabgefallenen Himmels zwischen den weißen Rosen: Josepha hätte zehn Dörfer mit Brautkränzen und Totenkronen versehen können; aber in diesem Jahr heirateten die Mädchen in Piatra mit Kronen, die andere Hände als die ihren geflochten, und erst kürzlich war eine Frau ohne Josephas weiße Rosen begraben worden.

Damit ihre Hände nicht ganz müßig im Dienst der Muttergottes blieben, wand Josepha für das neue Madonnenbild einen Dornenkranz. An den Dornen hing ihr Blut, und als der Kranz fertig war, sahen ihre Finger aus, als hätten sie Nadeln zusammengeflochten.

Häufig kam Russka zu Josepha geschlichen, kauerte im Sonnenschein, wärmte ihre knöchernen Hände und begann ihren Geistergesang. Doch sang sie jetzt nie mehr das Lied von der schönen Helja Scarpa, sondern stets die Romanze von der armen Elsa von Brabant, welche, um die verlorene Liebe ihres Eheherrn zu gewinnen, diesem einen Zaubertrank braute:

„Aus Tränen, so vergossen
In Jammer und Schmerz,
Aus Blut, so entflossen
Eines Judenkindes Herz."

Die Tränen wollte Michael Cibulas Weib wohl herbeischaffen; aber den Zaubertrank würde sie doch niemals brauen können. Denn woher das Blut nehmen? Ja, wenn es ihr eigenes hätte sein dürfen.

„Bete darum!" rief ihr Russka, die in ihrer Herrin Seele lesen zu können schien. „Bete du nur darum! Für die schöne Dornenkrone kann die Muttergottes dir etwas Hübsches bescheren; es brauchen nur drei Tropfen zu sein."

Zuerst bekreuzte und segnete sich Josepha voller Entsetzen, dann lautete ihr Gebet: Führe uns nicht in Versuchung! zuletzt betete sie „darum". Halbe Nächte lag sie auf den Knien.

Asarja quälte seine Schwester mit Fragen: „Hast du ihm vergeben?"

Dann blitzte Makkabea statt aller Antwort ihn mit ihren schwarzen Augen an. Betrübt ging Asarja davon.

Trotz des strengen Verbotes, den Bach in der Schlucht zu überschreiten, kletterte Asarja, von einem mächtigen Drang getrieben, häufig die steilen Wände hinab. Wie eine Wildkatze schlüpfte er mit seinem schlanken Körper durch das Gebüsch und durch das in dem kühlen Grund üppig wuchernde Pflanzenwerk. Er ging den Bach entlang, bis er an die Stelle kam, wo die Baumstämme des zerstörten Steges hängen geblieben waren. Dort glitt er über den Bach und klomm auf der anderen Seite wieder hinauf. Weit hinter der neuen Kirche gelangte er dann zu dem Pfad, der nach Piatra führte.

Nun schlich er durch den Wald dem Dorfe zu, bis zu der Arve, unter der ihm damals das schöne Christenmädchen erschienen. Hier wartete er stundenlang geduldig, ob er nicht in der Ferne Iljas zierliche Gestalt und leuchtendes Köpfchen erspähte. Asarja wußte, daß die Christenkinder ihn verhöhnen und beschimpfen würden, hätten sie ihn unter den Bäumen entdeckt; aber er wäre doch hingegangen, wenn er ihr, die seine Schwester gebeten, „ihm zu vergeben", hätte zurufen können, daß „ihm" vergeben worden sei. Da er das nicht konnte, wagte er auch nicht, vor Ilja sich sehen zu lassen.

Eines Tages fand Asarja hoch im Gebirge Blumen, wie er so schöne niemals gesehen. Es waren große weiße, leuchtende Sterne, mit goldigem Kelch und wie Silber schimmernden Blättern. In hellem Entzücken pflückte er davon, soviel er tragen konnte, stieg eilig herab und sogleich nach Piatra hinüber. Vor Ungeduld zitternd wartete er hinter der Arve. Endlich sah er sie.

Sie kam mit vielen anderen Kindern auf dem Weg zur neuen Kirche gerade auf ihn zu. Die Knaben waren mit Tannengewinden beladen, die Mädchen trugen große Körbe voller Blumen. Damit wollten sie den Hochaltar schmücken, dessen Sonne vor einigen Tagen voller Glanz aufgegangen war und vor dem Stefan Dozana ein Gebet zu sprechen gedachte.

In einiger Entfernung folgte den Kindern Urs Cibula, der Ausgestoßene und Verfemte.

Einen Augenblick zauderte Asarja, nur einen Augenblick. Dann trat er mit seinen Blumen hinter der Arve hervor, die Augen mit strahlendem Blick auf Ilja geheftet.

Kaum sahen die Dorfkinder den Judenknaben, als sie laut zu schreien und zu höhnen begannen. Asarja aber kam ruhig näher.

Unbeschreibliches ging bei dem Anblick des Judenknaben in der Seele Urs Cibulas vor; es geschah in einem Augenblick und ohne daß er sich dessen bewußt ward. Er sah einen des verhaßten Volkes, um dessentwillen seine Eltern in Schmach und Trübsal lebten, um dessentwillen er selbst den andern Kindern gleich einem Übeltäter nachschlich, er sah, daß dieser Judenknabe Ilja Dozana Blumen bringen wollte — — Im nächsten Augenblick stürzte er vor, raffte einen Stein auf, den ersten besten, warf den Stein. Der Stein traf nicht. Ein zweiter, ein dritter folgte. Der dritte Stein traf. Nun hoben alle Knaben Steine auf, nun flogen von allen Seiten Steine auf Asarja ein.

Dieser blieb stehen; er ließ weder die Blumen fallen, noch wandte er sich zur Flucht. Die Augen heftete er fest auf Ilja, doch war sein Blick unsäglich traurig geworden.

Schon blutete er aus mehreren Wunden.

Daß ihr Opfer so stumm blieb, erregte die jungen Christen zur höchsten Wut.

Die Mädchen warfen ihre Körbe hin und flohen schreiend dem Dorfe zu. Nur Ilja Dozana blieb. Urs gebärdete sich wie ein Rasender. Aber plötzlich stieß er einen Schreckensruf aus, die Hand, die soeben einen Stein schleudern wollte, sinken lassend: Ilja Dozana war von seinem Steine getroffen worden. Sie hatte sich über das Opfer geworfen, dieses mit ihrem Leibe zu schützen.

Asarja fand noch die Kraft, seiner Retterin zuzulächeln und mit einer matten Bewegung seines blutenden Hauptes auf die Blumen zu deuten: „Nimm!"

Dann ward er bewußtlos. Aber auch Ilja sank über ihn hin.

Als die Kinder die beiden niederstürzen sahen, entsetzten sie sich vor dem, was sie getan. Bis auf Urs ergriffen alle die Flucht.

Ilja kam bald wieder zu sich, doch blieb sie am Boden neben dem Besinnungslosen kauern und starrte auf das blasse Antlitz und das rinnende Blut. Sie selbst fühlte gar keinen Schmerz.

„Ich bin schuld, daß sie ihn getötet haben," klagte das Kind. „Er wollte mir Blumen bringen und ihr habt ihn totgeschlagen."

„Es ist ein Judenjunge!" rief Michael Cibulas junger Sohn verächtlich.

„Aber er blutet doch auch," sagte Ilja leise, wie in tiefem Erstaunen, und ihre Tränen begannen zu fließen.

„Du sollst nicht um den Judenjungen weinen!" schrie Urs und wollte sie von Asarja fortreißen. Dabei faßte er sie zornig an der Schulter, wo sein Stein sie getroffen hatte, daß sie laut aufwimmerte.

Sogleich ließ er von ihr ab und stand mit einem Gesicht neben ihr, als ob er sie gemordet hätte.

Jetzt kamen sie aus dem Dorfe herbei, Männer und Frauen, unter den letzteren befand sich Josepha.

Die Kinder hatten vor ihrem Hause geschrien: „Urs Cibula hat einen Judenjungen totgeschlagen!"

Die alte Russka war zu ihr gewankt gekommen und hatte ihr mit gellender Stimme zugerufen: „Das hat dir die Muttergottes zum Dank für deine Krone beschert. Lauf hin und hol dir das Blut."

Und Josepha war hingelaufen.

Hatte Urs den Judenknaben wirklich totgeschlagen, so war nicht ihr Sohn der Mörder, sondern dessen Mutter mit ihrem Gebet um Blut. Grausen packte sie.

Sie kam zur neuen Kirche. Dort lag der Boden voller Blumen und Tannengewinde und dort lag der Judenknabe. Seine Brust war mit Edelweiß bedeckt und unter den hellen Blumen quoll Blut auf.

Das ist sein Herzblut! dachte Josepha und sah ihren Sohn an, der mit dem Blick eines Mörders dabei stand.

Ihr zweiter Gedanke war: sein Vater wird ihn töten wollen und er ist doch gar nicht schuld daran. Ich trage die Schuld, ich habe aus ihm einen Mörder gemacht, ich, mit meinem Gebet. Mich müßte sein Vater töten.

Zwei junge Bauern schickten sich indessen an, Asarja auf einer

Bahre hinüber zu seinen Eltern zu tragen. „Es ist der Sohn des Priesters."

Sie sagten es so gleichgültig, als handle es sich nicht um ein Kind menschlicher Eltern. Auch die Frauen zeigten kein Mitleid; am wenigsten die, welche selbst Mütter waren.

Manche traten zu Josepha und redeten sie an — zum erstenmal seit langer Zeit. Es war, als sei der Bann, der auf dem Weib Michael Cibulas gelegen, plötzlich von ihr genommen. Aber Josephas Grausen wuchs und prägte sich derartig ihrem Gesichte auf, daß es die Frauen von ihr fortscheuchte.

Sie wollte durchaus mit den Männern nach dem Kryvan hinüber; dasselbe wollte Ilja.

Als sie Asarja aufhoben, fielen von seiner verwundeten Brust die Blumen herab. Ilja sammelte die Blüten sorgfältig und trug sie in die Kirche, wo sie dieselben wie eine Opfergabe vor den Hochaltar niederlegte. Dann setzte sich der kleine Zug in Bewegung. Urs schlich hinterdrein.

Um den Verwundeten, der kein Lebenszeichen von sich gab, über die Schlucht bringen zu können, mußten die Männer den weiten Umweg bis zu dem herabgeschwemmten Steg machen, so daß es, als sie in dem Judendorfe ankamen, Nacht geworden war. Die Gassen lagen bereits still und öde. Ohne jemandem zu begegnen, gelangten sie zu dem Hause Jehudas, vor dem die Träger die Bahre niedersetzten, heftig pochten und sich darauf eilig entfernten. Josepha und Ilja blieben, und in einiger Entfernung vom Hause des Rabbiners drückte sich Urs gegen eine Mauer.

Nach einer Weile kam Jehuda und öffnete, eine Leuchte in der Hand, die Tür. Josepha deutete auf die Bahre und sagte: „Jude, mein Gebet hat deinen Sohn umgebracht."

Aber Urs rief herüber: „Wir haben ihn gesteinigt, weil er ein Jude ist!"

Jehuda, ohne ein Wort zu sagen oder einen Laut zu tun, beugte sich zu seinem Sohn herab, beleuchtete sein Gesicht, untersuchte seine Wunden, richtete sich auf: „Er lebt."

Josepha begann an allen Gliedern zu beben, Ilja schluchzte auf. „Ich muß seine Mutter rufen," sagte Asarjas Vater leise,

setzte die Leuchte neben der Bahre auf den Boden, aber so, daß sie des Verwundeten Gesicht nicht beschien, und ging ins Haus.

Bald darauf trat er mit seinem Weibe wieder heraus. Dozia sah in ihrem langen dunkeln Gewand so schön und in ihrem Schmerz so feierlich aus, daß Josepha vor der hohen Gestalt scheu zurückwich.

Lange blieb Dozia über ihren Knaben gebeugt; dann verkündete auch sie: „Er lebt!"

Sie erhob sich.

„Wer seid Ihr, die Ihr unserem Knaben das Geleit gabt?"

Josepha antwortete nicht. Jehuda wollte sein Weib ins Haus führen, aber Dozia wehrte ihn ab. So ging denn der Rabbiner, um Belebungsmittel zu holen.

Dozia redete Josepha von neuem an: „Wollt Ihr nicht bei uns eintreten, Euch ausruhen und uns dann melden, wie es zuging, daß man unserem sanften, guten Knaben solches antun konnte?"

Das sprach Dozia mild und gütig. Sie hatte sich wieder über die Bahre gebeugt und suchte mit ihren Tüchern das Blut zu stillen.

Josepha schüttelte heftig abweisend den Kopf, aber Ilja schluchzte: „Er wollte mir Blumen bringen, da haben sie ihn mit Steinen geworfen, weil er ein Jude ist."

Dozia nahm das Licht vom Boden auf, trat zu dem Kinde, leuchtete in dessen Gesicht und betrachtete es mit einem langen staunenden Blick.

„Wer bist du, der unser Knabe Asarja Blumen bringt?"

Verwirrt durch die Hoheit der Jüdin, erschreckt durch den großen und glanzvollen Blick, mit dem die Mutter Asarjas sie ansah, vermochte Ilja nichts zu erwidern, Urs tat es für sie. Er kam vor und sagte: „Wenn der Judenknabe Ilja Dozana noch einmal Blumen bringt, wird er noch einmal gesteinigt. Aber dann schlage ich ihn tot."

„Urs! Urs!" rief Josepha mit ausbrechendem Jammer.

Entsetzt sah Dozia auf den Knaben.

„Du hast unserem Sohn das angetan, du — Urs Cibula!" Sie wandte sich zu Josepha. „Bist du seine Mutter?"

„Ich bin Josepha Cibula."

Es war, als wollte Dozia zu ihr gehen, als wollte sie ihr etwas sagen; dem Ausdruck ihres Gesichtes nach mußte es etwas Furchtbares sein. Aber in diesem Augenblick ertönte im Hause Makkabeas lautes Jammergeschrei, Makkabea stürzte heraus und warf sich wehklagend über den Bruder hin. Jetzt kam Jehuda mit Leinwand und Salben, und auf der Schwelle erschien die ehrwürdige Greisengestalt Baruch Kolons, hinter der sich die Mägde drängten.

Bei dem Anblick des blutigen, regungslosen Asarja heulten sie auf. Auch die Nachbarn liefen herzu, erhoben ein Zetergeschrei, und bald war der ganze Ort in wilder Aufregung vor dem Hause des Rabbiners versammelt. Aber Jehuda winkte allen, zurückzutreten, hob seinen Sohn auf und trug ihn hinein.

Noch einmal wandte sich Dozia mit milder Rede an Josepha: „Wollt Ihr bei uns eintreten, so sollt Ihr uns willkommen sein."

Vergeblich wartete sie auf Antwort. Mit einem Seufzer folgte sie ihrem Mann, die Tür vor den Andrängenden schließend.

Sie hatten Asarja entkleidet und in der Kammer seiner Mutter niedergelegt. Die jammernden Mägde mußten sich entfernen, nur die Seinen blieben bei ihm. Dozia wusch des Knaben Stirn mit starken Essenzen, wusch die Wunden und legte Balsam darauf.

Als Asarja zur Besinnung kam, waren seine ersten Worte: „Vergebt ihnen!"

Dabei sah er Makkabea an, die ihm mit dem Antlitz einer jungen Rachegöttin gegenüberstand.

Bald darauf verfiel er in Fieberphantasien. Sein Leib wurde von glühenden Pfeilen durchbohrt, es regnete Feuerbrände auf ihn. Dabei heulten gräßliche Stimmen: Vergib uns, Jude! So vergib uns doch! Und je mehr er ihnen vergab, um so mehr quälten sie ihn, bis sein Leib eine einzige blutende Wunde war und aus seinem Haupt eine Flamme aufstieg. Plötzlich war's ihm, als würden seine zermarterten Glieder verklärt, als bette er sein glühendes Antlitz auf taufrischen weißen Lilien. Es ward licht um ihn wie ewiger Tag. Himmlischer Gesang erschallte. Und da er wieder um sich blicken konnte, sah er neben sich einen wunderschönen Engel im Strahlenkleide, eine leuchtende Blumenkrone

auf seinem Sonnenhaar. Der Engel lächelte ihn an und sagte mit leiser, süßer Stimme: „Ich bin die Vergebung, die zu Christen kommt und zu Juden."

Da lächelte auch Asarja, und lächelnd verstummte er, lächelnd schlief er ein.

Makkabea wurde zu Bett geschickt, die Eltern und Baruch Kolon hielten Wache. Flüsternd besprachen sie sich.

„Sie vererben ihren Haß den Kindern," meinte Jehuda traurig. „In ihren Kindern wird ihr Haß von neuem geboren; ihre Kinder werden die unseren immer wieder von neuem steinigen. So lebt der Fluch fort, von Geschlecht zu Geschlecht — er lebt in Ewigkeit."

Sein Seherantlitz erhebend, entgegnete der Patriarch: „Es werden kommen Geschlechter der Christen, welchen der Haß gegen unser Volk nichtig sein wird gleich dem Worte, das geschrieben steht im Sande des Meeres, darüber eine mächtige Wasserflut hinweggeht."

Aber Jehuda klagte: „Viele Wellen werden darüber hinweggehen müssen, bis sie das Wort des Hasses auslöschen; zu tief steht es eingegraben, nicht in Sand, sondern in Fels. Es wurde auch nicht mit einem Stift geschrieben, sondern mit dem Schwerte eingehauen. Und so tief drang der Schwertschlag, daß aus dem Felsen eine Quelle hervorbrach. Man kann hingehen und schöpfen aus dem Wort."

„Blut," murmelte Dozia dumpf, „Judenblut."

Und sie blickte auf die Wunden am Haupt ihres Sohnes.

„Es wird ausgelöscht werden und verwehen alles," murmelte der Weise, „denn da ist nichts, was besteht, außer was Gottes ist. Es werden auch vergehen die Spuren des Blutes, welches geflossen aus den Wunden unseres Volkes. Denn da wird kommen ein gewaltiger Sturm, der fährt vom Himmel nieder zur Erde, hin über die Länder und wieder zum Himmel empor. Deshalb sollen wir nicht trauern, sondern hoffen."

„Und harren," fügte Jehuda düster hinzu.

Dozia wandte ihr kummervolles Gesicht dem Greise zu.

„Wird dieser Knabe die Zeit erleben, auf die wir hoffen und harren sollen?"

Aber Baruch Kolon weigerte der angstvoll wartenden Mutter die Antwort.

Als der Tag graute, verließ Baruch Kolon die trauernden Eltern. Da flüsterte Dozia ihrem Mann zu, wessen Haß ihrem Sohn die Wunden geschlagen, und Jehuda verbarg sein Gesicht in den Händen.

Erst gegen Mitternacht kamen Josepha und Urs nach Hause. Josepha hatte in einemfort vor sich hingemurmelt und geseufzt, aber ihrem Sohn noch immer kein Wort des Vorwurfs gesagt. Urs hätte sie lieber gegen sich toben sehen, als sie so murmeln und seufzen hören.

In Michäel Cibulas Schnitzkammer brannte noch Licht. Josepha wollte vorerst allein hineingehen und Urs sollte im Garten bleiben, bis sie ihn rufen würde. Aber Urs stellte sich vor sie hin und rief heftig: „Du sollst nicht für mich bitten!"

Nun begann Josepha bitterlich zu weinen, was auf den Knaben eine solche Wirkung hatte, daß er, ohne ein weiteres Wort zu sagen, in den Garten schlich und die Mutter allein zum Vater gehen ließ.

Mit wankenden Knien näherte sich Josepha der Kammertür, drückte sie mit Anstrengung auf und schob sich hinein. An der Tür blieb sie stehen. Michael Cibula saß und schnitzte; er hörte sein Weib kommen, sah aber nicht auf.

Mit kaum vernehmlicher Stimme bot Josepha ihrem Mann den Abendgruß. „Ich war drüben auf dem Kryvan," begann sie zagend und stockte.

„Ist der Bube tot?"

Und er schnitzte gelassen weiter. Die jungen Männer, die Asarja zu seinen Eltern hinüber getragen, hatten nicht gleichgültiger von dem Knaben gesprochen.

Josepha lehnte sich gegen die Wand. Sie erwartete etwas Entsetzliches.

„Wo ist Urs?"

„Du willst ihn töten!" Und sie trat wankend vor.

„Um des Judenknaben willen?" fragte ihr Mann verächtlich.

„Er lebt!"

„Desto besser für ihn."

Josephas Gedanken verwirrten sich.

„Du willst Urs nichts zuleide tun?" fragte sie, am ganzen Leibe zitternd, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend.

Michael Cibula beugte sich tief auf seine Arbeit herab.

„Warum sollte ich dem Knaben etwas zuleide tun? Weil er sich frühzeitig darin übt, Juden totzuschlagen? Es ist besser, als übte er sich, Katzen zu erwürgen."

In solcher Weise hatte Josepha ihren Mann noch niemals reden hören. Als damals Urs dem Judenmädchen ins Gesicht geschlagen hatte, mußte er dessen Eltern Abbitte tun. Das war vor vier Jahren gewesen. Und jetzt hatte er einen Judenknaben gesteinigt und sein Vater fand Gefallen daran. So war sein Haß gewachsen in den vier Jahren. Was würde daraus werden in abermals vier Jahren?

Josepha entwich aus der Kammer, ging in den Garten, sagte Urs, daß sein Vater schrecklich zornig auf ihn sei, und daß er heute Nacht bei seiner Mutter schlafen sollte.

Aber Michael Cibula hatte sich nicht nur gelassen gezeigt, er war auch gelassen und ruhig. Eifrig, mit fast fieberhafter Arbeitslust schnitzte er, nachdem Josepha gegangen, weiter an seinem Holzbilde, diesem wiederum tief in die starren Augen blickend. Und wiederum sprachen die unbarmherzigen Augen zu seinem Geist. Indessen diese Nacht befahlen sie ihm nicht: „Töte sie — töte das Weib!" Diese Nacht befahlen sie ihm: „Töte sie — töte die Juden!"

Michael Cibula antwortete darauf: „Entweder werde ich sie töten, ich oder mein Sohn. Denn weder ich noch mein Sohn haben den Juden Frieden geschworen."

Und das Holzbild nickte ihm zu: „Es ist gut! Du oder dein Sohn!"

So besprachen sich die beiden miteinander.

Josepha fand keinen Schlaf. Auch zu des Weibes Seele redete ein Dämon, und auch ihre Seele hörte darauf.

Urs schlief so friedlich an seiner Mutter Seite, als hätte er tagsüber Blumen gepflückt und Schmetterlinge gejagt. Nachdem

Josepha eine Weile auf seine tiefen Atemzüge gelauscht, stand sie auf und kleidete sich vollständig an. Dann besprengte sie sich mit Weihwasser, öffnete die Türe, schlich aus der Kammer und zum Hause hinaus.

Sie hatte schon zu Bett gelegen, als Russka noch einmal zu ihr gekommen war, um sie zu fragen: „Nahmst du das Blut, das die Muttergottes dir zum Dank für deine Krone beschert hat?"

Aber Josepha hatte, statt aller Antwort, laut zu beten begonnen. Russka jedoch war nicht vom Bett gewichen, hatte gemahnt und gescholten, hatte orakelt und geweissagt. Ihre letzten Worte waren gewesen: „Braust du ihm den Trank, so gewinnt er dich lieb, daß er nimmer von dir lassen kann. Aber das Judenblut muß von einem Priester gesegnet und unter die Hostie gehalten werden. Stefan Dozana segnet es dir. Geh mit dem Blut zu Stefan Dozana."

Damit war sie fort und Josepha lag wachend und dachte an das, was die Alte gesagt hatte; dann war sie aufgestanden und jetzt wollte sie das Judenblut holen.

Aber zu Stefan Dozana konnte sie damit nicht gehen, unter die Hostie konnte sie es nicht halten, sie, die kein Priester mehr segnete, der keine Hostie mehr gereicht wurde.

Aber der Trank würde nicht wirken, wenn er nicht gesegnet war.

Ach, und wenn sie für sich selbst die Hostie hätte empfangen können! Was hätte sie gegeben für ein Stückchen des göttlichen Leibes — —

Gott mochte ihrer armen hungernden Seele gnädig sein.

Wie ein ruheloser Geist glitt die Gestalt des unseligen Weibes durch die Nacht. Sie gelangte zu den letzten Häusern des Dorfes, sie gelangte zu der neuen Kirche. Schwarz lag das Heiligtum da. Nur über der Tür haftete ein bleicher Schimmer gleich einem Nebelstreif. Das war der schwebende Engel mit der Siegespalme und der Siegestafel.

Josepha trat ein.

Die dunkeln Gewölbe umfingen sie, als sei sie plötzlich in den Schoß der Erde gesunken. Geisterhaft hallte ihr Schritt in dem Raum. Dann kam das Grausen über sie. Sie fühlte ihre Glieder schwer werden, sie fühlte sich von glühenden Schauern überrieselt,

von eisigem Frost geschüttelt. Ihr Haar schien zu Nadeln zu werden, die sich in ihr Fleisch bohrten und sich emporsträubten. Sie wollte die Heiligen anrufen, aber das Grausen erstickte ihre Stimme. Sie wollte fliehen, wollte hinsinken — — da dachte sie ihres Mannes, fühlte ihre Liebe für ihn, fühlte sie als eine Macht, die ihr Grausen überwand.

Sie blieb und tastete sich weiter.

Jetzt stieß ihr Fuß an eine Stufe. Das war der Hochaltar, vor dem Hochaltar mußten die mit dem Blut Asarjas getränkten Blumen liegen. — — Einen Schritt trat sie vor, und dann noch einen. Sie bückte sich, sie wollte fassen — — sie faßte — — ein menschliches Antlitz!

Schwer lag ihre Hand auf der glatten, kühlen feuchten Haut. Kein Laut kam über ihre Lippen. Dann zuckte ihre Hand zurück und sank nieder, als habe ein Schlag sie getroffen. Da fühlte ihre Hand etwas Weiches, die Blumen!

Unwillkürlich griff sie hinein, faßte sie, zog die Hand zurück. Es kostete sie Anstrengung, als ob sie etwas Fremdes, Hartes, Schweres aufhöbe statt des eigenen Armes.

Ihre Sinne drohten zu schwinden: zu ihren Füßen hörte sie Töne, Seufzer, Worte — — Zuerst war's ein Lallen und Stammeln wie von einem, den im Traum der Alp drückt, dann kam Zusammenhang in die wirren Laute, dann ward es zur Sprache — zu welcher Sprache! Zu der Rede eines Priesters, der in Ekstase und Verzückung vor dem Altar zusammengebrochen war — in Raserei.

Es war die Stimme Stefan Dozanas, die Michael Cibulas Weib dem Himmel ein Geständnis ablegen hörte, welches klang, als ob Luzifer, der gefallene Engel, Gott beichtete.

Aber ihre Sinne waren zu zerstört, um viel davon zu verstehen. Nur das eine verstand sie: daß dieser Priester sich eher hätte in einen Abgrund werfen sollen, wo er am tiefsten war, als in die Arme der Kirche.

Als Josepha wieder ihre Besinnung erlangte, fand sie sich vor ihrem Hause. Die Hand mit den Blumen darin hielt sie krampfhaft geschlossen.

Acht Tage lang irrte sie umher, die Welt und die Menschen ansehend, als wären sie Trugbilder ihrer kranken Seele. Acht

Nächte lang wachte und betete sie. Auch dann kam sie zu keinem Entschluß, kaum zu einem rechten Gedanken. Aber etwas tat sie. Jede Nacht stand sie leise auf, schlich aus dem Hause, hin zu — Stefan Dozanas Haus. Vor seinem Hause wartete sie, bis der Morgen graute.

Eines Abends spät hatte Stefan Dozana noch etwas in der alten Kirche zu tun. Er nahm eine Leuchte und ging. Als er eintreten wollte, kauerte auf der Schwelle ein Weib, das sprach kein Wort, das sah ihn nur an.

Es war ein Blick, vor dem auch der Mann stumm blieb. Er öffnete die Kirchentüre, ging hinein und ließ hinter sich offen. Das Weib folgte wie gewaltsam dem Priester nachgezogen.

Dieser setzte die Leuchte nieder und ging zum Beichtstuhl. Das Weib folgte ihm.

Sie flüsterten lange zusammen.

Dann trat der Priester aus dem Beichtstuhl, begab sich in die Sakristei und kam wieder, in vollem Ornat, mit der Hostie in der Hand.

Er ging zum Hochaltar. Das Weib folgte ihm. Sie wäre dem Priester in einen Abgrund gefolgt, hätte dieser sie mit der Hostie in einen Abgrund gewiesen.

Er stand vor ihr, hob die Hostie, sprach darüber hin, brach sie.

Das Weib war niedergesunken, daß ihr Kopf vor dem Manne am Boden lag. Wenn er den Fuß aufgehoben, hätte er ihn auf ihren Nacken setzen können.

Aber er zertrat nur ihre Seele.

„Dieses will ich dir reichen, wenn du vor mir niederfällst und mich anbetest."

Stefan Dozana sprach die Worte nicht, die der Versucher auf dem Berge in der Wüste zu Jesum gesagt; aber es war, als ob er sie gesagt hätte; und das unselige Weib, das zu seinen Füßen hingesunken lag, Gott anzubeten, sprach nicht, was Christus zu dem Versucher gesprochen, sondern sie lag da und betete an.

Er reichte ihr die Hostie, und Josepha schob die blutgetränkten Blumen unter den göttlichen Leib, ließ diese und sich selbst segnen und glaubte ihre Seele gerettet zu haben.

Gott sei ihrer armen, verlorenen Seele gnädig!

★ 12 ★

Bischof Mauritius kommt, sieht und beneidet

Seit der Mißhandlung des Judenknaben waren mehrere Wochen verflossen und noch immer ließen die Juden keine Klage erfolgen. Da berieten sich die Waldleute mit ihrem Priester, schrien darauf nach dem Kryvan hinüber den Juden zu und sendeten Boten in die Schlucht hinab.

Einige Abgesandte der Ebräer standen auch richtig am Ufer des Baches. Nun riefen die Waldleute hinüber: „Den Bauern von Piatra täte das Geschehene leid; indessen, was hätte der Judenknabe bei ihnen zu tun gehabt? Überdies wäre bei dem Vorfall auch ein Christenmädchen verwundet worden, die Bruderstochter ihres Priesters, und das Kind liege schwer krank an der Verletzung darnieder. Trotzdem böten die Bauern von Piatra den Juden von Tar für den gesteinigten Knaben Entschädigung."

Die Juden riefen zurück. „Da sie keine Klage geführt hätten, so beanspruchten sie auch keine Entschädigung. Sie hätten aber nicht geklagt um des Christenmädchens willen, und weil dieses den Knaben mit seinem Leibe gedeckt. Denn diese eine Liebestat sei mächtiger als alle Missetaten. Übrigens wären sie nicht mehr die Juden von Tar, sondern die Juden vom Berge Kryvan."

Diese Antwort überbrachten die Boten den Waldleuten; sie machten gerade keine freudigen Mienen dazu.

Den ganzen Sommer und Herbst arbeiteten die fremden Arbeiter an der Ausschmückung der neuen Kirche. Bis zum Winter hätte dieselbe vollendet werden können. Aber Stefan Dozana, der seit dem Frühling alle Hast verloren, mahnte stets, sich nicht zu übereilen, sich bei der Arbeit Zeit zu gönnen, und hätte diese am liebsten für den Winter ganz einstellen lassen. Die Waldleute vermochten sich das vollständig verwandelte Wesen ihres geistlichen und weltlichen Gebieters nicht zu erklären und grollten mit ihm. Fortan kamen die Gemeindehäupter selbst jeden Morgen zur neuen Kirche und trieben die Handwerker an: bis zum ersten Advent sollte alles fertig sein. Die Verkündigung der

Engel an die Hirten wollten die Bauern in diesem Jahre im neuen Heiligtume vernehmen.

Der junge Maler malte an seinem letzten Bild. Es stellte eine junge Sünderin dar, die in allen ihren Sünden vor den Herrn treten will. Aber die Jünger weisen sie ab, scheu schleicht das Weib davon. Ihr schöner Leib ist in Qualen zusammengekrümmt, die zarten Schultern sind wie niedergedrückt von der Last ihrer Schande. Sie bricht fast zusammen. Sie wendet den Kopf zurück nach dem Herrn. Das Weib sieht nach Christus, mit einem Blick, der wie ein Jammerlaut ist, wie ein Sterbeschrei, wie der Seufzer einer zur ewigen Höllenqual Verdammten. Aber Christus sieht den Blick nicht.

Der Gedanke zu diesem Bilde war dem jungen Künstler gekommen, als er eines frühen Morgens Josepha Cibula aus der alten Kirche hatte treten sehen. Die junge Sünderin trug die Züge von Michael Cibulas Weib, sie hatte Josephas Blick.

Zum letzten Advent räumten die Handwerker die Kirche. Das ganze Dorf strömte hinzu, und es erschien den Waldleuten ihr Heiligtum über die Maßen herrlich. Sie rühmten und brüsteten sich nicht wenig und mancher dachte bei sich, die Heiligen könnten den Heiligen danken, eine solche Kirche und eine solche Gemeinde zu haben. Zuletzt stellten die Bauern die Chorstühle auf, hingen die Tür ein und die Bäuerinnen legten der Muttergottes den Federmantel um. Und als nun vollends die leere Tafel, die der schwebende Engel hielt, ihre Inschrift bekam, da wußte kein Bauer von Piatra, welche Sünde ihm noch anhaften könnte, da glaubte jeder auf Rechnung der neuen Kirche in aller Frömmigkeit hinfort nach seinem Gefallen leben zu dürfen.

Sie kamen zu ihrem Priester, ihn aufzufordern, die Kirche zu weihen. Aber Stefan Dozana antwortete: „Die neue Kirche will im Frühling der Bischof weihen.“

Er hatte auf einen Tumult gerechnet. Ein solcher erhob sich auch, aber er war anderer Art, als der ehrgeizige Priester erwartet. Statt zu murren, jubelten sie; statt in ihren Priester zu dringen, selber die Weihen zu vollziehen, liefen sie hin und schlossen die Kirche ab, damit keiner darin bete, ehe das der Bischof am neuen Hochaltar getan. Stefan Dozana aber hatte wieder eine schlimme Stunde.

Ungeduldig harrten die Waldleute des Frühlings. Sie zürnten dem Himmel, daß er gerade diesen Winter der Verrös so viel Schnee geschickt, sie schalten die Heiligen, daß diese nicht für einen zeitigen Frühling Sorge trugen, und haderten mit der heiligen Jungfrau, weil sie die Ungeduld der Bauern von Piatra nicht zu teilen schien. Sie spähten nach jedem Sonnenstrahl, nach jedem warmen Winde und wüteten gegen den Krysan und die Juden, als drüben der Schnee schon zu schmelzen begann, während ihr Dorf noch tief im Winter steckte. Als der April sich seinem Ende näherte und das Tal immer noch hohen Schnee hatte, nötigten sie den Priester zu einer Prozession. Sie holten aus der neuen Kirche das Madonnenbild, trugen es auf einen ragenden Felsen und zeigten der Himmelskönigin das schneebedeckte Tal. Das wirkte. Die Muttergottes erschrak über die wilde Verrös und bald darauf ging der Schnee fort.

Einige Wochen später brachte ein Bote die Nachricht, daß der Bischof mit großem Gefolge nach dem Waldtale unterwegs sei.

Nun gab es in Piatra ein Leben!

Das erste, was geschah, war, daß die Männer das Regiment freiwillig an die Weiber abtraten und diese mit ihren kräftigsten Stimmen unbeschränkt zu herrschen begannen. Sie schienen es anders gar nicht zu kennen.

Während die Mägde die Blockhäuser reinigten, als ob diese rußige Pfannen seien, während die Kinder Blumen und grüne Zweige herbeischafften, daraus die Jungfrauen lange Girlanden wanden, mußten die Männer jagen und fischen, Netze aufstellen und Fallen legen. Auch die Hirsche und Rehe, die Auerhähne, Fasanen und Schnepfen, die Forellen, Muränen und Aale sollten erfahren, daß zum ersten Mal, seitdem die Felsen der Verrös standen, ein Bischof in die Verrös kam, und was solches für die Verrös bedeute. Die Hirten suchten ihre fettesten Ziegen und Hämmel, ihre zartesten Zicklein und Lämmer aus, und im Gemeindehause wurde der Tod eines Rindes, dreier Schweine und mehrerer Kälber beschlossen.

Über das Federvieh hielten die Herrinnen von Piatra in eigener Person strenge Musterung. Und hoffte etwa ein feister Kapaun oder Puter, eine stattliche Ente oder Gans, ein junges Perl-

hühnchen im unbehaglichen Gefühl seines Fettes und seiner Zartheit sich vor den scharfen Blicken der Hausfrauen zu verbergen, so täuschten sie sich.

Dann erlebten die Felsen und Wälder der wilden Verrös, daß eines strahlenden Maitages ein ansehnlicher, vornehmer und bunter Zug ihre Einsamkeiten durchkreuzte. An der Spitze ritt Bischof Mauritius, trotz seines geistlichen Kleides so streitbaren Aussehens, als gälte es, eine Schlacht zu schlagen, statt eine Kirche zu weihen. Im übrigen schien der gestrenge Herr vortrefflicher Dinge zu sein, wie sein Gefolge ihn selten gesehen, woraus diese Weisen dann schlossen, daß binnen kurzem ein anderer die heitere Laune des Bischofs nicht teilen würde. Indessen mühten sich alle, Mienen zu zeigen, als schrieben sie das leuchtende Antlitz ihres Oberhauptes einzig und allein der Wirkung des schönen Frühlingstages zu.

Dem großen geistlichen Gefolge des Kirchenfürsten hatte sich auf seinem Zug in die Wildnisse der Verrös viel fremdes Volk angeschlossen; die einen aus Andacht, die anderen aus Neugier. Und hofften jene durch die Wallfahrt Gutes für ihr Seelenheil zu gewinnen, so gedachten diese allerlei hübsche und wunderliche Neuigkeiten mit nach Hause zu bringen. Denn der Ruf des goldstrahlenden Heiligtums, seiner Erbauer und der Gemeinde von Piatra war weiter und weiter gedrungen, Piatras Namen bis an die Grenzen des Ungarlandes tragend. Aber man sprach davon, wie man sich eine Sage erzählt; nun wollten die Leute selbst kommen und schauen.

Hinter dem Zuge schritten vier junge Mönche, die an starken Stäben eine Glocke mit sich führten. Die Glocke war ein Geschenk des Bischofs Mauritius für die neue Kirche von Piatra.

Häufig ward Rast gehalten. Teils wegen der Gliedersteifheit der geistlichen Herren infolge des langen Rittes, teils um die Schönheit des Landes, das man durchzog, besser zu genießen; endlich auch, weil einer alten hochehrwürdigen Sitte gemäß, solche Rast unter freiem Himmel stets mit angenehmen Stärkungen verbunden war. In gerechtem Mißtrauen gegen die Herbergen, die bei einem Ritt in die Verrös am Wege liegen könnten, hatte der bischöfliche Koch den größten aller Reisekörbe packen und dem

zuverlässigsten aller Maultiere auf den Rücken schnüren lassen. Dieser Umsicht war zu danken, daß nicht nur die Fischgallerten und die Wildbretpasteten in einem Zustand hoher Vollkommenheit die Wälder der Verrös erreichten; auch die Laune der geistlichen Herren, die sich Gallerten und Pasteten wohlschmecken ließen, war vortrefflich.

Das war ein buntes Bild, wie solches die tiefen Schluchten niemals geschaut; auf grünem Platz unter den Wipfeln des Urwaldes eine fröhliche Tafelrunde streitbarer Diener der Kirche. Nicht allein Rosen und Lilien trug da der Boden, sondern auch gebratene Kapaunen und feurigen Tokaierwein.

In ehrerbietiger Entfernung lagerte das Volk, und wer mit seiner Zehrung schneller fertig als ihm lieb war, der schaute mit ganz besonderer Andacht hinüber.

Aber Bischof Mauritius gebot, alles, was an Kapaunen, Pasteten und Gallerten übrig geblieben, wieder einzupacken, denn: es kennt der Mensch nicht die Dinge, die da kommen werden.

Obgleich mit den Wildnissen der Hohen Tatra nicht gänzlich unbekannt, machte Bischof Mauritius, je weiter sie vordrangen, ein um so erstaunteres und bedenklicheres Gesicht. Zu seinem Gefolge sich wendend bemerkte er: „Erst wenn man diese Täler sieht, erscheint begreiflich, was man von diesem Volke Befremdliches und Seltsames hört: nur hier konnte sich eine Republik von Waldbauern konstituieren und bis auf unsere Tage erhalten. Wenn das andere, was man von diesen Gegenden bei uns fabelt, ebenso wahr ist und diese Felsen voller Erze, diese Bäche voller Gold sind, so sollte man bei uns mehr der Bauern von Piatra und ihres wilden Tales gedenken. Ich fürchte, die Juden ließen sich den Bau der Kirche von diesen Waldleuten teuer bezahlen."

Und der Bischof Mauritius nahm sich vor, im offenen und geheimen mancherlei scharf zu betrachten und genau zu erkunden. Verhielt es sich, wie ihm berichtet worden, so würde er die Reise in diese Wildnis nicht umsonst unternommen haben.

Solche Beschlüsse und Aussichten machten des Bischofs Stimmung immer heiterer, so daß sich sein Gefolge immer verwundertere Blicke zuwarf. Manche ließen ihren ersten bösen Ver-

dacht fallen, wenn sie auch nicht begreifen konnten, wie öder Fels und wilder Wald auf des Menschen Gemüt eine solche rosige Wirkung auszuüben vermöchten. Und auch die Einsichtsvolleren, die besser über Ursache und Wirkung Bescheid geben konnten und genau wußten, welche herrlichen Gottesgaben alter Tokaier und Wildbretpastete waren, selbst diese Klugen fühlten sich diesesmal von ihrer Einsicht im Stiche gelassen.

Mit einem Male umwölkte sich des Bischofs Stirn: an eine freie Stelle gelangend, wo sich ein hohes Holzkreuz erhob, trat ihm, an der Spitze der Waldleute, Stefan Dozana entgegen.

Alle, die vorher noch nie einen Bewohner der Verrös gesehen, schauten staunend auf die Männer, die mit ihren hellen Locken und düsteren Augen, hoch und mächtig wie ein Geschlecht von Waldkönigen dastanden; alle blickten staunend auf die Frauen, welche in ihrer fremdartigen Schönheit, in den langen, weißen Gewändern und dem funkelnden Federschmuck eine Versammlung von Fürstinnen zu sein schienen.

Sämtliche Waldleute — bis auf ihren Priester — warfen sich vor dem Bischof nieder, der mit größerer Würde, als stünde er vor dem Hochaltar seiner Kathedrale, segnend seine Rechte aufhob. Dann winkte er Stefan Dozana zu sich heran.

„Der Weg in die Verrös ist weit und wild."

Das war das einzige, was der Bischof zum Waldpriester sagte, und er sprach das wenige nicht gerade mit besonders gnädiger Stimme. Und gerade nicht mit besonders demütiger Miene entgegnete Stefan Dozana: „Der Weg wird selten von Fremden gezogen, was auch nicht not tut."

Gegen Abend erreichte der Zug das Dorf, und zum letzten Mal sang die alte Kirchenglocke als einzige metallene Himmelsstimme des Tales den Christengruß. Klar und voll klang das Geläut über die Wipfel der Schlucht. Durch die reine Luft drangen die Töne weit hinaus in der Stille des Abends, bis zu den Felsen des schwarzen Grundes, wo Michael Cibula sie vernahm und in schweren Gedanken sein Haupt neigte. Josepha, die nicht mit den anderen Frauen dem Bischof hatte entgegenziehen dürfen, faßte Urs bei der Hand und begab sich mit dem Knaben zu der Taxushecke, hinter der die Kinder im Frühling

nach den kommenden Juden ausspähten. Als der heilige Mann auf der Straße vorbei kam, warf sich Michael Cibulas Weib, von dem Bischof ungesehen, mit ihrem Sohn auf die Knie. So empfing auch sie ihr bescheidenes Teil von der gnadenspendenden Nähe.

Bei der neuen Kirche erwarteten die Greise, die Gebrechlichen und Kinder den Zug. Auch Russka war darunter und schrie im Chor der anderen Weiber den Bischof gellend um seinen Segen an. Die Kinder, die den ganzen Nachmittag auf dem Wege, den der Zug kommen sollte, hin und her gelaufen waren, standen jetzt mit den Blumen, die sie dem heiligen Mann zu Füßen streuen sollten, verlegen da und hätten am liebsten die Flucht ergriffen. Aber Bischof Mauritius hatte bereits von dem frommen Christenkind gehört, das voll jungen, heiligen Glaubenseifers einen Judenknaben gesteinigt, und winkte den Kleinen — ganz gegen seine sonstige Art — gnädig zu. Da wagten sich die mutigsten heran, die anderen wurden von Müttern und Gevatterinnen hingezogen und nun schütteten alle ihre Körbe aus, so daß der Bischof plötzlich bis an die Knie in Blüten stand.

Alsdann besichtigten die Fremden die Kirche und sahen mit eigenen Augen die Wahrheit des Märchens. Von Stefan Dozana und den Häuptern der Gemeinde geleitet, umschritt der Bischof mit seinem Gefolge den herrlichen Bau; da er jedoch schwieg, schwiegen alle. Ehe er in die Kirche trat, las er mit lauter Stimme die Inschrift über dem Eingang. Den Waldleuten war dabei zu Mute, als würde ihr Preis und Ruhm mit Engelszungen verkündigt. Sie achteten nicht des seltsamen Tons, mit welchem die stolzen Worte gelesen wurden. Stefan Dozana aber fühlte, wie alles Blut ihm zum Herzen drang. Dann hörte er den Bischof fragen: „Wer hat diese Türe verfertigt?"

„Die Bauern von Piatra."

„Nach welchen Mustern?"

„Nach meinen Entwürfen."

„Nach Euern — —"

Mehr sagte Bischof Mauritius nicht; aber das Gefolge sah scheu von der Tür und den beiden Männern hinweg.

Nun aber trat der Bischof ein; doch außer seinem geistlichen

Geleit, den Häuptern der Gemeinde und Stefan Dozana durfte niemand folgen. Gern wären jetzt die geistlichen Herren in laute Ausrufe der Verwunderung ausgebrochen; da indessen der Bischof immer noch schwieg, mußten auch sie stumm bleiben. Die Waldleute, deren Gemüter in diesem Augenblick vor Glück und Stolz erbebten, mißdeuteten das allgemeine Schweigen, es der Ehrfurcht vor dem Ort und dem Staunen über dessen Herrlichkeit zuschreibend. Keiner von ihnen blickte in das Gesicht ihres Priesters.

Während dessen wurde die neue Glocke vor der Kirche niedergestellt und von den Jungfrauen bekränzt. Im vollen Ornat trat der Bischof heraus; im Meßgewand, mit einem silbernen Weihwasserbecken folgte dem Kirchenfürsten Stefan Dozana. Der Bischof besprengte, taufte und segnete die Glocke. Darauf wurde sie von den Ältesten aufgenommen, in den Turm getragen, dort aufgezogen und im Glockenstuhl aufgehängt. Ihr erstes Geläute am Morgen des folgenden Tages sollte für Piatra höchsten Stolz und höchste Freude bedeuten.

Das Gefolge zurückwinkend, trat der Bischof mit Stefan Dozana hart an den Rand der Schlucht; nach dem Krywan hinüber deutend, warf er fragend hin: „Dort wohnen die Juden, die euch die Kirche erbaut haben?"

„Dort wohnen sie."

„Die Lage ihres Dorfes ist besser als die des euern. Warum nahmt ihr nicht selber den guten Platz?"

„Piatra liegt nun einmal an dieser Seite der Schlucht."

„Das ist kein Grund, den herrlichen Berg fortzuschenken."

„Wir verkauften den Berg."

„Ihr hättet euch drüben von neuem ansiedeln sollen."

„Das ging nicht an."

„Ihr gabt den besten Teil eures Tales hin — an Juden!"

„Juden gaben uns das Beste unseres Tales — unsere Kirche."

Bischof Mauritius antwortete nicht, so daß ein schweres Schweigen entstand. In Stefan Dozanas Seele kam eine Stille wie an gewitterschwülen Tagen vor einem Sturm. Von neuem begann der Bischof: „Die Juden haben bessere Häuser als ihr."

„Sie bauten aus Stein. Die Bauern von Piatra sind Waldbauern."

„Die Juden haben Äcker und roden den Wald aus — euer Dorf umgibt eine Wildnis. Seht, sie legen eine treffliche Straße an! Seht, sie führen Stollen in den Berg und suchen nach Silber und Gold. Ihr habt allen euern Reichtum dem Volk überlassen, das den Heiland gekreuzigt."

Heiße Röte überzog das Antlitz des Redenden. Heftig rief er aus: „Das muß untersucht, das muß rückgängig gemacht werden!"

„Das ist unmöglich," entgegnete Stefan Dozana kalt. Und er setzte nach einer Pause hinzu: „Auch geht das niemanden etwas an."

Da traf ihn ein Blick des Bischofs.

Es war ein ganz seltsamer Blick, aber des Priesters Augen hielten ihm stand; beinahe, daß er dem Bischof seinen Blick zurückgegeben hätte.

„Morgen ein Weiteres davon," sagte der Bischof, jählings sich abwendend. „Es wird Zeit, sich nach einer Herberge umzuschauen. Wo wohne ich?"

„In meinem Hause."

„Ich störe Euch ungern." Und man sah es seinem Gesicht an, daß er lieber bei dem geringsten Bauern Unterkunft genommen.

„Es ist Gemeindebeschluß, daß der Bischof bei dem Geistlichen wohne," konnte Stefan Dozana sich nicht enthalten, auf das Gesicht des Bischofs hin zu erwidern.

„Gehen wir also."

Es begann zu dunkeln; drüben glänzten die Lichter der Juden auf. Dem Bischof schienen sie heller zu brennen als die der Waldleute. Sie schimmerten über die Schlucht, durch den Wald wie ein Gewimmel von Johanniskäfern.

Von ganz Piatra geleitet, begab sich der Bischof nach dem alten Hause der Dozana, an dessen Schwelle Maura Dozana, die Mutter Iljas, den Kirchenfürsten empfing. Als dieser die kniende Frau, die immer noch von großer Schönheit war, segnete, blickte er von neuem auf sonderbare Weise nach dem Priester hinüber, und auch diesesmal erwiderte Stefan Dozana den Blick. Darauf machte er den Bischof mit dem Weibe bekannt.

„Es ist die Witwe meines Bruders."

Stumm trat Bischof Mauritius ins Haus; nur dessen Bewohner folgten ihm. Die geistlichen Herren und die Mönche wurden bei den Bauern untergebracht, desgleichen die vielen andächtigen und neugierigen Fremden. Doch mußten manche mit Scheuern und Ställen fürlieb nehmen.

Das Nachtmahl nahm Bischof Mauritius in einer von vielen Wachslichtern erleuchteten Laube vor dem Haus ein. Rotblühende Bohnen und Geißblatt bildeten den schimmernden Baldachin; prächtiges altes Linnen, von bunten Ornamenten durchwebt, bedeckte die Tafel; in zinnernen Schüsseln, die wie Silber glänzten, wurden von der stattlichen Hausfrau die Gerichte aufgetragen: gebratene und gesottene Forellen, Schinken und Zunge eines Bären, in würzigen Kräutern gedämpft, Wild und Geflügel, am Spieß gebraten, eingekochte Früchte und Honiggebäck. Es war ein Mahl, das ein König sich hätte schmecken lassen können; aber düster saß Bischof Mauritius seinem stummen Wirt gegenüber und rührte die Speisen nur aus Höflichkeit an.

Er beneidete die Juden um den Krywan.

* 13 *

Bischof Mauritius weiht und die Juden taufen

Bevor Bischof Mauritius die Kirche weihte, trug Josepha ihren Dornenkranz, mit einem Tuche bedeckt, im Morgengrauen der Mutter Gottes hin.

Viele Kränze waren von den Frauen und Jungfrauen in die Kirche getragen worden — am hellen Tag und in offenem Triumph. Das Bild der Himmelskönigin stieg wie aus einem Garten auf, selbst aus ihrem heiligen Leib schienen Mairosen und Lilien zu sprießen. Diese Spenden mußten Maria wohlgefälliger sein als Josephas heimlich dargebrachtes dunkles Geflecht.

Sie wußte nicht, wie sie über alle die Blüten zur Mutter Gottes hingelangen sollte, stand hilflos mit ihrem Kranze da und schaute zur heiligen Jungfrau hinüber, mit einem Blick, welcher dieser hätte wie ein Dorn ins Herz dringen sollen. Aber obgleich Maria ihr Herz gleich einem Strauß, groß und rot, vor die

Brust gesteckt trug, verzog sie doch bei Josephas todtraurigem Blick keine Miene.

Diese mußte sich durch die Blumen zu dem Bild einen Pfad bahnen, den sie, um keine Blüte zu zerdrücken, vorsichtig ging. Mit flehender Gebärde drückte sie ihren Kranz in die göttlichen Hände, die sich zu keinem Segen für sie regten. Es war, als habe sie einem Leichnam etwas in die Hand gelegt.

Sie sank nieder und preßte ihre Stirn gegen Marias Füße.

Maria hatte ihr das Blut beschert, nun sollte Maria ihr auch die Tränen geben. Denn seitdem Josepha das Blut unter die Hostie gehalten, war sie so elend geworden, daß sie nicht einmal mehr zu weinen vermochte. Und ohne Tränen war der Zauber nicht zu brauen, und ohne den Zaubertrank erwarb sie sich nicht die Liebe ihres Mannes, und ohne die Liebe ihres Mannes konnte sie nicht länger leben.

Sie betete, bis der Tag anbrach. Als sie sich erhob, stand die Schmerzensreiche im vollen Sonnenglanz da; aber dieses Frauenbild begann nicht zu singen und zu klingen wie jener Felsenleib in der Wüste.

Damit niemand ihr begegne, ging Josepha nicht durch das Dorf, sondern machte einen weiten Umweg durch den Wald. Aber gerade hier traf sie einen, der, seinem Aussehen nach, die Nacht auch nicht in süßem Schlafe zugebracht hatte. Bei seinem Anblick zuckte Josepha zusammen, als habe sie auf eine Schlange getreten; da sie indessen nicht fliehen konnte, trat sie beiseite, ihn vorbei zu lassen, und um ihn nicht ansehen zu müssen, schloß sie die Augen.

„Wo kommst du her, Josepha?" fragte Stefan Dozana mit einer Stimme, wie er sonst zu niemanden sprach.

Josepha deutete mit dem Kopfe nach der Richtung, woher sie gekommen war.

„Und wo willst du hin?"

Josepha deutete nach dem Dorf zu.

„Warum gehst du durch den Wald nach Hause?"

Josepha machte eine leidenschaftliche ablehnende Gebärde.

„Weil dich niemand sehen soll?"

Josepha nickte heftig.

„So scheust du dich vor den Menschen?"

Sie stand da ohne Bewegung, ohne Laut.

„So scheust du dich vor den Menschen?" wiederholte Stefan Dozana und setzte hinzu: „Weil du dich ein einzigesmal hast von mir auf die Wangen küssen lassen?"

Josepha blieb stumm und regungslos; auch die Augen öffnete sie nicht.

Da küßte er sie auf den Mund.

Sie stieß einen dumpfen Wehlaut aus und brach vor ihm zusammen, als hätte er sie mit einem Messer ins Herz getroffen. Mit fahlem Gesicht, zuckenden Lippen, mit Blicken wütender Leidenschaft beugte er sich zu ihr herab, faßte sie an der Schulter und rüttelte sie.

„Josepha!" schrie er sie an, „Josepha!"

Sie antwortete nicht.

„Ist es die Furcht vor der Sünde?"

Ihr Körper bebte unter seinen wilden Händen, daß es sie wie Fieberfrost schüttelte. Da raunte er ihr zu: „Ich bin ein Priester, ich kann Sünden bestrafen und Sünden vergeben — ich kann es im Namen Gottes. Aber deine Sünde vergebe ich dir nicht, so wenig wie ich mir die meine vergebe. Ich will dich durch eine Sünde an mich binden wie mit glühenden Ketten! Wir wollen miteinander Sünden begehen, zahllos wie Sand am Meer! Wir wollen um unserer Sünden willen miteinander verdammt werden — miteinander ewige Qualen erdulden. Du bist mein, du gehörst mir, als ob du des Satans wärest und der Hölle gehörtest!"

Erbarmen! Erbarmen! Erbarmen! schrie es in ihrer Seele auf, aber über ihre Lippen kam kein Laut.

„Höre!" flüsterte Stefan Dozana. „Ich habe eine wilde Nacht gehabt, in der ich mit Leib und Leben dem Bösen verfallen. Bleibst du so liegen, so reiße ich dich auf und schleppe dich, wenn heute der Bischof die Kirche weiht, vor den Altar, küsse dich vor allem Volk, zeihe uns vor allem Volk der Sünde und lasse uns vor allem Volk vom Bischof verdammen. Er ist ja doch nur gekommen, um mich zu verderben. Wenn dann Michael Cibula hört, daß sein Weib —"

Er verstummte. Josepha hatte bei dem Namen ihres Mannes die Augen aufgeschlagen und ihn angesehen; und vor diesem Blick verstummte Stefan Dozana.

Sie ist verrückt geworden, dachte er, vergebens gegen ein furchtbares Grausen kämpfend.

Ihre Blicke auf ihn geheftet, erhob sie sich, stand sie vor ihm. Da ließ Stefan Dozana von ihr ab, da floh er vor ihr.

Hätte die Muttergottes auch Josephas Gebet erhört und ihr in ihrer Not Tränen gespendet — trotz des geweihten Judenblutes und trotz der Tränen, „vergossen in Jammer und Schmerz," hätte sie den Zaubertrank nicht brauen können: war doch Michael Cibulas Weib von den wilden Lippen Dozanas jetzt auch auf den Mund geküßt worden.

Daß ihr jetzt selbst der Zaubertrank nimmer helfen würde, ihres Mannes Liebe zu gewinnen, das war es gewesen, was Josepha plötzlich eingefallen war, als sie ihre Augen aufgeschlagen und Stefan Dozana angesehen hatte mit einem Blick, daß dieser glaubte, sie sei von Sinnen gekommen.

Mit dem Morgen begann in Piatra das festliche Leben. Den Mittelpunkt des fröhlichen Treibens bildete die neue Kirche, deren Anblick die Waldleute wie auch die Fremden keine Stunde missen wollten. So gedachte man denn auch, das Mahl, bei dem alle Gäste der Gemeinde waren, am Rand des Waldes unter den Bäumen einzunehmen.

Nur der Bischof und die Geistlichen sollten an einer Tafel speisen. Sie wurde unter den dichtesten Baumkronen aufgeschlagen; in den Zweigen hingen die Jünglinge Blumengewinde auf, so dicht und bunt wie nur möglich. Indem man diese miteinander verschlang, stellte man rings um die Tafel ein in den Lüften schwebendes Geflecht her.

Für die übrigen war der Erdboden Tafel und Stuhl zugleich; Moos und Rasen bildeten das Tischtuch.

Von dem Platz des Bischofs aus erblickte man, über die neue Kirche hinweg, den Gipfel des Krywan.

Schon in früher Morgenstunde prasselten am Waldesrand die Feuer, daran die Mägde und Hausfrauen mit Zubereitung

der Speisen beschäftigt waren, die festliche Arbeit in Festtracht verrichtend. Zwischen den Herdstellen und dem Dorf liefen die Kinder hin und wider, schleppten die Fische und das Geflügel, die Schinken und Speckseiten herbei, brachten die fetten Hammel, die Ziegen und Zicklein, brachten das geschlachtete Rind, die Kälber und Schweine, brachten alles, was in Pfannen und Töpfen gesotten, gedämpft und geschmort oder auf Spießen über dem Feuer gebraten werden sollte. Herrlich war das Festgebräu und das Festgebäck geraten, so daß die wackeren Frauen in ihrer Freude über die langen Reihen köstlich duftender Brote, Wecken und Kuchen ihres Kummers über die fehlenden Gewürze völlig vergaßen.

Die Leute von Piatra wollten den Fremden zeigen, daß man bei ihnen zu leben wisse. Auch der geringste und kleinste dieser kleinen Waldesfürsten schritt heute stolz einher; was die großen anbetraf, so trugen diese ihren Rücken schon für gewöhnlich so steif, daß sie in dieser Hinsicht beim besten Willen nichts Außergewöhnliches mehr zu leisten vermochten.

Während die Dorfleute wie ein aufgestörter Ameisenhaufe durcheinander wimmelten, betrachtete der Bischof schon am frühen Morgen mit den geistlichen Herren scharfen Blickes die Gegend. Doch immer von neuem wandten sich seine Augen der dem Dorf gegenüberliegenden Seite der Schlucht und dem Krywan zu; und immer von neuem verdunkelte sich das strenge Gesicht beim Anblick des Judendorfes, seiner Wälder, Wiesen und Felder. Heftige Gedanken stiegen in ihm auf und wurden, kaum gedacht, zu leidenschaftlichen Wünschen. Wenn aber ein ehrgeiziger und mächtiger Mann Wünsche hegt, so pflegt diesen leidenschaftliches Verlangen zu folgen. Und hier hegte ein Priester die Wünsche, hier galt das Verlangen dem Glanz und der Macht der katholischen Kirche.

Heute vermochten die Einsichtsvolleren die düstere Schrift auf dem Antlitz des Kirchenfürsten besser zu deuten; und einer, der sich auf solche geistlichen Hieroglyphen ganz besonders verstand, faßte sich das Herz, die Gedanken seines Herrn von dessen Mienen abzulesen. Zum Bischof tretend, sprach er mit nicht allzulauter Stimme und möglichst vorsichtiger Gebärde: „Was für ein schöner

Platz wäre dort drüben den Juden abzugewinnen, um darauf ein Kloster zu erbauen."

„Was soll der Kirche in dieser Wildnis ein Kloster?" versetzte Bischof Mauritius scharf und kehrte in tiefem Unmut dem Einsichtsvollen den Rücken.

Da wußte der, daß er recht gelesen hatte, und dachte: wir sind zu spät zu diesen Waldleuten gekommen! Und der einsichtsvolle Mann überlegte: sollte es wirklich zu spät sein?

Er wollte dafür die Heiligen und den Bischof sorgen lassen.

Dann war es Zeit, ins Dorf zurückzukehren, um sich für den Gottesdienst vorzubereiten. Der Bischof begab sich in das Haus seines Wirtes und legte den goldschimmernden Ornat an, aber seine zornmütigen Gedanken und seine Wünsche behielt er: auch sie waren ein priesterlicher Schmuck, von ihm angetan Gott zu Ehren und den Heiligen zum Wohlgefallen.

Jetzt erscholl Geläut.

Es war die Stimme der neuen Glocke, über die der Bischof gestern abend den Segen gesprochen und welche die Bauern von Piatra zum ersten Mal in ihre neue Kirche rief. Ihr Ton war hart und gellend. Mit diesen harten, gellenden Tönen sollten die Waldleute fortan zur Taufe und zum Grabe getragen werden; diese harten, gellenden Töne sollten sie fortan jeden Tag an den Himmel mahnen; sie sollten ihr Leben in der Wildnis begleiten, von Stunde zu Stunde; sie sollten ihnen ihr höchstes Glück und ihr tiefstes Weh verkünden. Und was sie an Freude genossen, an Leid erlitten, würde die harte, gellende Glockenstimme um keinen Ton milder machen. Die Sonne mochte scheinen oder nicht, es mochten Winterstürme brausen oder Lenzeslüfte wehen, Blumen im Tal erblühen oder verwelken — nichts in der Natur und nichts im Menschenleben würde den harten, gellenden Tönen jemals einen weicheren Klang geben.

Michael Cibula, der mit Weib und Kind und einigen wenigen Getreuen in seinem Hause saß, sprach, als er den Schall der neuen Glocke vernahm, laut und feierlich: „Hört, sie läuten sich selbst den Unfrieden ein! Ich sage euch: nicht eher wird wieder Frieden werden, als bis keine Hand mehr an den Glockenstrang rührt."

Dabei hatte Michael Cibula etwas Weissagendes in seinem Blick, als ob er der Sohn des alten Baruch Kolon wäre.

Die alte Glocke schwieg heute — seit vielen hundert Jahren zum erstenmal! Der vertraute Ton, der bis dahin wie die Stimme einer Mutter zu den Waldleuten gesprochen hatte; in Trübsal mit ihnen klagend, im Glück sich mit ihnen freuend, erklang nicht mehr. Da hatten auch sie das dumpfe Gefühl, als läute die neue Glocke eine neue Zeit für sie ein.

Stefan Dozana schritt hinter dem Bischof drein wie einer, der einen großen Sieg erfochten und in seinem eigenen Triumphzug als Gefangener, mit Ketten belastet, einherziehen muß.

Sechs Priester trugen den Baldachin über Bischof Mauritius, als dieser durch das geschmückte Dorf und die Reihen des knienden Volks der Kirche zuzog. Vor und hinter ihm flatterten in der sonnigen Luft die Fahnen und Banner, mächtige, mit blühendem Rosmarin umwundene Kerzen flammten um den Leib des gekreuzigten Erlösers, Weihrauch braute auf, daß die Gestalt der Muttergottes, von welcher der Federnmantel wie ein aus Juwelen und Perlen gewebtes Gewand niederfloß, in Wolken zu schweben schien. Dann drängte alles dem Bischof nach in die von Orgelton durchbrauste, von Sonnenschein und Lichterglanz erfüllte Kirche.

Das Geläute verklang. Neben den Feuern am Waldessaum standen die Mägde und lauschten auf Orgelspiel und Gesang. Dann ward es still.

Und Bischof Mauritius heiligte und weihte die Stätte. — — In der Wildnis erhob sich die Kirche; ein Haus des Herrn und der Heiligen, aber zugleich ein Denkmal des Sieges der Christen über die Juden. Als solches sollte es dastehen unter den Gipfeln des Felsengebirges, unter den Wipfeln des Urwaldes, hoch und hehr über dem Abgrund; als solches sollten seine Steine predigen von der ewigen Feindschaft und dem ewigen Haß zwischen der Gemeinde Christi und den Kindern des Stammes, der Christus gemartert und gekreuzigt hatte.

Ja, zum „Gedenken" war diese Kirche erbaut worden.

Der Mensch soll gedenken, daß er ein Sünder ist von Mutterleib an. Er soll gedenken, daß er in seinen Sünden dahinfahren muß in die ewige Verdammnis. Gedenken soll der Mensch des

Zornes Gottes, und daß da keine andere Gnade ist, als bei Gott, keine andere Hoffnung, die Gnade zu erwerben, als zeitlebens seiner Sünden eingedenk zu sein.

Und es soll der Mensch nicht gedenken, seine Feinde zu lieben und wohlzutun denen, die ihm Übles getan, und Gutes zu erweisen denen, die ihn hassen und verfolgen — sobald es Juden sind! Er soll auch nicht gedenken, zu vergeben, wie Christus am Kreuze vergab — sobald es Juden sind!

Das Gedenken der Menschen immer auf das zu lenken, was Gott wohlgefällig, ist die heiligste der vielen heiligen Pflichten eines Priesters. Aber Gott wohlgefällig ist, die Juden zu hassen, zu verfolgen und ihnen Böses anzutun, wo man nur kann, wie man nur kann: „Darum gedenket!"

Und Bischof Mauritius sprach weiter.

Er sprach vom Berge Kryvan und den Juden; und wie die Waldleute den täglichen und stündlichen Anblick ihrer Feinde sich auferlegt hätten, um sich täglich und stündlich mahnen zu lassen: zu gedenken, was sie Christi vergossenem Blut schuldig wären. Er sprach von den gottbegeisterten Christenkindern, die den Judenknaben gesteinigt, und wie diese Kinder ihren Eltern ein Vorbild gegeben hätten: „Darum gedenket!"

Und die Waldleute gedachten. Sie gedachten, wie sie die Juden gedemütigt, wie sie sich von den Juden die Kirche hatten erbauen lassen; sie gedachten, wie sie den Juden den Kryvan, ihres Tales „Sonnenschein", verhandelt hatten — alles zur größeren Ehre Gottes und sich selber zum Ruhm, alles, weil sie täglich und stündlich ihrer Sünden eingedenk waren, deren Bestrafung und deren Vergebung. Und sie gedachten, daß sie los und ledig wären aller Schuld.

Und Bischof Mauritius schloß seine donnernde Rede: „Alles, was ich euch sonst noch sagen könnte, stehet mit flammenden Buchstaben geschrieben auf den Mauern dieser Kirche, ein leuchtendes Menetekel. Leset! Ihr Bauern von Piatra, leset die göttliche Schrift: Erhoffet nicht eher Vergebung eurer Sünden, als bis ihr meine Feinde, die ihr vor mein Haus gesetzt, wieder aus der Nähe meines Hauses vertrieben! Daß diese Schrift nicht nur auf den Mauern eurer Kirche, sondern täglich und stündlich

in euren Herzen brenne, solches sei vor Gott in diesem Hause mein erstes Gebet. Amen!"

Wie ein einziger tiefer Seufzer ging es durch die Kirche. — — An dieser aber war die Weihe vollzogen worden, anstatt mit einem Segen mit einem Fluch.

Beinahe wild drängten die Waldleute hinaus, um draußen aufzuatmen, als wären sie einem Kerker entronnen. Ihr Tal und ihr Gebirge schien ihnen verwandelt. Selbst das Rauschen ihres herrlichen Waldes klang ihnen fremd und unheilvoll. Mit Augen, darin etwas von dem Neid des Bischofs, von dem Haß Michael Cibulas aufblitzte, sahen sie zu ihren Nachbarn hinüber. Jener einsichtsvolle Priester aber, der am Morgen die scharfe Widerrede des Bischofs erfahren hatte, dachte: Es wird nicht zu spät sein.

Und in seinem priesterlichen Geist sah er bereits auf dem Berg jenseits der Schlucht zwischen Wiesen und Feldern die Mauern eines stattlichen Klosters sich erheben, hörte er bereits einen hellen Ton: den Klang reinen Goldes.

In der Kirche blieben nur die Fremden zurück. Sie drängten sich betend um die Altäre und Heiligenbilder und behängten die Gestalt der Muttergottes mit kleinen wächsernen Gliedmaßen. — — So wurde die neue Kirche von Piatra an diesem Tag zum zweiten Male geweiht: vom Volk zu einem Wallfahrtsort, dessen Muttergottesbild von diesem Tage an Wunder bewirkte.

Bis zum Abend währte das Festmahl, bei dem die Fremden es sich am wohlsten sein ließen; die Waldleute aßen, wie nur Waldleute zu essen vermögen; aber sie taten es ohne Freude, nur mit Stolz. Die meisten saßen mit Gesichtern da, als ob sie bei jedem Bissen des Festbratens, bei jedem Schluck des Festtrunkes im „Gedenken" sich übten. Bischof Mauritius schaute achtsamer auf den Krywan und die Felder der Juden, als auf Schüsseln und Teller, jedes neue Gericht mit einem neuen Einfall und Entschluß würzend. Auf diese Art genoß er die kommenden Freuden mehr, als die gegenwärtigen: der Ehrenplatz, den die Waldleute dem Kirchenfürsten bereitet hatten, sollte sich für sie in eine Stätte bitterer Not verwandeln. Auch das war nicht gut, daß Stefan

Dozana, als Priester von Piatra, die Ehre gebührte, zur Rechten des Bischofs zu sitzen. Schon bei der Predigt hatte Stefan Dozana dagesessen als ob er jeden Augenblick aufspringen, hinstürzen und den anderen von der Kanzel herabreißen wollte.

Und so auch jetzt wieder. Er sah die Blicke des Bischofs, er las des Bischofs Gedanken, saß da und belauerte beides.

Das Ende des Festes bildete die allgemeine Trunkenheit der Fremden; ihr Geschrei und ihr Gesang durchhallte bis nach Mitternacht das Dorf. Ein Glück war es für sie, daß die Waldleute das Gastrecht so heilig hielten; sonst wäre mancher, welcher der heiligen Jungfrau zur Heilung seines kranken Leibes ein Wachsbild angehängt, nicht mit heilem Leib von der Wallfahrt nach Piatra heimgekehrt. Aber die Bauern ertrugen das Ärgernis, als wäre der Mantel, darein sie sich hüllten, noch immer die Toga ihrer Ahnen.

Um so kräftiger äußerten die Bäuerinnen ihre Ansicht. Gewohnt, daß keine andere Meinung sich hervorwagte, wenn sie einmal die ihre abgegeben hatten, warteten sie auch diesmal tiefes Schweigen im Ehebette ab. — Dieses trat auch ein — aber nach einem Fluche, wie solcher an jener frommen Stätte noch niemals vernommen worden. Da drückte manche tapfere Bäuerin, deren Ahnin vielleicht einen der dreißig Polen erschlagen, sich eng an den Rand der gewaltigen Lade und in die Tiefe der ungeheuern Federsäcke hinab, nicht sich rührend, wenn eine Erschütterung der mächtigen Bettpfosten der lauschenden Frau meldete, daß einer der Herrscher von Piatra sich schlaflos in schweren Regierungssorgen umher wälzte.

So verlief den Waldleuten dieser höchste Feiertag ihres Lebens.

Auch die Juden hatten am Morgen auf das Geläut der neuen Glocke geachtet. Als wäre es auch ihr Fest, stand die ganze Gemeinde um ihren Patriarchen versammelt. Baruch Kolon sprach: „Ihr Hohepriester ist gekommen, zu segnen das Werk unserer Hände. Lasset heute die Arbeit und verhaltet euch still in euren Häusern, auf daß wir ihnen an ihrem Fest kein Ärgernis geben; es schweige im Walde die Axt, es schweige auch im Krywan das Poltern der Steine. Aber vernehmt, welchen Namen

wir geben wollen an diesem Tage diesem Dorf, das segnen wird der Herr, damit es blühe und gedeihe und wachse zu einer Stätte, wo seinem Volke Friede und Freude werde auf Erden. Es soll heißen: Reii mi Bal."

Reii mi Bal aber waren die Worte, welche Dozia damals bei ihrer Ankunft gesprochen, als sie den Stein aufgehoben und auf ihre Schulter gelegt. Alle, die es gesehen, hatten ihr nachgejubelt: Reii mi Bal — Sehet, wie leicht!

* 14 *

Was Stefan Dozana und Michael Cibula dazu sagten

Bischof Mauritius befand sich mit Stefan Dozana in des Priesters Zimmer, das dem hohen Gast zur Herberge eingeräumt worden. Der hohe Würdenträger der Kirche saß in einem altertümlichen, mit einem Bärenfell ausgelegten Lehnsessel an dem mächtigen Tisch, den allerlei vergilbte Schriftstücke bedeckten. Stefan Dozana stand vor ihm.

Durch das geöffnete Fenster schien die volle Morgensonne ins Gemach, so daß die mit Arvenholz getäfelten Wände in rötlichem Glanz schimmerten. Ein Busch weißen Flieders streckte durch das Fenster einige seiner Blütenzweige herein und drängte, gleich einem strengen Wächter, Goldregen und Rotdorn zurück, als hätten diese die Absicht zu lauschen. Doch Goldregen und Rotdorn dachten nicht daran, Goldregen und Rotdorn ließen sich von der Morgenluft anwehen, ließen sich von Schmetterlingen umgaukeln, von Käfern und Bienen umschwirren und fanden, daß das viel schöner sei, als den Gesprächen zweier feindlicher Priester zuzuhören.

„Die Rechte und Freiheiten, die sich die Bauern von Piatra seit alten Zeiten und für alle Zeiten anmaßen, sind im Lauf der Jahre null und nichtig geworden. Demnach fehlt den Bauern von Piatra jegliches Recht, vertriebene Juden in ihrer Gemeinde aufzunehmen und siedeln zu lassen.

„Und wen hätten die Bauern von Piatra fragen sollen?"

„Den Bischof."

„Und wenn sie den Bischof gefragt hätten — —"

„So hätte der Bischof ihnen den Verkauf des Berges Krywan zum Zweck der Ansiedlung einer Judengemeinde untersagt."

„Dann war es besser, daß sie nicht fragten."

„Ihr hättet euch dem Willen des Bischofs widersetzt?"

„Wir hätten unsere Rechte und Freiheiten vor dem Bischof behauptet — wir behaupten sie auch vor Kaiser und Papst."

„Das wagt Ihr mir ins Gesicht zu sagen, Euerm Oberhaupt?"

„Käme der Sohn Gottes nach Piatra und wollte den Bauern von Piatra ihre Rechte absprechen und ihre Freiheiten nehmen, so würde ich dasselbe unserm Herrn und Heiland ins Gesicht sagen."

Sprachlos starrte Bischof Mauritius seinen Gegner an. Stefan Dozana stand indessen so gelassen vor ihm, wie er gelassen gesprochen hatte; aber über seinen Augen traten die Adern gleich einer Geschwulst hervor.

„Dennoch werden die Juden fort müssen," rief Bischof Mauritius.

„Die Juden werden bleiben müssen," erwiderte Stefan Dozana, machte eine Pause und fuhr in demselben Tone fort: „Und zwar müssen die Juden bleiben auf Grund eben jener Rechte und Freiheiten, welche wir uns nach bischöflicher Ansicht anmaßen, und kraft deren wir die Juden bei uns wohnen ließen und ansässig machten, ohne deswegen den Bischof zu fragen. Es müssen die Juden bei uns bleiben, weil an diese Rechte und Freiheiten nicht gerührt werden darf. Denn diese Rechte und Freiheiten sind unser seit langer Zeit, werden unser bleiben für alle Zeiten und kann keine neue Zeit daran etwas ändern."

„Ihr redet wie ein Bauer, Stefan Dozana," rief der Bischof mit bösem Spott.

„Ich bin eines Bauern Sohn," entgegnete der Verhöhnte mit einer Stimme und in einem Ton, als sagte er: ich bin der Sohn eines Königs.

„So höre ich denn den Vater sprechen, der ein Bauer war. Daß Ihr außer eines Bauern Sohn auch Priester und Diener der Kirche seid, läßt sich aus Euerm Reden und Gebaren nicht

erkennen. Um Euch als Priester zu kennzeichnen, bedarf es Eures priesterlichen Kleides. Doch erscheint dasselbe auf Euerm Körper mehr als Mummerei, denn als Euch zugehöriges Gewand."

Dabei deutete er auf Stefan Dozanas Tonsur, die der üppige Lockenwuchs fast überwucherte und die der Priester selbst für des Bischofs Kommen nicht hatte scheren lassen. Auch im Zimmer sah Bischof Mauritius sich um, namentlich die Jagdtrophäen und Büchsen scharf ins Auge fassend.

Stefan Dozana bemerkte den Blick; fast, daß er gelächelt hätte.

„Die Priester von Piatra müssen sich gegen Bären und Wölfe wehren können. Wenn ich einem Hirten, der in den Felsen verunglückt ist, das heilige Öl spenden will, muß ich die Büchse mit mir führen, sonst könnte es geschehen, daß der Arme ohne Sakrament in den Tod gehen müßte. Es ist bei uns manches anders als an anderen Orten, und weil wir in einer Wildnis hausen, herrschen bei uns besondere Bräuche, die man uns — wenn ich als Priester reden und raten darf — lassen möge. Denn es sind wir Waldleute vergleichbar den Eis- und Schneefeldern auf unseren Bergen im Frühling: ein Schuß bringt sie ins Rollen und Stürzen. Zuerst nur ein Stücklein, wächst es und wächst, bis die Lawine ein ganzes Tal verheert."

Bischof Mauritius sah auf. „Der Schuß soll getan werden! Ich sage Euch noch einmal und zum letztenmal: Was die Bauern von Piatra ihre Rechte und Freiheiten nennen, ist vor dem Gesetz Schall und Schaum."

„Das sollte der Bischof den Bauern selbst sagen. Er würde dann hören, ob die Bauern von Piatra seine Sprache verstehen."

„Ich werde eine Sprache zu ihnen reden, die ihnen verständlich sein soll."

„Da sie Bauern sind, sind sie zu ungelehrig, eine andere als ihre eigene Sprache, oder das, was Wald und Fels oder der Himmel zu ihnen spricht, zu verstehen. Darauf hören sie, das verstehen sie, dem folgen sie. Es reden aber Wald und Fels und Himmel in der Verrös immer ein- und dieselbe Sprache, und diese — um sie dem Bischof zu deuten — heißt: Fürchte Gott und scheue niemand. Deshalb rate und warne ich zum

letzten Mal: Was die Bauern von Piatra einmal erfaßt haben, das halten sie fest."

„Da Ihr dem Bischof Gehorsam weigert, wird Euch die Kirche zur Unterwerfung zwingen, Stefan Dozana!" drohte der Bischof dem Priester. „Gedenkt Ihr und Eure Bauern Euch auch der Kirche zu widersetzen?"

„Wenn die Kirche uns unsere Rechte und Freiheiten nehmen will, so ist auch die Kirche unser Feind und gegen die Angriffe seines Feindes muß man sich wehren. Wir sind gläubige Katholiken. Was fordert die Kirche mehr von uns?"

„Jetzt die Austreibung der Juden."

„Die Juden haben mit uns einen Pakt geschlossen; die Juden müssen bleiben."

„Seid Ihr von Sinnen, Mann, eine solche Sprache gegen Euren Bischof zu führen?"

„Ich spreche zum Bischof, wie ich zu Gott sprechen würde."

Bischof Mauritius schritt mit heftigen Schritten auf und ab; Stefan Dozana blieb ruhig auf seinem Platz stehen. Sein Blick fiel durch das Fenster über die Blüten hinweg auf den Wald und die Berge seiner Heimat, als deren Sohn er sich in diesem Augenblick in allen seinen Empfindungen fühlte.

Plötzlich blieb der Bischof vor ihm stehen und rief ihm zu: „Kommt zur Besinnung, Dozana! Kommt zur Vernunft, Mann! Euer Wahnsinn könnte von schlimmen Folgen sein. Es darf die Kirche einen widersetzlichen Priester nicht ungestraft lassen. Schon allein was ich in den Bildwerken der neuen Kirchentüre von Eurem zügellosen und gänzlich unpriesterlichen Sinn erkannt habe, würde genügen, Euch zur Verantwortung zu ziehen. Hütet Euch, Stefan Dozana! Wenn Euch das Heil Eurer Heimat am Herzen liegt, so hütet Euch. Wenn Ihr Euch und den Bauern von Piatra die Macht erhalten wollt, die der Priester von Piatra über sie ausübt, so demütigt Euch jetzt vor Eurem Bischof und Herrn. Es hatten bisher die Bauern von Piatra nur Priester aus ihrer eigenen Gemeinde — das ist ein Aberwitz! Ich müßte Sorge tragen, daß die Bauern von Piatra fortan nur diejenigen Geistlichen erhalten, welche der Bischof ihnen bestimmt; ich müßte Stefan Dozana — —"

Betroffen von der Wirkung seiner Worte, brach Bischof Mauritius mitten im Satz ab: Stefan Dozana schien seinen Sinn ändern zu wollen. Fast furchtbar anzusehen war die Wandlung seiner Mienen. Noch niemals hatte der Bischof ein Gesicht gesehen, darin sich eine solche Verstörtheit, ein so wütender Seelenkampf abspiegelte.

Dicht zu dem Priester herantretend, flüsterte der Bischof ihm zu: „Laßt die Bauern von Piatra die Juden vom Krywan vertreiben, weiht den durch die Feinde Gottes geschändeten Berg dem heiligen Mauritius und — —"

Wieder stockte der Bischof in seiner Rede, denn wieder war die Wirkung derselben eine schier übergewaltige.

„Ein Kloster auf dem Krywan!" rief Stefan Dozana. „Sankt Mauritius in der Verrös ein Heiligtum gründen, Mönche über die Bauern von Piatra und über deren Priester gebietend — — Eher geben wir dieses Land dem Reich und dem König von Ungarn, eher lassen wir den König von Ungarn für die widerspenstigen Bauern von Piatra auf den Bergen eine Fronveste erbauen."

„Priester, daran sollst du gedenken!" rief der Bischof und schritt mit mühsam bewahrter Haltung der Türe zu. Dort wandte er sich noch einmal nach Stefan Dozana zurück.

„Die geistlichen Herren, die mit mir kamen, wußten mir viel von einem gewissen Michael Cibula zu erzählen, über den sie allerlei Seltsames vernommen hatten. Was ist das für ein Mann?"

„Auf eine Frage nach Michael Cibula vermag ich keine Antwort zu geben."

„Er soll der einzige gewesen sein, der gegen den Bau der Kirche durch die Juden geredet hat."

„Der einzige."

„Und gegen ihre Ansiedelung auf dem Krywan."

„Er hat sich deswegen von uns losgesagt."

„Von der Gemeinde?"

„Und von der Kirche."

„So vernahm ich. — — Ihr seid sein Feind?"

„Wie er der meine ist."

„Sein Weib war Euch einstmals verlobt, bevor Ihr zum Priester bestimmt wurdet. Er nahm sie Euch?"

„Ja!"

„Darum haßt Ihr ihn?"

„Darum. Und um anderer Dinge willen."

„Ich werde zu ihm gehen."

„Ich will bischöfliche Gnaden den Weg weisen."

„Das ist unnötig. Während ich mit Michael Cibula rede, ruft die Gemeinde zusammen."

Als der Bischof das Zimmer verlassen hatte, bewegten sich die Zweige vor dem Fenster, und zwischen den weißen Fliederbüschen erschien ein holdseliges, erschrockenes Mädchenantlitz, das gleich darauf in den Blüten wieder untertauchte.

Ilja hatte sich in den Garten geschlichen. Weil sie es gewesen, die den Judenknaben mit ihrem Leibe vor den Steinwürfen gedeckt hatte, sollte sie dem Bischof nicht vor die Augen kommen. Geduldig hatte sie sich in die Gefangenschaft gefügt und von den ganzen Festlichkeiten nur das Glockengeläut und den fröhlichen Lärm vernommen: durfte doch auch Urs Cibula nicht mit dabei sein! Überdies war ihr verwundeter Arm immer noch lahm und mußte in einer Binde getragen werden. Aber trotz des strengen mütterlichen Verbotes hatte sich Ilja diesen Morgen in dem Garten versteckt; denn sie wollte den heiligen Bischof sehen, sie wollte ihn sogar um etwas bitten, und das recht herzlich. Obgleich sie damals, als er sie firmelte, Furcht vor ihm gefühlt, wie sie solche nicht einmal vor Michael Cibula und ihrem finsteren Priester-Ohm hatte, wollte sie Bischof Mauritius um etwas bitten.

Sie hörte des Ohms lautes und zorniges Sprechen, schlich hin und kauerte sich unter dem Fliederbaum nieder. Da ward ihr angst und bang. Plötzlich wurde es still über ihr. Nun faßte sie sich ein Herz, richtete sich auf, teilte behutsam die Zweige und sah ihren Ohm mitten im Zimmer stehen mit einem Gesicht — —. Erschrocken wich sie zurück und stand mit Tränen in den Augen unter dem Goldregen und dem Rotdorn. Denn wenn der Bischof mit ihrem Ohm zornig war, würde er gewiß nicht tun, um was sie ihn bitten wollte.

Da kam er — gerade auf sie zu! Langsam ging er durch den Garten; einige Male blieb er stehen. Plötzlich leuchtete

etwas vor ihm auf: Ilja Dozana stand am Wege mit einem großen Zweig Goldregen, den das Kind mühsam mit der einen gesunden Hand abgebrochen hatte. Es streckte die schöne Blütenfahne dem Bischof entgegen.

Nun war Bischof Mauritius kein Herr, der die Kindlein zu sich kommen ließ, obgleich sie in Scharen zu ihm kamen und er oft über den Text zu predigen hatte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen."

Vollends an diesem Morgen war er mit gar zornigem Herzen der Stellvertreter des Herrn. So wollte er denn an Ilja vorbeigehen, unfreundlich die Blumen abweisend; aber das Kind hatte ein so holdseliges Gesicht, sah ihn mit großen leuchtenden Augen so bittend an, daß er unwillkürlich stehen blieb.

„Wer bist du, Kind?"

„Ilja Dozana."

„Bist du die Tochter — Maura Dozanas?"

Beinahe, daß der Bischof das Mädchen gefragt, ob es die Tochter Stefan Dozanas wäre. Ohne eine Antwort abzuwarten, setzte er hastig hinzu: „Hast du einen kranken Arm, kleine Ilja?"

Ilja hätte gern den Kopf geschüttelt; aber da der Arm nun einmal krank war, so nickte sie — nur ein ganz klein wenig.

„Bist du gefallen? Nein? Was ist dir sonst geschehen? So antworte doch, wenn du gefragt wirst."

„Ach, der Stein! Aber er hat gar nicht nach mir werfen wollen."

„Wer wollte nicht nach dir werfen und hat es doch getan?"

Ilja zauderte zu antworten. Dann leise, ganz leise: „Urs Cibula."

„Ist das der Sohn von Michael Cibula? Und der hat mit einem Stein nach dir geworfen?"

„Nach Asarja, dem Judenknaben; dabei hat er mich getroffen. Bitte, schelte ihn darum nicht. Und sage ihm, bitte, daß er auch die Judenknaben nicht mehr mit Steinen werfen soll — nicht den Asarja und nicht die anderen. Er hat mir ja nur Blumen bringen wollen."

„Der Judenknabe dir?"

Ilja nickte.

„Ganz still hat er dagestanden und sich von allen mit Steinen werfen lassen. Er war nicht einmal böse, und sie haben ihn doch halb tot geworfen. Ach, wie er geblutet hat!"

Der Bischof reimte sich die Sache zusammen.

„Komm mit mir, kleine Ilja. Du sollst mir zeigen, wo Urs Cibulas Vater wohnt."

Ilja war sogleich bereit, mit ihrem Goldregenzweig in der Hand schritt sie neben dem Bischof hin. Unterwegs klagte sie ihm, daß Michael Cibula die Juden totschlagen wollte, daß auch Urs das wollte, sobald er erst groß geworden.

In strengem Tone verwies der Bischof Ilja ihr Mitleid mit den Juden und unterrichtete sie in der Lehre des Hasses. Aber das Kind verstand nicht viel davon.

Auf der Gasse lief jung und alt zusammen, den Bischof zu begrüßen und sich von ihm segnen zu lassen. Doch fiel es dem Bischof auf, daß die Männer sich heute von ihm zurückhielten. Mit dunkler Miene berührte er flüchtig die Stirnen der Knienden, ihnen beinahe heftig seine Hand entziehend, die alle küssen wollten.

Michael Cibula saß in seiner Schnitzkammer, als Russka hereinschrie: „Der Bischof kommt vorbei!"

Darauf schleppte sich die Alte eilig hinaus, um sich auf der Gasse vor dem Bischof niederzuwerfen.

Michael Cibula erhob sich. Konnte der Bischof ihn in seiner Kammer auch nicht sehen, so wollte er doch ehrfurchtsvoll dastehen, wenn der heilige Mann vorbeiging. Den gestrigen Tag und die ganze Nacht hatte er schwer mit sich gekämpft, ob er nicht den Bischof anflehen sollte, ihm und seinem Weibe die Beichte abzunehmen. Aber was nur eine demütige Bitte war, hätte leicht wie eine heimliche Verleumdung Stefan Dozanas aussehen, leicht zu einer offenen Anklage seines Feindes führen können.

So ging Michael Cibula denn nicht zum Bischof.

Jetzt stand er am Kammerfenster, sah den Bischof, dem ein Schwarm von Weibern und Kindern folgte, die Gasse herauf, grade auf sein Haus zukommen und hatte das Gefühl, als ginge an seinem Hause das Heil vorbei. Da trat er, wie in Furcht, plötzlich von einer großen Seelenschwäche befallen zu werden, vom Fenster zurück, setzte sich an die Schnitzbank, griff zur Arbeit und begann eifrig an dem Dornenkranz zu schnitzen, den

die Muttergottes in Händen hielt. Und das Holzbild sagte zu ihm: „Geh hinaus, lade den Bischof ein, in dein Haus zu treten, und beschuldige Stefan Dozana."

Aber er erwiderte: „Das kann ich nicht."

Darauf das Holzbild: „Du wirst noch ganz andere Dinge vollbringen müssen."

In diesem Augenblick ward die Kammertür geöffnet und Josephas bleiches Gesicht schaute herein.

„Der Bischof bleibt vor unserem Hause stehen. Ich glaube, er will zu uns," meldete sie leise und angstvoll.

Michael Cibula erblaßte: Der Bischof hatte an seinem Hause vorübergehen wollen; da gab ihm die heilige Jungfrau den Gedanken ein, hereinzukommen; aber — und er setzte das Holzbild heftig hin — aber darin bin ich dir doch nicht zu Willen, dachte er und warf dem Bild einen finsteren Blick zu.

„Warum will die heilige Jungfrau, daß der Bischof in unser Haus komme?" fragte Josepha und begann zu zittern.

„Damit ich Stefan Dozana bei dem Bischof verklage."

„O Maria, Gottesmutter!" schrie Josepha auf.

Es war ein furchtbarer Blick, den Michael Cibula seinem Weibe zuwarf. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie sich vor ihm niederwerfen; aber er stieß sie zurück, daß sie gegen die Wand taumelte. Dann ging er hart an ihr vorbei aus der Kammer dem Bischof entgegen. Wankend folgte Josepha.

Am liebsten hätte sie sich in Verzweiflung hingeworfen. Aber mitten in ihrem Jammer fiel ihr ein, daß der Bischof im Vorbeischreiten über ihr das Kreuz schlagen würde, und daß diese segnende Berührung der heiligen Hand ihr in allen ihren Sünden zum Heil gereichen könnte.

Der Bischof erstaunte, als er Michael Cibula, von dessen wildem Sinn er so viel übles vernommen, neben seinem Weibe auf der Schwelle seines Hauses fand: kniend, mit tief gesenktem Haupt, wie ein im Innersten zerknirschter und zermalmter Büßer.

Voller Salbung sprach er den Gruß; aber den Segen verweigerte er noch. Es war ihm, als hörte er das Weib einen leisen Wehelaut ausstoßen.

Nun erhoben sich die beiden und wichen zurück, um den Bi-

schof eintreten zu lassen. Dieser wandte sich zu der Frau: „Ich habe mit deinem Manne zu reden.“

Er winkte Josepha, zurückzubleiben. Dann trat er ins Haus.

Zum ersten Mal in seinem Leben überkam Michael Cibula das dumpfe Gefühl, als könnte der Mensch reicher wohnen. Bekümmert sah er sich in dem niedrigen und düsteren Gemach nach einem der Heiligkeit seines Besuchers einigermaßen würdigen Sitze um. Am liebsten hätte er sein und seines Weibes Festkleider genommen und diese unter die Füße des Bischofs gebreitet.

Mit einer zagenden Gebärde bot er dem Kirchenfürsten den Sessel an, der unter dem Muttergottesbild stand und der von Josepha sowie von Michael Cibula selbst als Betschemel benutzt ward. Höchste Andacht und tiefste Inbrunst, die Ausbrüche eines flammenden Glaubens, zusammen mit Empfindungen wilden Jammers und Herzeleids, hatten dem schlechten Sessel eine Weihe gegeben, wie solche kein Bischofsstuhl oder Thronsessel besaß. Wäre der Heiland selbst in dieses Haus gekommen, er hätte, auf diesem Stuhle zu Gericht sitzend, Michael Cibula und seinem Weib vieles vergeben.

Bischof Mauritius nahm Platz; demütig stand der mächtige Mann vor ihm.

„Michael Cibula,“ begann der Bischof in strengem Ton, „ich bin gekommen, Euch zu ermahnen und scharf zu Eurem Gewissen zu reden. Denn es sollt Ihr und Euer Weib der Gemeinde ein unchristliches Beispiel geben. Ist es wahr, daß ihr beide nicht mehr die heilige Messe besucht, zu keiner Predigt geht, seit langem nicht gebeichtet, also auch seit langem nicht kommuniziert habt? Michael Cibula, antwortet mir: ist, was man mir über solchen Lebenswandel von Euch und Eurem Weib berichtet hat, die Wahrheit?“

„Es ist die Wahrheit,“ antwortete der Gefragte mit einem tiefen Seufzer.

Josepha vernahm draußen vor der Tür den Schmerzenslaut ihres Mannes, sank in die Knie und barg ihr Gesicht in den Händen.

Es kam Michael Cibula hart an, die Frage zu tun, und er vermochte nur mit Anstrengung zu sagen: „Vergebt, hochwürdiger Herr Bischof, von wem erfuhret Ihr solche unchristliche Dinge über mich und mein Weib?“

„Die die Wahrheit sind,“ schaltete der Bischof ein.

„Die die lautere Wahrheit sind. Wer berichtete sie bischöfliche Gnaden?“

„Genug, sie wurden mir berichtet.“

„Das ist freilich genug,“ sagte Michael Cibula langsam und schwerfällig, kaum wissend, was er sagte; denn gerade dachte er: Stefan Dozana hat mich bei dem Bischof verklagt, das hat mir wiederum Stefan Dozana angetan! Aber — und er sah nach dem Holzbild der Muttergottes hinauf — aber darin bin ich dir doch nicht zu Willen!

Und wieder antworteten ihm die Augen der Heiligen mit einem bösen Blick: Du wirst noch ganz anderes nach meinem Willen vollbringen, du und dein Sohn!

Plötzlich trat Michael Cibula dem Bischofe näher, neigte sich zu ihm herab und sagte mit gedämpfter Stimme, als verrate er ein Geheimnis: „An dem unchristlichen Lebenswandel, den ich und mein Weib führe, trage ich allein Schuld; denn ich verbot ihr, zu tun, was auch ich nicht tue, und da sie ein folgsames Weib ist, gehorsamt sie mir. — Eure bischöflichen Gnaden kann ihrem Gesicht ansehen, mit welchem Jammer.“

„Warum laßt Ihr das Weib in dem Jammer und entreißt sie der Gnade des Himmels?“

Auf diese Frage war Michael Cibula nicht gefaßt gewesen. Warum ließ er sein Weib in dem Jammer, darin sie vor seinen Augen zugrunde ging? Weil er Stefan Dozana haßte und weil sie Stefan Dozana — —

Wenn das wahr wäre, dann wollte er sie ja töten. Besser, er tat es, als sie langsam an ihrem Jammer zugrunde gehen zu lassen.

Er konnte dem Bischof auf seine Frage nicht antworten.

„Vielleicht nimmt bischöfliche Gnaden dem Weibe die Beichte ab,“ stammelte er und sah fast flehend den Bischof an. „Es würde ihr in ihren Sünden zum Heile gereichen.“

„Sendet euer Weib zu dem Priester, zu dessen Gemeinde sie gehört.“

„Zu Stefan Dozana!“

Alles, was Michael Cibula dem Bischof verschweigen wollte, sprach er, schrie er mit dem Namen aus. Selbst der Bischof, der doch mit allen Schattierungen des Hasses vertraut war, wie

ein Sänger mit den Tönen, entsetzte sich über den Haß, der in des Mannes Augen auffunkelte. Aber er wollte die Flamme nur anfachen, sie nicht aufschlagen lassen; deshalb suchte er das Gespräch von solchen wilden Empfindungen abzulenken, anderen dunkeln Regungen zu: auch einem Haß, aber einem Gott wohlgefälligeren und den Zwecken des Bischofs besser dienenden Haß: dem Haß gegen die Juden. Da mochten die Flammen lodern!

„Lassen wir das Weib; aber Ihr, Michael Cibula, warum verleugnet Ihr den Herrn?"

Michael Cibula hätte nur den Namen Stefan Dozana zu nennen brauchen; er schwieg jedoch.

Der Bischof zürnte: „Gott läßt sich nicht ungestraft versuchen! Oder wähnt Ihr, daß Gott Euch suchen wird? Wie wollt Ihr mit Euern Sünden einstmals vor ihm bestehen?"

Michael Cibula wußte es auch nicht; er wußte nicht, was tun. Sollte er den Bischof anrufen: Gebt uns einen anderen Priester! Dieser ist der Sünden wider den heiligen Geist so voll, daß er keine Sünden vergeben kann. Sollte er sagen, in welchem wilden Kampf gegen Gott er sein Leben verbrachte und wie er manche Nacht wachend vor dem Marienbilde lag in halber Zerrüttung seiner Sinne? Sollte er sprechen, sollte er anklagen?

Er schwieg.

Der Bischof war betroffen; bei so großer Demut solcher Starrsinn! Was sollte er von einem Mann denken, der als zerknirschter Sünder vor ihm stand und doch gänzlich unbußfertig erschien?

Er mußte einen anderen Weg einschlagen, wollte er durch dieses Mannes Leidenschaften erreichen, was zu erreichen er sich vorgenommen. Es war ja nicht Michael Cibulas und dessen Weibes Seelenheil, das ihm bei diesem Besuch am Herzen lag. So begann er denn von neuem: „Auch vernahm ich, daß Ihr Euch dem Bau der neuen Kirche widersetztet."

Da richtete Michael Cibula sein gebeugtes Haupt empor.

„Ja, hochwürdiger Herr Bischof, ich widersetzte mich."

„Warum?"

„Weil die Juden die Kirche erbauen sollten."

Und in seinem Auge lohte die Glut, die der Bischof lodern lassen wollte, wie ein Blitzstrahl auf.

„Ich vernahm von Eurem Judenhaß und ich als Christ und als Bischof kann Euch nicht darum schelten. Man berichtete mir indessen: ein Weib Eures Stammes habe sich mit einem Juden vergangen. Demnach hätte Euer Haß seinen Ursprung nicht in dem lauteren Quell Eurer Gottesliebe, und nicht darin, daß Juden es waren, die unsern Herrn und Heiland ans Kreuz geschlagen, sondern es käme Euer Haß aus einem anderen, unreinen Born. Gott würde wohlgefälliger auf Euern Haß blicken, wenn Ihr solchen allein um seines gemarterten Sohnes willen empfändet. Denn was Eure persönlichen Feinde betrifft, so stehet geschrieben: Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen. Als Euern persönlichen Feinden sollt Ihr den Juden vergeben, aber als die Feinde Gottes sollt Ihr sie hassen und verfolgen und Übles an ihnen tun, Ihr und Euer ganzes Haus. — — Was habt Ihr mir darauf zu erwidern?"

Und Michael Cibula erwiderte: „Hochwürdiger und heiliger Bischof. Wie Ihr vernommen habt, so ist es; ich kann von meinem Namen die ewige Schande nicht nehmen. Eine, die Maria Cibula hieß und meine leibliche Schwester war, wurde vom Teufel verblendet, daß ein junger und, wie sie sagen, schöner Jude Gewalt über ihre unsterbliche Seele gewann. Sie ging mit ihrem satanischen Buhlen davon und wird nach Gottes Willen eines schrecklichen Todes gestorben sein; denn sie wurde von den Ihren verflucht, daß sie ewige Flammenpein erleide, und nie wird eines Cibula Hand sich betend für sie erheben.

„Mein Vater hat diese Tochter, die gar holdselig gewesen, im Herzen getragen wie sonst nichts auf der Welt. Dann aber hat er alle Liebe für sie getilgt und aus seinem Herzen gerissen und sein Herz so mit Haß gegen sie erfüllt, daß, wenn er einem Juden ins Gesicht sah, diesem war, als sei ihm ins Antlitz gespien worden. Und seht, hochwürdiger und heiliger Herr Bischof, diesen Blick hat mein Vater seinem Sohn, und ich habe ihn dem meinen vererbt, und mein Sohn wird ihn wiederum seinen Söhnen als Erbe hinterlassen.

„Speie ich nun, so zu sagen, jedem Juden, den ich ansehe, ins Gesicht, weil ein Jude meine Schwester ins ewige Verderben gestürzt hat, so gibt mein Blick zugleich jedem Juden, so zu sagen,

einen Faustschlag ins Gesicht, weil Juden unseren Herrn und Heiland gekreuzigt haben. Daraus mögt Ihr erkennen, welcher Art mein Haß ist. Niemals aber kam mir in den Sinn, daß mein Haß Gott wohlgefällig sein könnte. Denn auch ich kenne den Spruch, daß wir unsere Feinde lieben und vergeben sollen denen, die uns hassen und verfolgen, und Gutes tun solchen, die uns Böses erweisen. Und so dachte ich denn, Gott fordere von uns, auch die Juden zu lieben, und ich nahm schweren Herzens die Sünde auf mich, glaubend, daß mein Haß vor Gott eine mächtige Schuld sei.

„Ähnliches habe ich schon einmal vor Stefan Dozana und der Gemeinde gesprochen; aber ich danke dem Himmel, daß er es mich heute vor dem hochwürdigen und heiligen Herrn Bischof sagen läßt. Denn das ist, als ob der Himmel selber mich hört."

Eine Weile blieb es so still in der Kammer, daß Michael Cibula das erstickte Schluchzen Josephas draußen vor der Tür vernahm, ein Ton, der dem gewaltigen Menschen ans Herz griff. Er stand und lauschte darauf.

„Michael Cibula, Ihr habt viel gesündigt, aber — um Eures Hasses willen wird Euch viel vergeben werden."

Doch Michael Cibula sah nicht weniger sündenvoll aus. Nicht, daß er an des Bischofs Worten gezweifelt hätte, aber er verstand den Sinn der Worte nicht.

Der Bischof erhob sich.

„Die Juden müssen wieder fort."

„Wenn das geschehen könnte. —"

Und Michael Cibula machte ein Gesicht wie ein Verschmachtender, dem in der Wüste ein Quell gezeigt wird.

„Das wird geschehen."

Doch der Glanz auf Michael Cibulas Zügen erlosch so schnell, wie er gekommen war.

„Wie könnte das geschehen?"

„Mit des Himmels Willen durch meine Hand. Hört: Eure Stimme hat einen starken Klang in der Gemeinde. Ihr müßt heute Eure Stimme mit der meinen gegen die Juden erheben."

„Ich habe meine Stimme immer gegen die Juden erhoben und werde das immer tun. Aber um die Vertreibung der Juden aus diesem Tale zu bewirken, dazu ist meine Stimme zu schwach.

Das müßt Ihr, hochwürdiger Herr Bischof, mit des Himmels Hilfe allein vollbringen. Ihr werdet es und ich werde Euch dafür danken; mehr, als hättet Ihr meinem Weib und meinem Sohn das Leben gerettet."

Und wieder sah er den Bischof an, so leuchtend und verklärt, als sei ihm Vergebung aller seiner Schuld verheißen worden. Dann sagte er noch einmal mit ernstem Glauben und vollem Vertrauen: „Wie wollt Ihr es vollbringen? Die Juden sind in der Verrös ansässige Leute geworden."

„Dasselbe sagte auch Stefan Dozana. Ich ließ mir von ihm die alten Dokumente vorlegen, auf welche hin der Pakt mit den Juden geschlossen worden. Nachdem ich die Urkunden geprüft, erkannte ich, daß sie längst hinfällig und ungültig geworden sind, daß demnach der Vertrag mit den Hebräern gesetzlich und rechtlich ungültig ist. Ihr seht, was ich vollbringen will, ist nicht schwer; denn ich habe das Recht auf meiner Seite. Trotzdem wäre mir lieb, die Sache mit Eurer Hilfe zu tun. Ihr werdet zu den Bauern in einer Sprache reden, die sie besser verstehen, als die meine. —— Warum seht Ihr mich so an?"

„Ich habe nicht verstanden," murmelte Michael Cibula. „Der Pakt mit den Juden wäre ungültig, weil wir gar nicht das Recht hätten, mit ihnen einen Pakt zu schließen?"

„So ist es."

„Was sagt Stefan Dozana dazu?"

„Die Juden müßten bleiben. Er ist weniger eifrig, Gott und der Kirche zu dienen, als Ihr; sein Haß gegen die Feinde des Herrn ist geringer als der Eure. Nie hätte er sonst geduldet, daß die Juden vom Kryvan Besitz ergriffen, nicht um alle ihre Schätze. „Ich habe Grund, streng mit Eurem Priester ins Gericht zu gehen. Doch was sagt Ihr dazu?"

„Dasselbe, was Stefan Dozana dazu sagte: die Juden müssen bleiben."

Der Bischof glaubte nicht recht verstanden worden zu sein, überzeugte sich indessen bald eines anderen. Denn wie er die Sache auch begründete und auslegte, wie er auch mahnte und warnte, wie er schließlich auch zürnte und drohte — Michael Cibula blieb dabei, wie Stefan Dozana dabei geblieben war:

„Unsere Rechte lassen wir uns nicht nehmen. Die Juden wurden von uns aufgenommen, die Juden müssen bleiben; denn wir haben ihnen unser Wort verpfändet."

Michael Cibula sah dabei nach dem Muttergottesbild auf und murmelte: Töten könnte ich sie — ich oder mein Sohn; denn ich und mein Sohn, wir haben ihnen nicht Frieden gelobt. Laut setzte er hinzu: „Aber die Bauern von Piatra müssen die Juden in Frieden auf dem Krypan leben lassen."

„Ist das Euer letztes Wort? — — Wolltet Ihr nicht, daß ich Eurem Weib die Beichte abnähme und ihr die Hostie reichen sollte? Hört, wie sie vor der Türe in ihrem Jammer sich windet."

„Wenn Ihr das tun würdet — —"

„Ich weigerte mich vorhin; indessen — vielleicht besinne ich mich eines anderen. Vielleicht besinnt auch Ihr Euch eines andern und besseren. Während ich mit Euch sprach, hat Stefan Dozana die Gemeinde zusammenrufen lassen, vielleicht — —"

Da wurde Michael Cibulas Gesicht zu dem Antlitz eines Menschen, für den es keine Hoffnung mehr gibt, weder auf Erden noch im Himmel. Ein ungeheurer Schmerz zuckte in seinen Augen auf. Dann trat er ehrerbietig zur Seite, um den Bischof, der sich bereits nach der Tür gewendet hatte, vorbeischreiten zu lassen.

Ohne zu segnen, wie er gekommen war, entfernte sich Bischof Mauritius. Er ging hart an Josepha vorbei, die immer noch hingesunken am Boden lag. Sie wollte nach dem heiligen Gewande haschen, aber ein Blick ihres Mannes untersagte es ihr.

* 15 *

Michael Cibula hält eine Rede und Bischof Mauritius schleudert einen Bann

„Der Bischof beruft die Bauern von Piatra zum Rat." Diese Meldung erging von Haus zu Haus, und sie erregte in jedem Haus Verwunderung und Befremden: seitdem die Blockhäuser von Piatra standen, hatten sich die Bauern nur selbst zum Rate zusammengerufen. Für den Bischof war die Kirche da. In der Kirche konnte er predigen und verkündigen, segnen und ver-

dammen, wie er wollte; aber im Gemeindehause von Piatra, da redeten die Bauern von Piatra — die Bauern allein!

Unwillig, mit gefurchten Stirnen, legten die Häupter der Gemeinde ihre Festtracht an, scharf die Weiber zurückweisend, die bei allem, was den Bischof anbetraf, schier überlaute Stimmen vernehmen ließen. Langsam machten sie sich alsdann auf den Weg; und trafen sich zwei unterwegs, so sagten ihre Blicke zueinander: „Das geschieht wider allen Brauch!"

In tiefem Schweigen begaben sie sich nach dem Platz vor der alten Kirche, wo das Gemeindehaus lag, ein nicht minder alter und ehrwürdiger Bau wie das Gotteshaus.

Und in tiefem Schweigen standen sie und schauten nach dem Hause der Dozana hinüber. Sobald Stefan Dozana heraustrat, wollten sie ihn fragen, was das bedeutete und seit wann in Piatra der alte Brauch abgeschafft wäre. Sie wollten statt des Bischofs den Priester zur Rede stellen.

Aber von Stefan Dozana war nichts zu sehen und zu hören und der Bischof sollte noch bei Michael Cibula sein. So trat denn einer nach dem andern ins Gemeindehaus. Alle, die nicht hinein gehörten, versammelten sich mit den Weibern auf dem Platz.

Weil aber die Waldleute dem Bischof, in Anbetracht der Heiligkeit seiner Person und seines Amtes, auch da in Ehrfurcht begegnen wollten, wo er wider den Brauch handelte, ließen sie aus der alten Kirche einen Sessel holen, dessen Lehne ihre Väter geschnitzt und mit symbolischen Darstellungen verziert hatten. Diesen Stuhl setzten sie auf einen von den Frauen gewirkten Teppich in der Mitte der Halle vor die Bänke der Häupter. Und jeder beschloß bei sich, daß der Bischof, wenn er auf diesem Sitze saß, als ein hochangesehener Gast behandelt werden sollte, aber nicht als mehr. Solches sich vornehmend, betrachtete mancher heimlich das Schnitzwerk des Sessels, dessen Seitenlehnen aus einem seltsamen langohrigen Tier gebildet waren, das mit allen vier Füßen an einem Pflanzenschaft in die Höhe kroch, um droben aus einem Gefäß zu trinken. Die Bauern wußten nicht, ob das Tier einen Hund, eine Katze oder ein Lamm vorstellen sollte. Stefan Dozana hatte das Langohr als einen Wolf gedeutet, der an dem Baum der Kirche emporklimmt, um aus dem hei-

ligsten Kelch zu trinken. Aber die Bauern waren damit nicht zufrieden gewesen: sie wollten keinen Wolf zu dem Heiligtum hinlassen.

In tiefem Ernst und Schweigen saßen sie und harrten des Bischofs und ihres Priesters.

Für den Bischof wäre es gut gewesen, wenn er die Bauern von Piatra nicht gar zu lange hätte warten lassen; und ferner: wenn er sie aufmerksam betrachtet hätte, bevor er in ihrem Gemeindehause zu ihnen redete. Denn es bestand die Versammlung aus Gestalten, mächtig und fest wie die Zirbenbalken der Decke; aus Männern mit Gesichtern, hart und braun wie das Holz der Wände, das die Jahrhunderte dunkel gefärbt. Und nützlich wäre es für Bischof Mauritius gewesen, wenn er die Blicke der versammelten Männer beachtet hätte, wie sie auf die Felle und Geweihe der Elentiere schauten, die als der Halle einziger Schmuck an der Täfelung hingen. Denn beim Anblick dieser seltsamen Jagdtrophäen gedachten die Bauern von Piatra ihrer Väter, die noch das Elentier in den Wäldern der Verrös gejagt hatten. Und sie gedachten dabei ihrer Väter Rechte und ihrer Väter starken und stolzen Sinnes, so daß der Anblick der schwarzen, morschen Häute und des fahlen Gehörns Größeres bewirkte, als hätten sie unter den prunkenden Wappenschildern gefürsteter Ahnen gesessen.

Aber noch öfter, als auf diese ehrwürdigen Siegeszeichen ringsum, blickten sie heute auf den einen leeren Platz in ihrer Mitte: seit länger als einem Jahr blieb bei ihren Versammlungen der Stuhl Michael Cibulas frei; und statt ihrer stolzen Väter zu gedenken, gedachten sie jenes einen stolzen Sohnes, der sich von ihnen losgesagt und geschieden hatte. Bei solchen Gedanken wollte es manchen bedünken, daß sie den Juden den Bau der Kirche teuer bezahlt hatten. Aber — sie wollten es den Juden gedenken!

Da sahen sie durch die geöffnete Tür, wie draußen eine Bewegung entstand; sie sahen den Bischof in vollem Ornat, als ginge er zum Hochamt in die Kirche, über den Platz kommen. Mit dem Bischof kam alles Gefolge; und wie gestern bei der Weihe, so trug auch heute jeder ein schimmerndes Gewand. Da alle aus dem leuchtenden Tag in die dämmerige Halle traten,

war es den Waldleuten, als wälze sich mit ihnen eine Lichtwoge herein. Hinter den Fremden fiel die Türe zu.

Nur einer der Priester im Gefolge des Bischofs trug ein dunkles Kleid: der Priester von Piatra; und es mochte das der Grund sein, weshalb alle Bauern mehr auf ihn, als auf den Bischof sahen. Unbekümmert um alle die Blicke, schritt Stefan Dozana seinem Platz zu. Hier blieb er stehen, und als die Versammlung den Bischof grüßte, tat es auch Stefan Dozana.

Bischof Mauritius setzte sich; hinter ihm, gleich Fürsten, die einem Kaiser dienten, stellte sich das Gefolge auf.

Sogleich eröffnete der Bischof den Rat. Ohne sich zu erheben, begann er: „Ich, Bischof und Oberhaupt dieser katholischen Christengemeinde von Piatra, klage diese alle an, daß sie von ihrem Besitz und Eigentum den Juden, diesen Feinden Gottes und der Kirche, Land und Wald, Gestein und Gewässer zum ewigen Eigentum übergeben haben. Ich beschuldige die Bauern von Piatra des Ungehorsams gegen Gott und der böswilligen Übertretung der Gebote Gottes. Und ferner erhebe ich gegen die Bauern von Piatra Anklage und Beschwer, daß sie als Untertanen der Kirche durch Aufnahme einer vertriebenen Judengemeinde auf christliches Gebiet die Kirche in ihren Rechten geschädigt und die Heiligen beleidigt haben; auch beleidigt haben mich, ihren Bischof! Ich fordere von den also Beschuldigten sofortige Lösung des mit den Juden eingegangenen Vertrages, den ich hiermit als unrechtmäßig, weil ohne Genehmigung der Kirche geschlossen, und infolgedessen für ungültig und null und nichtig erkläre. Ich vermahne die Schuldigen zur Unterwerfung und zum unbedingten Gehorsam; ich rufe die katholischen Christen an und gebiete ihnen im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und der heiligen Jungfrau die Vertreibung der Juden."

Hätte der Bischof den Bauern von Piatra geboten, ihr Dorf in Flammen zu stecken, ihre Kirche zu berauben, ihre Weiber und Kinder zu töten, so hätte solcher Befehl keine gewaltigere Wirkung hervorzubringen vermocht, als diese Forderung des Bischofs. Sprachlos saßen die Waldleute da, starrten auf den Bischof, als erblickten sie in ihm etwas, das ihre Lebensgeister lähmte. Es geschah, daß dieses harte Männergeschlecht erblaßte, was sicher

nicht geschehen wäre, hätten soeben alle ihr Todesurteil vernommen. Der Bischof, um niemandem Zeit zu lassen, zur Besinnung zu kommen, fuhr sogleich fort; mit einer Stimme, die unheimlich lebendig die Totenstille durchdrang, donnerte er den Waldleuten zu, daß sie sich Rechte und Freiheiten anmaßten, die sie nicht mehr besäßen, die, wenn sie dieselben überhaupt jemals besessen hätten, längst verjährt und nichtig wären.

Da die Bauern das vernahmen, ging eine Erschütterung durch die Versammlung, als hätte unter ihr der Boden gebebt. Viele sprangen von ihren Sitzen auf, mit Mienen, als wollten sie aus dem Hause stürzen.

Und Bischof Mauritius, der bei dem allgemeinen Erzittern einen Augenblick hatte verstummen müssen, sprach weiter, die Waldleute auffordernd, sich zu unterwerfen: „Wenn nicht den Gesetzen des Staates, die von der Welt sind, so doch den Geboten der Kirche, die vom Himmel sind!"

„Auch diesen widersetzen wir uns!"

Voller Scheu sahen die Bauern auf den Mann, der im Priesterkleid dastand und dem Bischof diese Antwort, mit der er vor seiner Gemeinde der Kirche und deren Oberhaupt den Gehorsam aufkündigte, gelassen ins Gesicht sagte. Stefan Dozana hatte seine kühne Erwiderung in aller Namen gegeben; aber noch wagte es keiner, zu ihm zu treten und ihm das Wort offener Empörung gegen das Heiligste laut nachzusprechen, noch lagen die Seelen aller im Bann des Entsetzens.

„Wehe jedem, der auf jenen hört, welcher fürderhin euer Priester nicht mehr sein wird. Wehe jedem, der auf einen Mann hört, über dessen Haupt die Acht schwebt. Jeder wahre Christ sage sich los von einem, der durch seinen Ungehorsam gegen die Kirche sich von Gott und den Heiligen lossagt. Jeder wahre Christ bedenke das Heil seiner Seele und mache nicht gemeinsame Sache mit jenem, der seine geheimsten Sünden von euch auf den Türen eurer Kirche verzeichnen ließ und dem allein schon darum das Tor des Paradieses verschlossen sein wird."

Nun berühmten sich die Bauern von Piatra, wahre Christen zu sein; dennoch zauderten sie, von ihrem Priester zu lassen.

Da rief Bischof Mauritius: „Hört, ihr Irregeleiteten und Ver-

blendeten, hört auf mich, euern Bischof, der zu euch redet im Namen des Himmels, den ihr schwer beleidigt habt. Wer nicht für mich ist, der ist wider mich, spricht der Herr; und wider Gott ist, wer für jenen ist, weshalb ich jeden, der zu ihm steht, mit diesem zugleich banne und verfluche! Darum erleuchte Gott eure Sinne, daß ihr die Sünde erkennt und euch dadurch bewahrt vor der Strafe, welche die Sünde trifft und welche abzubüßen die Ewigkeit nicht ausreicht. Herr! Herr! Herr! Erbarme dich ihrer!"

Und Bischof Mauritius sprang, wie von heiligem Zorn gepackt, von seinem Sitz auf, beide Hände unter lautem Flehen emporstreckend.

Da sah es Stefan Dozana. Er sah es ihnen an den Augen an, daß sie von ihm abfallen würden, daß die meisten bereits von ihm abgefallen waren. Und es erkannte der Priester, daß er heute gestürzt wurde durch dasselbe, was ihn in seiner Gemeinde so hoch erhoben hatte: durch den glühenden Glaubenseifer der Bauern von Piatra. Er selbst hatte die heilig-unheilige Flamme geschürt, sie mit dem vollen Bewußtsein geschürt, daß sie zur Brandfackel werden könnte.

Jeder Stein, den er von den Juden zum Bau der Kirche hatte herbeischleppen lassen, war gleich einem Funken gewesen, den er in die Gemüter der Seinen geschleudert; nun stand das Heiligtum, nun schwang der Bischof die Fackel, nun schlugen die Flammen über seinem eigenen Haupt zusammen.

Auch wenn Stefan Dozanas Seele nicht der jenes Lucifers ähnlich gewesen wäre, so würde er in dieser Stunde, wo sein ganzes Leben gleich einem zerbrochenen Gefäß vor seinen Füßen lag, haben verstehen lernen, wie in einem Augenblick eines Engels Seele von Gott abfallen kann.

Aber schon im nächsten Augenblick dachte Stefan Dozana nicht mehr an sich, sondern nur an die, welche von ihm abfielen. Und er gedachte nicht ihrer Untreue gegen ihren Priester, sondern nur an den Verrat, den sie an sich selbst begingen, und daß sie aufgeben und verleugnen konnten, was die Väter seit Jahrhunderten erworben, besessen und erhalten hatten.

Daß die Bauern von Piatra ihren Priester verließen, vermochte er ihnen zu verzeihen; aber daß sie sogleich bereit waren, ihrer

Rechte sich zu begeben, ihrer Freiheit sich zu entäußern, — im Handumdrehen, vor diesem Bischof — daß sie in einem Augenblick verloren geben konnten, was sie ihr ganzes Leben lang mit einer Leidenschaft und Inbrunst ohnegleichen geliebt hatten — das verzieh er ihnen nie, dafür haßte und verachtete er sie fortan wie nichts auf der Welt.

Und der Priester von Piatra, der in seinem Herzen stets ein Bauer von Piatra geblieben — aber ein echter, von der alten, großen Art! — fühlte in dieser Stunde den gewaltigsten Schmerz seines Lebens.

Und vollends verloren gab er seine Sache, für vollends gewonnen hielt Bischof Mauritius die seine, als plötzlich die Tür aufging und Michael Cibula in die Halle trat.

Da erinnerten sich die Waldleute, wie sehr Michael Cibula stets gegen die Juden gewesen; und alle drängten nach ihm hin, so daß Stefan Dozana ganz allein stand.

Um niemanden sich kümmernd, schritt Michael Cibula auf den Bischof zu, neigte sich ehrerbietig und fragte: „Habt Ihr, hochwürdiger und heiliger Herr Bischof, diesen versammelten Männern Euern Willen vorgetragen?"

„Sie haben mich gehört."

„Und welches ist die Antwort dieser Männer gewesen?"

„Sie erkennen ihre Sünde und sind gewillt, ihre Sünde zu büßen."

„Welche Sünde ist es, die sie erkennen?"

„Ihren Ungehorsam gegen die Kirche."

„Und wodurch sind sie gewillt, diese Sünde zu büßen?"

„Sie beugen sich."

„Sie beugen sich!" fuhr Michael Cibula wild auf, mäßigte sich jedoch sogleich und fragte von neuem voll tiefer Ehrfurcht den Bischof: „Wem beugen sich die Bauern von Piatra?"

„Gott und mir, Gottes Bischof."

„So werden sie tun, was der Bischof ihnen zu tun befiehlt?"

„Sie werden die Juden vertreiben."

Wieder wollte Michael Cibula auffahren, aber wiederum bezwang er sich. Mit finsteren Blicken auf Stefan Dozana deutend, fragte er: „Und ihr Priester?"

„Ihr seht: Stefan Dozana steht allein.“

Ein heißer, leuchtender Strahl fuhr aus Michael Cibulas Augen zu dem einsam dastehenden Mann hinüber, der trotzig den Blick seines Todfeindes ertrug.

„So wäre unter allen diesen Männern außer Stefan Dozana kein einziger, der Euerm heiligen Willen sich widersetzt?“

„Kein anderer! Denn auch Ihr scheint Euern widersetzlichen Sinn geändert zu haben.“

„Nein, Herr Bischof. Ich bin eines Sinnes mit diesem Manne.“

Und Michael Cibula trat langsam von dem Bischof fort, zu Stefan Dozana hin. Dieser stand da, als sei er von einer Kugel getroffen worden. Es wäre ihm in diesem Augenblick das liebste gewesen.

Ruhig blickte Michael Cibula nach dem ergrimmten Bischof hinüber; aber ein wildes Lächeln zuckte über sein Gesicht, als er die Aufregung der Bauern gewahrte.

„Darf ich in diesem Hause reden?“ fragte er in seinem früheren Ton tiefster Ehrerbietung den Bischof, der heftig entgegnete:

„Ich kann Euch in diesem Hause das Recht, zu reden, nicht verwehren, sonst würde ich es tun; denn Eure Worte wirken gleich Gift auf manches Gemüt. Deshalb warne ich diese hier vor Euren Worten; und Euch rate ich: ehe Ihr sprecht, zu bedenken, was Ihr sprecht. Zugleich erinnere ich auch Euch, daß die Kirche nicht allein widersetzliche und schuldige Priester mit dem Bann belegt. Auch Euch, Michael Cibula, droht die Acht — wie allen denen, welche der Kirche den Gehorsam versagen. Sie alle, alle sollen verflucht sein!“

Den Schluß seiner Rede donnerte Bischof Mauritius den Bauern zu; diese traf die Bedrohung mit dem Kirchbann und dem Fluch tief ins Herz. Schon sah sich jeder geächtet und verflucht, verstoßen von der Kirche, ausgeschlossen von den Sakramenten, schon sah jeder seine Seele einer ewigen Flammenqual überantwortet. Wild begann es in den dumpfen Gemütern zu gären, ein ungeheurer Sturm sich vorzubereiten — gegen Michael Cibula und Stefan Dozana, für den Bischof! Was bedeuteten ihre weltlichen und zeitlichen Rechte gegenüber ihrer himmlischen Anwartschaft? Und nun sollten sie ihrer verlustig gehen und das um der Juden willen!

„Die Juden müssen fort!“

Ein einziger schrie es. Dann schrieen es alle. Alle schrieen: „Die Juden müssen fort!“

Triumphierend blickte Bischof Mauritius auf Michael Cibula. Dieser wartete, bis wieder Ruhe entstanden, dann rief er: „Ich habe von dem hochwürdigen und heiligen Herrn Bischof die Erlaubnis erhalten, reden zu dürfen.“

Aber alle murrten. Schließlich mußte der Bischof selbst Stille gebieten.

Nun trat Michael Cibula vor.

„Die Juden müssen fort. — — Damit der hochwürdige und heilige Herr Bischof unsere Gemeinde nicht in Acht und Bann tue, müssen die Juden fort. Damit wir nicht verflucht werden, müssen wir den Juden unser gegebenes Wort brechen. Damit unseren Seelen keine Gefahren drohen, damit wir selig leben und selig sterben können, müssen wir unseren Rechten entsagen, müssen wir dem Bischof uns beugen, unsere Freiheiten hingeben, unsere Ehre verlieren, müssen wir zu Schurken und Buben werden. — — Wißt ihr, wie es kommen wird? Wenn von jetzt an ein Jude uns wortbrüchig schimpfen, ein Jude uns ins Gesicht Schurken und Buben nennen wird, so müssen wir uns den Schimpf gefallen lassen, denn — der Jude hat recht.

Jeder Jude kann uns fortan ins Gesicht speien, und wir müssen still halten; denn — der Jude hat recht!

Auf daß der hochwürdige und heilige Herr Bischof uns gute Christen und gehorsame Diener der Kirche heißen kann, sollen wir falsche, schändliche, niederträchtige Kreaturen werden.

Denn der hochwürdige und heilige Herr Bischof befiehlt: die Juden müssen fort! Und: die Juden müssen fort! schreien die Bauern von Piatra.“

Er schwieg einen Augenblick. Als er dann weitersprach, murrten die Bauern nicht. Schwerlich auch, daß der Bischof noch einmal Ruhe geboten hätte.

„Die Juden müssen fort!

Ich sage euch: die Juden sind da, und weil sie einmal da sind, müssen sie bleiben. Denn als sie den Pakt mit euch schlossen, glaubten sie, daß ihr ihn heilig halten würdet. Heilig und un-

verletzlich ist er, und heilig und unverletzlich muß er bleiben. Wenn ihr das tut, was der hochwürdige Herr Bischof euch zu tun befiehlt; wenn ihr die Juden vertreibt — ihr wißt nicht, was dann für euch kommen wird. Der hochwürdige Herr Bischof weiß es, aber der hochwürdige Herr Bischof sagt es euch nicht; darum muß ich es euch sagen: Dann lebt ihr ohne Acht und Bann wie geächtet; dann seid ihr gesegnet, als wäret ihr verflucht; dann schleicht ihr euch gleich Verbrechern in eure Kirche, die euch diejenigen bauten, welche ihr vertrieben habt; dann schaut ihr gleich Dieben und Räubern auf den Schmuck eures Heiligtums, das ihr mit dem Silber und dem Gold jener schmücktet, denen ihr euer Wort gebrochen; dann fühlt ihr euch gleich Mördern, wenn in der Hostie für euch der Leib des gemordeten Gottessohnes niedersteigt.

An euren Lippen wird Blut kleben, aber es wird nicht das Blut Christi sein.

Darum müssen die Juden bleiben!

Nun wird der hochwürdige Herr Bischof euch sagen: es sei keine Sünde, Juden das Wort zu brechen, sondern eine Gottestat. Das weiß ich nicht. Aber das weiß ich: hätte ich einem räudigen Tier mein Wort gegeben, so würde ich einem räudigen Tier mein Wort halten.

Darum und aus vielen anderen Gründen müssen die Juden bleiben.

Aber dann wird der Bischof uns in Bann tun.

Das ist ein schweres Unglück für uns. Jedessen ein noch schwereres Unglück wäre es, wenn der Bischof uns heute segnen würde.

Denn dann wären wir nicht länger freie Männer, sondern Knechte.

Wie wollen wir vor unseren Vätern bestehen, wenn wir ihnen begegnen in der Ewigkeit und als Knechte eines Bischofs zu ihnen kämen? Besser, wir treten dermaleinst vor sie gebannt und verflucht, aber als freie Männer wie unsere Väter gewesen.

Darum dürfen wir nicht tun, was zu tun uns geboten wird: sondern wir müssen uns dem Willen des hochwürdigen und heiligen Herrn Bischofs widersetzen, und wir müssen uns um

unserer Väter willen in Gottes Namen in den Bann tun und ächten lassen. Wenn der Bischof auch Gott vertritt, so ist er doch nicht Gott. Das sei unsere Hoffnung!"

Noch standen die Bauern und kämpften gegen den Sturm in ihrer Seele und fürchteten sich davor, daß er losbrechen könnte. Michael Cibula sah ihre Not und daß er sie vollends von sich selbst befreien und losrütteln müsse. Doch da er weiter an ihrem Herzen reißen wollte, verbot der Bischof ihm zu reden. Nun murrten die Bauern wider den Bischof; sie murrten so laut und in so drohendem Ton, daß Michael Cibula ihnen Ruhe gebieten mußte. Dann sprach er weiter, dem Bischof den Rücken kehrend: „Was meint ihr wohl, wenn heute unsere Väter an unserm Platz ständen — was meint ihr wohl, daß unsere Väter sagen würden, nachdem ein Bischof zu ihnen gesprochen: „Begebt euch eurer Rechte und Freiheiten, handelt unehrlich, oder ich, der Bischof, ächte und fluche euch!" Was, meint ihr, hätten unsere Väter wohl auf eine solche Forderung dem hochwürdigen und heiligen Herrn Bischof entgegnet?"

Und plötzlich, dem Bischof sich zuwendend, rief Michael Cibula mit mächtiger Stimme: „Tief hätten sich unsere Väter vor dem Bischof geneigt; aber entgegnet hätten sie ihm: ‚Hochwürdiger und heiliger Herr Bischof! Unsere Rechte, deren Ihr uns berauben wollt, sind von unseren Vätern auf uns gekommen, damit wir sie hoch und heilig halten und sie als hoch und heilig unseren Söhnen hinterlassen sollen. Und hoch und heilig, wie unser Recht, gilt uns unser verpfändetes Wort. Deshalb, hochwürdiger und heiliger Bischof, tut, was Eures Amtes ist, und laßt uns tun, was unser Recht ist.'

So würden unsere Väter sprechen, stünden sie heute an unserem Platz, und nachdem sie also gesprochen, würden sie vor dem Bischof sich neigen und schweigend diese Halle verlassen. Wer von den Söhnen wird heute nicht das Gleiche tun, was seine Väter an seiner Stelle hier getan hätten?!"

Und vor dem Bischof sich neigend, wollte Michael Cibula die Halle verlassen, wollten alle die Halle verlassen. Aber da, auf einen Wink des Bischofs, riß einer vom Gefolge die Türe auf. Herein stürzten die Weiber und drängten die Männer zurück.

Und von einem aus dem Gefolge ließ Bischof Mauritius den Bann vorlesen, den er über Piatra verhängte — über ganz Piatra! Mit gewaltiger Stimme rief der Priester den furchtbaren Fluch über die Bauern und ihre Weiber und ihre Kinder aus; aber so mächtig er auch rief, ging doch manches Wort des entsetzlichen Fluches unter in dem Ächzen und Schluchzen der Weiber.

Wen die Halle nicht mehr fassen konnte, der stand auf dem Platz und schaute nach dem Hause hinüber, als stünde dieses in Flammen und es verbrennten alle, die darinnen waren.

Aufheulten die Frauen.

Viele warfen sich nieder. Mit dem ganzen Leibe lagen sie am Boden und schrieen den Himmel, die Heiligen und den Bischof um Gnade an. Aber die Gnade wurde ihnen verweigert. Da sprangen sie wieder auf, stürzten zu ihren Männern hin, schrieen auf sie ein, flehten und baten; flehten und baten für sich, für ihre Kinder.

Aber ihrer Bitten wurde nicht geachtet. Sie drohten, sie verwünschten — — Die Männer standen vor den Rasenden mit Gesichtern, die erstarrt schienen. Da rauften die Weiber in aberwitziger Angst ihr Haar, stürzten mit flatterndem Haar in die Kirche, warfen sich vor den Altären, vor den Heiligen, vor der Muttergottes hin, zerschlugen sich die Stirnen, rangen die Hände und füllten die Wölbungen mit ihrem Jammergeschrei.

Andere holten ihre Kinder herbei, schleppten sie zu ihren Vätern hin, ließen die unschuldigen Kinder vor den unbarmherzigen Vätern jammern und flehen.

Aber die Männer hörten nicht.

Da, mit einem wildgerufenen Anathema, verließ der Bischof die Halle, und sein Gefolge eilte ihm nach wie in der Flucht. Nun begaben sich auch die Bauern nach Hause, in tiefem Ernst und Schweigen, wie sie gekommen waren.

Die Weiber liefen, ihre Männer verwünschend, hinterher.

Voller Entsetzen entwichen die Fremden aus Piatra.

Langsam schritt Michael Cibula seinem Hause zu. Da hörte er hinter sich seinen Namen rufen; laut, angstvoll, fast flehend. Er erkannte die Stimme. Aber da er sich nicht denken konnte,

weshalb jene Stimme ihn so laut und flehend anrief, blieb er nicht stehen, kehrte sich auch nicht um, sondern ging ruhig seines Weges.

Vor seinem Hause stand Josepha, und als sie ihren Mann kommen sah, da war es, als wollte sie mit ausgebreiteten Armen auf ihn zustürzen. Doch ehe sie ihn erreichte, wankte sie, fiel hin und schlug mit dem Kopf hart auf dem Boden auf.

Michael Cibula glaubte, auch sein Weib habe ihn anwinseln wollen; er ließ daher Josepha liegen und schickte Russka zu der Bewußtlosen hinaus. Dann schloß er sich in seine Schnitzkammer ein. Das Holzbild grollte ihm; um es zu begütigen, mußte Michael Cibula eine schwere Sühne geloben.

Stefan Dozana, nachdem er umsonst laut und flehend Michael Cibula angerufen, ging in den Wald, wo er am wildesten war, warf sich dort auf den Boden nieder und weinte bitterlich.

* 16 *

PIATRA EXCOMMUNICATA'

Der Bischof war fort, aber sein finsterer, feindseliger Geist war geblieben. Er ging in Piatra um und verödete die Gassen; er drang in die Häuser und machte sie unwohnlich; er schlich sich in die Herzen und erfüllte sie mit Grausen.

Gleich einer schwarzen, gespenstischen Gewitterwolke, die sich tiefer und tiefer senkte, lag über Piatra der Kirchenbann. Die Menschen, die unter der Acht lebten, vermochten nicht zu atmen; sie glaubten ersticken zu müssen. Es drückte auf sie herab wie der Deckel eines Sarges: sie fühlten sich lebendig begraben.

Alle waren sie geächtet: Männer, Frauen, Kinder — —

Alle waren sie ausgeschlossen von der Wohltat der heiligen Sakramente. Alle waren sie ausgeschlossen von der Gnade Gottes.

Ihr Priester Stefan Dozana durfte seines Amtes nicht walten; ihn und Michael Cibula traf der große und schwere Bann.

Ausgeschlossen von der Gnade Gottes, ausgeschlossen von den Sakramenten, geächtet und priesterlos würden die Bauern von Piatra mit ihren Weibern und Kindern bleiben, bis sie der Kirche und dem Bischof Gehorsam leisteten, bis sie ihrer Rechte und

Freiheiten sich entäußerten, bis sie Pakt und Wort brachen — bis sie die Juden vertrieben.

So sollten sie gezwungen werden: nicht durch die Gewalt des Staates, sondern durch den Zorn der Kirche; nicht durch die Gesetze der Welt, sondern durch die Gebote des Himmels.

Aber die Bauern von Piatra ließen sich nicht zwingen.

Der Bann traf sie, als schlüge sie die Hand Gottes; aber zwingen ließen sie sich nicht.

Es war, als sei in dem Walddorf ein großes, gräßliches Sterben, als sei in Piatra die Pest ausgebrochen. Auch die Glocke der neuen Kirche war verstummt. Wortlos und scheuen Blickes schlichen die Waldleute aneinander vorüber. Sie arbeiteten nur so viel, als für ihren Lebensunterhalt notwendig war, und das kaum. Nichts taten sie mit Lust und Freude, alles gleichsam mit gebundenen Händen. Die meisten der Männer befanden sich tagsüber im Wald und im Gebirg, rührten jedoch kaum eine Arbeit an, sondern verbrachten die Stunden in dumpfem Grübeln und Brüten. Die Frauen füllten von früh bis spät beide Kirchen, wo sie weinend und ächzend vor den Altären und den Heiligenbildern auf den Knieen lagen und wild den Himmel anschrieen. Sie kümmerten sich weder um Haus noch Herd, weder um Mann noch Kind; und kehrten die Bauern spät abends heim, so fanden sie den Tisch ungedeckt, die Speisen gar nicht oder schlecht bereitet, so empfingen sie finstere Mienen, feindselige Blicke, wilde Worte. Es kam für Piatra eine Zeit, wo die Augen der Männer hohl und ihre Wangen fahl wurden. Aber zwingen ließen sie sich nicht.

Wurde ein Kind geboren, so durfte es nicht getauft werden; rang einer mit dem Tode, so durften ihm die Sterbesakramente nicht gereicht werden. Eine schwangere Frau glich jetzt in Piatra einer Mänade; schon im Mutterleib war ihr Kind verflucht! Und hatte die Frau unter Qualen das Verfluchte zur Welt gebracht, so hätte sie es am liebsten erwürgt. Wer sich dem Tod nahe fühlte, litt noch lebend alle Martern des Verdammten. Gräßlich war dann das Geschrei der Angehörigen nach dem Priester, herzzerreißend das Flehen des Sterbenden um den letzten Trost, herzzerreißend der Jammer der Seinen.

Aber zu der Mutter, die ihr Kind nicht taufen lassen, zu dem Sterbenden, der sich nicht mit Gott versöhnen konnte, kam Stefan Dozana; und obgleich er den Bauernrock trug und sein Haar über der Tonsur wachsen ließ, obgleich er äußerlich den Priester ganz und gar von sich getan, war er doch niemals mehr Priester und Seelsorger gewesen, als in dieser Zeit der Prüfung und Not. Mächtig klang seine Rede vor den Verzagenden und Verzweifelnden. Aber sie wollten nicht auf ihn hören, sie wandten sich ab von ihm; in dem Augenblick, da ihr Priester zum erstenmal in seinem Herzen sich ihnen näherte, kehrten die Verzagenden und Verzweifelnden ihm den Rücken, und manchen Weibes letztes Wort war eine Verwünschung gegen Stefan Dozana.

Er las nicht mehr die Messe; aber er fuhr fort seiner Gemeinde zu predigen: statt in der Kirche, außerhalb derselben. Es waren auch dort nur wenige, die willig waren, ihn anzuhören. Aber auch für die wenigen zu reden, war er stets bereit, und niemals hatte seine Stimme einen volleren Klang gehabt. Sie drang weit hinaus in den Wald, und das Echo der Schlucht sprach seine Worte nach. Und niemals hatte Stefan Dozana den Waldleuten so viel von der Gnade des Himmels und der Ungerechtigkeit der Welt, von schweren Prüfungen und von der Kraft, diese zu überwinden, zu sagen gewußt, und es war nicht seine Schuld, daß die Gemeinde auf die Rede eines anderen lauschte.

Denn auch Michael Cibula sprach — auch er predigte. Nur daß er es nicht vor der Kirche tat, sondern im Gemeindehause, oder auf der Gasse, in den Häusern, im Wald, überall, wo er sah, daß ein starkes Menschenwort not tat.

Seit seinen großen Worten vor dem Bischof klang seine Rede den Waldleuten wie der Donner der Lawinen, wie das Brausen des Sturmes. Aber kein Lawinendonner und Sturmesbrausen in seiner Rede konnte die Bauern zu dem einen bewegen, wovon seine ganze Seele voll war: ihr Heimatsdorf zu verlassen und in den schwarzen Grund überzusiedeln, fern von den Juden

Und doch sah er das einzige Heil für Piatra darin, daß Piatra aufhörte zu sein und ein neues Piatra entstand.

Indessen solche großen und kühnen Gedanken fanden in dem Hirn der Waldleute keinen Raum. Auch hafteten ihre Seelen an der düsteren und wilden Schlucht wie die Wurzeln der Tannen an dem Felsengrund. Aber Michael Cibula liebte seine Heimatserde auch — nichts auf der Welt liebte er mehr — und dennoch hatte er sie verlassen wollen. Da er nun aber sah, daß niemand seinem Drängen Gehör gab, entschloß auch er sich zu bleiben; wenigstens so lange, bis die Not vorüber war, bis die Prüfung überstanden.

Freiwillig hatte Stefan Dozana die Herrschaft über Piatra in die Hände eines Stärkeren gelegt und damit seinem Feind überlassen, was so lange den Stolz seines Lebens ausgemacht hatte: mit freiem Willen und ohne sich voller Groll von den Menschen zurückzuziehen. Nur daß er ging, wenn Michael Cibula kam, daß er schwieg, wenn jener sprach. Auch geschah es nicht wieder, daß Michael Cibula laut und fast flehend hinter sich herrufen hörte.

Aber hatte Stefan Dozana tagsüber sein Haupt vor allem hochgetragen, so war er nachts, oder wenn niemand ihn sah, ein zerbrochener, vernichteter Mensch. Dann floh er in die Wildnisse des Urwaldes, in die Öde des Felsengebirges, wo er sich ausraste, bis er mit zermalmtem Herzen dalag, wie er in jener Nacht in der neuen Kirche vor dem Hochaltar gelegen. So kämpfte und litt er darum, daß er seinem Todfeinde überließ, was einst sein gewesen, beides: Herrschaft und Weib.

Es konnte nicht ausbleiben, daß man in Reï-mi-Bal das Drama von Piatra Szene für Szene erfuhr. Weil die Christen ihres Bischofs Geboten den Gehorsam versagten und sich weigerten, die Juden auszutreiben, waren sie gebannt und verflucht: Männer, Weiber, Kinder — —

Als sie im Hause der Kolon davon vernahmen, verhüllte der Patriarch sein Haupt und Jehuda schrie laut auf. Dozia aber zerriß das schöne Gewand, das sie trug, und saß mit starren, tränenlosen Augen, während das ganze Haus Jammer und Wehklagen erfüllte, als wäre dem Haus Kolon der Sohn und Erbe gestorben.

So kam auch für Reï-mi-Bal eine Zeit der Not und der Prüfung.

Lange berieten die Juden; dann schickten sie eine Deputation nach Piatra hinüber, um den Christen ihren Dank zu bringen. Der Patriarch selber wankte am Stabe mit und wollte nicht

dulden, daß man ihn auf dem beschwerlichen Wege trug oder nur stützte. Tief wollte er sich mit seinem Sohne vor allen den großmütigen Christen neigen; am liebsten hätte er seine Knie vor ihnen gebeugt. Doch die Häupter der Bauern und Michael Cibula ließen die Juden gar nicht vor sich. Einen ganzen Tag und eine halbe Nacht warteten die Ebräer vor dem Dorfe; dann kehrten sie trauernd um.

Am nächsten Tage saßen sie und berieten von neuem, was sie an den Christen für ihre Großmut tun könnten, damit diese nicht zu erdrückend auf ihnen laste. Nach langem Sinnen und Reden diktierte Baruch Kolon im Namen der Judengemeinde von Reï-mi-Bal seinem Sohn ein Schreiben an Stefan Dozana, darin wurde den geächteten Bauern unter anderem gesagt: „Eine Kirche bauten die Juden für euch und euern Gott, und tief drückten die Steine die Häupter der Kinder Israels nieder — gebt uns, unseren Weibern und Kindern Felsen zu tragen, damit Israel sein Haupt wieder aufrichten darf! Viel Böses und Ungerechtes mußten die Juden von den Christen erleiden, aber eure Missetaten erfüllten unsere Seelen mit Freude und Dank gegen Jehova — sehet uns an, wie wir jetzt dastehen vor euch, erdrückt von eurer Großmut, murrend wider den Gott unserer Väter und die Herzen voll Trübsals.

Aber gedacht soll es euch werden von uns bis in das vierzehnte Glied, daß die Juden vom Berge Kryvan gelitten unter der Großmut der Bauern von Piatra.

Seit es Juden gibt und Christen, haben die Juden nicht erfahren von Christen, was wir von euch erfuhren.

Nun ermesset selbst, was ihr an uns, unseren Weibern und Kindern getan — —"

Auf solche Worte voll leidenschaftlichem Pathos ließen die Bauern von Piatra durch Stefan Dozana der Judengemeinde vom Berge Kryvan erwidern: „Nicht um der Juden willen haben wir die Juden nicht vertrieben, sondern um unseret- und um unserer Väter willen. Folglich brauchen die Juden so wenig unter der Großmut der Christen zu leiden, wie diese unter ihrer Dankbarkeit zu leiden wünschen."

Und wiederum gab es im Hause der Kolon einen Tag der Trauer und der Klage, und wiederum berieten die Juden die

halbe Nacht hindurch, fanden nichts und wollten eben schweren Herzens auseinandergehen, als die Türe sich öffnete und Dozia hereintrat, bleich, mit tief umschatteten Augen. Die Männer sahen sich betroffen an; denn streng blieben die Weiber von ihren Versammlungen geschieden und von ihrem Rate ausgeschlossen. Baruch Kolon fuhr zornig auf, und Jehuda trat zu seinem Weibe, als müsse er es schützen.

Dozia sagte: „Meine Stimme, die euch in dieses Tal geführt, soll euch jetzt mahnen, dieses Tal wieder zu verlassen. Geächtet und verflucht sind die Christen; sie sind es, weil sie uns nicht vertreiben wollten — lasset uns selbst von diesem Tale scheiden, auf daß der Fluch wieder genommen werde von den Christen und von uns. Höret auf meine Stimme! Es ist nur die Stimme eines unverständigen und angstvollen Weibes; aber vielleicht ist es Gott, der heute durch meine Stimme zu euch redet."

Sie schwieg. Finster schauten die Juden auf die mutige Frau; aber Baruch Kolon winkte seinem Sohn gebieterisch, sein Weib hinauszuführen. Nachdem Dozia die Halle verlassen, redete Baruch Kolon: „Wahrlich, eines unverständigen Weibes Mund hat soeben gesprochen in diesem Saal, wo nur ertönen sollen Worte der Weisheit. Wahrlich, nicht Gott hat durch dieses Weibes Mund soeben zu uns geredet. Denn Gott ist Weisheit! Und Gottes Weisheit und Gottes Wille ist es gewesen, welcher unser Volk hierher geführt. Es hieße Gott versuchen, wenn wir seine Weisheit und seinen Willen mißachten wollten und fortgehen von da, wo wir soeben erst gebaut unsere Häuser, soeben erst gepflügt unsere Äcker, soeben erst Heimat und Frieden gefunden haben. Freveln hieße es gegen Gottes Weisheit und Willen, wenn wir selbst uns vertreiben wollten aus dem Lande, das uns und unseren Nachkommen bestimmt worden ist. Denn es ist gegen Gottes Weisheit und Willen, daß wir von neuem sollen wandern und irren, von neuem sollen sein flüchtig und unstet auf Erden.

Aber hört, was ich rate, womit wir den Christen ihre Großmut vergelten können. Vielleicht ist es mein Mund, durch welchen heute Gott zu euch redet.

Viel des Silbers und Goldes ward den Christen von uns für den Berg Krovan gezahlt; aber viel des Silbers und Goldes,

so dachten wir, würden die Felsen und die Bäche des Berges Krywan uns wiedergeben. Gesucht haben wir lange, aber gefunden haben wir nichts! Wohl: lasset uns suchen von neuem! Lasset uns suchen, bis wir gefunden haben. Dann lasset uns wiederum vor die Christen treten, dann lasset uns den Christen sagen: ‚Unser ist nur dieses Berges Gestein, aber nicht dieses Berges Silber und Gold. Nehmet denn, was euer ist.'"

Also der Weise.

Lange berieten die Juden. Dann gingen sie auseinander, leichteren Herzens, als sie gekommen waren. Nur Dozia wollte sich nicht trösten lassen.

Mehrere Wochen trug Jehuda es mit sich herum, ehe er davon zu seinem Weibe sprach. Das geschah eines Sabbatabends.

Die Kemenate der schönen Dozia strahlte im Glanz vieler Wachskerzen, die auf hohen silbernen Leuchtern flammten; um die Lichter schwebte bläulicher Dunst verbrannter Spezereien, sich wie ein feiner Nebel in dem Gemach verbreitend, das die Wohlgerüche Arabiens erfüllten. Die Teppiche, welche Wände und Decke bedeckten, schimmerten mit ihrem Goldgrunde, darein amarantfarbene Arabesken eingewebt waren, wie der Baldachin eines orientalischen Fürsten. Alpenblumen waren auf den Boden gestreut.

In einem Gewand von silbergrauem Damast, ein gelbes Seidentuch um das Haupt geschlungen, ruhte Dozia auf ihrem Lager, das mit dem Fell eines schwarzen Löwen bedeckt war. Nur ihre Kinder befanden sich bei ihr.

Den ganzen Abend hatte Asarja sie gequält, ihm von der Großmutter Mirjam zu erzählen. Dozia hätte es nicht getan, aber Asarja war kaum von seinen Wunden genesen und bat mit solcher Heftigkeit, daß es seine Mutter ängstigte. Um den Knaben nicht noch mehr aufzuregen, erzählte sie: „Sie fürchtete Gott und liebte die Menschen, obgleich die Menschen ihr Übles getan. Sie soll gewesen sein holdselig anzusehen, schlank wie eine Lilie des Feldes, mit Augen wie eine Hindin und Haar, das war — —"

Hier wurde Dozia heftig von Makkabea unterbrochen: „Das weiß ich, Mutter! Großmutter Mirjams Haar war wie meines ist. Judith sagt: Großmutter Mirjams Haar sei wie gesponnen

Gold gewesen; aber Rebekka meint: wie loderndes Feuer. Ich möchte Haar haben wie Feuer!"

Mit einem seltsamen, tief erschrockenen Blick sah Dozia auf ihr leidenschaftliches Kind, das vom Boden aufgesprungen war und mit blitzenden Augen dastand. Asarja erhob sich leise, ging zur Mutter, schmiegte sich an sie und schaute ängstlich nach seiner Schwester hinüber.

„Was haben Judith und Rebekka, denen ich verboten, mit euch über eure Großmutter zu reden, dir sonst noch von dieser gesagt?" fragte Dozia. Ihre Stimme bebte.

„Sie haben mir gesagt, Großmutter Mirjam sei eine Christin gewesen!" rief Makkabea mit erstickter Stimme, warf sich nieder, schluchzte und weinte, daß es sie schüttelte wie ein Krampf.

Voller Weh hielt Dozia ihr Kind umfaßt. Während sie die Zuckungen der zarten Glieder mehr als eigene Schmerzen fühlte, gedachte sie der Weissagung des Patriarchen von der wilden Seele ihres Kindes, die ihm innewohnte und es einst zerstören würde.

Aber Asarja stand da mit einem glückseligen Lächeln auf den blassen Lippen: seine Großmutter Mirjam war eine Christin gewesen!

Endlich wurde Makkabea still und lag in ihrer Mutter Armen, blaß und regungslos, als wäre sie tot. Asarja sollte eine der Mägde rufen, um der Mutter zu helfen, das Kind zu Bett zu bringen. Da schlug Makkabea die Augen auf, sah Dozia mit einem unbeschreiblichen Blick an und bat: „Erzähle von Großmutter Mirjam."

Dozia wollte nicht; doch als sie eine Bewegung machte, sich zu erheben, zuckte Makkabea so schmerzhaft zusammen, daß Dozia blieb und nun, über ihre Tochter gebeugt, leise zu erzählen begann. Asarja kniete neben der Mutter nieder und wagte nicht, Atem zu holen.

„Es waren einmal Christen, die wohnten in einem finsteren, wilden Wald. Sie fürchteten Gott und liebten niemand; aber die Juden haßten sie. Wenn diesen Christen in ihrem Wald ein böser Geist begegnete, so machten sie ein Zeichen, welches so mächtig war, daß der böse Geist von ihnen weichen mußte. Dasselbe Zeichen machten sie vor einem Juden.

In dem Dorf war eine junge Christin, gar holdselig anzusehen, schlank wie die Lilien auf dem Felde, mit Augen wie eine Hindin und Haaren, die verglichen die einen mit gesponnenem Gold, die anderen mit lodernden Flammen. Diese junge, liebliche Christin fürchtete Gott und liebte die Menschen: vor den bösen Geistern machte sie das heilige Zeichen, daß diese ihr nichts anhaben konnten. Und sie machte dasselbe Zeichen vor den Juden, die jedes Jahr, wenn auf den hohen Bergen und in den finsteren Wäldern der Schnee schmolz, zu den Christen gezogen kamen. Die Jungfrau hieß Maria. Maria aber bedeutet bei den Christen dasselbe, was Mirjam bei den Juden bedeutet.

Eines Jahres waren die Juden wieder gekommen und wieder fortgezogen. Am Abend ging Maria allein durch den wilden Wald; da hörte sie jammervoll seufzen. Sie dachte, es sei ein böser Geist, der sie versuchen wollte, stand und schlug das Kreuz. Doch sie hörte wieder die jammernde Stimme, so daß sie meinte, es sei ein Mensch, dem ein Unheil widerfahren, und mutigen Herzens hinging. Es war aber ein Jude. Er war von einem hohen Felsen herabgestürzt und hatte sich das Bein zerschmettert.

Als Maria gewahrte, daß der Verunglückte ein Jude war, wollte sie zuerst flüchten. Aber sie wurde mit so sanfter und flehender Stimme angerufen, zu bleiben und zu helfen, daß sie sich ein Herz faßte und näher trat. Da sah sie, daß der Jude ein wunderschöner Jüngling war, und als sie das viele Blut erblickte, das von ihm geflossen war, schrie sie auf und vergaß in ihrer Angst gänzlich, das heilige Zeichen zu machen. — Da geschah es, daß, nach dem Glauben der Christen, der Jude Gewalt über ihre Seele gewann ..."

Dozia hielt inne. Leise wurde die Tür geöffnet, Jehuda trat ein. Erstaunt blickte er auf die Gruppe am Boden. Er wollte fragen, aber Dozia winkte ihm ernsthaft Schweigen zu. Dann fuhr sie fort zu erzählen: „... Da warf sich Maria neben dem Juden nieder, in dessen quellendes Blut hinein und jammerte laut. Der Jude wollte der Christin etwas sagen, doch die Augen fielen ihm plötzlich zu, sein Kopf sank zurück — nur daß er sie noch freundlich anlächeln konnte.

Maria glaubte, er wäre tot und fiel über ihn hin, als hätte

der Tod eines verhaßten und verfluchten Juden die Christin ins Herz getroffen.

Sie blieb bei ihm die ganze Nacht. Am nächsten Morgen fanden die Waldleute beide, die Christin neben dem Juden. Sie hoben ihn auf — lieber hätten sie ihn liegen lassen! Aber der Vater der Jungfrau, der ein mächtiger Mann war, gebot ihnen, den Verwundeten in sein Haus zu schaffen, wo er bleiben sollte, bis er gesundet war.

Er blieb den ganzen Sommer.

Als er dann heil und gesund fortging — mitten in der Nacht — ging er nicht allein.

Denn es hatten der Jude und die Christin einander zu lieb, so daß sie nicht mehr voneinander lassen konnten."

Dozia schwieg, aber Makkabea wollte noch mehr wissen. Asarja drängte sich ungestüm an seine Mutter und Jehuda nickte seinem Weibe freundlich zu. Da erzählte Dozia weiter.

„Sie konnten nicht mehr lassen voneinander, so daß die christliche Maria zu einer jüdischen Mirjam ward. Den Glauben ihrer Väter schwur sie ab und dem Glauben ihres Gatten schwur sie sich zu. Wo sie hätte hassen müssen, liebte sie, und dem Manne, vor dem sie das Zeichen zum Schutz der bösen Geister hätte machen sollen, gebar sie eine Tochter. — — Als ich noch ein Kind war, starb meine Mutter."

Und Dozia drückte ihr Antlitz in tiefem Gram gegen den Kopf ihrer Tochter. Jehuda trat herzu, hob sein Weib vom Boden auf, küßte Dozia und sprach ihr liebreich zu.

Als Dozia Makkabea in die Kammer führen wollte, fühlte sie sich am Gewand festgehalten. Es war Asarja.

„Haben auch die Juden dem Großvater und der Großmutter geflucht, wie die Christen ihnen fluchten?" fragte der Knabe, und seine Augen hatten wieder den weiten, gespannten Blick, mit dem er Dinge zu schauen schien, die andere nicht sahen.

Dozia erwiderte: „Die Juden haben dem Großvater nicht geflucht; es waren auch nicht die Juden, denen Übles angetan wurde, sondern solches geschah den Christen — von einem Juden."

Die Kinder lagen bereits zu Bett, als Makkabea noch einmal aufstand und zu ihrem Bruder schlich.

„Asarja!"

„Bist du's, Makkabea?"

„Ich bin's, Asarja."

Und Makkabea drängte ihr Gesicht an das ihres Bruders; er fühlte ihren Atem an seiner Wange, wie eine Flamme so heiß. Sie raunte ihm zu: „Asarja, die Christen haben Großmutter Mirjam gemordet."

„Die Juden haben den Christen Übles angetan," erwiderte Asarja ebenso leise. „Ach, Makkabea, immer haben die Juden den Christen Übles angetan."

„Haben die Christen dich nicht gesteinigt?"

„Mußten sie das nicht, wenn wir ihnen doch nur Böses erweisen?"

„Du bist gar kein rechter Jude!" rief Makkabea und ging von ihm fort, zornig wie eine beleidigte Königin.

„Wir handelten nicht recht an unseren Kindern," klagte Dozia. „Nun haben sie es aus fremdem Mund erfahren, die Mägde Rebekka und Judith waren ungetreu. Ihre Eltern hätten es ihnen sagen müssen. Aber sie schienen noch zu sehr Kinder zu sein; doch sie sind es nicht mehr. Hättest du den Blick Makkabeas gesehen und das Gesicht deines Sohnes! Das Mädchen wird ihr Haß verderben, den Knaben seine Liebe."

Dozia sprach, als wäre etwas von Baruch Kolons Sehergeist auf sie übergegangen. Aber welche Mutter sähe nicht zuweilen mit den Augen einer Kassandra in die Zukunft ihres Kindes?

Nachdem die Eltern das Ereignis und alle seine Wirkungen auf die Gemüter der Kinder besprochen und bedacht hatten, wie sie den mächtigen Eindruck möglichst zu mildern vermöchten, schickte sich Jehuda an, die schweren Gedanken, die ihn in den letzten Wochen bedrückt, von seiner Seele zu wälzen.

„Ohne den Cibula hätten die Christen auf ihren Bischof gehört und nach seinem Willen getan. Dem Mann aus dem Stamm deiner Mutter haben die Juden zu danken, daß sie nicht zum zweiten Male vertrieben wurden."

„Ich kann es ihm nicht danken," erwiderte Dozia. „Uns wäre besser, wenn durch des Cibula Worte die Juden zum zweiten

Mal vertrieben worden wären. Dieses Cibula Sohn war es, der gegen Asarja den ersten Stein aufhob, gegen den Blutsverwandten."

„Was wußte der Knabe davon!" versuchte Jehuda die Tat zu entschuldigen.

„Hätte er davon gewußt, so wäre Asarja von ihm nicht nur gesteinigt, sondern auch gekreuzigt worden," rief Dozia.

„Trotzdem bin ich der Meinung, daß Michael Cibula endlich erfahren muß, wer seinem Hause gegenüber wohnt."

Dozia erschrak.

„Hast du deine Gedanken deinem Vater verraten?"

„Zuerst solltest du sie erfahren."

„Ich danke dir."

Jehuda schaute seinem Weibe mit tiefem Forschen in die Augen.

„Du scheinst zu befürchten, daß Unheil daraus entstehe?"

„Unheil ist aus dem Schweigen entstanden. Ich erwäge, was Gutes daraus entstehen könnte und finde nichts."

„Dennoch meine ich, daß wir es Michael Cibula wissen lassen müssen," wiederholte Jehuda.

„Zu welchem Zweck?"

„Um größeres Unheil zu verhüten. Es ist das Blut seines Stammes, das in deinen und der Kinder Adern fließt, und schon ist von diesem Blut von seinem Stamm vergossen worden. — — Was sitzest du so versunken?"

„Ich denke, daß du recht haben kannst und daß Michael Cibula von uns wissen muß."

„Wenn auch du das denkst, will ich morgen hinübergehen und es ihm sagen."

Aber dagegen hatte Dozia Bedenken.

„Sein Geist ist wild, der deine ist sanft. Ihr dürft einander nicht begegnen. Sein Weib war bei uns, und wenn sie auch nicht in unser Haus kommen wollte, so kann doch ich bei ihr eintreten."

„Du wolltest — —"

„Ich will morgen zu ihr gehen und es ihr sagen. Da es sich dabei um eine Frau handelt, mögen wir Frauen mit einander reden; und obgleich Josepha Cibula eine Christin ist und ich eine Jüdin bin, werden wir uns doch verstehen."

„Du bist mein liebes, weises Weib.“

„Und weißt du: ich werde unseren Knaben mit mir nehmen.“

„Warum nicht auch Makkabea?“

Aber Dozia wollte sich nur von ihrem Sohn nach dem exkommunizierten Piatra begleiten lassen.

* 17 *

Dozia bringt Josepha die erlösenden Worte

Frühzeitig am nächsten Morgen tat Dozia ein dunkles Gewand an, legte einen schwarzen Schleier über ihr Haar und ihre Stirn, rief Asarja und ging mit diesem zu Baruch Kolon, dem Jehuda seines Weibes Vorhaben berichtet hatte. Der Patriarch segnete seine Schwieger und seinen Enkel für ihren schweren Weg und sprach: „Möchtet ihr Frieden geben und nehmen.“

Nun gingen sie fort; doch Asarja wußte noch nicht, wohin er seine Mutter begleiten sollte.

Alle, die in Reï-mi-Bal auf der Gasse waren, grüßten das Weib ihres Rabbiners ehrfurchtsvoll und schauten der hohen Frauengestalt verwundert nach; denn in der letzten Zeit geschah es selten, daß man die schöne Dozia außerhalb ihres Hauses zu sehen bekam. Seitdem die vertriebenen Juden von Tar fest und sicher in ihrem schnellaufblühenden Dorf saßen, zeigte sie sich der Gemeinde nur im Betsaal.

Dozia nachblickend, sagten die Juden zueinander: „Wandelt sie nicht dahin wie eine Königin?“

Und keiner dachte bei ihrem Anblick daran, daß die Mutter der stolzesten und tugendhaftesten Tochter des jüdischen Stammes eine Christin gewesen; dermaßen erfreuten sich die Juden an Dozias Schönheit und Hoheit, und so sichtbarlich lag der göttliche Geist Israels auf diesem Weibe.

Es war ein glanzvoller Septembermorgen, an dem die Jüdin mit ihrem Sohn diesen frühen Ausgang unternahm. Der Schlucht entstieg eine leichte Dunstwolke, die, von den Sonnenstrahlen getroffen, in einen Nebel diamantener Funken zerstob. Zuweilen wurde zwischen einem solchen Strahlengeriesel ein Stück Fels

oder Wald sichtbar. Hoch in den Lüften leuchteten unter einem tiefblauen Himmel frisch beschneite Gipfel so licht, als wäre dort oben der ewige Tag.

„Wohin gehen wir, Mutter?" hatte Asarja wiederholt gefragt, aber stets eine ausweichende Antwort erhalten. Er war niedergeschlagen, weil Makkabea zu Hause gelassen worden war, und kam sich wie im Unrecht gegen die Schwester vor. Auch mußte er immer von neuem staunen und darüber sinnen, daß seine Großmutter eine Christin gewesen. Was würde Ilja Dozana dazu sagen? Seitdem sie ihm das Leben gerettet, hatte er sie nie wieder gesehen; und dann wunderten und kümmerten sich seine Eltern, daß er immer noch zu kranken schien, obgleich seine Wunden bereits geheilt waren.

Schon war vom Ausgang des Ortes an die neue Straße mit Steinen gepflastert. Sie führte eine lange Strecke durch Äcker, deren Früchte bereits zum größten Teil geerntet und eingebracht waren. Den angebauten Feldern folgte ein weites Stück Rodung, das für den Getreidebau vorbereitet wurde. Ehe sie in den Wald traten, kamen sie an dem Stollen vorüber, den die Juden in den Kryvan getrieben, um nach Erzen zu suchen, nach Silber und Gold.

Dozia beachtete und betrachtete alles; sie sah, daß der Juden Werk gesegnet war. Doch je größer ihr der Segen erschien, um so mehr fiel es ihr drückend auf das Herz: leicht war es gewesen, den Ort Reï-mi-Bal zu gründen — leicht, weil es Müh und Arbeit gewesen — aber schwer würde es sein, den Segen Reï-mi-Bals zu ertragen — schwer, weil er nicht Lohn, sondern Spende war. Und Dozia fühlte sich in tiefster Seele bekümmert, daß man die Stätte nach ihren Worten getauft hatte.

Sie gingen denselben Weg, auf dem damals die Waldleute den besinnungslosen Asarja getragen. Plötzlich wußte der Knabe, wohin er seine Mutter begleiten sollte: Zu Ilja Dozana!

Sein Trübsinn wich von ihm wie Nebel im Sonnenlicht. Der Glanz des Tages spiegelte sich auf seinem bleichen Gesichte wieder. Er lief von seiner Mutter fort und pflückte Blumen, bereit, sich zum zweiten Mal steinigen zu lassen. Dozia merkte sogleich, für wen ihr Sohn sich mit Blüten belud, und beschloß

im stillen, heute die beiden Mütter zu besuchen. Demütig wollte sie bei beiden vor der Tür stehen bleiben, wenn man sie nicht einlassen sollte.

Sie überschritten den Bach und gelangten jenseits desselben auf das Gebiet der Christen. Sogleich ward ihr Weg schattig, die Landschaft wild und unbebaut.

Plötzlich sagte Asarja, der wieder neben der Mutter herging: „Ich weiß auch, warum der Jude die Felsen herabstürzte."

Dozia mußte sich besinnen, was der Knabe meinte. Dann sagte sie: „Er hatte sich oben im Wald verstiegen und fiel ab."

„Er hatte unten im Wald Maria Cibula gesehen und wollte zu ihr hinunter," rief Asarja triumphierend.

Seine Mutter mußte lächeln.

Sie kamen nach dem exkommunizierten Piatra: weil Dozia nicht an der neuen Kirche vorbeigewollt, hatten sie einen weiten Umweg gemacht.

Trotz des Sonntags waren nur wenige Menschen auf der Gasse. Auch hier blieben alle stehen, auch hier schauten alle auf das Judenweib; aber mit Blicken, unter denen Dozia ihr Haupt sinken ließ — nicht aus Furcht, sondern aus Trauer. Mit einer jähen Bewegung riß sie Asarja an sich, sein Gesicht fest an ihren Leib pressend, wie um ihren Sohn vor diesen Blicken zu schützen.

Da vernahm sie hinter sich Stimmen; dumpfe, schauerliche, fürchterliche Töne. Es waren jedoch keine Verwünschungen, die ihr nachgerufen wurden, sondern Klagen, die einem Verstorbenen galten. Erbebend wich Dozia, so weit sie vermochte, beiseite, den Leichenzug an sich vorbeizulassen.

Der Tote lag im offenen Sarge; es war ein Mann. Deutlich konnte Dozia das fahle, starre Gesicht sehen. Nicht vom Todeskampf war dieses Antlitz so gräßlich entstellt; ein ganz anderer, ein viel entsetzlicherer Ausdruck lag darauf: wie ewiger Haß, wie ewige Qual und ewige Verzweiflung.

Und wie voll ewiger Verzweiflung erschallten die Klagen um diesen in Verdammnis dahingegangenen, geächteten Christen.

Als die Trauernden das Judenweib erblickten, ward das dumpfe, vieltönige Gemurmel zu einem einzigen gellenden Aufschrei: „Auf die Knie, Jüdin!"

Keiner hob seine Hand gegen sie, keiner wich aus dem Zuge; aber alle schrien ihr zu: „Auf die Knie!"

Dozia umschlang ihren Knaben, nahm ihm seine Blumen aus dem Arm, warf diese mitten auf den Weg, grade vor die Bahre, und zog dann Asarja mit sich nieder. Nicht aus Furcht vor den Lebenden kniete sie, sondern aus Ehrfurcht vor dem Toten.

Aber auch als die Bahre mit dem Leichnam an ihr vorüber war, blieb sie noch auf den Knien liegen und erhob sich erst, als der letzte des langen Trauergeleits an ihr vorbeigekommen war. Das tat Dozia, weil sie sich auch vor den Lebenden demütigen wollte; sie tat es mit ihrem Sohn im Namen ihres ganzen Volkes.

Die alte Russka kauerte vor dem Hause im Sonnenschein, hielt den Rosenkranz zwischen den knöchernen, gekrümmten Fingern und plapperte vor sich hin, dieselbe Litanei wie damals, als sie noch die junge Russka gewesen war und Maria Cibula auf ihren Knien geschaukelt hatte.

Seitdem Piatra geächtet worden, tat sie nichts anderes, als irgendwo zu kauern, wo es warm war: entweder im Hause am Herdfeuer oder vor dem Hause im Sonnenschein, und sie tat nichts anderes als mit dem Rosenkranz in der Hand vor sich hin zu plappern. Da sie kaum noch schlief, trieb sie das unheimliche Wesen beinahe die ganze Nacht hindurch. Auch durfte sie keinen Augenblick verlieren, um sich die ewige Seligkeit zusammenzubeten. Denn da auch sie geächtet war, so würde auch sie eines unchristlichen Todes sterben; und da in Piatra keine Messen mehr gelesen werden durften, so würde auch für ihre arme Seele nichts geschehen, diese aus den Flammen des Fegefeuers zu erlösen. Demnach mußte Russka für sich selbst sorgen. Neunzig Jahr war sie alt, lebte sie bis hundert, so durfte sie hoffen, nach zehn Jahren unaufhörlichen Betens ihre Seligkeit zusammengebetet zu haben. So mußte sie denn nebenbei auch darum beten, hundert Jahre alt zu werden; und sie betete nebenbei um das Verderben der Juden, von denen sie nur zwei kannte und mühsam unterschied: der eine hieß Pilatus und hatte den Heiland zum Tod verurteilt, der andere hieß Simeon und hatte Maria Cibula einen Liebestrank eingegeben. Durch den

einen war das Erbübel in die Welt — nach Piatra! gekommen, der andere trug Schuld, daß in der Welt keine Messen mehr gelesen werden durften und die Menschen sterben mußten wie Tiere!

Seitdem in der Welt keine Messen mehr gelesen wurden, ging alles drunter und drüber, seitdem war keine Ordnung mehr auf der Welt: statt erst beim jüngsten Gericht zu erstehen, standen die Toten schon jetzt wieder auf! Am hellen, lichten Tage gingen sie durch die Gassen, kamen zu den Häusern und redeten die Lebendigen an. Mit der Stimme der toten Maria Cibula rief es am hellen, lichten Tage Russka an; aber Russka wunderte sich über nichts mehr; kaum, daß sie mit ihren halb erloschenen Augen auffah, als sie mit Maria Cibulas Stimme sich fragen hörte: „Ist Josepha Cibula im Hause?"

Russka plapperte fort und fort; denn um der toten Maria Cibula willen mochte sie von ihrer ewigen Seligkeit keine Stunde einbüßen. Doch nickte sie.

„So geh hinein und sage ihr, daß sie herauskomme."

Toten muß man gehorchen, sonst nehmen sie einen mit und Russka wollte hundert Jahre alt werden. So raffte sie sich denn auf, wankte ins Haus und in die Kammer, wo Josepha bei ihrem Linnen stand. Michael Cibula war nicht zu Hause.

Verdrießlich, daß sie um der toten Maria Cibula willen ihr Beten unterbrechen mußte, sagte Russka: „Ich soll dich rufen. Die tote Maria Cibula steht draußen vor der Tür und will mit dir reden."

Und sie fuhr sogleich mit doppeltem Eifer in ihrer gestörten Andacht fort.

Josepha starrte die Alte mit Entsetzen an, aber Russka bekümmerte sich nicht weiter um ihre Herrin; da sie nicht hinaus zu der toten Maria Cibula mochte, schlich sie in die Küche an den Herd.

Nun wollte zwar Josepha nicht hundert Jahr alt werden, sondern hätte sich lieber heute als morgen ins Grab gelegt; aber so voller Sünden, wie sie war, und ohne ein einzigesmal von ihrem Manne freundlich angeblickt worden zu sein, mochte sie doch nicht in die Verdammnis eingehen. Also folgte sie gehorsam dem Ruf der toten Maria Cibula und begab sich mit wankenden Knien zur Tür.

Da sah sie vor dem Hause das wunderschöne Judenweib stehen, an ihrer Hand den Knaben, den ihr Sohn beinahe getötet hatte. Aber so sehr ihr auch vor dem Geist Maria Cibulas grauen mochte, wäre ihr die Erscheinung der Toten lieber gewesen als der Besuch dieser Lebendigen.

Bangend trat sie vor — nicht über die Schwelle; stumm stand sie da.

„Sei mir gegrüßt, wenn du auch nicht von mir gegrüßt sein willst," begann Dozia mit ihrer tiefen, klangvollen Stimme. „Ich bringe dir meinen Sohn. Siehe, er ist wieder heil und wohl. Der Herr, unser aller allmächtiger Gott, segne den deinen."

„Er ist mit seinem Vater im Walde," stammelte Josepha, deren Augen sich bei den weichen Worten der jüdischen Mutter mit Tränen gefüllt hatten — die ersten, die sie seit langer Zeit weinen konnte.

Dozia beugte sich zu Asarja herab und flüsterte ihm etwas zu, worauf der Knabe von ihr fort, tiefer in den Garten hinein ging.

Nun trat die Jüdin vor — bis zur Schwelle, deutete auf dieselbe und sagte leise: „Auf dieser Schwelle hat meine Mutter Mirjam, welche Maria Cibula hieß, als Kind und Jungfrau gesessen — die Schwelle dieses Hauses sei gesegnet immerdar."

Josepha wußte nicht, wie ihr geschah. Diese herrliche Frau, der sie nicht ohne Scheu ins Gesicht sehen konnte, die Tochter Maria Cibulas, der Verwünschten und Verdammten, für deren arme Seele sie manche Stunde in heimlichem Gebet auf den Knien gelegen! Und dieser Maria Cibula Tochter stand vor ihr und segnete die Schwelle ihres Hauses, über welche die Mutter heimlich mit ihrem satanischen Buhlen entwichen war. Und der Enkel Maria Cibulas war es gewesen, den ihr Urs, nachdem er schon der Schwester ins Antlitz geschlagen, hatte steinigen wollen.

Das arme Weib wußte nicht aus noch ein. Kaum vermochte sie ihres Mannes zu gedenken und dessen wütenden Hasses.

Dozia gewahrte die Angst der Christin und fühlte Mitleid mit ihrer Not. Hätte Josepha sie aufgefordert, mit ihr ins Haus ihrer Mutter zu treten, sie hätte abweisend den Kopf geschüttelt. Um einer solchen Einladung zuvorzukommen, bat sie: „Gewähre, daß ich mich niedersetze auf diese Schwelle, die das Gedächtnis

an meine Mutter Mirjam für mich weiht, daß sie mir der köstlichste und heiligste Platz der Welt ist. Ich bin müde von dem langen und schweren Leid, welches ich um meine Mutter gelitten, und möchte auf dieser Schwelle einen Augenblick davon ausruhen."

Und sie setzte sich — zu Josephas Füßen.

Diese regte sich nicht. Obgleich ihr Kleid das Gewand der Jüdin streifte und sie der unheiligen Berührung hätte ausweichen sollen, blieb sie unbeweglich. — Wenn grade jetzt Michael Cibula nach Hause gekommen wäre!

Als sei sie mutterseelenallein, lehnte Dozia ihr Haupt gegen den Türpfosten, schlang beide Arme um ihr Knie, und gerade vor sich hin, auf die Blumen des Gartens sehend, begann sie zu Josepha zu sprechen, als rede sie mit sich selbst: „Die Welt ist voller Jammer und Trübsal. Keiner kann sich dagegen wehren, alle müssen es sich über sich ergehen lassen, wie sie über sich ergehen lassen müssen Frühling und Herbst, Sommer und Winter, Regen und Wind, den himmlischen Tag und die göttliche Nacht. Also kommt auch Jammer und Trübsal über die Menschen und sind beide Kinder Gottes, wie Glück und Freude Kinder Gottes sind. Deshalb sollen wir nicht murren, sondern flehen, daß unsere Herzen stark werden und fest unsere Seelen. Denn nur schwache und kleinmütige Herzen verzagen, wenn sie der züchtigt, der sie liebt.

Und Schuld und Sünde sind in der Welt. Gleich Dieben und Räubern schleichen sie sich in das Herz und stehlen es Gott und rauben das Herz dem Himmel. Dann wachsen Jammer und Trübsal, wie eine Wasserflut wächst; und es gibt keine andere Rettung, als mit seiner sündigen Seele hineinzustürzen in das Meer von Leiden und Reue. Dann wird der Geist Gottes schweben über den Wassern, und aus den Fluten, darin der Geist Gottes lebt, wird steigen der entsündigte Mensch."

Ein Schluchzen, wie aus der Brust eines Gemarterten kommend, unterbrach Dozias Rede. Da sie sich umwandte, blickte sie in ein Frauengesicht, so blaß von Leiden, so entstellt von Jammer und Trübsal, daß die Jüdin vermeinte, in das Antlitz jenes allerschmerzlichsten Weibes zu sehen, welches die Christen abbildeten mit einem Schwert im Herzen.

Unaufhaltsam entstürzten Josephas Augen die Tränen und ihr war, als löse sich damit das Feuer in ihrer Brust und rinne dahin in flammenden Tropfen. Doch da Dozia aufstehen und zu der Weinenden treten wollte, bat diese sie mit unwiderstehlicher Gebärde sitzen zu bleiben und weiter zu reden. Und Dozia, dem Weibe Michael Cibulas näher rückend, redete weiter — —

„Und in der Welt sind Haß und Liebe! — — Niemand weiß, woher sie kommen, aber jeder fühlt, wohin sie gehen: gerade ins Herz! Und jedermanns Herz bewältigen sie, daß aus der Menschen Haß und Liebe werden kann Jammer und Trübsal, so groß wie sonst nichts auf der Welt, eine Not, die aufschreit zum Himmel. Denn es kann kommen, daß der Mensch haßt, was er lieben sollte, und liebt, was er hassen möchte; und es kann geschehen, daß er haßt, wo er geliebt wird und liebt, wo er gehaßt wird. Und es ist nicht zu sagen, welcher Jammer von beiden der größere ist.

Es könnte ein solcher Mensch, dessen Liebe der andere nicht sieht, oder nicht sehen mag, zweifeln an der Liebe des allmächtigen und allgütigen Gottes.

Aber für einen solchen Menschen ist ein gewaltiges Wort gesprochen worden, ein Wort, so göttlich und groß, daß es die verzweifelnde Seele aus einem Abgrund emporhebt in die offenen Himmel hinein. Es heißt dieses Wort: Wenn ich dich lieb habe, was geht es dich an?

Aber wie wir nun einmal geschaffen sind, wir müssen unser Heimlichstes und Heiligstes, unsere Liebe, einander laut ins Gesicht sagen; sonst vermeinen wir nicht bestehen zu können. Viele von uns empfinden das Wort; aber nur wenige wissen, daß allerheimlichste Liebe allerheiligste Liebe ist.

Und ist alles Göttliche auf Erden mit dem einen Worte gesagt: Wenn ich dich lieb habe, was geht es dich an?“

Josepha weinte nicht mehr. Sie, welche Michael Cibula heimlich liebte, welche durch ihre heimliche Liebe so voll Jammer und Trübsal war, so voller Schuld und Sünden geworden, daß ihre Seele in einem Meer von Leiden und Reue unterging, dieses unselige Weib fühlte in den Worten der Jüdin den Geist der Menschenliebe und lauschte darauf, als würde ihr mit Engelszungen

das Evangelium gepredigt! Denn es verkündete Josepha ihr Allerheiligstes, das war ihre allerheimlichste Liebe: „Wenn ich dich lieb habe, was geht es dich an?"

Dann erklärte Dozia, weshalb sie das alles sagte: „Um den Jammer und die Trübsal zu deuten, um zu deuten die Sünde und die Schuld, welche durch die heimliche Liebe des Juden Simeon ihren Anfang nahm.

Um den Haß zu deuten, der entstanden, weil für den Juden Simeon nicht das Wort Gottes geschrieben stand. Denn er ging hin und offenbarte der Christin Maria seine Liebe, die, wenn sie die allerheimlichste geblieben, die allerheiligste geworden wäre.

Auch das ist eine schwere Schuld, daß Juden und Christen nicht unterlassen können, einander ihren Haß zu offenbaren, da doch geschrieben steht, daß wir nicht hassen sollen. Und es sollten Juden und Christen zu dem einen Gott nur ein Gebet haben; und dieses gemeinsame Gebet sollte lauten: Herr, laß uns beginnen, einander heimlich zu lieben, so heimlich, daß keiner von dem anderen weiß, daß jeder zu dem anderen sagen würde: Was geht es dich an?"

Dozia schwieg; aber Josepha saß in solcher Verzückung, daß sie das Verstummen der weichen Stimme gar nicht merkte.

Wie im Herbst welke Blätter vom Baume fallen, so fiel von ihr der Jammer ab, so fiel von ihr ab ihre Schuld — wie im Frühling junge Blätter am Baume sprießen, so wurde ihr Leben wieder geboren. Ihre Liebe war die heilige, denn sie war heimliche Liebe! Was ging es Michael Cibula an, wenn sein Weib ihn lieb hatte?!

Dozia hatte sich zu Josepha emporgerichtet und flüsterte ihr zu: „Auf dieser Schwelle saß meine Mutter Maria, ein unschuldiges Kind, das nichts wußte von Haß — von dieser Schwelle wich meine Mutter Mirjam, ein schuldvolles Weib, das viel wußte von Liebe. — — Josepha Cibula, sollen nicht auch wir auf dieser Schwelle sitzen und nichts wissen von Haß, aber viel wissen von Liebe? Josepha Cibula — um unserer unschuldigen Kinder willen sollten wir Mütter in allerheimlichster Liebe auf dieser Schwelle sitzen, damit unsere Kinder ihrer Mütter Segen empfangen, der stärker ist als der Väter Fluch."

Und Dozia schlug ihre herrlichen Augen zu Josepha auf, so daß Michael Cibulas Weib von dem leuchtenden Blick willenlos, unwiderstehlich, gewaltsam zu ihr gezogen ward, hin an das erlösende Herz dieser Jüdin.

* 18 *

Weshalb Michael Cibula zu Stefan Dozana kam

Urs hatte seinen Vater in den Wald begleitet. Auf dem Heimweg wurde er nicht müde, ihn zu fragen: „Wann gehen wir wieder in den schwarzen Grund?"

„Hast du solche Eile, dahin zu kommen?"

„Wir wollten uns ja am See ein Haus bauen."

„Warum wollten wir das?"

„Weil wir keine törichten Menschen sind."

„Du hast gut behalten. Aber die Bären und Geister?"

„Pah, die!" rief Urs mit unendlicher Verachtung; dann triumphierte er: „Aber die großen Forellen."

„Richtig, die großen Forellen! Ich will es mir überlegen."

Seit den letzten Wochen tat Michael Cibula nichts anderes, als sich die Sache zu überlegen. Die Not in Piatra wuchs und wuchs, es mußte dagegen etwas getan werden; es mußte ein neues Piatra entstehen, ein Piatra, welches nicht das Judendorf täglich vor Augen hatte, ein Piatra, das des Bannes los und ledig wurde, ohne sich dem Bischof zu unterwerfen, ohne sich seiner Rechte und Freiheiten zu begeben. Zuerst mußte das eine, dann das andere geschehen. Zunächst mußten die Bauern ihren wahnwitzigen Aberglauben in bezug auf den schwarzen Grund fahren lassen und ihre Geisterscheu vor dem herrlichen Tal verlieren: zunächst mußten sie erkennen, was für ein gesegneter Grund es sei. Erst wenn das vollbracht war, erst dann konnte ein gewaltsames Losreißen von dem alten unheilvollen Boden erfolgen, erst dann ein Verpflanzen aller Lebenswurzeln in die neue lichte und heilsame Stätte. Es mußte ein Anfang gemacht werden — mit ihm und seinem Hause! Aber immer noch schwankte Michael Cibula, immer noch überlegte er.

Sie hatten sich in ihrer großen Not so fest an ihn geklammert. Wenn er ging, wer blieb dann zurück, an den sie sich halten konnten?

Stefan Dozana blieb, der verfluchte, der geächtete Priester, den jetzt alle verleugneten, von dem jetzt alle sich abwendeten. Auf Stefan Dozana würde er sich jetzt verlassen können.

Es war am Nachmittag, als Michael Cibula aus dem Wald zurückkehrte. Eigentlich hatte er bis zum späten Abend ausbleiben wollen; doch ein Gefühl, beinahe wie gewaltige Sehnsucht, packte ihn plötzlich und trieb ihn nach Hause. In der ganzen vergangenen Woche hatte er sein Weib kaum zu sehen bekommen; Josepha schwand gleich einem Schatten dahin. Trotzdem sie seit der großen Rede ihres Mannes vor dem Bischof die angesehenste Bäuerin von Piatra geworden, ging sie umher, gleichsam mit zermalmtem Herzen. Was Michael Cibula damals im geheimen befürchtet, weshalb er Josepha, als sie ihm an jenem Tage mit offenen Armen entgegenkam und dann vor ihm hinstürzte, liegen gelassen hatte, war nicht geschehen: nie trat ein Wort der Klage über Piatras Geschick auf ihre Lippen. Diese blieben jetzt Tage lang geschlossen, so daß Michael Cibula seiner Frau gern gute Worte gegeben hätte, damit sie ihren Mund aufgetan, wäre es auch zu dem schweren Vorwurf gewesen, daß durch ihn der ungeheure Jammer über Piatra gekommen.

Aber Josepha schwieg und es schwieg Michael Cibula; und doch schwebten beiden die Worte auf den Lippen, beide hätten die Lippen nur zu öffnen brauchen, um die erlösenden Worte zu sprechen.

Aber zwischen beider Herzen lagen Argwohn, Leid und Schuld; und sobald ein guter Genius ihrem stummen Jammer Sprache leihen wollte, wurde ihr Mund von jenen Dämonen geschlossen gehalten.

Je näher Michael Cibula heute dem Dorfe kam, um so mehr beschleunigte er seine Schritte, so daß Urs schließlich mit glühendem Gesicht neben seinem Vater herlief. Doch da Michael Cibula, um die Ecke seines Hauses biegend, in Josephas Blumengärtchen trat, blieb er plötzlich stehen, seinen Augen nicht trauend. Auf der Schwelle seines Hauses, neben seinem Weibe, saß die Jüdin

von Tar und ihr Knabe stand neben seinem Weib, mit einem Gesicht, als wäre er hier zu Hause. Christin und Jüdin hielten sich gleich Schwestern umfaßt und die Christin lächelte die Jüdin glückselig an; dann flüsterten die beiden Frauen zusammen, und nun lächelte auch die Jüdin.

Hätte Michael Cibula sein Weib in den Armen Stefan Dozanas oder tot auf der Schwelle gefunden, es wäre ihm ein lieberer Anblick gewesen.

Mächtig war sein Zorn, aber noch mächtiger sein Schmerz über diesen ungeheuren Verrat.

Jetzt schrie neben ihm Urs angstvoll auf: „Mutter!"

Mit einer jähen Bewegung wandte sich Josepha um.

Da übermannten Michael Cibula Schmerz und Zorn. Vor stürzte er, um die Jüdin mit ihrer Brut von der Schwelle seines Hauses zu treiben, um sein Weib für die ihm angetane Schmach zu züchtigen.

Schon hatte er gegen Dozia die Hand erhoben, als Josepha ihm zurief: „Sie ist die Tochter deiner Schwester Maria!"

Michael Cibula taumelte zurück, als ob er mit der erhobenen Hand sich selber gezüchtigt hätte.

Dozia war aufgestanden, sie sagte: „Der Geist meiner Mutter kam über mich, da ich von ihr zu deinem Weibe sprach. Er zog dein Weib zu mir hin. Verzeihe ihr, sie konnte nicht tun, wie sie um deinetwillen gern getan hätte; sie konnte mich und meinen Knaben nicht von dieser Schwelle weisen. Denn der Toten Wille ist mächtiger als der der Lebendigen; und der Wille meiner toten Mutter war es, welcher mich und meinen Sohn zu dieser Schwelle geführt."

Michael Cibula stieß eine Verwünschung aus — das einzige, was er zu reden vermochte. Da nahm Dozia Asarja bei der Hand und trat mit dem Knaben weit von der Schwelle zurück.

„Frieden zu geben und Frieden zu nehmen, bin ich gekommen," sprach sie laut und feierlich. „Lässest du mich und meinen Sohn in ewigem Unfrieden von dieser Schwelle gehen?"

Sie sah ihn flehend an.

Aber Michael Cibula, seiner kaum mehr mächtig, winkte ihr heftig zu, zu gehen.

Und Dozia ging.

Kaum war sie fort, als sich Urs laut weinend an den Hals seiner Mutter warf. Ohne Weib und Sohn eines Blickes zu würdigen, begab er sich ins Haus, in die Kammer, wo an der Wand das große Weihwasserbecken hing. Es war das letzte gesegnete Wasser, welches sich in Piatra befand, und solange das Dorf im Bann lag, war keine Hoffnung vorhanden, neues zu bekommen.

Michael Cibula nahm das Becken, ging damit hinaus und schüttete das geweihte Wasser bis auf den letzten Tropfen über die entheiligte Schwelle, so daß für sein entweihtes Weib kein Tropfen übrig blieb. Doch tat er Josepha nichts an, nur den Knaben riß er ihr fort. Darauf schloß er sich in der Kammer bei seinem Holzbilde ein, mit dem er wiederum eine lange Unterredung hatte.

Wunderlich aber erging es Josepha. Anstatt ganz gebrochen zu sein, blieb sie durch das erlösende Wort der Jüdin wie neubelebt. Sie tröstete ihren Knaben, sah nach den Mägden und bekümmerte sich mit besonderer Sorgfalt um das Nachtmahl, an dem jedoch ihr Mann nicht teilnahm. Solches geschah zum erstenmal in ihrer Ehe; Josepha mußte dem verwirrten Gesinde sagen, daß der Bauer unpaß sei, welche Nachricht neues Staunen hervorrief, denn: Michael Cibula unpaß!

Frühzeitig schickte Josepha die Dienstleute und Urs zu Bett, sie selbst blieb in einer sonderbaren Tätigkeit fast die ganze Nacht hindurch auf. Fast die ganze Nacht hindurch packte sie Kisten und Truhen voll Linnen, Gewänder und sonstiger Frauensachen; grade als wollte sie am nächsten Morgen von ihrem Mann fort. Sie tat diese Arbeit mit beinah heiterer Geschäftigkeit. Dabei gebärdete sie sich wunderlich. Sie konnte zuweilen ein Stück, das sie bereits in der Hand hielt, wieder fortlegen, mit gefalteten Händen dastehen, lächeln und murmeln: „Wenn ich ihn lieb habe, was geht es ihn an?"

So trieb sie es, bis der Morgen graute, bei allem Jammer und Elend, bei aller Schuld, Sünde und Reue, glückselig über die allerheimlichste und allerheiligste Liebe.

Am nächsten Morgen zeigte sich Michael Cibula zur gewöhnlichen Stunde im Hause, sah nach dem Nötigen, befahl indessen

Dinge, über welche Knechte und Mägde im geheimen verwundert die Köpfe schüttelten; ein lautes Wort darüber wagten sie selbst nicht hinter Michael Cibulas Rücken. Einer der Knechte wurde nach dem Hirten hinauf geschickt mit dem Gebot, sogleich die Herde nach Piatra herabzutreiben — in der ersten Septemberwoche! Die anderen erhielten ähnliche, unverständliche Weisungen; alle Arbeit im Wald ward unterlassen, keiner durfte sich vom Hause entfernen.

Josepha, ohne daß ihr Mann es ihr aufgetragen hätte, setzte die Tätigkeit der Nacht den ganzen Tag fort und beruhigte die aufgeregten Mägde. Gleich nach dem Mittagsmahl legte Michael Cibula seine Sonntagskleider an und verließ das Haus. Mit feierlichem Gesicht trat er bei einem seiner Nachbarn ein, der zu den Häuptern der Gemeinde gehörte. Der alte Bauer merkte sogleich, daß etwas Ungewöhnliches den Nachbarn zu ihm führte, trieb alle, die im Zimmer waren, hinaus, setzte sich dann seinem Gast gegenüber und wartete schweigend, daß dieser reden würde. Ohne Einleitung oder Umschweif, der nicht in Michael Cibulas Art lag, sagte er gerade heraus: „Ich komme zu dir, um dir zu melden, daß ich aus Piatra fort will."

„Du willst aus Piatra fort — —"

Und fast daß das Haupt der Gemeinde aufgesprungen wäre. Seitdem es Bauern von Piatra auf der Welt gab, hatte noch kein Bauer aus Piatra fort wollen. Dem Gemeindehaupt wirbelten die Gedanken im Kopf wie Spreu im Winde. Er mußte das Unerhörte noch einmal hören; und so fragte er denn, als hätte er nicht recht verstanden: „Du willst aus Piatra fort, du, Michael Cibula?"

„Ich will fort; mit meinem ganzen Hause will ich fort," erklärte dieser mit einer Stimme und Miene, als wäre er entschlossen, keine Katze, die zu seinem Hause gehörte, zurückzulassen.

„Mit deinem ganzen Hause willst du fort?"

„Und du sollst mir dazu deine Genehmigung geben."

Das Haupt der Gemeinde hatte bei dem Wirbelwind in seinem Kopf seine Gedanken immer noch nicht sammeln können. So vermochte er denn nur sein Haupt zu schütteln und mit möglichst nachdenklichem Gesicht zu murmeln: „Meine Genehmigung —

nun ja — daß du fort willst von Piatra — mit deinem ganzen Hause — — Sagtest du nicht so?"

„So sagt' ich."

Da erleuchtete den Mann plötzlich ein Gedanke: die Sache mußte vor die Gemeinde.

„Die Sache muß vor die Gemeinde."

„Das mag sein. Jetzt frage ich dich: erteilst du mir deine Genehmigung, oder erteilst du sie mir nicht? Denn ich will nichts tun ohne die Genehmigung der Gemeinde — weil es einmal so Brauch bei uns ist."

„Meine Genehmigung hast du. Aber es muß vor die Gemeinde kommen. Warum willst du von Piatra fort — mit deinem ganzen Hause?"

„Das ist meine Sache."

„Wohl wegen des Bannes?"

„Das ist meine Sache. Ich will mit meinem ganzen Hause in den schwarzen Grund übersiedeln."

„Wohin?!"

„In den schwarzen Grund! Dort will ich mir mit der Genehmigung der Gemeinde ein neues Haus bauen, und die Gemeinde soll mir im schwarzen Grund ein Stück Ackerland zuerteilen, auch Weide und Wald."

„Ackerland — Weide — und Wald — im schwarzen Grund — —"

„Nirgends sonstwo!"

Das war zu viel. Alles, was das Haupt der Gemeinde noch zu denken und zu sagen vermochte, war: „Wenn ein Bauer von Piatra sich ein neues Haus baut, so helfen die anderen ihm bauen."

„So ist es in Piatra Brauch."

„Mit der Genehmigung der Gemeinde werden die Bauern dir helfen, dein neues Haus zu bauen."

„Gut — mit der Genehmigung der Gemeinde."

„Wir wollen dir alle helfen im schwarzen Grund."

„Dank euch allen! Es soll aber noch nicht darüber geredet werden."

„Nur in der Gemeinde."

„Und höre: wenn ich gehe, bleibt doch Stefan Dozana zurück."

„Freilich bleibt der zurück."

„Er wird euch meine Meinung über alles sagen.“

„Deine Meinung — — Stefan Dozana?!“

„Daß ihr euch nicht untersteht, auf ihn nicht zu hören!“

Damit entfernte sich Michael Cibula.

Er ging zu einem anderen Haupt der Gemeinde, er ging zu allen. Allen trug er mit demselben feierlichen Antlitz sein Anliegen vor. Einen jeden ersuchte er um Genehmigung, Piatra mit seinem ganzen Hause verlassen zu dürfen, von jedem erbat er sich im schwarzen Grund Weide und Wald und die Erlaubnis, daselbst ein Haus aufzurichten. Jeden einzelnen bedeutete er: Michael Cibula ginge, aber Stefan Dozana bliebe. Überall begegnete er dumpfem Staunen, Mißtrauen und Zweifel, hie und da schweigendem Vorwurf: jetzt willst du fort von uns?! Bei allen erweckte sein plötzlicher Entschluß Verwirrung und Trauer.

Aber alle erteilten ihm die erbetene Erlaubnis, alle verhießen, mit ihm zu kommen und ihm das Haus bauen, auch den Acker bestellen zu helfen, — da er den Acker nun einmal haben wollte. Keiner versuchte ihn zu warnen und ihm abzureden, keiner bat ihn, zu bleiben; denn alle kannten ihn.

Noch spät am Tage kamen sie im Gemeindehause zusammen. Als sie dort die Sache berieten, war Michael Cibula nicht dabei. Alle schauten auf seinen leeren Platz und alle erinnerten sich heute der Worte, die er einst von diesem Platz aus zu den Bauern von Piatra gesprochen. Sie hatten aus seinem Munde viele harte und wilde Worte vernommen, aber stets waren es gerechte, oft gewaltige Worte gewesen. Und nun sollte diese mächtige Cibula-Stimme für immer im Rat der Gemeinde verstummen?! Es traf aller Herzen, so daß es war, als stünden die Häupter der Gemeinde an einer offenen Gruft.

Der aber, um den sie trauerten, hatte an diesem Tage noch einen letzten Gang zu tun; denn noch war Michael Cibula nicht bei allen gewesen, noch fehlte der letzte: Stefan Dozana.

Stefan Dozana befand sich in dem Zimmer, darin die Unterredung mit dem Bischof stattgefunden hatte. Wieder stand das Fenster offen und wieder drängte sich, an dem Fliederbusch vorbei, der wachhaltende Zweig herein; blütenlos, mit großen, dunklen Blättern.

Und wieder war der Tisch bedeckt mit vergilbten Schriften und grauen Dokumenten; und vor den ehrwürdigen Papieren, welche die Freiheit Piatras bedeuteten, saß in dem Stuhl, darin Bischof Mauritius gesessen, Stefan Dozana, das Gesicht mit einem eigentümlich gespannten Ausdruck über die Urkunden gebeugt.

So trieb er es seit vielen Wochen Tag und Nacht. Oft, wenn er draußen im Walde war, packte ihn eine jähe Angst um diese Papiere, daß er rasch umkehrte, als stünde Piatra in Flammen. Dasselbe geschah ihm, wenn er vor der Kirche den wenigen, die noch auf ihn hörten, predigte. Er vermochte dann kaum auszureden, eilte nach Hause, schloß sich in sein Zimmer ein, las und studierte, als enthielten die Schriften die Verkündigung alles Heils. Oder er fuhr nachts aus dem Schlaf empor, wie von einem Alp gedrückt, zündete Licht an und saß, gleich einem Geizhals bei seinen Schätzen, die Nacht hindurch über die fahlen Blätter gebeugt, welche die unverletzlichen Rechte und ewigen Freiheiten der Bauern von Piatra verbrieften. Er untersuchte die Urkunden, bis sein Gesicht immer bleicher und verstörter wurde, nicht anders, als entdecke er, daß seine Schätze falsches Gold und Silber wären und, was er für Edelsteine gehalten, wertlose Scherben. Oft scheuchte ihn erst die aufgehende Sonne hinweg.

Mehr und mehr bemächtigte sich seiner Seele ein entsetzlicher Argwohn. Wie, wenn die Bauern von Piatra jenem Geizhalse glichen, der Schätze zu besitzen vermeinte und Scherben besaß? Wenn der Bischof recht hätte: wenn die ehrwürdigen Schriften verjährt, die geweihten Urkunden ungültig wären?! Wie, wenn die alten, heiligen Rechte und Freiheiten der Bauern von Piatra gar nicht mehr bestünden?!

Es glich dem Wahnsinn, was bei solchen Gedanken in dem Hirn Stefan Dozanas aufstieg, darin zuckte und wühlte, daß ihm oft war, als würde sein Kopf von Ameisen zernagt.

Noch hatte er keine Bestimmtheit erlangt, noch vermutete und beargwöhnte er nur. Und es erhöhte seine Qual, daß er, der unwissende Waldpriester, es wohl niemals mit voller Gewißheit würde ergründen können. Vielleicht täuschte er sich — vielleicht! Und da war niemand, dem er seine Zweifel und Qualen verraten durfte, niemand, den er in das Geheimnis zu ziehen wagte.

Er mußte der Beichte gedenken und wie viele vor ihm ihre Seelen entlastet hatten — was für ein Trost mußte das jenen gewesen sein! Stefan Dozana ging umher, fast erdrückt von Qualen, die er keinem Priester verraten konnte. Auch durfte er keinem Sachverständigen die Schriften vorlegen, daß dieser sie prüfe und über ihre Gültigkeit entscheide. Beinahe mit Gewalt hatte der Bischof sie nehmen wollen, so daß Stefan Dozana das Eigentum der Bauern von Piatra beinahe mit Gewalt vor ihm und seinem Gefolge hatte schützen müssen. Und des Bischofs letzte Worte zu Stefan Dozana hatten die Drohung enthalten, zur Untersuchung dieser Papiere einen Sachverständigen und Rechtsgelehrten nach Piatra senden zu wollen. Wenn dieser nun eintraf? Und er konnte jeden Tag eintreffen! Jeden Morgen, wenn Stefan Dozana erwachte, dachte er: ob er heute wohl kommt? Und was dann? Was dann, wenn der sachverständige Mann die Papiere einsah, sie wertlos befand, solches dem Bischof und aller Welt bekannt machte, der Kirche und dem Reich? Wenn sie dann alle kamen, alle etwas von Piatra haben wollten; wenn dann die Bauern ohne ihre Rechte und Freiheiten dastünden — —

Was dann?

Dann die Unfreiheit!

So oft an seine Tür gepocht wurde, fuhr er zusammen und sah mit einem Blick auf, als habe er einen Mord begangen und erwarte, die Häscher eintreten zu sehen. Heute dunkelte es bereits, als Stefan Dozana zusammenschreckte und gespannten Blickes auf die Türe sah: es hatte gepocht und Michael Cibula trat ein.

Mit den in Piatra üblichen Worten grüßte Michael Cibula den Priester, mit den üblichen Worten antwortete dieser. Dann ging er schweren Schrittes und setzte seinem Besucher einen Stuhl hin. Doch Michael Cibula blieb stehen. Ein schwüles Schweigen herrschte in dem dunklen Raum; schnell brach die Nacht herein.

„Ich komme,“ begann endlich Michael Cibula, „weil zu den Häuptern der Gemeinde der Priester gehört, und weil ich heute bei allen gewesen bin in einer Sache, die die Gemeinde angeht.“

„Einer, auf dem die Acht liegt, ist kein Priester mehr. Du hättest nicht zu kommen brauchen.“

„Für mich ist der ein Priester, den ich dafür halte, und dich halte ich für einen Priester, trotz des Bischofs und seiner Acht, die auf mir nicht minder liegt."

„Das ganze letzte Jahr, da ich noch Priester und ungeächtet war, und wo du mich hättest in der Kirche aufsuchen können, kamst du nicht."

„Nein, da kam ich nicht," wiederholte Michael Cibula langsam und schwerfällig. Er setzte hinzu: „Auch mein Weib kam da nicht. Und wärst du heute noch ungebannt und ihnen allen noch ein Priester, und könnte ich dich in der Kirche aufsuchen, so käme ich auch heute nicht zu dir — weder ich noch mein Weib! Denn während du im letzten Jahr allen noch als ein Priester galtest, warst du mir keiner mehr. Erst als du in unserer Halle allein standest und dich vom Bischof allein wolltest ächten und bannen lassen, um unserer Rechte und unserer Freiheiten willen, erst da galtest du mir wieder als Priester. Jetzt weißt du, wie es steht zwischen dir und mir; und jetzt will ich dir sagen, weshalb ich gekommen bin."

Schwer aufatmend schwieg er.

Stefan Dozana stand und schaute unverwandt durch das Fenster. Er beobachtete, wie Wald und Berg mehr und mehr in Dunkelheit sanken, wie der Fliederbusch sich schwarz gegen die noch helle Luft abhob. Jetzt bewegte der Abendwind die Zweige.

Eine Magd kam mit Licht. Jählings wendete sich Stefan Dozana um, so daß der Lichtstrahl ihn blendete und er die Hand vor die Augen legen mußte. Heftig gebot er, das Licht wieder hinauszutragen.

Wie in einem Blitze hatte er Michael Cibulas Gesicht aufleuchten sehen; und auf einmal — zum erstenmal — erkannte er, wie schön und mächtig dieses Gesicht war. Erst als das Zimmer wieder dunkel geworden, nahm er die Hand von den Augen.

„Du wolltest mir sagen, weshalb du zu mir kamst."

„Um dir zu sagen, daß du in Piatra fortan der einzige sein wirst."

„Wie meinst du das?"

„Daß ich von Piatra fortgehe und daß du der einzige bist, der mit einer starken Stimme zum Mahnen hier bleibt."

„Du gehst von Piatra fort?"

„Schon morgen."

„Wohin gehst du?"

„In den schwarzen Grund — mit meinem ganzen Hause."

Hätte er jetzt Stefan Dozana ins Gesicht sehen können! Aber Stefan Dozana hatte sich bereits wieder dem Fenster zugewendet. — — Was für ein Gesicht mochte er gemacht haben, da er plötzlich vernahm, daß Michael Cibula fortging. Um jetzt einen Augenblick in der Seele dieses Priesters lesen zu können, hätte Michael Cibula die Qualen des Fegefeuers um ein Jahrtausend länger erleiden mögen. Da er Stefan Dozana nicht ins Gesicht sehen konnte, wollte er wenigstens auf dessen Stimme lauschen. Wehe dem Weibe und wehe dem Priester, hätte ein einziger Ton in seiner Stimme die Prüfung vor Michael Cibula nicht bestanden!

Da sagte Stefan Dozana: „Ich weiß, warum du fortgehst."

Michael Cibula mußte diese Stimme freisprechen — in jedem Ton! Nicht einmal erstickter Triumph bebte in ihr auf. Kein Triumph, daß der siegreiche Feind ging und der Zurückbleibende Piatra für sich allein hatte.

„Ich weiß, warum du fortgehst," wiederholte Stefan Dozana.

„Nun?"

„Da wir die Juden nicht vertreiben können, willst du versuchen, uns von hier zu vertreiben."

„Das will ich."

„Aber die Bauern von Piatra werden sich nicht vertreiben lassen."

„So leicht nicht."

„Wie willst du es anfangen?"

„Das laß meine Sorge sein."

„Deine Sorge allein?"

Michael Cibula zauderte zu antworten; darauf meinte er bedächtig: „Das käme darauf an."

Eine Pause; dann Stefan Dozana leise, mit heiserem Flüstern: „Als ich damals in der Halle allein stand, da tratest du zu mir. Als alle mich verließen, da — —"

Er stockte; es schnürte ihm beinahe die Kehle zu.

Doch als hätte der andere gar nicht gesprochen, nahm Michael Cibula den Satz wieder auf: „Das käme darauf an — ob es meine Sache allein sein soll. Es ist eine große Sache, die ich

mit keinem teilen möchte. Es ist gewissermaßen eine heilige Sache. Ich weiß nicht, ob ich meinen eigenen Bruder daran teilnehmen lassen würde — nur meinen Sohn. Aber mein Sohn ist ein Knabe. Die großen und heiligen Dinge, die er für die Himmelskönigin und für die Bauern von Piatra vollbringen soll, liegen noch weit in der Zukunft. Die Sache selbst aber muß ich allein tun. Du wirst auch darin wieder gegen mich sein; hast du doch die Juden zu uns gebracht, hast du doch Piatra eine neue Kirche gegeben "

Die letzten Worte klangen dem Priester, als erhielte er einen Faustschlag ins Gesicht. Ein wütender Kampf tobte in seiner Brust. Michael Cibula hörte sein heftiges Atmen; er wartete eine Weile und fuhr dann fort: „Ich gehe, du bleibst; weil ich gehe, frage ich dich: wie gedenkst du es fortan hier zu halten? Gedenkst du dem Bischof auch ferner das Recht zu versagen, das er sich angemaßt, den Bauern von Piatra Befehle zu erteilen; und gedenkst du unsere Freiheiten trotz des Bannes und der Acht, die auf uns liegen, vor diesem Bischof und vor allen, die daran rühren, zu verteidigen; oder bist du Sinnes, dich bald zu ergeben? Da ich zu dir trat, fand ich dich mit finsterem Antlitz bei den Schriften, welche diese Rechte und Freiheiten der Bauern vor Gott und aller Welt beurkunden: gedenkst du sie den Bauern von Piatra aufrecht zu erhalten, mit aller deiner Kraft, in allem, was uns in jenen Schriften von den Vätern her zuerkannt worden? Darauf sollst du mir jetzt antworten, als stünde ich vor dir in der Kirche und du sprächest zu mir über der Hostie."

Und Stefan Dozana erwiderte: „Ich sage dir, als ob ich in der Kirche stünde und die Hostie zwischen uns hielte: trotz Bann und Acht gedenke ich dem Bischof zu widerstehen und gegen ihn alle unsere Rechte und Freiheiten zu schützen mit aller meiner Kraft! Ich gedenke, die Heiligkeit dieser Urkunden aufrecht zu erhalten vor Gott und vor aller Welt, als ob ich — Michael Cibula hieße."

Die beiden Todfeinde standen in der Finsternis einander gegenüber; jeder suchte in des anderen Mienen zu lesen, und beide fühlten, wie ihre Augen ineinander ruhten.

Und Michael Cibula wußte, daß er würde in Frieden dahinziehen können — insofern es für einen Cibula Frieden gab — in Frieden mit seinem ganzen Hause im schwarzen Grund für die Cibula ein neues Haus erbauen, in Frieden seinen Acker bestellen und seine Herde würde weiden können, bis alles gediehen war zu der großen und heiligen Tat, die ganz Piatra den Frieden wiedergeben sollte.

Nachdem er Stefan Dozana mitgeteilt hatte, weshalb er zu ihm gekommen, hätte er wieder gehen können. Doch zauderte er noch. Denn da Stefan Dozana ihm jetzt wieder als Priester galt, hätte er ihm gern gebeichtet, ganz gleich, ob hier im Hause oder in der Kirche. Freilich, von seinem Weibe mußte er auch diesesmal schweigen; indessen etwas anderes lastete ihm schwer auf dem Herzen. So sagte er denn mit der Stimme und in dem Tonfall, die er sich angewöhnt hatte, im Beichtstuhl anzunehmen: „Ich bekenne mich auch einer Sünde schuldig, die ich wie keine andere bereue."

Gleichsam in der Erwartung, Stefan Dozana werde mit der üblichen Formel entgegnen, schwieg er. Da jener stumm blieb, bekannte Michael Cibula weiter: „Als ich gestern heimkehrte, fand ich vor meinem Hause bei meiner Frau eine Jüdin mit ihrem Knaben: Dozia, des Rabbiners Jehuda Kolon Weib, mit dem Buben, den mein Sohn fast zu Tode gesteinigt. Und es ist dieses Judenweib die Tochter meiner Schwester Maria."

Stefan Dozana entfuhr ein Ausruf des Staunens; sonst aber schwieg er. Nach einer Pause setzte Michael Cibula sein seltsames Bekenntnis fort.

„Sie kam, um mir Frieden zu bieten, ich jedoch hieß sie gehen und sprengte geweihtes Wasser über die Stelle, auf dem die Jüdin gesessen, und war und bin noch voller Zorn gegen mich selbst. Denn als ich meiner Schwester Maria Tochter, die doch eine verfluchte Jüdin ist, von meinem Weib und meinem Hause forttrieb, da dauerte mich plötzlich die stolze Frau. Und es ist dieses Mitleid die Sünde, die ich mir von allem, was ich bisher gesündigt habe, am wenigsten verzeihen kann."

Und ohne für die schwer bereute Schuld von dem Priester, dem er sie gebeichtet hatte, Absolution zu verlangen, verließ Michael Cibula das Haus seines Feindes.

* 19 *

Der letzte Tag im Hause Cibula

Michael Cibula wunderte sich, daß er genau ebenso anfing wie alle anderen Tage. Um von diesem letzten Tage keine Minute zu verlieren, stand er schon beim Morgengrauen auf und ging in den Wald.

Die Sterne erblaßten. Um alle Dinge webte sich grauer Nebelschein, wie solcher über den Wassern gelegen haben mochte, ehe der Geist Gottes das Licht von der Finsternis schied. Zuerst streifte ein göttlicher Hauch den Himmel. Ein Schimmer zitterte darüber hin, der von Minute zu Minute mehr zu einem hellen Glanz wurde. Vom Himmel stieg es dann zur Erde nieder.

Als unwiderstehlicher Sieger kam der Tag. Er berührte mit seinem Flammenstabe die Alpengipfel, daß diese auflohten. Es empfingen die Täler das Feuersignal; sie sollten sich vorbereiten, bald würden aus ihnen die Schatten entweichen.

Nun regten sich drunten geschäftig die Nebel. Der Morgenwind jagte die Dünste auf, trieb sie aus den Schluchten, riß sie von den Klippen. Plötzlich erstrahlte es über dem Krywan, als bräche aus seinem Felsenhaupt eine Quelle glühenden Goldes hervor. Sie stieg und stieg — die Sonne.

Daß die Sonne an dem letzten Tage, da im alten Hause der Cibula Söhne dieses Geschlechtes wohnten, genau ebenso aufging wie an tausend anderen Tagen!

Michael Cibula sah alles, wie er es tausendmal gesehen hatte, aber er begriff nicht recht, daß er es genau ebenso sah. Dann versuchte er, sich vorzustellen, wie es sein würde, wenn er nicht mehr da war? Alles würde sein, als lebten er und sein Sohn ruhig im Hause der Cibula weiter. Nach hundert Jahren, wenn es in der Verrös längst kein Piatra mehr gab; nach tausend Jahren, wenn im schwarzen Grund vielleicht kein Cibula mehr lebte — immer würde es hier bleiben, wie es heute war. Geschlechter kamen und Geschlechter gingen, aber die Natur blieb dieselbe: ein vergehendes Menschengeschlecht vermochte ihr Ant-

litz so wenig zu verändern wie ein verwelkendes Blatt. — —
Und Michael Cibula fühlte, wie ein Schauer ihn überlief. Sein Geist empfing an diesem letzten Tage die Ahnung dessen, was Ewigkeit sei.

Dann kehrte er zurück. Er ging die Pfade durch den Wald und das öde Gestein mit der Empfindung, als gäbe es für ihn keine Möglichkeit, sie je noch einmal wieder zu gehen, als sei er der letzte Mensch, der hier schreite. Mit bedeutsamem Blick betrachtete er diesen und jenen ihm wohl bekannten Baum oder Fels, beinahe mit der sichern Gewißheit: Baum und Fels wüßten, daß Michael Cibula an ihnen vorbeiging und niemals wieder vorbeigehen würde.

Als er dann sein Haus vor sich sah, von der Sonne beschienen, von Herbstblumen umblüht, mit der wirklichen Rauchwolke über dem Dach, erschrak er, als stünde er plötzlich einem Menschen gegenüber, den er heute noch ermorden wollte.

Da fiel ihm ein, daß sein Weib noch von gar nichts wußte; denn er hatte die Häupter der Gemeinde gebeten, über sein Vorhaben bis zum Morgen zu schweigen. Vielleicht hatte Urs geplaudert. Aber wie hätte Josepha aus dem Geschwätz des Knaben die Wahrheit erkennen können? Und er — er hatte ihr nichts verraten von dem, was seine Seele bewegte. Angstvoll hütete er vor seinem Weibe, was seine Seele barg, damit ja keine der vielen Hüllen, die er sorgsam über sein Inneres gebreitet hielt, von einem Windstoß der Erregung aufgeweht würde und Josepha plötzlich hätte erblicken können, was er an Heimlichem und Heiligem in sich trug. Je wilder es in seinem Gemüt tobte, um so stummer lebte er neben jener dahin, eher den Feind in seinem Innern lesen lassend, als seinem Weibe gönnend, mit ihm zu leiden.

Und nun sollte er den größten Schmerz seines Lebens enthüllen! Denn so viel ahnte er doch, daß sein Weib so blind nicht an seiner Seite dahingelebt, um nicht zu wissen, daß er sich selbst ins Herz traf, wenn er sich selbst von Piatra vertrieb. Aber er wollte Josepha ihre Auswanderung ankündigen, ohne dabei nur mit der Wimper zu zucken; er wollte ihr von seiner Selbstverbannung reden, als handle es sich um einen gleichgültigen Gang, von dem sie morgen zurückkommen würden. In ihr

Gesicht wollte er dabei sehen! Von Stefan Dozanas Mienen hatte er gestern keinen Zug erkennen können; und hatte er gestern Stefan Dozanas Stimme freisprechen müssen, so wollte er heute über Josephas Stimme und Gesicht zu Gericht sitzen, und wehe ihr, mußte er über sie das Schuldig aussprechen.

Dann stand er im Garten unter Josephas Blumen und sah hinüber nach der Schwelle seines Hauses, wo gestern an der Seite seines Weibes das Judenweib kauerte. Aus den dunklen und doch so sanften Augen seiner Schwester Maria hatte die Vergangenheit ihn angestarrt, mit der tiefen und doch so weichen Stimme seiner Schwester Maria hatte sie zu ihm gesprochen, mahnend und flehend zugleich. Nach Frieden verlangend war diese Stimme ertönt; und in einem Seufzer über den ewigen Unfrieden, den er begehrte, war sie verklungen.

Aber in seiner Seele redete die verklungene Stimme noch immer. Sie sprach zu ihm von seinen Kinderzeiten, er hörte sie das Eiapopeia singen, mit dem er in Schlaf gewiegt worden war. Denn die Stimme seiner Mutter war in einem Liebeswort erstorben, da er mit einem Schrei zum Leben erwachte: die Stimme jener Maria war Schwester- und Mutterstimme zugleich für ihn gewesen. Und dieselbe Stimme flüsterte ihm von den Spielen, die das Kind auf den Knien dieser mütterlichen Schwester gespielt; sie raunte ihm von den Gebeten, die sie den Knaben gelehrt hatte; sie mahnte ihn daran, daß ihm einst der Name Maria als der Name zweier heiliger Wesen erschienen war: der Gottesmutter und seiner holdseligen Schwester! Dann aber wich die Vergangenheit von der Schwelle seines Hauses; und immer noch klagte er sich der Sünde an, daß er fast Mitleid gefühlt hatte, da er sie vertrieb.

Josepha war bereits zu Bett gewesen, als ihr Mann in der vergangenen Nacht nach Hause gekommen war. Zu Tode ermattet von der Gewalt des neuen Daseins, das sie seit kurzem führte, war sie in dem Augenblick, da sie Michael Cibulas Schritte vernahm, mit dem Bewußtsein seiner Nähe fest eingeschlafen. Als sie früh erwachte, verrichtete auch sie, anstatt wie sonst vor dem Bild der Muttergottes, ihre Morgenandacht

draußen vor dem Feuerbildnis der aufgehenden Sonne. Dann ging sie ins Haus, und ihr Mann trat zu ihr in die Kammer.

Stumm grüßte er, ließ sich seinen Morgenimbiß bringen und verzehrte ihn bis auf den letzten Bissen. Nachdem Josepha abgeräumt hatte, sagte er in seiner rohen Weise: „Du mußt sogleich die Flachskammer räumen und dein Linnen zusammenpacken lassen, auch sonst allen Hausrat."

Dabei beobachtete er sie scharf. Wie, wenn sie bei seinen nächsten Worten totenblaß würde oder gar laut aufschrie — — Er glaubte nicht recht zu verstehen, als Josepha ruhig erwiderte: „Die Flachskammer habe ich schon gestern geräumt, auch alles Linnen gepackt. Mit dem Hausrat kann das heute geschehen, damit wir morgen fortkommen."

„Fort — wohin?"

„Ich denke, in den schwarzen Grund."

„So haben die Bauern also doch ihren Weibern geschwatzt," rief Michael Cibula zornig.

„Keine hat mir etwas gesagt."

„Dann hat der Bube geplaudert."

„Urs verriet mir: er wisse etwas, aber er dürfe nichts sagen."

„Woher weißt du es denn?"

Er wandte sich von ihr ab und machte sich am Tisch zu tun. Leise sagte Josepha: „Ich weiß es längst." Und gerade als wollte sie sich entschuldigen, setzte sie noch leiser hinzu: „Es war nicht schwer, es zu wissen."

„Es war nicht schwer, es zu wissen?" stieß Michael Cibula hervor. Aber er fragte nicht, weshalb es ihr nicht schwer gewesen, zu wissen, was in seiner tiefsten Seele vorging. Sich ein Herz fassend, gestand sie: „Lange Zeit wartete ich, daß du kommen und es mir sagen würdest. Beinahe hätte ich dich schon im Frühling gebeten, von hier fortzugehen; denn eher gewinnen wir doch keinen Frieden! Aber da kam der Bischof und ächtete uns, und da mußtest du bleiben. Nun aber wird es wohl nötig sein, fort zu gehen."

Als Michael Cibula sie mit solchen klaren Worten aussprechen hörte, was er ihr so sorgfältig zu verheimlichen gesucht; als er vernahm, daß sie schon längst seine Vertraute gewesen, die sein

Leiden gekannt, von seinen Kämpfen gewußt hatte; als es sich enthüllte, daß eine Andere — die Mutter seines Sohnes! — lange Zeit schweigend mit ihm zusammen gekämpft und gelitten hatte und vielleicht noch elender gewesen war, als er selbst: da ging eine gewaltige Erschütterung durch den Mann. So mußte es einem zu Mut sein, der bei dichter Finsternis in ungeheurer Einsamkeit zu wandeln vermeint und sich auf einmal vertraulich bei der Hand gefaßt fühlt. Kaum, daß Michael Cibula zu murmeln vermochte: „Gehst du so gern von hier fort, daß du die Zeit nicht erwarten kannst?"

Josepha schwieg.

„So antworte doch!" fuhr er auf.

Doch Josepha antwortete nicht. Da mußte er wohl oder übel aufschauen — um sich sogleich wieder abzuwenden. Denn mit welchem Blick sah sein Weib ihn an, Gott im Himmel, mit welchem Blick! Sein Herz begann zu klopfen, daß es ihm den Atem benahm, gegen seine Schläfen pochte das Blut. Ein Schwindel ergriff ihn. Vor seinen Augen wirbelte ein Heer goldiger Punkte auf — — Er kannte seine eigene Stimme nicht mehr, als er sagte: „Nun ja — ich weiß — du bist — —" Er wollte sagen: Du bist mein geliebtes Weib! sagte aber: „Ich weiß, du bist nicht so, wie andere Frauen sind."

Wie sie niemals, auch vor ihrem Sündenfall nicht, gewagt hatte, zu ihrem Manne zu reden, so redete Josepha jetzt zu ihm.

„Es ist gewiß so am besten, — du wirst gewiß wissen, weshalb es so am besten ist. Wir ziehen fort und bauen uns ein neues Haus: im schwarzen Grund, oder wo es auch sei. Du bist überall der Michael Cibula von Piatra, und ich kann überall stolz auf dich sein, — wie im Frühling, als der Bischof da war und du dir und den Bauern von ihm kein Unrecht zufügen lassen wolltest. Damals war ich so stolz auf dich, daß ich umfiel, als ich dich kommen sah — vor lauter Stolz und Freude! So stolz werde ich auch im schwarzen Grunde auf dich sein, was immer du tun und treiben wirst. Denn alles, was du tust, wird gut und zum besten sein."

„Meinst du?"

„Ja," antwortete Josepha feierlich, als würde sie vor dem Altar gefragt, ob sie an Gott glaubte.

Das Sprechen fiel Michael Cibula immer noch schwer; jedes Wort kam wie aus einer wunden Brust über seine Lippen.

„Der schwarze Grund ist verrufen. Es sollen Geister dort umgehen und Bären darin hausen, so viele wie Murmeltiere."

Er wußte, was sie darauf antworten würde, wollte es jedoch von ihr hören, und lauschte mit angehaltenem Atem. Als Josepha ihm erwiderte, daß sie die Geister und Bären nicht scheute, mußte er an Urs denken, und was der Knabe ihm damals über die Mutter gesagt: daß sie überall hingehen würde, wo der Vater hinginge. Was der Bube alles wußte, manches sogar besser als sein Vater! Dann wurde Michael Cibula beredt: „Du wirst sehen, es ist schön droben: Weide und Wald wie nirgend wo anders. Und so viel Sonnenschein! 's ist ein See droben mit Forellen, so groß — wahrhaftig so groß wie bei uns die Lämmer.

„Wie die Lämmer?!"

Und Josepha lachte. So leise es gewesen war, so hatte sie doch gelacht. Michael Cibula hätte beinahe laut aufgeschluchzt. Kein Wort konnte er mehr sagen.

„Wir bauen uns im schwarzen Grunde ein neues Haus," plante Josepha. „Der Stall muß aber größer sein als der unsere hier. Denn wenn es dort droben so gute Weide gibt, so können wir mehr Vieh halten als hier unten. Dann ziehe ich alle unsere Kälber auf. Und einen Heuschuppen müssen wir bauen, auch einen kleinen Hühnerstall. Hier hat es das liebe Federvieh gar zu erbärmlich gehabt; das lief so herum, die Hühner konnten legen, wohin sie wollten. Das schickt sich nicht."

„Das schickt sich gar nicht!" rief Michael Cibula aufgebracht und über Josephas vagabondierendes Federvieh mit lebhaftem Unwillen den Kopf schüttelnd, als wäre das eine Sache, die eigentlich vor die Gemeinde müßte.

„Unsere Bienen nehmen wir doch auch mit?" fragte Josepha, bedachte sich und meinte etwas niedergeschlagen: „Es wird dort keine Blumen geben."

„Alles steht voll von Blumen," versicherte Michael Cibula mit strahlender Miene.

„Dann werden wir gleich diesen Herbst zwei neue Stöcke herrichten müssen. Wie freue ich mich!"

Nun vertraute er ihr an, wobei er sich zu ihr hinbeugte — ganz nah!

„Wir bekommen auch einen Acker. Was meinst du, sollen wir darauf bauen? Diesen Herbst noch.“

„Weizen.“

Da freute sich auch Michael Cibula.

Eine Stunde später wußte ganz Piatra: Michael Cibula geht in den schwarzen Grund! Und ganz Piatra wußte: die Juden haben es Michael Cibula mit dem bösen Blick angetan; uns werden sie es auch noch antun, uns werden sie auch noch aus unseren Häusern vertreiben.

Ganz Piatra lief vor dem Hause der Cibula zusammen, klagend, als ob darin ein Sterbender sei. Am meisten lamentierten die Weiber über Josepha, weil diese so heiter tat: das könne nicht mit rechten Dingen zugehen!

Im geheimen freuten sich die meisten über das Auswandern der Cibula; denn nun hofften sie, und zwar womöglich sogleich, von ihren Männern zu erreichen, daß die Juden vertrieben würden, damit sie womöglich am nächsten Sonntag wieder zur Messe würden gehen können.

Das Gesinde zeigte verstörte Mienen. Der Bauer hatte jedem freigestellt, mit ihm zu gehen oder zu bleiben. Nun wußten die Leute nicht, was tun. Da trat Josepha zu den Schwankenden, sprach sie freundlich an, doch ohne ihnen zuzureden. Endlich entschlossen sich alle, Michael Cibula in den schwarzen Grund zu begleiten.

Vollkommen gleichgültig nahm Russka die große Nachricht von der Übersiedlung auf. Wenn man nur an einen Ort zog, wo es sich beten ließ. Und da sie das überall konnte, nur im Grabe nicht, so war ihr jeder Ort recht, der nicht das Grab war.

Voll lauten Jubels war Urs, als habe er keine Heimat zu verlieren. Glückselig lief er bald zur Mutter, bald zum Vater und tat, als sehe er Ilja Dozana nicht, die seit dem Morgen scheu und traurig in der Ferne stand. Auch die anderen Kinder wagten sich heute nicht zu dem Knaben hin: die Auswanderung seines Vaters hatte Urs einen Nimbus verliehen, grade als wäre ihm Vater oder Mutter gestorben.

Später kamen die Häupter der Gemeinde und boten, dem Brauche gemäß, Michael Cibula nochmals mit aller Feierlichkeit an, ihm sein neues Haus zimmern zu helfen. Mit den üblichen feierlichen Worten dankte Michael Cibula. Josepha brachte Speisen und Getränk; und da von dem Vorgesetzten kein Bissen und kein Schluck übrig gelassen werden durfte und für jeden Mann so viel auf dem Tische stand, daß ihrer drei hätten satt werden können, so blieb zum Reden nicht viel Zeit.

Auch Stefan Dozana kam, auch ihm mußte Josepha die Hand reichen. Mit dem Blick eines Tigers, der seine Beute belauert, spähte Michael Cibula aus einem Winkel des Zimmers nach dem Paare hinüber. Doch weil er nur Josepha ansah, entging ihm der geisterhafte Ausdruck auf Stefan Dozanas Gesicht.

Als die Dämmerung anbrach, ward im Hause der Cibula die letzte Habe verpackt. Josepha konnte sich beim Anblick der leeren Räume nicht mehr vorstellen, daß sie jemals wohnlich gewesen waren. Jeder Gegenstand hatte darin seinen bestimmten Platz gehabt, an dem er schon vor hundert und aberhundert Jahren gestanden, und der Enkel hatte ihn für ebenso unverrückbar gehalten wie der Ahn. Auch Michael Cibula blickte voll dumpfer Verwunderung auf die Verödung seines Vaterhauses. Schon wie es hatte geschehen können, daß die braunen gewaltigen Schränke, die mächtigen Bettladen, die wuchtigen Tische und Truhen auseinander genommen und als gewöhnliche Bretter über einander geschichtet wurden, allein das deuchte dem Cibula eine unerhörte Sache zu sein.

Wie um sich in diesem Wirrwarr zurecht zu finden und für Augen und Geist einen Anhalt zu gewinnen, klammerte sich sein Blick an das Marienbild. Denn dieses mit dem Tisch darunter, war das einzige, was man für die Nacht noch an seiner Stelle gelassen. Höhnisch starrten die gespenstischen Augen des Holzbildes auf die leeren Räume herab, daß Cibula über den feindseligen Ausdruck auf dem Antlitz seines Idols erschrak: trug er doch seit dem Morgen das Bildnis seines leise auflachenden Weibes im Herzen.

Dann stand Josepha zum letzten Mal in ihrem Garten. Zum letzten Mal sah sie, wie aus der Schlucht die Dunkelheit heraufwuchs, höher und höher, mächtiger und mächtiger. Ein Heer schattenhafter Giganten krochen die Schatten den schönen Felsen-

leib des Krywan hinauf; rings umher Finsternis verbreitend, verschlangen sie das Dorf der Juden, ihre Felder und Wälder, verschlangen sie das ganze Gebirge mit seinem letzten Tagesschein auf den Gipfeln, verschlangen sie den ganzen Himmel — —

Josepha war's, als wälzte sich der Tod herauf, und plötzlich empfand sie den Abschied von der Heimat, daß sie, wie in jähen körperlichen Schmerzen, leise aufstöhnte. Da funkelte über ihr der erste Stern, groß, still und leuchtend.

Als wollte das schöne Himmelslicht ihren Gedanken den Weg weisen, schwebte es langsam am Firmament empor.

Wunderbar getröstet ging Josepha ins Haus, um zum letztenmal das Lämpchen vor dem Muttergottesbild mit Öl zu versorgen und die letzte Abendmahlzeit zu rüsten. Keiner durfte ihr dabei helfen. Als alles bereit stand, rief sie ihren Mann, den sie in seiner ausgeräumten Schnitzkammer fand, wo er beim Schein der letzten geweihten Kerze an seine Schnitzarbeit die letzte Hand legte: ein Heiliger, welcher der Muttergottes sein blutendes Herz darbrachte. Das Herz des Heiligen schnitzte Michael Cibula als letzte Arbeit in seinem Hause; aber statt daß an dem Herzen Blut herabfloß, ließ er eine schöne, hohe Flamme daraus aufschlagen.

Ruhig wartend stand Josepha hinter ihm.

Nachdem die Flamme aus dem Herzen des Heiligen aufgegangen, sagte sie laut und feierlich: „Komm und iß in diesem Hause das letzte Stück Brot und trinke in diesem Hause den letzten Schluck Milch — Gott der Herr gesegne dir beides."

„Amen," sprach Michael Cibula, stand auf, stellte den Heiligen nieder und legte das Schnitzmesser fort — aber nicht mehr an den alten Ort. Dann folgte er seinem Weibe.

Das Gesinde stand schon versammelt, auf den Bauern und die Bäuerin wartend; nur der Sohn des Hauses fehlte. Cibula schickte den Hirten, ihn zu suchen, aber nach einer Weile kam Mauro allein zurück. Josepha sah, wie ihr Mann die Stirn runzelte; sie glaubte zu wissen, wo der Knabe sei, und eilte hinaus, ihn zu holen.

Auf der Schwelle der alten Kirche, die Gras und Blumen überwucherten, saß Urs mit Ilja. Sie hielten sich fest umschlungen und hatten die Wangen aneinander gelehnt. Leise trat Josepha

hinzu, legte wie zum Segen ihre Hand auf die Stirnen beider Kinder, küßte sie beide. Dann zog sie ihren Knaben sanft in die Höhe und führte ihn nach Hause.

Als sie alle beisammen waren, sprach Michael Cibula das Tischgebet; darauf setzten sie sich, kaum wagend, mit den Stühlen zu rücken und den Löffel zu heben. Das letzte Mahl im Hause der Cibula ward eingenommen, als säßen die Geister aller derer mit zu Tisch, die in dem Hause, das die Enkel jetzt verlassen wollten, einst lebten und starben.

Dann kam die letzte Nacht im Hause der Cibula. Sie kam mit dunklem, feierlichem Weben, mit den heiligen, geheimnisvollen Schauern einer Brautnacht.

Ein Geist ging im Hause um. Aber es war nicht der ruhelose Schatten eines Cibula, sondern ein Seraph war's, ähnlich der Himmelsgestalt, die Asarja in seinen Fieberphantasien gesehen. Auf den Strahlen des Sternes, zu dem Josepha in ihrer Not aufgeblickt hatte, huschte es in das düstere Haus; es schlich durch die öden Kammern, und als es zu dem Bildnis der Muttergottes kam, hielt es mit stillem Lächeln die Hand über das Lämplein, damit die bösen Augen des Bildes nicht sahen, was nur gute Geister schauen durften.

Am frühen Morgen erwachte Michael Cibula. Ihm hatte geträumt, die Heilige sei aus dem Hause gewandelt; und so lebhaft war der Traum gewesen, daß er aufstehen wollte, um nachzusehen. Da fielen seine Augen auf das Gesicht seines Weibes neben ihm. Heller Sonnenschimmer verklärte es, daß Josepha aussah wie damals, als sie noch nicht Josepha Cibula hieß. Er konnte den Blick nicht davon abwenden und vergaß darüber den Traum und das Bildnis der Mutter Gottes.

Doch dann stand er leise auf, ging in den Garten und grub die Pflanzen aus, die er heimlich mitnehmen wollte: Josepha sollte in ihrer neuen Heimat unter ihren alten Blumen sitzen.

Vor allen anderen grub er Rosmarin aus; denn von Rosmarin ein Kranz hätte sein bräutliches Weib schmücken sollen an dem Abend vor der letzten Nacht, die Josepha im Hause ihres Gatten schlief.

* 20 *

Stefan Dozana kämpft im schwarzen Grund mit bösen Geistern und Bären

Ehe sie am nächsten Morgen fortzogen, begab sich Josepha in die Messe, daß alle es sahen. Eine Neugeschaffene schritt sie im Festgewand zum letztenmal über die Schwelle des Hauses, in Michael Cibulas Augen mit einer Hoheit umkleidet, als trüge sie eine unsichtbare Krone.

Langsam wandelte sie durch das Dorf, jeden freundlich grüßend. In der Nähe der alten Kirche begegnete ihr Stefan Dozana, der aus seinem Hause kam, um sich mit den Häuptern der Gemeinde bei Michael Cibula zu versammeln. Scheu trat der Priester vor dem Weibe seines Feindes zur Seite: wenn Josepha ihm jetzt allein im einsamen Walde begegnet wäre, hätte Stefan Dozana auch dort voller Ehrfurcht sie an sich vorüberschreiten lassen.

Sie ging in die neue Kirche. Wie erstaunte sie, als sie ihren Dornenkranz in den Händen der Himmelskönigin voller Rosen sah, die über Nacht erblüht zu sein schienen. Irgend eine fromme Hand hatte früh am Morgen der Dornenkrone diesen Blütenschmuck gegeben, aber Josephas gläubige Seele empfand es als ein Wunder: die heilige Jungfrau selbst hatte für das schuldige Weib Fürbitte getan, daß dieses nun vor Gott und den Menschen eine Entsündigte geworden war.

Nachdem sie ihre heiße Andacht verrichtet, eilte sie nach Hause, wo man sie bereits erwartete. Michael Cibula hatte die in der Nacht ausgegrabenen Pflanzen in der Wiege verwahrt, und es erschien ihm dieses alte Familienstück das einzige Gerät zu sein, würdig, von seinem Weib in die neue Heimat getragen zu werden. Er selbst half Josepha die Wiege auf das Haupt zu heben.

Dann brachen sie auf. Michael Cibula war der letzte, der das Haus verließ. Da er die Tür hinter sich zumachte und den Schlüssel umdrehte, war's ihm, als schlösse er einen Sarg. Er hatte das Gefühl, als stünde er an einem offenen Grabe und müßte dem toten Hause seiner Väter die Leichenrede halten: „Im

Glauben, daß du den Cibula Obdach und Wohnung gewähren würdest, solange in der Verrös die Berge stehen, wurdest du von einem Cibula erbaut. Hoch über der Tiefe leuchtetest du durch den Wald und fröhlich spielten auf deiner Schwelle die Kinder der Ahnen. Winterstürme brausten um deine Wände, Lenzeslüfte tauten von deinem Dache den Schnee, Sonnenbrand bräunte dich. Die Kinder, die auf deiner Schwelle gespielt, saßen dort als Jünglinge und Jungfrauen, als Väter und Mütter, als Greise und Greisinnen — wurden über deine Schwelle ins Grab getragen. Und es war einer wie der andere: starr und stolz, trotzig und treu, fest im Glauben, heiß im Lieben und heiß im Hassen, wild in Worten, aber gerecht in Taten. So erbte der Geist der Cibula von Geschlecht zu Geschlecht.

Geschlecht auf Geschlecht, du Haus der Cibula, ward in deinen Kammern geboren, ward über deine Schwelle hinausgetragen — Geschlecht auf Geschlecht sollte noch in deinen Kammern geboren und über deine Schwelle hinausgetragen werden. Aber da kam einer, der verläßt deine Kammern und zieht von dir hinweg gleich einem vertriebenen und flüchtigen Mann.

Noch stehen die Berge der Verrös, aber nie wieder wird auf der Schwelle des Hauses der Cibula ein Kind der Cibula spielen — — —"

Und Michael Cibula war zu Mut, als müßten zu dem Begräbnis seines Vaterhauses die Glocken der alten Kirche läuten, als müßte er in das offene Grab Schollen hinabwerfen.

Krachend war die Tür des vereinsamten Hauses zugeschlagen, knarrend hatte in dem Schloß der Schlüssel sich gedreht, den Michael Cibula jetzt herauszog und zu sich steckte; dann wandte er sich ab, seinem Weibe zu.

Ein großes Geleit folgte den auswandernden Cibula in ihre neue Heimat; alle Häupter der Gemeinde und viele der jüngeren Männer. Sie trugen die Habe der Cibula und waren sämtliche mit Heiligtümern gegen die bösen Gewalten des schwarzen Grundes versehen. Auch Stefan Dozana ging mit, auch er trug einen Packen. Das übrige Gut war den Kühen aufgebunden worden.

Allen voraus ging Urs. Er mußte das heilige Madonnenbild

der Cibula tragen, was dem Knaben jede Freude an dem Auszug benahm; mit finsterem Gesicht hielt er in beiden Armen das verhaßte Bildnis steif vor sich hin. Die Weiber beteten laut, die Männer sprachen den Chorus, so daß der Auszug der Cibula einer Wallfahrt von ganz Piatra glich.

Dort, wo sie den letzten Blick auf das Dorf hatten, rasteten sie zum ersten Mal; darauf sagte Michael Cibula zu den seinem Hause folgenden Weibern: „Kehrt jetzt zurück und bittet die Heiligen, daß sie euch mit euern Männern und Kindern, mit euerm Vieh und Habe bald denselben Weg ziehen lassen."

Da erhoben sämtliche Weiber von neuem ihr Jammergeschrei, umringten Josepha und beklagten ihr Schicksal, mit ihrem Mann in den verzauberten Grund ziehen zu müssen, unter Geister und Bären. Aber Josepha dankte den Frauen, tröstete sie und riet ihnen: „Tut, wie Michael Cibula euch sagt; denn er hat recht in allem und wird mit Hilfe der Heiligen alles zum besten wenden."

Da schrieen die Weiber über Josepha; es war nicht anders, als sähen sie diese bereits im Sarge. Und so, jammernd und wehklagend, traten sie den Heimweg an.

Unter tiefem Schweigen wurde die Reise fortgesetzt; man hörte nur das Rascheln des verdorrten Farrenkrautes unter den Füßen der Wanderer und das Rauschen der Wipfel. Zuweilen mußte dem Zuge mit der Axt der Weg gebahnt werden, zuweilen brüllte ein Rind auf, blökte kläglich ein Schaf; oder man vernahm plötzlich das schrille Murmeln Russkas, die zwei Mägde führten und die im Abbeten des Agnus nicht nachließ. Dann übertönte das Brausen des Wildbachs jedes andere Geräusch.

Den schwarzen Grund füllte der Glanz des herbstlichen Sonnentags. Der dunkle Wasserspiegel des trüben Blicks leuchtete auf, über die Wiesen hatte der scheidende Sommer seine letzten Blüten geschüttet, die herbstlichen Eschenwälder, die den ganzen Bergkessel umzogen, kränzten die düsteren Felsmassen mit gewaltigen golddiggelben und purpurroten Gewinden. Von allen Seiten wehten die Wasserfälle und Sturzbäche den Einziehenden entgegen und der Ozean der Luft schlug über den schimmernden Felsenkuppen mit azurnen Wellen zusammen.

So erblickten die Bauern von Piatra das gefürchtete Tal und schlugen das Kreuz gegen den Zauber. Stefan Dozana aber rief: „Wahrlich, auch hier sind die Heiligen!"

Nun nahm Michael Cibula seinem Sohn die Muttergottes ab und zeigte dem Bild das schöne Tal; da faßten die Bauern von Piatra Mut und folgten dem Bildnis. Sie gingen zum See, umschritten das Wasserbecken, bis sie zu dem mit Eschen bewaldeten Hügel gelangten. Hier gebot Michael Cibula Halt und sprach laut und feierlich: „Siehe, Maria, Gottesmutter, siehe die Stätte, wo stehen soll das neue Haus der Cibula, darin dein Name soll heilig gehalten werden, solange unter seinem Dach ein Cibula wohnt. Und hilf uns, Maria, Himmelskönigin, daß wir vor unseren Feinden, die deine Feinde sind, an dieser Stätte Ruhe gewinnen."

Mit seinen starren, grausamen Augen schaute das Bildnis auf die blühende Wiese, den leuchtenden See, das schimmernde Gebirg. Dann stellte es Michael Cibula auf einen von den Fluten umspülten Felsen und Josepha legte von ihren Blumen davor nieder. So wurde der Heiligen in der neuen Heimat der Cibula der Altar bereitet.

In dem trüben Blick spiegelte sich das fahle Antlitz des Byzantinerbildes; aber keiner gedachte des Fluches, der jeden, der hier in die Wellen schaute, seinem Spiegelbilde nach, in die Tiefe ziehen sollte.

Nun legten alle ihre Packen ab, das Gesinde überließ die Herde, die sich im schwarzen Grunde bereits heimisch zu fühlen schien, dem Hirten; alle rasteten und stärkten sich durch Speise und Trank. Darnach bestiegen die Männer den Hügel. Eine Wiese führte vom See sanft aufwärts zur Höhe, aber auf der anderen Seite gähnte ein schrecklicher Absturz, so daß Stefan Dozana, dicht an den Rand tretend, erschrocken zurückwich. Doch war der Platz herrlich, von Eschen beschattet, deren Stämme zwei Männer nur mit Mühe umspannen konnten, und deren Zweige bis zum Boden herabhingen: wer im Sonnenschein darunter stand, glaubte unter einer goldenen, mit Smaragden ausgelegten Kuppel zu stehen.

Und herrlich war von hier aus der Blick auf Tal und Ge-

birge, doch ward für Michael Cibula die schöne Rundsicht beinahe verdorben; denn dort, wo die Verrös lag, ragte ein graues, mächtiges Felsenhaupt auf: der Krivan.

Als er den Krivan sah, bedachte Michael Cibula, daß hier zwar für ihn und manchen anderen kein Platz sei, um heitere Umschau zu halten, wohl aber ein Ort, um angesichts jenes Berges dunklen Gedanken nachzuhängen und über finsteren Plänen zu brüten, und daß es gut sein würde, dem Platz eine Weihe zu geben. Zu Stefan Dozana tretend, sagte er zu seinem alten Feinde: „Damit du meine Meinung kennst, so wisse: nicht eher werde ich ruhen, als bis auf diesem Grund den Bauern von Piatra eine Kirche gebaut worden, von Christenhänden und aus den Bäumen dieses Waldes; sei nun dein Wille, mich daran zu hindern oder mich darin zu fördern."

Stefan Dozana las in Michael Cibulas Gesicht einen unerschütterlichen Entschluß. Er fragte: „Was hast du vor?"

„Wenn du an diesem Ort eine Kirche weihest, wirst du es erfahren haben."

Er wandte sich ab; der Priester sah ihm finster nach und dachte: Er will an Piatra sühnen, was ich an Piatra verbrochen habe. Niemals kann Friede sein zwischen uns.

Darauf machten sich die Männer daran, die für den Bau des Hauses nötigen Bäume zu bezeichnen. Doch Michael Cibula wehrte ihnen und erklärte: es sollte auf dem Hügel kein einziger Baum gefällt werden. Die Stämme für den Bau sollten an einer anderen Stelle genommen werden, deren Entfernung vom Ufer ziemlich beträchtlich war. Heftig wurde darüber hin und her gestritten. Als man schließlich Stefan Dozana nach seiner Meinung befragte, stimmte dieser Michael Cibula bei. Darauf geschah es so, wie letzterer gewollt hatte.

Michael Cibula und Stefan Dozana begannen zusammen auf dem Boden den Grundriß des Hauses aufzuzeichnen; die anderen errichteten unterdessen aus Zweigen drei Hütten: die eine für Cibula und den Hausrat, die zweite für die Bauleute und die dritte für das Gesinde. Am Abend war man damit fertig.

Den besten Teil der Arbeit dieses ersten Tages, sowie auch den besten Erfolg aber hatte Urs gehabt. Er hatte gefischt und

gefangen: eine Forelle! Und war sie auch nicht gerade so groß wie ein Schaf, so konnte sie doch so groß wie ein Lämmlein sein. Josepha sott den Fisch mit mancherlei Kräutern, übergoß ihn mit frischer geschmolzener Butter und trug dieses erste Mahl im schwarzen Grunde den Häuptern der Gemeinde auf. Man aß dazu Gerstenkuchen und trank Milch. Bald begaben sich alle zur Ruhe.

In der Nacht trat Josepha aus der Hütte. Sie ging zum See, auf dessen dunklen Fluten der Sternenhimmel ruhte, und warf eine Opfergabe für die unheimlichen Gewalten des Sees, in das stille Gewässer hinab. Es war das mit Asaijas Blut getränkte Edelweiß, das Josepha so lange aufgehoben hatte: aber das Weib Michael Cibulas bedurfte keines Zaubertrankes mehr.

Genau nach dem Plan des alten Hauses der Cibula ward das neue Haus aufgebaut: genau so lang und so breit, keine Türe, kein Fenster anders; dieselben Kammern, dieselben Umgänge unter dem Dache. Zu einer einzigen Neuerung entschloß sich Michael Cibula und das lediglich seinem Weibe zuliebe: das war eine Halle vor dem Hause nach dem See zu. Stefan Dozana riet, sie mit bunten Farben zu bemalen, und Michael Cibula wollte im Frühjahr Kresse, Waldrebe und Geißblatt dort pflanzen. Auch Sonnenblumen und Stockrosen sollten davor blühen, Josephas Rosmarin, ihre weißen Rosen und roten Nelken.

Während die einen das Haus zimmerten, bauten die anderen den Stall. Michael Cibula aber, nachdem er lange geprüft und gewählt, grub ein Stück Wiese zu Ackerland um und säete das neue Feld an; womit, das wußte nur Josepha.

Schnell stieg bei dem ununterbrochen schönen Herbstwetter der Balkenbau in die Höhe. Man hatte den Eschenstämmen die Rinde gelassen, so daß sie im Sonnenschein glänzten, als seien sie mit Silber beschlagen. Alle waren tätig, aber niemand arbeitete so eifrig wie Stefan Dozana. Er schaffte für zwei, als wäre ihm das lang entbehrte Zimmern höchste Lust, als wäre er glückselig, endlich einmal die Kraft seiner Muskeln und Sehnen prüfen zu können und das an den stärksten Stämmen, an den wuchtigsten Balken. Man konnte dem Manne ansehen, wie die

harte Arbeit ihm gut tat, wie der geächtete Priester mit der Axt am Baum sich von Brevier und Agnus erholte. Mit Freuden blickte Michael Cibula auf den starken und stattlichen Mann, von jedem Argwohn befreit, derselbe könnte auch seines Weibes Wohlgefallen erregen.

Aber trotz seiner fast wilden Lust an der Arbeit hatte Stefan Dozana während dieses strahlenden Herbstes die dunkelsten Tage seines Lebens; es waren Tage, in denen seine Seele von neuem allen bösen Gewalten der Hölle verfiel. Auch er war in seinem Innersten verwandelt. Seitdem er wie ein Simson seine Locken wachsen ließ und den Rock des Priesters mit dem Kleid der Bauern vertauscht hatte, seitdem er als Priester geächtet worden, war Stefan Dozana als Mensch wiedergeboren. Und mit der Wiedergeburt kam die Erkenntnis. Er erkannte, daß er nur durch Soutane und Stola, nur durch Messen und Brevier seine Natur jeden Tag von neuem hatte in Banden halten können. Dann hatte er eines Weibes Kuß auf seinem Mund gefühlt, dann war jener Bischof gekommen. Nicht länger bußfertigen Sündern die Beichte abnehmend, hätte er selbst seine Sünden beichten mögen; nicht länger das Allerheiligste der Kirche in Händen haltend, hätte er das Allerheiligste des Lebens an seine Brust reißen mögen. Das Blut des Heilands nicht mehr trinkend, hätte er den Kelch des Glückes an seine Lippen setzen und an seinem Herzen die wunderbare Wandlung vollziehen lassen mögen. Seitdem er nicht mehr lieben durfte, hatte er herrschen wollen und hatte er geherrscht; nun er nicht mehr herrschen konnte, hätte er um eines Weibes willen, vor dem er jetzt die Augen zu Boden schlagen mußte, am liebsten Knechtsdienste getan.

Waren sein priesterliches Kleid und sein priesterlicher Fanatismus für ihn das gewesen, was für einen reißenden Strom Dämme und Böschungen sind — wie mußte es ihm ergehen, da man ihm plötzlich nahm, was die Gewalten seiner Natur so lange mühsam gebändigt hatte?

Täglich lebte er mit Josepha, die zu den Frauen gehörte, welche Mütter sind und Jungfrauen zu sein scheinen. Wenn Stefan Dozana sie ansah, gewahrte er nur an dem tiefen Glanz ihrer Augen und an der feierlichen Ruhe, die jetzt stets über

ihrem Wesen lag, daß sie nicht mehr achtzehn Jahre alt sei, während er sich fühlte, als sei er wieder zwanzigjährig geworden. Für jeden hatte sie ein liebreiches Wort, einen freundlichen Blick; gleich einem guten Geiste waltete sie im Lager, alle Dämonen des Ortes verscheuchend. Nur an ihm ging sie fremd und kalt vorüber, nur ihm versagte sie Wort und Blick; und sah sie ihn einmal an, so ruhten ihre Augen streng auf dem Mann, der in böser Stunde mit dem Kelch in der Hand als Versucher zu ihr getreten, und den sie nicht nur für ihres Mannes, sondern auch für ihren ärgsten Feind ansah. Mit Empfindungen, wie sie selbst seinem wilden Geiste bisher fremd geblieben, gewahrte Stefan Dozana, daß Michael Cibula plötzlich mit seinem Weibe verkehrte gleich einem heimlich Liebenden, den die zärtlichste Neigung beglückte. Bei den von Leidenschaft trunkenen Blicken, die er Michael Cibula auf sein Weib werfen sah, ward ihm zu Mut, wie einem Verdammten, der die Seligen sieht. Dann erinnerte er sich der Rechte, die er einst auf Josepha besessen und aus welcher Ursache sie das Weib des anderen geworden; dann erinnerte er sich, diese blühenden, lebenswarmen Lippen einmal geküßt, diese zärtliche Gestalt einmal an seinem Herzen gehalten zu haben. Und er erinnerte sich, daß Michael Cibula noch immer sein Feind sei, und daß er noch immer die Rache in seiner Hand hielt. Wie, wenn er jetzt die Rache aus seiner Hand entließ, Michael Cibula mitten in seinem Bräutigamsglück ins Gesicht schlug: siehe, dein Weib verachtet mich zwar, aber sie hat mich einmal — —

Aber Stefan Dozana erinnerte sich, wie dieser Mann im Gemeindehause vor dem Bischof neben ihm gestanden, und Stefan Dozana schwieg. Doch darüber hatte er keine Macht, daß der reißende Strom in ihm jeden Tag mehr und mehr anschwoll, Frühlingsfluten gleich, die brausend gegen die Dämme donnern. Wollten sie sich gar nicht mehr zurückdrängen lassen, so konnte der wilden Natur nur die wilde Natur helfen. Dann wich er von den Menschen in die Einsamkeiten des schwarzen Grundes. Nach der harten Tagesarbeit suchte er noch spät abends Ermüdung und Ermattung als Jäger zu finden. Die Büchse über der Schulter, klomm er in der Dämmerung pfadlos durch das

unbekannte Gebirge. Oft ging er an Abgründen entlang, die alles überboten, was er an Schrecken der Alpenwelt bis dahin gesehen hatte. Aber nie strauchelte er. Oft konnte er weder vorwärts noch zurück; er mußte den Schimmer der Sterne oder den Schein des jungen Mondes abwarten, bis er versuchen konnte, weiter zu gelangen. Dann stand er in der Dunkelheit zwischen den Schlünden wie zwischen offenen Grüften und hatte die Wahl, in welches Grab er hinabstürzen wollte. Wenn er so zwischen Himmel und Erde schwebte, über sich Gletscher und Fels, unter sich Gletscher und Fels: dann konnte er die Welt für eben erst erschaffen, noch nicht von Menschen bewohnt und sich selbst für einen Geist halten, der nicht wußte: sollte er zum Himmel hinauf oder zur Erde hinab. Aber da erschuf Gott das Weib — —

Und es konnte geschehen, daß er plötzlich, der Abgründe und der Finsternis nicht achtend, gleich einem Rasenden niederstieg ins Tal zum Seegestade. Drunten umschlich er die Hütte der Cibula, mit Mörderblicken um sich spähend, fühlend, wie sein Gesicht sich verzerrte und kalter Schweiß aus der Stirn brach. Jetzt sah er etwas — Michael Cibula sein Weib umschlingend! Jetzt hörte er etwas — leise Worte wie Liebesgeflüster! Dann stand er und lauschte darauf.

Wenn er abends mit der Büchse davonging, sagte er, daß er jagen wollte; doch er rührte das Gewehr nicht an. Er ließ das Wild an sich vorüber, kaum umschauend, wenn es vor ihm in den Kieferdickichten rauschte und zwischen den dunkeln Nadeln das mächtige Geweih eines Hirsches erschien. Es war grade, als ginge er einem anderen, edleren Wild nach. Das würde er dann, sobald es ihm schußgerecht kam, treffen — mitten ins Herz.

Einmal stieß er auf Michael Cibula. Dieser stand am Rand eines Abgrundes, spähte hinab, regte sich nicht, sah nicht den Feind.

Vor Stefan Dozanas Augen breitete sich plötzlich ein blutroter Schimmer. Seine Hand griff nach der Büchse, seine Finger zuckten nach dem Hahn. Da warf er sich hin, drückte das Gesicht auf den felsigen Boden und stöhnte vor Qual. Er blieb so lange liegen, klammerte sich so lange an dem Felsen fest, bis

Michael Cibula gegangen war. Dann sprang er auf. Aber Blut mußte er sehen; und das noch heute, das gleich!

Er wußte das Lager eines Bären. Dahin ging Stefan Dozana.

Als er vor der Höhle anlangte, war die Nacht angebrochen. Er trat dicht vor den Eingang und schoß seine Büchse ab. Beim Blitze seines Schusses sah er eine schwarze zottige Gestalt aus der Finsternis auftauchen. Der Bär war getroffen und stieß ein dumpfes Wutgebrüll aus. Kaum hatte Stefan Dozana sein Gewehr wieder geladen, als er die Augen des Ungetüms glühen sah — dicht vor sich! Dennoch fehlte er diesesmal.

Nun entspann sich in der Dunkelheit zwischen Mensch und Tier ein grausiger Kampf. Da er nicht mehr die Zeit hatte zu laden, schmetterte er den Kolben seiner Büchse auf den Kopf des Bären nieder. Ein Wutgeheul folgte dem Schlag. Stefan Dozana fühlte sich von zwei gewaltigen Armen gepackt und wie in einen Schraubstock an einen weichen, heißen, zottigen Körper gepreßt; er fühlte den schnaubenden Atem des Ungetüms in seinem Gesicht und sein Gesicht von Blut überrieselt. Aber es gelang ihm, den Arm so weit zu bewegen, daß er sein Jagdmesser ziehen konnte.

Ohne zu sehen, blindlings stach und stieß er um sich. Immer fester und entsetzlicher umschlang ihn der Bär, seine Rippen krachten, die Krallen zerfetzten sein Fleisch, ihm war's als wälzte sich ein Fels auf seine Brust, als würde er mit Feuer übergossen. Er hörte sein eigenes Röcheln, doch empfand er weder Schmerzen noch Furcht, sondern nur eine rasende Blutgier. Er fühlte, wie ihm das Blut der Bestie in den Mund floß, und trank das Blut; er hätte am liebsten seine Zähne in die Brust des Untiers geschlagen, wäre am liebsten selbst zur Bestie geworden. Dann dachte er noch: jetzt wird Michael Cibula die neue Kirche von Piatra bauen! Dann schien ihm die Nacht eine schwarze, zottige Masse zu sein, die ihn erdrückte; dann wußte er nichts mehr vom Leben.

Am anderen Morgen fand ihn Michael Cibula unter dem toten Bären. Er war furchtbar zugerichtet, doch lebte er noch. Der Körper des Bären hatte an fünfzig Stiche. Das Messer saß dem Untier im Herzen, die Klinge war abgebrochen.

* 21 *

„Wenn ich dich lieb habe, was geht es dich an?“

Als auf dem Acker im schwarzen Grund die Saat in kräftigen Halmen aufsproß, stand das neue Haus der Cibula so weit fertig, daß es bezogen werden konnte. Schnell war der Hausrat eingeräumt, jedes Ding an demselben Platz, den es im alten Hause innegehabt.

Aber während Michael Cibula am liebsten das ganze Jahr hindurch Tag und Nacht Sonnenschein gehabt hätte, damit die Holzwände sich schnell bräunten, hatte Josepha an dem blanken Holzwerk, von dem die buntbemalten Geräte so heiter abstachen, ihre stille Hausfrauenfreude. Auch sonst nahm sie an der Wirtschaft einen so regen Anteil wie nie zuvor. In der neuen Flachskammer sah es nicht anders aus wie in der alten. Aber sie betrachtete alles darin mit Augen, als erführe sie erst jetzt, welche Gabe des Himmels der gelbliche, seidenweiche Flachs sei, was für trauliche und freudenspendende Geräte Haspel und Spindel. Und gar erst der Webstuhl! Konnte es etwas Lustigeres und zugleich Beschaulicheres geben, als ein solcher Webstuhl war?! Da saß sie und ließ das Schifflein mit den silberhellen Fäden durch die Spulen hin und her laufen. Und mit dem Schifflein gingen die Gedanken. Und ehe sie es sich versah, war das Stück fertig gewirkt, war das Gewand gewebt, und siehe, es war ein Feierkleid.

Und gar nicht weit davon, in der Schnitzkammer, saß Michael Cibula an seiner Arbeit. Es war dieselbe graue Hobelbank, dasselbe rötliche Arvenholz, dasselbe Messer, das in der neuen Schnitzkammer den gleichen Platz hatte wie in der alten; es war dasselbe Holzbild, daran er schnitzte: seine Muttergottes, die Heilige der Cibula! Aber er war unzufrieden mit seiner Arbeit wie niemals zuvor; es gelang ihm nicht, dem Antlitz die übliche Starrheit zu geben, ohne die das Bild gar nicht Michael Cibulas Heilige, gar nicht die Heilige der Bauern von Piatra war. Wie er sich auch quälte, immer kam etwas Neues hinzu: etwas Weiches,

Sanftes und Liebliches, etwas von einem irdischen Weibe. Vollends die Augen gelangen ihm nicht mehr. Denn wo war der böse, grausame und höhnische Blick geblieben? Schier holdselig sahen sie ihn an, mit einem strahlenden Lächeln, mit dem andere Augen ihn jetzt so oft ansahen.

Daß ihm plötzlich seine ganze Kunst abhanden gekommen, war dem Manne ein schweres Herzeleid. Oft kam er sich wie verzaubert vor. Dann legte er mißmutig das Messer aus der Hand und verließ die Werkstatt. Wenn er in das Zimmer trat, wo an der Wand das Urbild seiner Muttergottes stand, ging er mit gesenkten Augen und bösem Gewissen daran vorüber, den starren Blick der Madonna fürchtend. Denn er wußte, daß sie von heftigem Zorn gegen ihn erfüllt sei; eben jenes anderen Angesichts willen, das er jetzt schuf. In allem übrigen konnte sie zufrieden sein. Als hätte sie niemals den alten Platz verlassen, als wäre sie niemals aus der Verrös in den schwarzen Grund übergesiedelt, thronte sie in der heiligen Ecke des Hauses, über dem Tische und dem ewigen Lämpchen.

Aber sah Michael Cibula das Holzbild nie mehr in der alten Weise an, so sprach dasselbe doch in der alten Weise zu ihm, und das nicht nur, wenn er bei seiner Arbeit saß. Selbst draußen auf dem Acker oder im Walde hörte er die harte, gellende Stimme; jede Nacht weckte sie ihn aus friedlichem Schlaf auf, zerstörte sie ihm den seligsten Traum. Und, grade als wäre sie Bischof Mauritius, der den Bauern predigte, mahnte die Himmelskönigin: „Denke daran! Denke daran, wer mich in die unselige Öde getrieben. Jede Stunde, jeden Augenblick deines Lebens denke daran!"

Und da geschah es jetzt zuweilen, daß Michael Cibula der Muttergottes antwortete: „Ach, laß doch das!"

An demselben Tage, als das Haus und der Stall fertig dastanden, waren die Waldleute aus dem schwarzen Grunde fortgezogen; aber einen hatten sie zurücklassen müssen.

Schwer verwundet, mit zerrissenen Gliedern, bewußtlos, dem Tode nahe, lag Stefan Dozana in einer der Kammern des neuen Hauses. Michael Cibula pflegte ihn und wich in den ersten Tagen auch nicht des Nachts vom Lager seines Feindes, Josepha durfte nicht helfen; sie kochte nur die Salben und Heilwasser und be-

reitete die kühlenden Getränke. Aber obgleich kein Weib an das Krankenbett trat, wurden Stefan Dozanas Wunden von so weicher Hand verbunden, seine brennende Stirn so sanft gekühlt, seinem lechzenden Mund so behutsam der Trunk zugeführt, als wäre er von eines Weibes Sorge umgeben. Niemand hätte geglaubt, daß Michael Cibulas rauhe Stimme, sein wuchtiger Schritt so leise sein könnte.

Zuweilen erhielt Urs die Erlaubnis, mit seinem Vater um den Verwundeten zu sein. Sobald jedoch Stefan Dozana zu phantasieren begann, ward der Knabe fortgeschickt. Dann hörte Michael Cibula den wilden Reden seines Feindes unbeweglich zu, keine Miene verändernd. Er hörte ihn noch einmal jenen nächtlichen grausigen Kampf bestehen. Doch war es kein Bär, mit dem er rang, sondern ein Mensch: Michael Cibula! Auf ihn stieß er mit dem Messer, sein Blut trank er, seine Brust hätte er am liebsten mit den Zähnen zerfleischt.

Und seinem Feinde beichtete Stefan Dozana in seinen Phantasien mit wütenden, wie Wahnwitz klingenden Worten. Aber der Mann, der diese Geständnisse vernahm, hörte zugleich auch eine furchtbare Anklage: Stefan Dozana klagte einen an, schuldig zu sein an seiner Schuld ... Er war nicht schlecht gewesen, der junge Stefan Dozana, kein gemeiner Geist. Da war einer gekommen, der hatte seine Seele verdorben und sie für die Ewigkeit der Gottheit abspenstig gemacht, durch eine einzige Tat: daß er ein Weib nahm.

Michael Cibula saß mitten in der Nacht allein an Stefan Dozanas Lager, und als der Fiebernde Josephas Namen rief, bald in lautem Rasen, bald mit vertraulichem, zärtlichem Flüstern, da war es ihm oft, als müßte er sich auf den bewußtlosen Mann stürzen, der wehrlos dalag, und ihn mit seinen Händen erdrosseln. Aber er regte sich nicht, und wer jetzt in der Kammer so fürchterlich aufseufzte, war nicht der Verwundete.

Eines Abends gewahrte Michael Cibula, daß dem Kranken das Bewußtsein allmählich zurückkehrte. Leise erhob er sich, ging hinaus, suchte Josepha auf und sagte: „Ich muß auf den Acker. Unseren guten Weizen ernten jetzt schon die Hirsche und Rehe; da will ich denn doch als Hausherr ein Wörtlein dreinreden. Unterdessen wache du bei ihm. Er wird ganz ruhig bleiben."

Damit nahm er seine Büchse, nickte seinem Weibe freundlich zu und ging. Josepha hätte lieber eine Magd in die Kammer geschickt, wagte indessen nicht, dem Gebot ihres Mannes zuwider zu handeln. Ihre Scheu bekämpfend, bereitete sie einen frischen Kühltrunk, mit dem sie sich zu Stefan Dozana begab. Um den Kranken nicht zu stören, nahm sie kein Licht mit. Auch schien der aufgehende Mond hell in die Kammer.

Drinnen war die Luft so dumpf, daß Josepha sogleich das Fenster öffnete. Dann trat sie an das Bett. Der Kranke hielt die Augen geschlossen; mit seinem bleichen, vom Mond beleuchteten Gesicht hätte Josepha ihn für einen Toten halten können. Sie stand da, sah mit Entsetzen das entstellte Gesicht und sagte unwillkürlich, beinahe laut: „Stephan Dozana, ich vergebe dir."

Wie von diesen Worten ins Leben zurückgerufen, schlug Stefan Dozana die Augen auf. Doch vermochte er sich noch nicht zurechtzufinden. Nur, daß er Josepha in Glanz und Glorie vor sich sah, daß er sie hatte sagen hören: Stefan Dozana, ich vergebe dir.

Er dachte: du bist tot. Der jüngste Tag ist angebrochen und Gott kündigt dir durch einen Engel seine Gnade an. Es ist doch schön, Vergebung zu finden und selig zu werden.

Er schloß mit einem Lächeln die Augen von neuem, lag still da und wartete auf die Posaunen des Gerichts. Statt der schmetternden Töne vernahm er leises Schluchzen. Er wußte: das ist Josepha Cibula. Sie weint über deine gerettete Seele. Wo mag Michael Cibula sein?

Und er empfand plötzlich eine solche Sehnsucht, seinem einstigen Feinde in der Ewigkeit zu begegnen, daß er aufstehen wollte, um durch alle Himmel Michael Cibula zu suchen. Wieder die Augen öffnend, sah er den Platz, wo Josepha gestanden, leer, doch statt ihrer ein wundersames Bild: ein herrliches Tal, ganz aus silberheller Glorie gebildet. In Glorie leuchtete das gewaltige Gebirge, leuchteten die Bäume und Gräser, leuchteten Himmel und Erde.

Er dachte: es ist das Paradies. Wie Josepha Cibula und ihr Mann sich freuen werden, miteinander im Paradiese zu sein, in aller Ewigkeit beisammen! Ob Michael Cibula den Bauern von Piatra wohl im schwarzen Grund die neue Kirche gebaut hat? Er war doch ein herrlicher Mensch.

In diesem Gedanken schwanden ihm von neuem die Sinne.

Josepha eilte unterdessen über die bereiften, im Silberglanz des Mondes leuchtenden Wiesen dem Acker zu, wo am Saum des Waldes Michael Cibula soeben einen Hirsch, der sich die junge Weizensaat schmecken ließ, niedergestreckt hatte. Laut rief sie nach ihrem Mann.

„Was ist geschehen?"

„Stefan Dozana ist zum Leben erwacht. Er ruft nach dir."

„Nach mir?"

Das war in einem so sonderbaren Ton gesagt, daß Josepha erwiderte: „Flehentlich ruft er nach dir."

„Das mußt du geträumt haben; aber ich will zu ihm gehen."

Eilig kehrte er mit Josepha zurück. Als sie dem Hause sich näherten, fragte er: „Hat Stefan Dozana dich gesehen und erkannt?"

„Er hat mich angeschaut."

„Und er hat wirklich nach mir gerufen?"

„Warum sollte er nicht?"

„Weil du bei ihm warst."

Josepha brach in Tränen aus; weniger der Worte als des Tones wegen, in dem sie gesagt worden, und der nicht wild und aufgebracht, sondern unsäglich traurig war.

„Wir wollen Gott und den Heiligen danken," sagte ihr Mann, „daß er am Leben geblieben. Denn obgleich er mein Feind war von Jugend auf, so sollen wir doch unsere Feinde lieben und an diesem Mann habe ich schweres Unrecht getan."

Dann gingen sie beide zu Stefan Dozana und wachten zusammen an seinem Bette die ganze Nacht.

Vor Stefan Dozanas Augen war der blutige Vorhang, der damals vor seinem Blick sich niedergesenkt, für immer gewichen, in der wilden Seele war es still geworden, als ob es darin Abend werden sollte. Langsam heilten seine Wunden, sowohl die, welche ihm die Tatzen des Bären geschlagen, als die anderen, tödlicheren, für welche nur liebende Hände Balsam bereiten konnten. Aber eine große Schwäche blieb dem Genesenden zurück, daß er einem hilflosen Kinde gleich war. Dann schämte er sich vor Michael Cibula. Denn so ist der Mensch: sein Leben hatte

er Michael Cibula zu danken und dankte es ihm; aber sich von ihm bei seinem schwankenden Gang durch das Zimmer stützen zu lassen, diese kleine Hilfe wies er wie eine Beleidigung zurück. Noch seltsamer war, daß auch Michael Cibula sich schämte. Voller Scham bot er ihm seine Liebesdienste an, so geringe und so wenige wie möglich; voller Scham war er sich in der Gegenwart des siechen Mannes seiner strotzenden Kraft und seines Liebesglückes bewußt. War er mit dem Genesenden zusammen, oder glaubte er, dieser könne ihn hören, so versuchte er nach wie vor seine Stimme zu dämpfen und seinen schweren Schritt leise zu machen.

Im übrigen verkehrten die beiden Feinde in möglichst fremder Weise miteinander, jeder angstvoll bemüht, den anderen nicht in seine Seele blicken zu lassen. Und ebenso scheu verbargen sich Michael Cibula und Josepha in ihrem neuen Leben vor Stefan Dozana. Niemals wieder konnte dieser Blicke belauern, darin Liebes-Leidenschaft aufglühte, nie wieder konnte er Josepha unter den Blicken ihres Mannes erröten und erblassen sehen, als wäre sie ein junges Weib am Hochzeitsabend. Scheu und still lebten beide neben dem genesenden Gast: in allerheimlichster, in allerheiligster Liebe.

Als das neue Haus bezogen worden war, hatte Michael Cibula entgegen jedem Brauch nicht die geringste Feier gestattet, so daß das Gesinde im geheimen murrte. Mitten in der Woche nun ordnete Michael Cibula plötzlich einen Festtag an: als Stefan Dozana zum ersten Male in der gemeinsamen Stube einen Teil des Tages verbrachte. Eifrig, mit glühenden Wangen hantierte Josepha seit dem frühen Morgen am Herde, kramte alle ihre Gewürze hervor, mischte und mengte, briet und buk, trug dann eigenhändig mit strahlender Miene die Speisen auf den mit buntem Festlinnen prangenden Tisch. An diesem saß auf dem Ehrensitze, den der Hausherr willig geräumt, Stefan Dozana, und während vor den Plätzen der anderen die gewöhnlichen bunten Holzschüsseln standen, glänzte vor dem Gaste des Hauses Cibula Zierde und Stolz: der Ahnen Zinngeschirr. Kaum konnten die schwachen Hände des Genesenden den mächtigen Krug an die Lippen führen.

Aber schier feierlich war es, als das letzte der Festgerichte aufgestellt ward: die geräucherte und nun gebratene Keule eines ge-

waltigen Bären. Stumm, mit tiefernster Miene deutete Cibula auf eine Stelle, wo das Fleisch vielfach durchlöchert war, und alle blickten scheu auf den Jäger, welcher der Hausfrau das Wild in die Küche geliefert.

Und Michael Cibula erzählte: „Das Fell nahmen die Bauern nach Piatra mit. Sie wollen es in der Kirche aufhängen, aber nicht in der neuen; denn da ist vor lauter Pracht kein Raum zu solchen Ehrengeschenken. In der alten Kirche wird es für alle Zeiten aufbewahrt bleiben, und die Mütter werden den Kindern von dem Manne berichten, der den Bären getötet. Dann laufen die Kinder hin und zählen die Löcher in der Bärenhaut; doch wer nicht bis fünfzig zählen kann, zählt sie nicht. Ein Gerber würde nur wenig für solches Leder zahlen. — — Und die Mütter werden ihren Kindern von dem Priester und Bärenjäger Stefan Dozana erzählen, wenn das Fell längst in einer anderen Kirche hängt, in einer neuen! Wenn dann die Kinder hinlaufen, um an den Löchern des Felles bis fünfzig zählen zu lernen, dann werden für die Bauern von Piatra bessere Zeiten gekommen sein. Das walte Gott!"

Das war die Festrede, die Michael Cibula seinem Gaste hielt.

Wie ungeduldig Stefan Dozana auch sein mochte, aus dem schwarzen Grunde fortzukommen, so mußte er doch erst die Stärkung seines Körpers abwarten. Dieses unfreiwillige Harren gab ihm von neuem Gelegenheit, das wundersame Tal kennen zu lernen. Während das Gebirge als himmelhohe Schneewand aufstieg, an welchem die Wasserfälle und Bächlein gefroren in bunten Eiskristallen herabhingen, schmolz im Grund der frischgefallene Schnee stets schon nach wenigen Tagen. Kein rauhes Lüftchen wehte, so daß die Frauen im Dezember ihre häuslichen Arbeiten in der Halle verrichten konnten und im Rühmen und Preisen des neuen Wohnorts kein Ende fanden. Mit eigenen Augen konnte Stefan Dozana sehen, wie der „schwarze Grund" viele Tage lang in einen silbernen Grund sich verwandelte. Denn da in den tiefen Kessel kein Windhauch hinab gelangte, so zerstörte nichts die märchenhaften Gefilde, die der Reif jede Nacht von neuem schuf. Nur beim See, wohin mittags die Sonne kam, verging die schimmernde Pracht, aber nur um einem anderen lieblichen

Wunder Raum zu machen: überall, wo die Sonne hinschien, drängte sich Blüte an Blüte. Es waren Schneerosen. Als Knospen rosig überhaucht, leuchteten die erblühten Blumen im reinsten Weiß um einen goldigen Kelch. So kränzten sie, die Narzissen des Winters, den schwarzen Spiegel des trüben Blickes, so pflückte sie Josepha für ihr Heiligenbild.

Einmal trat Stephan Dozana zu Michael Cibula in dessen Werkstatt. Da sah er den Künstler vor seinem Werk sitzen und finster darauf niederschauen. Am liebsten hätte er es wieder vernichtet. Doch Stefan Dozana stand vor dem Bildnis, als habe er eine Vision, als empfinge er eine Offenbarung. Endlich rief er aus: „Wahrlich, dieses holdselige und himmlische Weib ist die Jungfrau, welche Gottes Sohn geboren und welche für unsere Sünden am Throne Gottes Fürbitte einlegt. Maria, Heilige, jetzt erkenne ich dich!"

Und fast wäre er vor der Gestalt, die Michael Cibula nach dem Bilde seines Weibes geschaffen, hingesunken und hätte angebetet. Zugleich mußte er jener Frauengestalten gedenken, die nach seinen Entwürfen an der Tür der neuen Kirche geschnitzt worden waren, und ein Gefühl zuckte in ihm auf, daß er sich von dem Antlitz der Madonna abwenden mußte. Auch Josepha sah er diesen ganzen Tag nicht in die Augen; aber später bestürmte er Michael Cibula, statt der finsteren Heiligen diese Himmelskönigin in der heiligen Ecke seines Hauses aufzustellen. Doch Michael Cibula machte ein Gesicht dazu, als wäre von ihm gefordert worden, Gott zu lästern.

Obgleich noch immer sehr schwach, wollte Stefan Dozana doch zu Weihnachten nach Piatra zurück, um das heilige Fest mit seiner geächteten Gemeinde zu verbringen. Es würde ein großer Jammer werden und ein starkes Wort not tun. Ob Michael Cibula mit Weib und Kind während der Festwoche nicht in Piatra verweilen wollte? Aber Michael Cibula verneinte.

Nun wurde nach Piatra ein Knecht geschickt, der mit einem Maultier zurückkam. Er brachte schlechte Nachrichten: die Bauern lebten in hellem Unfrieden mit ihren Weibern und verzehrten sich in Haß und Mißgunst gegen die Juden, deren Dorf immer mehr zur Stadt wurde. Alle wollten sie Michael Cibula wieder zurück-

haben; einige hätten nach Stefan Dozana gefragt. Der Bischof hätte nichts von sich hören lassen.

Solche Mitteilungen machte der Knecht Michael Cibula allein; dieser gebot dem Mann Schweigen und begab sich zu Stefan Dozana.

„Der Knecht hat das Maultier gebracht. In Piatra schreien alle nach dir: sie wollen ihren Bärentöter haben. Zeige dich ihnen nur recht als solchen. Den Bauern tut ein Bärentöter jetzt mehr not als ein Priester."

Und er mahnte zur Eile.

Nochmals bat Stefan Dozana: „Komm mit! Den Bauern von Piatra tut Michael Cibula jetzt mehr not als Stefan Dozana."

Michael Cibula schüttelte den Kopf und lachte. Das Lachen kam ihm jedoch nicht von Herzen. Als Stefan Dozana zum dritten Male bat, ward er zornig.

„Was scheren mich die Bauern von Piatra! das sage ihnen nur."

Und zornig ging er zur Kammer hinaus.

Am nächsten Morgen halfen sie dem Priester auf das Maultier, der Knecht belud sich mit seinen Sachen und Michael Cibula gab ihm mit Josepha das Geleit. Sie waren bereits eine ziemliche Strecke vom Hause entfernt, als Michael Cibula plötzlich erklärte, er müßte noch einmal zurück, etwas Vergessenes zu holen. Josepha bat ihn, den Knecht zu senden; aber er bestand darauf, selbst umzukehren. Sie sollten nur langsam vorausgehen. Damit war er schon fort.

Schweigend ritt Stefan Dozana weiter, Josepha schritt neben ihm her. Gern wäre sie zurückgeblieben; denn sie gewahrte auf Stefan Dozanas Gesicht einen Ausdruck, der ihr bang machte. Der Knecht war weit voraus. Um jedem unziemlichen Wort vorzubeugen, sagte sie: „Ungern sieht Michael Cibula Euch ziehen; denn Ihr seid ein werter Gast in seinem Hause gewesen. Doch die Bauern von Piatra bedürfen Eurer."

„Er wollte nicht mit," murmelte Stefan Dozana.

„Verdenkt ihm das nicht. Wenn er seine neue Heimat lieb gewinnen will, muß er dort bleiben." Leise setzte sie hinzu: „Es wird ihm schwer genug."

„Meint Ihr? Doch Ihr müßt es wissen."

Das sagte er in einem Ton, der Josepha das Blut ins Gesicht trieb, obgleich es ein ehrerbietiger Ton gewesen und zuversichtlich und freudig klang. Hastig sagte sie: „Auch denkt er, daß es für die Bauern nicht tauge, wenn er mit Euch heimkäme."

„Wieso nicht tauge?"

„Weil er ihnen doch nur von dem Einen reden könnte, was sie nicht freuen würde."

„Ihr meint von der Übersiedlung Piatras nach dem schwarzen Grund?"

„Daran denkt er Tag und Nacht." Das sagte sie mit tiefer Traurigkeit.

„Ihr sorgt Euch um Euren Mann?"

„Daran denkt er Tag und Nacht," wiederholte sie leise.

„Niemals wird er die Bauern für sein Vorhaben gewinnen!" rief Stefan Dozana.

„Das weiß er und dennoch denkt er daran Tag und Nacht."

Stefan Dozana antwortete nicht; er schien schwer mit sich zu kämpfen. Dann meinte er, und er konnte dabei seiner Stimme kaum Herr bleiben: „Er denkt auch noch an anderes; Tag und Nacht denkt er daran, daß er ein geliebtes Weib hat."

Es war das reuigste Geständnis, das dieser Mann machen konnte, und Josepha verstand, Josepha dankte es ihm. Ihn voll anblickend, sagte sie: „Ich habe Euch ein Unrecht abzubitten."

„Ihr mir?"

„Daß ich einst wähnen konnte, Ihr wäret Michael Cibulas ärgster Feind"

„Ich war sein ärgster Feind."

Da empfahl ihm Josepha mit einem holdseligen Lächeln den Mann, dessen ärgster Feind er gewesen.

„Ihr werdet bei ihm sein, wenn ihm etwas zustoßen sollte."

„Wie redet Ihr nur!" rief Stephan Dozana. „Was sollte ihm zustoßen? Bei Michael Cibula ist sein Weib. Das Allerschlimmste, was ihm begegnen könnte, wäre, daß Ihr nicht bei ihm wäret."

„Ihr habt mir soeben das Allerbeste gesagt," entgegnete Josepha lächelnd. Dann wurde sie wieder ernst: „Ich weiß jetzt, daß Ihr bei ihm sein werdet, und bin ruhig."

Stefan Dozana hielt sein Maultier an; sie wollten auf Michael Cibula warten, den sie von weitem kommen sahen. Josepha plauderte: „Ihr müßt mir versprechen, Euch zu schonen, ihr Männer werdet immer gleich wild! Euch freilich muß ich loben; denn Ihr wart ein geduldiger Kranker. Gott im Himmel, und wie schrecklich Ihr darniederlagt! Wißt Ihr auch, daß die heilige Jungfrau an Euch ein Wunder getan?"

„Sie hat mir vergeben," erwiderte Stefan Dozana leise.

„Sie hat Euch gerettet!" sagte Josepha feierlich.

„In der Nacht, in der ich zur Besinnung kam, trat sie zu mir an mein Bett und sprach: Stefan Dozana, ich vergebe dir."

„Das werdet Ihr geträumt haben," stammelte Josepha.

„Sie kam zu mir in eitel Glanz gehüllt, und da sie schied, war die Welt voller Glorie. Von jener Stunde an bin ich genesen. Freilich war es ein Wunder."

„Seid nur recht glücklich darüber," flüsterte Michael Cibulas Weib so leise, daß der Priester sie nur mit Mühe verstehen konnte. „Gott will, daß wir glücklich seien. Das weiß ich jetzt, und ich danke Gott und der heiligen Jungfrau, daß sie es mich lehrten. Lernt auch Ihr glücklich sein, damit Ihr dem Himmel alle Tage dafür danken könnt."

Andächtig hatte Stefan Dozana zugehört; dann sahen sie Michael Cibula schon ganz nahe und der Priester bat: „Kann ich nichts für Euch tun, was Euch lieb wäre?"

„Ihr könnt für mich beten. Das ist jedem lieb, und Euer Gebet käme gar aus dem Mund eines Priesters. Und Ihr könntet hinauf in das Judendorf gehen, in das Haus des Rabbiners Jehuda, und dessen Weib von mir grüßen. Wollt Ihr das von Herzen gern für mich tun, so seid von Herzen dafür bedankt."

„Ich verspreche Euch, es von Herzen gern zu tun."

„Und sagt ihr: was sie zu mir gesprochen, wären Worte der Erlösung gewesen, die der Herr gesegnet und an mir in Erfüllung gebracht hätte. Sagt Dozia Kolon: ich lasse sie grüßen und sie erinnern: Wenn ich dich lieb habe, was geht es dich an."

„Wenn ich dich lieb habe, was geht es dich an?"

Und Stefan Dozana sah Josepha beinahe mit Entsetzen in

das holde, von Glück verklärte Gesicht. In diesem Augenblick kam Michael Cibula heran.

Er trug einen verhüllten Gegenstand; in einem möglichst gleichgültigen Ton sagte er zu dem Scheidenden: „Dir gefiel das Holzbild. Ich hätte es doch aus meiner Kammer entfernen müssen, denn die heilige Jungfrau zürnt mir wegen des Götzenbildes. Wenn du es mit dir nehmen magst — hier ist es."

Damit reichte er Stefan Dozana das Bildnis hin, welches das Antlitz und die Züge seines Weibes trug.

Stumm blickte der Beschenkte von Michael Cibula auf Josepha. Er dankte nicht mit Worten; aber sein Herz wiederholte die Botschaft, die er soeben vernommen hatte: „Wenn ich dich lieb habe, was geht es dich an?"

* 22 *

Was Gott verantworten muß und was Stefan Dozana verantworten will

Das Weihnachtsfest schien von den Waldleuten in dumpfer Verzweiflung hingebracht werden zu sollen. Es war in Piatra ein Klagen, als würde der ganzen Menschheit der Heiland geboren, nur den Bauern von Piatra nicht. Der Jammer der Frauen besonders war so groß geworden, daß sie keine Worte mehr dafür fanden. Stumm gingen sie in ihren Häusern umher, stumm blieben sie auf der Gasse. Da geschah es zum erstenmal, daß die Männer mit scheuen Blicken ihren Weibern ins Gesicht spähten.

Nicht einmal die Freude der Kinder sollte das Fest heiligen; selbst sie wurden durch den Bann zu anderen Geschöpfen. Sie befanden sich einem Schauervollen gegenüber, das sie zwar nicht begriffen, das aber ihre Lust still machte und allen ihren Jubel erstickte. Bereits in diesem ersten Winter der Ächtung spielten die Kinder der Waldleute fast ausschließlich: „Bischof Mauritius" und „Judenvertreiben". Bei beiden Spielen ging es nicht lustig, sondern wild zu.

Und nun kam Weihnachten! Aber in keinem Hause mengten die Mütter Mehl, Honig und Gewürze; in allen Häusern er-

schallten die jammernden Klagen der Kleinen: „Zu Weihnachten gibt es keinen Honigkuchen!" Das schnitt mancher Mutter tiefer ins Herz als wenn sie ihre Kinder nach Brot hätte schreien hören.

Dennoch sollten die Kinder der Bauern von Piatra auch am Weihnachtsfest dieses unseligen Jahres beschert bekommen, und zwar auf eine so geheimnisvolle Weise, daß sie fast wunderbar erschien. In der Nacht, in welcher den Christen der Heiland geboren, schritten ein jüdisches Weib und ein jüdischer Knabe durch das Dorf der Waldleute und legten auf der Schwelle jedes Hauses etwas Eingehülltes nieder und das Weib murmelte über jeder Schwelle einen Segensgruß.

Hell schien der Mond und verklärte die winterliche Welt, er verklärte die beiden wandelnden Gestalten und goß sein leuchtendes Licht über die Häupter von Christen und Juden, so daß es eine wahrhaft heilige Nacht war.

Heimlich, wie sie gekommen, gingen sie wieder; und sie empfanden, als wäre ihnen, die gegeben hatten, gegeben worden, als hätten sie, die Segen gebracht, Segen empfangen.

Am nächsten Morgen zeigte sich für die Kinder der Waldleute die durch den Mangel von Honiggebäck am Weihnachtsfest völlig aufgelöste Weltordnung einigermaßen wieder hergestellt: in Tannenreis gewickelt, fand sich vor jeder Tür in Piatra ein mächtiges Stück goldigbraunen, köstlich duftenden Lebkuchens. Da ging ein Ruf des Staunens und des Glückes durch das ganze Dorf.

„Das Christkind hat unseren Kindern Honigbrot beschert, das Christkind ist zu den Geächteten nach Piatra gekommen!"

Laut weinten die Frauen, auch über die starren Züge der Männer zuckte eine heftige Bewegung; die Kinder aber hatten alle ihren Jubel wiedergefunden.

Nun kosteten die Bäuerinnen das himmlische Gebäck und ward darob ein großes Kopfschütteln, Staunen und Wundern; denn es schien, daß die Muttergottes im Himmel schier besser mit Mehl und Honig umzugehen wußte, als auf Erden die Bäuerinnen von Piatra. Da nahm sich jede wackere Hausfrau im geheimen vor: sollte sie trotz der Acht des Bischofs durch die Gnade Gottes dereinst selig werden, so wollte sie die liebe Gottesmutter nach dem guten Rezept ihrer Backwaren befragen, und

jede erhoffte sich Vorteil davon. Und noch etwas setzte alle in Verwunderung: daß das Christkind vor manchem Hause Honiggebäck niedergelegt hatte, darin es keine Kinder zum Verzehren der Süßigkeit gab. Und niemand vermochte für eine solche Unwissenheit des Christkindleins, die ehelichen Verhältnisse der Bewohner Piatras betreffend, eine Erklärung zu finden; es hätte denn der kleine Heiland durch diese Kuchenspenden den kinderlosen Eltern andeuten wollen, daß bei Gott kein Ding unmöglich sei. Schon dachte manche, der solche Verkündigung geworden, voll heimlicher Sorge an Windel und Wiege.

Aber das hatte das Christkind erreicht, daß die armen Geächteten inmitten ihrer Verzweiflung von neuer Hoffnung erfüllt wurden, und daß man in Piatra auch ohne Messe, Beichte und Kommunion das Weihnachtsfest feierte. Drei Tage und drei Nächte brannten in der alten und der neuen Kirche auf allen Altären, vor allen Heiligenbildern die Wachskerzen; drei Tage lang läuteten die Waldleute die Glocken; drei Tage durchzogen in langen Reihen Weiber und Kinder singend das Dorf. So dankten die Bauern dem Himmel für das Wunder, welches er für ihre Kinder hatte geschehen lassen, weil diese — einen Judenknaben gesteinigt!

So vernahmen die Juden von Reï-mi-Bal die Mär und glaubten dieselbe; so vernahmen sie Dozia und Asarja und wußten es besser, sagten es aber nicht; so drang sie bis zum Bischof Mauritius. Der jedoch fand an dem Wunder wenig Gefallen, schwieg dazu, handelte aber darnach.

Als Stefan Dozana zu seiner Gemeinde zurückkehrte, mußte er erkennen, was viele, was die meisten in ihrem Leben einmal erkennen müssen: er war gar nicht vermißt worden! Dieser Mann, dessen ganzes Sinnen darauf gestanden hatte, über seine Gemeinde zu herrschen, dem zu diesem Zweck jedes Mittel recht erschienen war, dessen gewalttätiger Geist und dessen Herrschsucht es dahin gebracht, aus einer Gemeinde freier Bauern seine Untertanen zu machen; dieser Mann mußte erkennen, daß er in wenigen Wochen vergessen worden wäre — hätte nicht in der alten Kirche das Fell eines Bären gehangen, der zufälligerweise von ihm er-

legt worden. Was Stefan Dozana als Priester an den Bauern von Piatra getan, das Gute sowohl wie das Böse, war ihrem Gedächtnis schier über Nacht entschwunden; doch seines nächtlichen Bärenkampfes gedachte jedermann. Um einer zerfetzten Bärenhaut willen von seinen Landsleuten geehrt zu werden, das war eine Demütigung, die der stolze Mann nicht überwand. Jede Strafe für sein vergangenes Tun wäre ihm lieber gewesen, als dieser Lohn für diese eine Tat.

Auch wühlte in ihm die Erkenntnis, daß die Waldleute, von ihm, ihrem Tyrannen, erlöst, glücklich gewesen wären, sich einem anderen unterwerfen zu können. Diese innere Unfreiheit der Bauern von Piatra erfüllte Stefan Dozana von neuem mit jenem heftigen Schmerz, den er damals im Gemeindehause vor dem Bischof empfunden. Und noch dankte er dem Himmel, daß es nicht der Bischof war, den die Waldleute zu ihrem zweiten Tyrannen begehrten, sondern — Michael Cibula.

Solche Gedanken führten ihn zu allerlei düsteren Betrachtungen: hätte der Bischof recht, wären die Urkunden wirklich verjährt und ungültig, die Rechte und Freiheiten der Waldleute wirklich null und nichtig, und es käme demnach die Kirche, sich ihre Rechte, es käme das Reich, sich die seinen zu nehmen — sie verdienten es gar nicht anders! Waren sie knechtisch gesinnt, wie er jetzt erkannte, so konnten sie auch Knechte werden. Mochte die Kirche ihre Mönche, der Staat seine Diener nach Piatra schicken; mochten in der Verrös Klöster entstehen; mochte der Bischof zum zweiten Mal kommen und die Waldleute in ihr Gemeindehaus berufen — nicht zum zweiten Mal würde Stefan Dozana allein auf seinem Platz in der Halle stehen; verleugnen würde er sie, welche die Freiheit ihrer Väter verleugneten.

So dachte Stefan Dozana in seinem Zorn und Schmerz. Doch dann saß er wieder halbe Tage und Nächte lang an seinem Tisch über die Papiere gebeugt, und sein von Leiden entstelltes Gesicht verzerrte die Qual fruchtlosen Suchens. Trat er dann nach solchen Stunden vom Tisch fort zu dem Bilde der Himmelskönigin, sah er zu diesem holdseligen Antlitz auf, so verschwand der schreckliche Ausdruck aus seinen Zügen, so wurden seine Mienen friedlich und feierlich. Niemals betete er zu dem Bilde; aber die

Empfindung, mit der er davor stand, konnte ihm als Gebet angerechnet werden. Solange er noch kein geächteter Priester gewesen, hatte er die Liebe zur Gottesmutter jede Stunde auf seinen Lippen tragen müssen; jetzt blieb, eines tröstlichen Wortes gedenkend, sein Mund stumm. Vielleicht verstand die Gottheit dieses Schweigen.

Erst im Frühling vermochte er das Versprechen, welches er Josepha gegeben hatte, zu erfüllen; denn erst im Frühling waren seine Kräfte so weit gediehen, daß er sich zu Fuß durch die Schlucht nach der Judenstadt begeben konnte.

Es war eines Sonnabends, da er, nachmittags aufbrechend, gegen Abend an den Fuß des Kryvan gelangte. Kaum hatte er den Wildbach an seichter Stelle überschritten, als er an den verschiedensten Zeichen das Gebiet der Juden erkannte. Da war der Wald ausgeholzt, damit Licht und Luft die Stämme umfließe, da waren die alten Bäume gefällt, zersägt und geschichtet, da war an gelichteten Stellen für Nachwuchs gesorgt. Doch hatte den jungen Pflanzungen das Wild großen Schaden getan, woraus er schloß, daß die Juden grade keine großen Jäger vor dem Herrn seien.

Dann gelangte er auf die Straße, die so kühn und zugleich so gut gebaut war, daß er erstaunte; in zwei gewaltigen Windungen führte sie die Abhänge des Kryvan hinan. Aus dem Wald tretend, der immer mehr sich von der Judenstadt zurückzog, schritt er durch die sprießenden Saaten, über denen heiliger Sabbatfriede ruhte. Aber auch hier gewahrte Stefan Dozana die Einbrüche des Wildes. Es war ihm leid um den zerstörten Segen des Feldes.

Jetzt leuchteten durch die Dämmerung die weißen Häuser der Judenstadt über ihm; der Weg wendete sich und jenseits der Schlucht dunkelten die Häuser Piatras herüber, eher dem Horst eines Raubvogels gleichend als menschlichen Wohnstätten. Stefan Dozana war so in seine Betrachtungen versunken, daß er zusammenfuhr, als er plötzlich ganz in seiner Nähe Gesang vernahm, eintönig und feierlich.

Nun gewahrte er erst, daß unterdessen die Nacht eingebrochen, und daß er am Rande der Schlucht stand, nicht weit von dem

Tempel der Juden. Sie hielten Gottesdienst und mußten wohl ein großes Fest begehen; denn von seinem Platz aus konnte Stefan Dozana durch die offene Tür in die Synagoge hineinsehen, und ihm war, als schaute er in die aufgehende Sonne. Inmitten von Goldglanz und Lichtgluten sah er ein strahlendes Abbild der Bundeslade mit den sieben heiligen Leuchtern. Um das hehre Heiligtum standen, als schwebten sie über den Häuptern der Gemeinde, Jungfrauen in weißen Gewändern, schön wie Cherubime. Sie sangen. Dann schlugen die Pforten des Heiligtums zu.

Auch hier ist ein Mysterium, dachte Stefan Dozana. Ob auch hier ein Gott ist? Der Gott des alten Testamentes! Wodurch unterscheidet sich dieser von dem Gott der neuen Offenbarungen? Die neuen Offenbarungen lehren von einem Sohn Gottes, der gekreuzigt worden.

War Christus nicht der Sohn desselben Gottes, der Moses im flammenden Dornbusch erschien?

Und man nannte die Juden die Feinde Gottes? Sie wurden von den Christen gehaßt, verfolgt; sie wurden von ihnen vertrieben, getötet?! ...

Stefan Dozana wollte warten, bis der Gottesdienst vorüber war. Über seinen dunklen Gedanken leuchtete der klarste Sternenhimmel. Endlich öffneten sich die Türen wieder und der Tempel leerte sich.

Stefan Dozana wartete, bis der letzte der andächtigen Gemeinde gegangen, bis der Glanz des Heiligtums erloschen war. Dann ging auch er, ohne einem Menschen zu begegnen.

Bald fand er das Haus des Rabbiners an der Schlucht, dem Hause Michael Cibulas gerade gegenüber. Auch war es, wie es der Wohnung des Rabbiners gebührte, stattlicher als die anderen Häuser des Ortes, dem nun auch Stefan Dozana den Namen einer Stadt beilegen mußte. Obgleich die Haustüre offen stand, klopfte er an. Asarja, der eben mit einer Leuchte in der Hand über den Hausflur ging, sah ihn zuerst und erschrak bei dem plötzlichen Anblick des Christenpriesters so heftig, daß er das Licht fallen ließ. Es verlöschte am Boden. Wie von Wehmut ergriffen über das Entsetzen, das er einflößte, sagte Stefan Dozana

mit leiser und milder Stimme: „Ich komme, um deiner Mutter Dozia einen Gruß zu bringen. Rufe sie heraus."

Asarja war es, als tastete die Hand des Priesters nach der seinen; er faßte sich ein Herz, griff zu und hielt die Hand des fremden, feindlichen Mannes fest.

„Wenn du meine Mutter grüßen willst, will ich dich zu ihr führen."

Und ehe er etwas erwidern konnte, fühlte sich Stefan Dozana von dem Judenknaben in den Hausflur gezogen. Asarja öffnete eine Türe, und die in der Kemenate Dozias beim Festmahle versammelte Familie Jehudas sah plötzlich auf der Schwelle Stefan Dozana stehen. Und Asarja hielt den Priester bei der Hand, Asarja führte ihn hinein ins Haus, Asarja war es, der mit einem Worte das Erstarren bannte, das über alle gekommen war.

„Er will die Mutter grüßen."

Nun erhoben sich alle. Jehuda, sein Weib und der Patriarch, alle traten auf Stefan Dozana zu und bewillkommneten ihn, als wäre ein hochgeehrter Gast in ihr Haus getreten. Nur Makkabea zog sich scheu vor dem Christen zurück. Dozia trug ihr purpurfarbiges Gewand und sah wie eine Königin aus; aber ihr Gruß war fast demütig. Jehuda sagte: „Du trittst an einem hohen Festtage bei uns ein: wir haben heute unseren Tempel geweiht. Gefällt es dir, an unserem Tische Platz zu nehmen und von unserem Brote zu essen, so soll dieser Tag ein dreifach gesegneter sein."

Auch Baruch Kolon sprach: „Gnade hat Gott gewährt seinem Volke, daß du in Frieden zu einem seines Volkes gekommen bist."

Stefan Dozana wollte eine rauhe und feindselige Antwort geben; doch die Stimme versagte ihm: er fühlte sich zu Tod ermattet und konnte nur ablehnend winken. Indessen duldete er, daß Asarja, der seine Hand nicht loslassen wollte, ihn zu einem Sessel führte. Da verließen ihn die Kräfte, daß er, um nicht zu sinken, schnell sich setzen mußte. Nun trat Dozia zu ihm. Auf einem silbernen Teller bot sie dem Gaste ungesäuertes Brot, in einem silbernen Becher gemischten Wein. Trotzdem Stefan Dozana von brennendem Durste gequält wurde, setzte er den Becher nur an die Lippen, das Brot wies er ab. Dann richtete

er an Dozia seinen Auftrag aus: „Mich sendet Josepha Cibula, des Michael Cibula Weib. Ich soll dich von ihr grüßen und dir sagen, daß die gesegneten Worte, welche du auf der Schwelle ihres Hauses zu ihr gesprochen, an ihr in Erfüllung gegangen seien und ihr die Erlösung gebracht hätten. Solches ist meine Botschaft an dich."

In tiefer Bewegung blickte Dozia zu ihrem Mann hinüber. Dann bat sie: „Erzähle uns von Josepha Cibula. Auch von Michael Cibula und seinem Sohn; sie sollen alle aus ihrem Hause fort sein, so daß der Cibula altes Haus einsam und tot steht. Wir tragen deshalb großen Kummer; denn es ward uns gesagt, wir hätten sie aus ihrer Heimat vertrieben. Nun liegt auch das auf uns und beinahe wird es zu viel."

„Erzähle uns von Urs Cibula!" rief Asarja.

Da überlief es Stefan Dozana, als habe er aus dem Mund des Knaben Gottes Wort vernommen; scheu blickte er auf Dozias jungen Sohn. Alle hörten ihm zu, wie er erzählte, nur allein Makkabea blieb in ihrer Ecke stehen und ihre Augen sahen böse herüber. „Die Cibula leben in einem Tal, das der schwarze Grund geheißen wird; es ist aber ein lichter Grund, darüber der Geist Gottes schwebt. Er schwebt sichtbarlich über dem Haupt Josepha Cibulas, so daß auch ihr Mann gesegnet ist. Er hat gesäet und wird ernten. Sein Sohn ist ein wilder Knabe, in dessen Seele Gutes und Böses noch nicht geschieden ist. Wer kann wissen, was aus dieser Saat aufgeht, ob es Unkraut oder Blumen sein werden."

Makkabea war, als Stefan Dozana so sprach, näher getreten.

Dann blieb es eine Weile still. Die Christen pflegen zu sagen: es fliegt ein Engel durch das Zimmer. Oder kommt der Seraph nicht, wo Juden zusammen schweigen?!

Stefan Dozana wollte sich erheben und gehen; allein er saß wie gebannt, schaute auf das strahlende Gemach, die schimmernden Geräte, schaute in das gute Gesicht Jehudas, schaute auf das herrliche Weib, die blühenden Kinder; und er mußte sich gewaltsam mahnen, daß er sich bei einem Priester befände.

Er sprang auf. Mit verwandeltem Gesicht, ganz anders, als er gekommen, ging er. Jehuda wollte ihn begleiten, Asarja seine

Hand fassen; aber beides heftig abwehrend, eilte Stefan Dozana aus dem Hause.

... Was war das für ein Gott, der seinen Priestern gewährte, Menschen zu sein wie die anderen, und Menschen zu bleiben? Der auch seinen Gesalbten gönnte, ihr Haupt an eines teuern Weibes Brust zu legen und an die Wangen lieblicher Kinder zu lehnen? Es war ein alliebender, allgütiger Gott!

Was war das für ein Gott, der seinen Priestern verbot, zu sein wie andere Menschen mit all ihrem Glück und all ihrem Leid? Der sie des reinsten und höchsten Glückes beraubte? Es war ein grausamer, tyrannischer Gott!

Es war ein selbstsüchtiger Gott.

Es war ein Gott, der nichts neben sich duldete, auch nicht das Menschenglück seiner Priester.

Was hatten sie begangen, daß sie von diesem Glück ausgeschlossen waren, daß sie abseits stehen mußten von der Gemeinschaft der Glücklichen?

Es war eine Ungerechtigkeit!

Sie sollten den Menschen die Gottheit verkündigen, sie preisen als den Quell aller Gnade und aller Glückseligkeit im Himmel und auf Erden; wie konnten sie das, da die Gottheit ihnen so feindlich entzog, was sie doch dem größten Sünder spendete? Wie sollten die Priester ihre Gemeinden in allen ihren Sorgen und Leiden trösten und aufrichten können, sie, die nichts wußten von den Sorgen und Leiden eines Gatten und Vaters? Aber auch von des Weibes Seele wußten sie nichts, die sie nie ein Weib an ihr Herz nehmen durften. Sie verkündeten die Gottheit des Herrn des Himmels und der Erde; doch jene Gottheit, die in der Seele eines liebenden Weibes auf die Welt gesendet wird, blieb ihnen verhüllt.

Und warum?

Um Gott besser dienen zu können!

Diente der Christenpriester Stefan Dozana seinem Gott besser als der Judenpriester Jehuda Kolon dem seinen? Stockte in dem Munde des Judenpriesters, nachdem er soeben zu seinem Weibe gute und zärtliche Worte gesprochen, die Verkündigung des Wortes Gottes? Ward dadurch das Wort Gottes in seinem Mund

entweiht? Oder, wenn er mitten in seinen Gedanken an Gott seiner Kinder gedachte, sei es in Glück oder in Leid, wurden des Priesters Gedanken dadurch entheiligt?

Geheiligt wurden sie dadurch, zehnfach und dreißigfach!

Für ihn indessen waren solche Gedanken Todsünden, die freilich von den Priestern der alleinseligmachenden Kirche zu Tausenden begangen wurden.

Aber alle Schuld daran, alle Verantwortung dafür auf das Haupt der Kirche! Mochte sie zusehen, wie sie darin vor Gott bestand.

Als ob Gott nicht einen Sohn zum Kreuzestod auf die Welt gesendet, als ob dieser Sohn keine Mutter gehabt hätte! Aber Gottes Priester waren verflucht, ohne Familie zu leben. Doch nicht die Priester aller Religionen — Gott sei Dank! ...

Solche Gedanken waren die nächtlichen Begleiter Stefan Dozanas auf seinem nächtlichen Heimweg. Sie folgten ihm in sein Haus, das ihm, obgleich in seinem Zimmer Licht brannte, noch nie so dunkel erschienen war; sie schritten mit ihm in seine Kammer, die ihm, mit dem glanzvollen Bild der Kemenate, mit Dozia und ihrer Kinder Gestalten in der Seele, noch nie so öde gedeucht hatte. Ohne sich in das Wohnzimmer zu begeben, wo Maura auf ihn zu warten schien, wollte er sich angekleidet auf das Bett werfen, als seine Schwägerin in die Kammer trat.

Rauh fuhr Stefan Dozana sie an: „Warum bist du aufgeblieben? Du hättest nicht auf mich zu warten brauchen."

„Es ist jemand gekommen," flüsterte sie und sah scheu hinter sich auf die Tür zu seinem Wohngemach.

„Gekommen? Wer? Ein Fremder?"

Maura nickte: „Er kam gegen Abend und wartet drinnen auf dich."

„Der Bischof?!"

„Einer, den der Bischof schickt — der Schriften wegen."

Seit beinahe einem halben Jahre hatte Stefan Dozana diesen Abgesandten des Bischofs erwartet, seit beinahe einem Jahr sich darauf vorbereitet. Nun er gekommen war, traf es ihn wie etwas Unvorhergesehenes. Kaum vermochte er seine Gedanken zu sammeln, kaum zu verstehen, was Maura ihm ankündigte: „Die Bauern haben auf morgen in aller Frühe einen Rat angesagt. Auch dir ist er angezeigt worden."

„Wirklich, auch mir," murmelte er. „Vielleicht werde ich hingehen."

„Jetzt mußt du zu dem Fremden."

„Was ist es für ein Mann?" forschte Stephan Dozana und erschrak über den sonderbaren Ton seiner Stimme.

„Er sieht aus wie einer, der sehr viel weiß."

„Er wird auch sehr viel wissen."

Dabei schritt er langsam der Tür seines Zimmers zu. Dabei dachte er: Wozu Gott uns Priester zwingt, das mag Gott verantworten — wozu ich diesen Mann zwingen will, das werde ich verantworten.

* 23 *

Stefan Dozana veranlaßt einen berühmten Rechtsgelehrten, falsches Zeugnis abzulegen

„Seid Ihr Stefan Dozana, der geächtete Priester dieses mit dem Bann belegten Dorfes?"

„Ich bin Stefan Dozana von Piatra. Doch Ihr, wer seid Ihr?"

„Titus Mila, Doktor der Rechtsgelehrsamkeit."

„Und was wollt Ihr von mir?"

„Mich sendet Euer Bischof."

„Zu welchem Zweck?"

„Gewisse Urkunden und Dokumente der Bauern von Piatra zu prüfen."

Stefan Dozana wiederholte: „Zu welchem Zweck?"

Den weisen Mann, der zugleich ein berühmter Mann war, begann das unhöfliche Fragen eines geächteten Waldpriesters zu ärgern; gereizt rief er aus: „Der Bischof sendet mich, damit ich durch eigenen Augenschein mich überzeuge, ob die bewußten Urkunden und Dokumente echt oder gefälscht, gültig oder ungültig seien. Vermutlich sind sie gefälscht, also ungültig."

„Vermutlich sind sie gefälscht, also ungültig," sprach Stefan Dozana dem berühmten Mann langsam nach. Dann sagte er von neuem in seiner unhöflichen Art: „Und Ihr wißt, was die bewußten Schriften beurkunden und dokumentieren sollen?"

„Irgend welche eigentümlichen Rechte und Freiheiten, aus früheren Jahrhunderten herrührend, welche dieses eigentümliche Waldvolk sich anmaßt."

„Ganz recht: irgend welche eigentümlichen Rechte und Freiheiten, die wir uns anmaßen. — — Und wenn Ihr nun ergründen solltet, daß wir uns unsere Rechte und Freiheiten fälschlich anmaßen, was gedenkt Ihr dann zu tun?"

„Es offenkundig zu machen."

„Worauf wir aller unserer Rechte und Freiheiten verlustig gehen würden? Auf Eure Aussage hin!"

„Welche in diesem Fall entscheidet," erklärte der berühmte Mann dem bäurischen Priester seine Autorität.

„Doch wenn Eure Aussage lauten würde: die Urkunden der Bauern von Piatra sind echt, sind nicht seit geraumer Zeit verfallen und ungültig?"

„So wird meine Aussage schwerlich lauten."

„Doch wenn sie so lautete? Wäre Euer Wort auch dann entscheidend?"

„Vollkommen."

„Seid Ihr dessen sicher?" forschte der ungläubige Priester.

„Bei meinem großen Ruf — —"

Aber Stefan Dozana unterbrach die Entrüstung des berühmten Mannes, dessen Ruf sonderbarerweise noch nicht bis nach Piatra gedrungen war.

„Freilich, Herr: bei Eurem großen Ruf! Nun bin ich sicher, Herr. Bei Eurem großen Ruf ist Eure Aussage in jedem Fall entscheidend. Das ist für die Bauern von Piatra — für ihre Rechte und Freiheiten nämlich — von großer Wichtigkeit."

Einigermaßen betroffen über die plötzliche Bereitwilligkeit, mit welcher der düster blickende Waldpriester seinen Ruf als großer und berühmter Rechtsgelehrter anerkannte, bemerkte Doktor Titus in milderem Tone: „Ich würde in jedem Fall meine Aussage zu begründen und zu behaupten wissen."

„Ihr würdet in jedem Fall für die Wahrheit und Richtigkeit Eurer Aussage einstehen?"

„Mit meinem ganzen Ruf als Gelehrter."

„Der sehr groß ist."

„Meine Bemühungen um die Wissenschaft, besonders was Kenntnis und Richtigstellung von Dokumenten und Urkunden anbetrifft, erfreuen sich allgemeinster Anerkennung," äußerte Doktor Titus mit ruhiger Würde.

„Das ist mir lieb zu hören, Herr. Ihr seid in dergleichen Dingen ein unbestechlicher Richter. Auch würdet Ihr niemals falsches Zeugnis leisten?"

Scharf schaute der berühmte Mann auf den Priester; aber Stefan Dozana stand ruhig vor ihm und sah ihn an.

„Ich verstehe Euch nicht, Stefan Dozana."

„Ich sagte: mir sei lieb, zu hören, welchen allgemein geachteten Mann und Gelehrten der Bischof nach Piatra geschickt."

Sich des kühlen Empfanges von seiten der Bauern von Piatra erinnernd, rief Doktor Titus mit erneuter Entrüstung: „Dennoch weigern sich die Bauern, mich Einsicht in die Papiere nehmen zu lassen. Ich erfuhr, daß dieselben sich in Euern Händen befinden."

„Es verhält sich so, wie man Euch berichtet hat. Aber wenn die Bauern Euch die Einsicht in die Papiere weigern, so vermag ich nicht, sie zu gewähren."

„Es ist der Wille des Bischofs, daß mir die Papiere vorgelegt werden sollen," rief der Doktor empört.

„Der Bischof hat die Bauern von Piatra geächtet, aber ihren Willen konnte er ihnen nicht nehmen; daß er ihnen ihren Willen lassen mußte, bezeugt sein Bann. Also, Herr: durch den Willen des Bischofs vermögt Ihr in Piatra nichts auszurichten."

„So müßte ich, falls Ihr mir die Papiere nicht vorlegen wolltet, wieder gehen, ohne sie auch nur gesehen zu haben?"

„Das würdet Ihr wohl müssen, Herr. Es ist ein weiter und beschwerlicher Weg nach Piatra. Das hätte der Bischof für Euch bedenken sollen."

Doktor Titus erblaßte vor Zorn.

„Steht es so? Gewalt kann ein einzelner Mann nicht anwenden."

Stefan Dozana bedachte sich; dann sagte er: „Wenn Ihr morgen unverrichteter Dinge wieder gehen müßtet, so würde nach Euch sehr bald ein anderer kommen?"

„Vermutlich! Vermutlich würden dann gleich ihrer mehrere kommen und vielleicht nicht nur vom Bischof geschickt."

Dem stimmte Stefan Dozana bei.

„Das denke ich auch. Deshalb sollt Ihr die Papiere besichtigen und prüfen. Wir wollen lieber mit Euch zu tun haben, mit Euch allein, als mit anderen."

Und Stefan Dozana spähte von neuem scharf in das Gesicht des berühmten Mannes, darauf er das Bewußtsein seiner tiefen Gelehrsamkeit ausgeprägt fand, sonst nichts anderes.

Erfreut, alle Schwierigkeiten so rasch gehoben zu sehen, versicherte Doktor Titus mit herablassendem Wohlwollen: „Ich werde dem Bischof berichten. Er soll erfahren, daß Ihr mir freundlich entgegengekommen seid."

„Das haltet, wie Euch gut dünkt. — — Wo gedenkt Ihr Herberge zu nehmen während der Zeit, die Ihr der Papiere wegen hier zubringen müßt?"

„Wo? Da die Papiere sich hier befinden, so —"

„Verzeiht, Herr. Mein Haus kann keinen Gesandten des Bischofs beherbergen, Euch am wenigsten. Deshalb müßt Ihr bei einem der Bauern Wohnung nehmen. Hat die Frau, die Ihr hier fandet, Euch Speise vorgesetzt?"

„Ich führte noch eigenen Vorrat mit mir."

Stefan Dozana zeigte, wie lieb ihm das sei. Mit mühsam verhehltem Unwillen erkundigte sich Dokor Titus: „Für diese eine Nacht werdet Ihr mich doch bei Euch aufnehmen können?"

„Ein Lager kann ich Euch auch für diese eine Nacht nicht bieten. Wollt Ihr jedoch hier den Morgen abwarten, so möchtet Ihr in jenem Stuhle keine allzu üble Nachtruhe halten. Aber vergeßt nicht, daß ich Euch nicht geladen habe. — — Ihr werdet müde sein. Morgen in aller Frühe rede ich Euretwegen mit den Bauern: Ihr sollt die Papiere prüfen, Ihr und kein anderer."

Stefan Dozana nahm das Licht und entfernte sich, seinen Gast im Dunkeln allein lassend. Der berühmte Mann tastete sich, vollständig starr vor Staunen, nach dem Lehnsessel, wickelte sich mühsam in die Bärenhaut und machte sich, bis er einschlief, über die Bauern von Piatra und ihren geächteten Priester allerlei Gedanken, gelehrte und ungelehrte.

Am nächsten Morgen in aller Frühe gab es im Gemeindehause zwischen den Häuptern der Bauern und Stefan Dozana

einen heißen Kampf. Denn die Bauern wollten nicht, was Stefan Dozana wollte: sie wollten dem berühmten Rechtsgelehrten, den Bischof Mauritius zu ihnen geschickt, ihre Urkunden zur Prüfung nicht überlassen. Stefan Dozana kam in starke Versuchung, ihnen mit den Worten des Bischofs zuzudonnern: „Eure Rechte und Freiheiten sind null und nichtig!" Aber er gedachte Michael Cibulas, und was er diesem betreffs der Urkunden gelobt hatte; und er beschloß: wenn einer über Piatra herrschen soll, darf dies nur ein Bauer von Piatra! Und da Stefan Dozana nicht mehr herrschen konnte, sollte es Michael Cibula sein. So hoffte er, diesem sein Versprechen, Piatras Freiheiten und Rechte vor dem Bischof und der ganzen Welt zu behaupten, erfüllen zu können.

Hätte der Bischof heute Stefan Dozana reden hören, würde er ihm schwerlich wie damals höhnend zugerufen haben: „Ihr sprecht ja wie ein Bauer, Stefan Dozana!" Denn dieser Bauernsohn, um die Gemeinde zu seiner Meinung zu bekehren, sprach wie nur ein Priester sprechen konnte. Trotzdem wäre es ihm kaum geglückt, seine Sache durchzusetzen, so sehr war seine Macht über die Gemüter geschwunden, hätte er nicht Michael Cibulas Namen zu Hilfe gerufen und die Bauern in diesem ihnen mächtig klingenden Namen angegangen, dem Fremden die Urkunden zur Prüfung zu überweisen: „damit er in der neuen Kirche vor dem Hochaltar die Gültigkeit der Urkunden und die daraus sich ergebende Unverletzlichkeit der Rechte und Freiheiten der Bauern auf das Allerheiligste beschwöre!"

Da erst willigten sie ein.

Sofort begab sich Stefan Dozana nach Hause, wo der berühmte Mann noch friedlich auf seiner Bärenhaut schlummerte, rüttelte ihn wach und kündigte ihm an: „Unter einer Bedingung mögt Ihr noch in dieser Stunde die Urkunden einsehen und prüfen."

„Welche Bedingung wäre das?" forschte Doktor Titus mißtrauisch, nachdem er mit Mühe seine fünf gelehrten Sinne gesammelt hatte.

„Daß ich der erste bin, der Euern Ausspruch erfährt."

„Ihr sollt der erste sein."

„Und daß Ihr vorher zu niemandem irgend welchen Argwohn äußert; was ich Euch auch sonst nicht raten möchte."

„Welchen Argwohn meint Ihr?“

„Irgendwelchen Argwohn bezüglich der Gültigkeit unserer Dokumente. Was sollte ich anderes meinen?“

„So haltet Ihr selbst sie für ungültig und hinfällig?“ rief Doktor Titus im höchsten Erstaunen.

„Ich bin bereit, die Hostie darauf zu nehmen, daß ich sie für gültig und heilig halte, jetzt und immerdar. Und ich denke, daß Ihr sehr bald dasselbe werdet beschwören können.“

Dies sagte Stefan Dozana in einem Tone und mit einer Miene, daß dem berühmten Manne plötzlich ganz seltsam zu Mute ward. Er meinte hastig: „Da ich auf Eure Forderung eingehe, so gebt mir die Papiere.“

„Zuerst werde ich Euch zu dem Bauern begleiten, der Euch Herberge geben wird. Während Ihr dort ein Frühmahl einnehmt, schaffe ich Euch die Papiere.“

Mit ganz sonderbaren Begriffen über die Gastlichkeit der Waldleute folgte Doktor Titus seinem Führer in ein nahegelegenes Bauernhaus, wo auch der Mönch untergebracht war, der ihn in die Wildnis begleitet hatte. Auch dort empfingen den gelehrten Mann keine allzu freundlichen Mienen; aber es wurde ihm eine mehr als reichliche Mahlzeit aufgetragen. Da Doktor Titus bereits gefürchtet hatte, die Wissenschaft würde ihr leuchtendstes Licht in Piatra am Hungertode verlieren, hielt der würdige Gelehrte ein Festessen, bei dem er sich in aller Stille und mit aller Inbrunst selbst leben ließ. Dann kam Stefan Dozana mit den Urkunden.

Eine ganze Woche hindurch sah und hörte er nichts von dem Abgesandten des Bischofs; nur daß er an den Mienen der Bauern merkte, wie diese über den langen Aufenthalt des Fremden und über das lange Beschauen ihrer höchsten Heiligtümer ergrimmt waren. Endlich eines Morgens kam der Mönch zu Stefan Dozana und fragte an, zu welcher Stunde Doktor Titus den Priester ungestört sprechen könnte. Stefan Dozana bestimmte eine späte Abendstunde desselben Tages.

Frühzeitig gebot er seiner Schwägerin und dem Gesinde, zu Bett zu gehen. Am nächsten Morgen sollte das Vieh in die Berge getrieben werden; da brach man schon vor Tagesgrauen auf. Dann erwartete er vor dem Hause den Gelehrten.

Es dauerte lange, bis dieser kam, mit ihm der Mönch, der die Urkunden zurückbrachte. Stefan Dozana grüßte höflich, erhielt knappen Gegengruß und führte Doktor Titus in sein Zimmer. Hier nahm er dem Mönch die Papiere ab, sah bedächtig nach, ob nichts fehle, und verschloß sie dann in eine Truhe, worauf Doktor Titus den Mönch fortschickte. Bevor jedoch der Gelehrte zu reden anheben konnte, sagte Stefan Dozana: „Ich habe noch einiges in der alten Kirche zu tun. Vielleicht beliebt es Euch, mich dahin zu begleiten. Auch möchte ich Euch dort, ehe wir hier miteinander reden, gern etwas zeigen."

Da er den finsteren Mann nicht unnötig aufbringen wollte, erklärte sich Doktor Titus bereit, ihm zu folgen.

Es waren nur wenige Schritte.

Stefan Dozana ließ den Fremden eintreten und schloß dann die Tür hinter sich zu. Sie befanden sich in tiefer Finsternis.

„Was bedeutet das?" rief Doktor Titus ärgerlich. Wäre er ein weniger berühmter Gelehrter und ein furchtsamerer Mann gewesen, so hätte er vielleicht etwas ängstlich gerufen.

„Sogleich zünde ich Licht an," erwiderte Stefan Dozana gelassen. „Wollt Euch einen Augenblick gedulden."

Er entfernte sich einige Schritte. Der Gelehrte benutzte die Gelegenheit, tastete hinter sich nach dem Schlosse: der Schlüssel war abgezogen.

Bereits hatte Doktor Titus die Abfassung einer Abhandlung: „Die Bauern von Piatra, ihre Abstammung, Gebräuche und Urkunden" beschlossen. Es versprach ein bedeutsames Werk zu werden, mit bewunderungswürdiger Gelehrsamkeit und Sachkenntnis geschrieben. Seit einer Woche häufte der berühmte Mann Material auf Material zusammen, sein gelehrter Kopf war voller Noten über „die Bauern von Piatra, ihre Abstammung, Gebräuche und Urkunden". Unterdessen Doktor Titus den sonderbaren Brauch des Abschließens der Kirchentür hinter einem Besucher schleunigst ad notam nahm, zündete Stefan Dozana Licht an: zwei Wachskerzen auf dem Altare, als sollte ein nächtliches Hochamt gehalten werden. Denn auch das Allerheiligste stand dort.

Befremdet schaute sich Doktor Titus in dem altertümlichen Raume um, der ihm eher eine Katakombe als eine Kirche zu

sein schien. Die Wände waren so dunkel, als wären sie mit brauner Farbe angestrichen; schwerfällige Holzsäulen stützten die Decke, riesenhafte Schatten werfend. Nur um den Altar war es hell. Fledermäuse durchstrichen lautlosen Fluges die Halle, im Turm klagte ein Käuzchen.

„Ihr wolltet mir etwas zeigen," sagte Doktor Titus. „Und Ihr laßt mich allerdings Absonderliches sehen; denn eine solche Kirche sah ich noch nie."

„Ihr sollt noch mehr absonderliche Dinge zu sehen bekommen."

Stefan Dozana nahm eine Kerze vom Altar, ging zur Wand und leuchtete in die Höhe. Der Gelehrte folgte ihm.

„Wißt Ihr, was das ist?"

„Ein Bärenfell, wenn ich nicht irre. Was ist daran Merkwürdiges zu sehen?"

„Bemerkt Ihr die vielen Löcher?"

„Das Fell ist an hundert Stellen zerrissen und zerstochen."

„Nur an fünfzig Stellen."

Damit trat Stefan Dozana zurück, setzte den Leuchter wieder auf den Altar und erzählte: „Mit dem Bären, dessen Fell Ihr da hängen seht, hat ein einzelner Mann gekämpft. Es geschah in finsterer Nacht. Indessen der Bär den Mann zu erdrücken suchte, hat dieser ihm fünfzigmal sein Messer in den Leib gestochen. Zuletzt stieß er dem Untier das Messer ins Herz. Da brach der starke Stahl."

„Wer war der Mann? War es ein Bauer von Piatra?"

„Ich war's."

Doktor Titus fuhr zurück. Er fühlte, daß ihm kalter Schweiß von der Stirne rann und atmete auf, als er den Priester ganz gelassen sagen hörte: „Und jetzt sagt mir: „was entdecktet Ihr in den Urkunden der Bauern von Piatra?"

„Daß sie gänzlich wertlos sind."

„Das bedeutet, daß die Rechte und Freiheiten der Bauern von Piatra fürderhin nicht mehr bestehen werden?"

„Diese sogenannten Rechte und Freiheiten sind längst verjährt und hinfällig; auch wurden sie niemals von irgend einem Fürsten des Landes bestätigt oder wieder erneuert. Nur der Abgeschiedenheit eures Winkels habt ihr es zu danken, diese ganze Zeit

hindurch so unbehelligt geblieben zu sein. Ihr seid ungarische Untertanen wie alle im Lande. Außerdem gehört ihr zur Diözese des Bischofs Mauritius, steht unter seiner Oberhoheit und seid ihm im besonderen untertänig."

„Und sind ihm im besonderen untertänig — — Inwiefern sind wir das?"

Doktor Titus erklärte die Sache. Er sprach mit ungemeiner Gelehrsamkeit und Weitschweifigkeit. Mit Tazitus und den alten Römern begann er; es folgten die römischen Bischöfe im allgemeinen und die ungarischen Bischöfe im besonderen; es folgten die Bauern von Piatra: die ältesten, die alten, die neuen. Die jetzigen Waldleute und Bischof Mauritius machten den Beschluß. Dazwischen wimmelte es von Päpsten, Kaisern und Königen, von Bullen und Privilegien, von Verjährungen und Verfügungen. Mit wahrhaft antiker Ruhe hörte Stefan Dozana zu. Als der Gelehrte jedoch, durch die Andacht seines Zuhörers bis zur Inspiration gebracht, im Eifer sich anschickte, sein ganzes großes und umfangreiches Werk über „die Bauern von Piatra, ihre Abstammung, Gebräuche und Urkunden" in Tabellenform vorzutragen, als Doktor Titus den Inhalt seines gelehrten Hauptes mit allem darin angesammelten Material und allen Noten vor Stefan Dozana auszuschütten begann, da unterbrach dieser den berühmten Mann.

„Von Eurem Standpunkt aus mögt Ihr recht haben: alle unsere Rechte und Freiheiten sind verjährt, wir sind ungarische Untertanen, wie alle anderen, ganz besonders aber sind wir dem Bischof Mauritius untertänig — vielmehr, wir wären es, wenn ich nicht hier auf das Allerheiligste schwören würde, daß wir es nicht werden."

Damit legte Stefan Dozana seine rechte Hand auf die Monstranz. „Und ferner schwöre ich, das auch Ihr auf das Allerheiligste ein Gelübde leisten werdet, so der Himmel mir in dieser Sache beisteht."

„Ich kann beschwören, daß alles, was ich Euch gesagt habe, die reine Wahrheit ist."

„Das könnt ihr geloben, jedoch das sollt Ihr nicht geloben; denn ich verlange von Euch ein anderes Gelöbnis. Da Ihr Euch indessen weigern dürftet, morgen vor der versammelten Gemeinde dieses Gelöbnis freiwillig auf die Monstranz zu leisten und so-

dann über den ganzen Vorgang eine Urkunde aufzusetzen — ich sage, weil Ihr solches schwerlich aus eigenem Antrieb tun möchtet, so vernehmt, was ich Euch vorschlage: Wir sind beide in der Nacht in dieser Kirche allein. Die Kirche ist verschlossen. Würdet Ihr schreien, so würde niemand Euch hören; denn während Ihr mir Eure Weisheit vortrugt, ist der letzte im Dorfe zu Bett gegangen und eingeschlafen; wenn aber ein Bauer von Piatra einmal eingeschlafen ist, weckt ihn so leicht nichts wieder auf."

„Ihr wollt mich morden!" schrie Doktor Titus auf und er gedachte dabei seines herrlichen Werkes über den „ersten Rechtsfall der Römer". Dieses Werk, das seinen Autor unsterblich machen sollte, würde er der Welt unvollendet zurücklassen müssen. Arme Welt!

Ein tiefes Bedauern überkam ihn; nicht mit sich selbst und seinem hingemordeten Leben, sondern ein Bedauern mit der Wissenschaft. Noch einmal rief er schmerzlich aus: „Ihr wollt mich morden? In der Kirche vor dem Altar!"

Und er gedachte jenes griechischen Weisen, zu dem die Mörder stürmten, als er grade seine unsterblichen Zeichen in den Sand schrieb; und wie Archimedes gefleht hatte: Zerstört mir meine Kreise nicht! so hätte Doktor Titus gern seinen Mörder gebeten: Laß mich meinen „ersten Rechtsfall der Römer" vollenden! Aber er schöpfte wieder neue Hoffnung für dieses Werk, als er Stefan Dozana sagen hörte: „Wenn ich Euch morden wollte, so könntet Ihr ja nicht morgen vor der Gemeinde auf die Monstranz beschwören, daß die Urkunden so echt und gültig sind, wie das Urkunden nur sein können."

„Eine solche abscheuliche Lüge sollte ich beschwören?" rief Doktor Titus mit ehrlichem Abscheu. „Eine solche Schändlichkeit und Niedertracht mutet Ihr mir zu, mir, Titus Mila, Doktor des heiligen römischen Rechtes?! Mann, wißt Ihr, daß — —"

„Daß Ihr ein großer Gelehrter und ein berühmter Mann seid, dessen Aussagen unzweifelhaft sind. Ich weiß es, Herr. Eben deshalb werdet Ihr, so Gott will, schwören; und eben deshalb werdet Ihr — so die Heiligen mir beistehen — eine Urkunde aufsetzen, daß Ihr den Schwur freiwillig vor der ganzen Gemeinde geleistet habt."

„Niemals werde ich das," schrie der Gelehrte, vor Zorn und Ent-

rüstung an allen Gliedern bebend. Jede Todesfurcht war verschwunden, er gedachte sogar nicht mehr seines herrlichen Werkes, das, allem Anschein nach, nun wirklich unvollendet bleiben würde.

„Hört!" mahnte Stefan Dozana. „Ihr werdet Euch denken können, daß ich Euch jene Geschichte von der Erlegung des Bären nicht erzählt habe, um mit Euch zu schwatzen, oder gar um vor Euch zu prahlen. Deshalb vernehmt: Was ein Gottesgericht ist, wißt Ihr, der Ihr ein gelehrter Mann seid, besser, als ich es Euch zu sagen vermöchte. Nun könnt Ihr mir einwenden, daß dasjenige, was bei den Vätern Brauch gewesen, nicht mehr bei den Söhnen Sitte ist. Darauf erwidere ich Euch: in Piatra besteht bei den Söhnen noch der Brauch der Väter. Gottesgerichte kann man überdies zu allen Zeiten und an jedem Orte halten. Und sagt selbst, Herr: wo könnte man es besser als in einem Hause Gottes, in einer Sache, von der ich nicht will, daß Menschen sie entscheiden, sondern allein Gott. Macht Euch daher bereit, mit mir zu kämpfen."

„Mit einem, der einen Bären bezwungen hat, als wäre das Untier ein Knabe, soll ich, ein schwacher Mann, einen Kampf bestehen? Und dann wollt Ihr mich nicht morden?!"

„Wartet!" gebot Stefan Dozana.

Er zog ein langes scharfes Messer hervor und legte es auf den Altar neben die Monstranz; darauf nahm er einen starken Strick und fesselte seinen rechten Arm, indem er ihn an seinem Leibe festband. Voller Grausen sah Doktor Titus diesen Vorbereitungen zu.

„Nehmt das Messer! Dann werde ich die Kerzen auslöschen, dann ringen wir in der Dunkelheit miteinander. Ich schwöre Euch zu, daß ich keinerlei Waffen bei mir trage. Erliege ich im Kampfe, so hat Gott gegen mich entschieden, so braucht Ihr kein Gelübde zu leisten, so könnt Ihr von dem Ergebnis Eures Forschens, die Dokumente der Bauern von Piatra betreffend, dem Bischof und aller Welt Kunde geben. Erlieget dagegen Ihr im Kampfe — fallt Ihr vor mir zu Boden, so will Gott, daß Ihr um unserer Rechte und Freiheiten willen falsches Zeugnis leistet, so werdet Ihr morgen vor der Gemeinde unsere gültigen Ansprüche auf unsere Rechte und Freiheiten beschwören. Nehmt das Messer!"

„Wenn ich mich nun weigerte, in solchen Wahnsinn einzuwilligen, und mich lieber von Euch ermorden ließe — —"

„So würde ich Euch ermorden müssen; Euch und die anderen, die nach Euch kämen."

„Man würde den Mord entdecken."

Da lächelte Stefan Dozana grimmig.

„Man sieht, daß Ihr hier fremd seid, sonst würdet Ihr wissen, daß die Verrös voll schrecklicher Abgründe ist, in die mehr als einer hinabgestürzt ist. Auch scheint Ihr gänzlich vergessen zu haben, wie wild und gefährlich der Weg, den Ihr zurückzulegen habt, und daß bis spät in den Sommer hinein dort Lawinen niedergehen; wie leicht könntet Ihr von einer solchen auf dem Heimwege verschüttet worden sein. Jetzt entscheidet Euch."

„Ihr seid ein Ungeheuer!" schrie Doktor Titus außer sich. „So mit einem Mann der Wissenschaft umzugehen! Mensch, wenn ich hier umkomme, bleibt mein Werk über den ersten Rechtsfall der Römer unvollendet. Denn der Doktor Zamosius ist ein schnöder Ignorant, er würde mein Werk vollständig verpfuschen! Es müßte als Fragment herausgegeben werden, als elendes Bruchstück! Wie wolltet Ihr meinen Tod vor der Wissenschaft verantworten!"

„Wenn ich Euern Tod nur vor Gott verantworten kann, und das will ich."

„Unglücklicher, warum wollt Ihr so Gräßliches tun? Bedenkt doch — —"

„Herr, ich habe alles bedacht. Euch begreiflich zu machen, warum ich so Gräßliches mit Euch vornehme, würde mir niemals gelingen, trotzdem Ihr ein so gelehrter und berühmter Mann seid. Darum entscheidet Euch. Entweder wir halten hier ein Gottesgericht, oder Ihr kommt mit Eurem Mönch nicht lebend aus diesem Tal; und nach Euch wird es anderen ebenso ergehen."

Doktor Titus bedachte sich. Auch der Mönch stand in Gefahr, um sein Leben zu kommen. War das Leben dieses Mönches ihm nicht gewissermaßen anvertraut worden? Und die anderen, die nach ihm kommen würden — — Freilich würden ohne Zweifel schnöde Ignoranten darunter sein, Gegner der historischen Wahrheit, Feinde seines Werkes über den ersten Rechtsfall der Römer; mit einem Worte: elende Skribenten! Aber dennoch — — Und Doktor Titus entschied sich.

Unter zwei Bedingungen wollte er sich in den wahnsinnigen

Kampf mit dem Bärentöter einlassen: die Lichter sollten nicht ausgelöscht werden und Stefan Dozana sollte seinen gefesselten Arm losbinden und gleichfalls ein Messer nehmen.

„Wie Ihr wollt.“ Und er dachte: Ich werde auch ungefesselt nicht den Arm gegen dich heben und kein Messer gegen dich brauchen.

So ließ er sich denn von Doktor Titus losbinden, ging zur Türe, schloß auf, ging hinaus und schloß wieder hinter sich zu. Doktor Titus setzte sich auf eine Stufe des Altars und bereitete sich auf das Entsetzliche vor. Hoffentlich kam er bei dem Kampfe um! Dann nahm er freilich unter diesen Barbaren ein ruhmloses Ende und der Doktor Zamosius schrieb zu seinem unvollendeten Werke ein Vorwort, darin der Ignorant dem berühmten Mann einen Nachruf hielt: „Eine Säule der Kultur, eine Stütze der Wissenschaft ist nicht mehr: Doktor Titus Mila ist auf rätselhafte Weise zu den Unsterblichen gegangen.“

Doktor Titus sah gedrückt vor sich hin. Er las seinen eigenen Nachruf, las ihn in dem erbärmlichen Stil des Ignoranten; ja er entdeckte darin einen gröblichen Lapsus. Und es war nicht einmal eine Korrektur mehr möglich! Der Lapsus blieb in alle Ewigkeit: Doktor Titus Mila wurde in Gemeinschaft mit einem gröblichen Lapsus unsterblich.

Und er stöhnte laut auf.

Stefan Dozana kam mit einer Waffe zurück. Mühsam erhob sich der Doktor, ergriff mit zitternder Hand das Messer, schloß die Augen und empfahl sein Werk und den Stil des Doktors Zamosius dem Himmel. Kaltes Grausen überrieselte ihn, er taumelte vor, stieß zu, fühlte, daß er getroffen hatte, öffnete die Augen, sah Blut fließen und brach ohnmächtig zusammen.

Am anderen Tage strömten die Waldleute ihrer neuen Kirche zu; es war nicht anders, als hätte der Bischof die Acht von ihnen genommen, als sollten sie dem ersten Hochamte beiwohnen. Auf dem Altar war die Monstranz aufgestellt — zum ersten Male seit der Bann Piatra betroffen. Alle warfen sich vor dem höchsten Heiligtum nieder und lagen, mit dem Gesicht den Boden berührend, eine Weile regungslos da. Dann hörten sie eine schwache,

zitternde Stimme sagen: „Ich schwöre auf die Monstranz, daß ich die Dokumente und Urkunden, welche die Rechte und Freiheiten der Bauern von Piatra bezeugen, nach bestem Wissen und Können untersucht und sie völlig zu Recht bestehend und gültig befunden. Und ich gelobe mit feierlichem Eide, daß ich solches Zeugnis leisten will vor dem Bischof und vor aller Welt."

In der Nacht darauf vernahm Michael Cibula Schritte vor der Haustür und hörte seinen Namen rufen. Er erkannte Stefan Dozanas Stimme, stand auf und öffnete.

„Welches Unglück ist in Piatra geschehen?"

„Es ist in Piatra kein Unglück geschehen. Ich komme nur, um dir zu sagen, daß der Bischof einen berühmten Rechtsgelehrten zu uns sandte, um unsere Urkunden zu prüfen, und daß Doktor Titus, der übrigens ein wackerer und tapferer Mann ist, die Gültigkeit der Dokumente vor der ganzen Gemeinde in der neuen Kirche auf die Monstranz beschworen hat. Auch hat der Mann eine Schrift aufgesetzt und unterzeichnet, darin steht, daß er seine Erklärung und sein Gelübde freiwillig geleistet."

„Wer sollte ihn denn gezwungen haben? Er beschwor nur, was wahr ist: unsere Rechte und Freiheiten sind unantastbar und heilig."

„Das sind sie."

Stephan Dozana kehrte noch in derselben Nacht nach Piatra zurück: der wackere und tapfere Doktor Titus lag fieberkrank in seinem Hause und bedurfte der Pflege.

* 24 *

Sie soll leben!

Michael Cibulas Weizen reifte. Jeden Tag ging er hinaus zu seinem geliebten Acker, schaute nach und maß an Josepha die Länge der Ähren: es schlug die goldige Frucht über dem goldigen Haar seines Weibes zusammen.

Auch Josephas Garten gedieh herrlich. Der Rosmarin hatte abgeblüht, aber die weißen Rosen standen in voller Pracht. Braut-

kränze hätte Josepha in diesem Sommer nicht mehr winden können, aber Totenkronen genug.

Ihr Lieblingsplatz war unter jenem Felsen, darauf Michael Cibula am Tag ihrer Ankunft das Heiligenbild gestellt hatte, und wo jetzt Stockrosen und mächtige Sonnenblumen blühten. Wenn Josepha dort saß, neigten sich die leuchtenden Blumengesichter über sie, so daß die Glückliche diesen ganzen Sommer ihren eigenen Sonnenschein hatte.

Und an Sonniges dachte sie, allein unter dem schönen Stein sitzend, dicht über der Seeflut, welche ihr Bild widerspiegelte. Wenn sie dann an den kleinen, winzigen Linnenstückchen nähte, gedachte sie des Sonnenstrahles, der zum Herbst in ihr Haus fallen sollte, so recht vom Himmel herab in ihr und ihres Mannes Leben hinein. Sie hatte gehört, daß die Gedanken der Frau, deren Leib gesegnet ist, auf das Ungeborene wirkten, und sorgte nun mit heiliger Mutterliebe für das Kind, das noch unter ihrem Herzen lag. Fiel ihr ein, wie nahe ihre Stunde sei und wie sie schon für manche, die einem Kinde das Leben gegeben, eine weiße Totenkrone gewunden, so lächelte sie still vor sich hin, als wäre ihr anvertraut worden, daß solche Mütter die seligsten wären. Wenn dann die Mägde von der schweren Stunde sprachen, die ihrer Bäuerin bevorstand, entgegnete Josepha, es würde gewiß eine leichte Stunde sein, und duldete in ihrer Gegenwart kein banges Wort.

Auch Michael Cibula trug Sorge um das Ungeborene, und das in einer Art, welche die Gottheit der Cibula leicht gegen das Kind hätte aufbringen können; sie sah so wie so böse genug auf Josephas heiligen Leib herab.

Aber Michael Cibula ging mit Vorsicht zu Werke. Als er eines Tages das Lämplein mit Öl füllte, stieß er wie von ungefähr gegen das Holzbild, daß dieses herabfiel und sich beschädigte. Behutsam trug Michael Cibula die Figur in seine Werkstatt, um die zerbrochene Krone wieder zusammen zu leimen. Doch schien es, als vergäße er sein Vorhaben, so daß die heilige Ecke leer blieb und Josepha fortan bei ihren Gebeten nicht mehr von den starren Augen der Himmelskönigin angeschaut, also dem Ungeborenen kein Schaden mehr zugefügt werden konnte.

Im übrigen brachte das erwartete Ereignis keinerlei Veränderungen in seinem Gemüte hervor und zwischen ihm und seinem Weibe war niemals die Rede davon. Nur blieben sie jetzt beide des Abends, nachdem Urs und das Gesinde zu Bett gegangen, noch lange in der Halle vor dem Hause beisammen. Schon standen Säulen und Gebälk üppig umrankt, und waren Caprifolium und Waldreben diesen Sommer auch nur spärlich gekommen, so gediehen Hopfen, Bohnen und Kürbis um so kräftiger. Da saßen dann die zwei im Dunkeln eng nebeneinander, sprachen wenig und lauschten auf das Rieseln und Rauschen all der Gießbäche und Wasserfälle, und schauten durch das Gerank auf die Riesenschatten des nächtlichen Gebirgs. Sie sahen die Sterne hinter den schwarzen Felsenhäuptern aufsprühen und still und feierlich ihre Bahnen ziehen; sie sahen das Spiegelbild des leuchtenden Firmaments auf dem See ruhen, als läge dort in der Tiefe ein zweiter Himmel mit allen seinen Sternen versunken; sie sahen den jungen Mond wie eine blutige Narbe am Himmel stehen, sahen ihn jeden Abend größer und gelber werden, bis er hell auf sie herabschien, das schöne Tal mit Glanz füllend.

Aber sie dachten sich nichts dabei — —

Dann ward der Weizen geschnitten, und obgleich Josepha jeden Tag ihre Stunde erwartete, wollte sie sich nicht nehmen lassen, bei dieser ersten Ernte zu helfen. Michael Cibula schnitt neben ihr und fühlte sich neben seinem gesegneten Weibe auf seinem gesegneten Acker als ein gesegneter Mann. Ihm war zu Mute, als ernte er nicht nur das Glück seines Hauses, sondern das Glück von ganz Piatra ein; jede Hand voll Ähren, die er ergriff, erschien ihm als eine Spende der Heiligen, für die er dem Himmel Opfer darbringen müßte. Er suchte die schönsten und schwersten Ähren aus, ließ sie von Josepha zusammenbinden und von seinem Sohn nach Piatra bringen: die Bauern möchten ihm die Bitte erfüllen, diese ersten Ähren seines Ackers als ein Geschenk Michael Cibulas in der alten Kirche über seinem ehemaligen Sitze aufzuhängen. Urs ging und kam mit der Meldung zurück, daß nach seines Vaters Wunsche geschehen sei.

„Staunten sie nicht über die Ähren?“ forschte Michael Cibula.

Aber Urs behauptete: „Sie ärgerten sich nur.“

Doch da fuhr sein Vater auf: „Das lügst du!" Und ging nach seiner alten Art zornig davon.

Eines Morgens nach dem Frühmahl sagte Josepha zu ihrem Manne: „Diese Woche mußt du nach den Herden sehen. Du brauchst einen ganzen Tag, um zu ihnen hinauf ins Gebirge und wieder herunter zu kommen. Es wäre mir recht, wenn du heute gingest; denn mir ist, als könnte morgen oder übermorgen meine Stunde kommen."

„So will ich heute auch nicht gehen; denn deine Stunde könnte heute schon kommen."

„Heute gewiß noch nicht. Geh nur und nimm Urs mit dir. Ihr müßt aber gleich aufbrechen."

Michael Cibula hatte Sorge um sein Weib und deshalb keine Lust zu dem weiten Gang; doch da kam schon Josepha und brachte für ihn und den Knaben die Zehrung. Sie ging mit schweren Schritten und suchte sich heimlich an Geräten und Wänden zu stützen. Urs quälte den Vater, gleich zu gehen; so brachen sie denn auf.

Sie waren schon hinter dem See, als Urs ausrief: „Da steht noch die Mutter!"

Michael Cibula wandte sich um und sah Josepha im Garten bei den weißen Rosen, die sie gleich einem leuchtenden Gewand zu umhüllen schienen. Sie winkte und grüßte herüber. Dann sahen sie sie langsam, langsam dem Hause zugehen. Plötzlich blieb sie stehen und die Zurückblickenden hörten sie nach einer Magd rufen.

Diese kam; Vater und Sohn wandten sich und setzten ihren Weg fort.

Es war ein Tag, so recht nach Michael Cibulas Herzen, ein Sonnentag, wie er nach seiner Meinung nur über diesen Tälern und diesen Bergen ruhen konnte. Ein prächtiges weißes Gewölk stand regungslos am tiefblauen Himmel, Erde und Fels strahlten eine milde Wärme aus, es duftete nach Salbei und Menthe, die Luft tönte von dem Summen der Käfer und Bienen.

Zum ersten Mal kam es Michael Cibula zum vollen Bewußtsein, was ihm und seinem Weibe bevorstand. Wie ein seliger Schreck durchzuckte ihn die Vorstellung: Dein Weib wird dir

ein Kind gebären, vielleicht morgen schon! Vielleicht ist schon morgen ein Menschenkind mehr auf der Welt. Und er dachte — — So lange er klein ist, hat es der Mensch gut, so lange ist seine Welt die Brust und der Schoß der Mutter. Auch später mag es noch gehen, wenn er Blumen pflückt, Schmetterlinge fängt und die ganze Welt nur zu seiner Freude da zu sein scheint. Allmählich kommt es anders — Michael Cibula vermochte auch nicht zu sagen, inwiefern. Wenn er es so recht bedachte: eigentlich war es seltsam, daß der erwachsene Mensch ein so ganz anderer war als das Kind; ein Mensch, der liebte und haßte, der anbetete und verachtete, ein Mensch voller Neid und Eifersucht, voller Zorn und Wut, ein Mensch, der das Beste und das Schlechteste vollbringen konnte, der einen Teufel zur Seite hatte, oder einen Engel. Das alles konnte aus dem kleinen Menschenkind werden, das sich aus der Nacht des mütterlichen Schoßes mit einem Schrei ans Tageslicht rang.

Es war seltsam!

Vielleicht morgen schon würde ein Mensch mehr auf der Welt sein. Und dieser neue Mensch war sein und seines Weibes Kind, war Fleisch von seinem Fleisch, Geist von seinem Geist, in Leiden geboren zu Leiden. Wer konnte das ausdenken?!

Michael Cibula war froh, als Urs, der wie ein junger Hund bald weit voraus, bald hinterdrein lief, sich zum Vater gesellte, diesen durch Geschwätz und Fragen seinen Grübeleien entreißend. Da jedoch sein Herz von dem Ungeborenen voll war, erzählte er dem Knaben allerlei geheimnisvolle Dinge von der baldigen Ankunft des neuen Geschwisters. Aber Urs hatte schon so viel über diese unbekannte Größe hören müssen, hatte schon seit geraumer Zeit vergeblich auf deren Ankunft gewartet, daß er seinem Vater zuhörte, wie ein Weiser das Gerede eines Toren anhört: du Armer, was bildest du dir ein! Denn Urs hatte in seinem Innern schon längst jede Hoffnung auf das Eintreffen des schon so lange verheißenen Wunderkindes aufgegeben und schwankte in seinem Gemüt zwischen Schmerz und Zorn.

Herrlich war der Aufstieg gewesen, herrlich war es droben: eine weite Wiese, wie ein grüner Strom zwischen zwei Gletschern eingeklemmt, deren ungeheure graue Schollen aus schwarzen

Klüften hervorstarrten. Dem Hirten war auf dem Weideplatz, neben einem aus dem Gestein entspringenden Quell eine Hütte gebaut worden; der höchste und älteste Baum weit umher, eine vom Sturm zerzauste, vom Blitz gespaltene Fichte stand neben dem Blockhause. Hinter der Alm teilte eine gewaltige Senkung die Berge, so daß man von dort über eine völlig neue, glanzvolle Gebirgswelt in unabsehbare Fernen schaute.

Urs jubelte, als er tief unter sich den schwarzen Grund mit dem See und dem Hause entdeckte, war aber höchst entrüstet, daß alles so klein aussah und sogar die mächtigen Eschen nur als winzige hellgrüne Pünktchen erschienen. Von den Menschen war nun vollends nichts zu sehen; obgleich fest stand, daß die Mutter im Garten war und zu ihnen heraufwinkte. Bei dieser Vorstellung wurde auch Michael Cibula von Sehnsucht gefaßt, die Gestalt seines Weibes zu erkennen, so daß er mit dem Knaben ausspähte und mit diesem sich ärgerte, weil man von einem fünftausend Fuß hohen Berge nicht alles zu gewahren vermochte, was im Tale vorging.

Doch die Sehnsucht vergaß er, als er von dem Hirten vernahm, daß das beste Stück der Herde sich verstiegen habe und abgestürzt sei. Michael Cibula ergrimmte. Kaum hielt er sich zurück, den fahrlässigen Knecht zu züchtigen. Die ganze Schönheit des Tages und alle Herrlichkeit des Gebirgs ward ihm durch die böse Nachricht vergällt. Es war ihm, als hätte ein schweres Unglück ihn betroffen, als wäre der erlittene Verlust durch nichts zu ersetzen. Der Hirt mußte ihn an die Stelle führen, wo das Rind, das man zerschmettert im Abgrund liegen sah, abgeglitten war. Schon kreisten die Geier über dem Leichnam. Michael Cibula ließ sich die Büchse des Hirten bringen und lauerte mordgierig so lange, bis er einen der Geier getroffen hatte. Es dämmerte bereits, als Vater und Sohn den Abstieg antraten. Der Dunkelheit und des müden Knaben willen konnte Michael Cibula nur langsam vorwärts kommen. In seinen Gedanken noch immer bei dem gefallenen Tier, achtete er des Weges kaum.

Bei Nacht kamen sie zum See. Urs konnte kaum noch weiter; auch Michael Cibula lag der gehabte Verdruß schwer in den Gliedern. Im Garten sahen sie jemanden wartend stehen; das

konnte nur Josepha sein. Jetzt erst erinnerte sich Michael Cibula wieder des Zustandes seines Weibes und nahm sich vor, seinen Zorn vor ihr zurückzuhalten. Als sie näher kamen, erkannte er, daß die Frauengestalt nicht Josepha, sondern Russka war. Das welke Weib stand da wie ein Bild aus Holz, das bei seinem Näherkommen zu reden begann: zuerst nur wirre Laute, dann wirre Worte, die Worte einer Wahnsinnigen! Denn wie konnte es wahr und vernünftig sein, daß Michael Cibula eine Tochter geboren worden und daß sein Weib mit dem Tode rang.

Er hörte es, aber er begriff es nicht. Er hörte Urs weinen und schluchzen, hörte Russka lallen und stammeln, er sah die Mägde aus dem Hause stürzen und mit lautem Jammer ihm entgegeneilen; aber begreifen konnte er es nicht. Langsam ging er weiter, starr auf das Haus sehend, auf das Licht in der Kammer. Das Licht brannte so hell, und in der Kammer bei dem hellen Licht sollte sein Weib liegen und mit dem Tode ringen — — Hier, bei ihren weißen Rosen, hatte sie diesen Morgen gestanden und ihm nachgeschaut. Die Knospen an den Büschen konnten seit heute morgen noch nicht erblüht sein; aber sie, sie lag und rang mit dem Tode! Da er den Geier schoß, hatte sie vielleicht noch seiner gedacht, ihn geliebt und jetzt — — Jetzt lag sie und rang mit dem Tode.

Alles das dachte er, schaute immer das Licht an, hörte das Weinen, ging langsam, ganz langsam. Plötzlich, wenige Schritte vom Hause, fing er an zu laufen; er sprang ins Haus, stürzte in die Kammer.

Sie lag auf dem Bett bleich wie das Linnen, das sie umgab. Die Hände lagen lang ausgestreckt auf der Decke, und waren steif und starr, fahl, wie aus Wachs gebildet. Die Augen hielt sie geschlossen.

Michael Cibula hatte zuerst die steifen, fahlen Hände gesehen.

„Josepha!"

Es war kein Ruf, es waren gelallte wilde Laute. Das Gesinde wagte sich nicht in die Kammer, aus der die furchtbaren Töne drangen, und die jammernden Mägde verstummten.

Sie lebte noch. Als sie so fürchterlich angerufen ward, lief ein Schauer durch ihren Körper; aber sie konnte die Augenlider nicht

mehr heben, sie konnte nur noch die Lippen bewegen. Es war, als wollte sie lächeln.

Michael Cibula dachte: Sie lebt noch, vielleicht wird sie leben bleiben, aber — einen Priester! Um Gotteswillen einen Priester für mein sterbendes Weib!

Zwar war auch sein Weib exkommuniziert. Was scherte ihn das?! Sie sollte nicht sterben, ohne die letzte Ölung empfangen zu haben, nicht sterben wie ein Tier.

Ein Priester! Ein Priester!

Er mußte einen Priester herbeischaffen, welcher der Exkommunizierten das letzte Sakrament reichte.

Stefan Dozana!

Aber Stefan Dozana war selbst ein Geächteter! Nein!

Wenn Stefan Dozana seinem Weibe die Versöhnung mit Gott brachte, so ward er dadurch ein Geweihter.

Also zu Stefan Dozana!

Noch einen Blick warf er auf Josepha, einen Blick, der ihr verbot, zu sterben, bevor er zurückgekehrt, der ihrer scheidenden Seele befahl: Du bleibst, bis ich wieder komme und den Priester bringe.

Dann hinaus!

Da trat ihm Russka entgegen und hielt ihm auf ihren Knochenarmen etwas hin. Es war in Linnen gewickelt und wimmerte.

„Dein Kind, deine Tochter, dein Kind lebt!"

Mit einer Verwünschung stürzte Michael Cibula an seinem Kinde vorüber, in die Nacht hinaus.

Wie ein flüchtiger Mörder, auf dessen Fersen die Verfolger sind, stürmte er dahin. Todesangst sträubte sein Haar.

Sie darf nicht sterben! Nicht eher darf sie sterben, als bis sie durch Stefan Dozana die Versöhnung mit Gott und die Versicherung des ewigen Lebens erhalten.

Er bat den Himmel nicht, sein Weib noch so lange am Leben zu lassen — er gebot dem Himmel, wie er der scheidenden Seele seines Weibes geboten hatte, nicht von dannen zu gehen, sondern des Priesters zu harren. Ein gewaltiger Trotz gegen Gott stieg

in ihm auf, so daß er seinen Willen dem Willen des Himmels entgegensetzte: Sie darf nicht sterben!

Wie um besser an die Sterbende zu denken und sie dadurch mehr zu seinem Willen zwingen zu können, schloß er die Augen; und so, mit geschlossenen Augen, raste er weiter.

Aber bald verlor er den Weg unter den Füßen. Er mußte stehen bleiben, mußte um sich sehen und versuchen, sich zurecht zu finden.

Wenn sie jetzt starb — —

Er ballte seine Hände, er zerbiß die Lippen, er hob seine Faust und schüttelte sie gegen den Himmel.

Sie darf nicht sterben!

Wie Schatten glitten links und rechts an seinem Weg die Felsen und Bäume vorüber, ein Schatten schien er selbst zu sein, ein Dämon, der durch die Finsternis dahineilte.

Laut sprach er vor sich hin, seufzte, stöhnte, schrie auf.

War es denn immer so weit bis nach Piatra gewesen? Der Weg schien sich zu dehnen, zu wachsen, schien kein Ende zu nehmen. Daß er dem weiten Weg kein Leids antun konnte!

Dann wiederum mußte er denken, daß, während er in halbem Wahnsinn durch die Nacht hetzte, Tausende und Tausende von Menschen in friedlichem Schlummer lagen, daß Tausende und Tausende von Müttern jetzt Kinder gebaren und am Leben blieben. Und sein Weib starb! Und es schien Michael Cibula im Himmel kein Gott und auf Erden keine Gerechtigkeit mehr zu sein; das ganze Antlitz der Schöpfung war ihm verzerrt.

Jetzt erkannte er: jene himmelhohe schwarze Masse vor ihm war der Kryvan!

Immerfort stürzte er vorwärts.

In seiner Brust arbeitete es, als ob sein keuchender Atem sie sprengen wollte. Da kam ihm ein entsetzlicher Gedanke: Wenn Stefan Dozana nicht zu Hause wäre? Zufällig gerade diese Nacht nicht zu Hause! Dann würde er in die Kirche einbrechen und für sein sterbendes Weib das Heiligtum vom Altar reißen. Oder wenn Stefan Dozana sich weigern sollte, mit ihm zu kommen? Er war ein geächteter Priester. Es war gar nicht seine Pflicht, mit ihm zu kommen; ja, er durfte nicht mit ihm kommen, er be-

ging eine schwere Sünde, die heilige Ölung zu spenden. Auch war Stefan Dozana sein Feind. Michael Cibula hatte ihm das Weib genommen, jetzt konnte Stefan Dozana durch sein Weib an ihm sich rächen, wie noch nie ein Mensch sich gerächt.

Aber — wenn Stefan Dozana sich weigern sollte, so würde er eine Untat begehen!

Die ersten Häuser von Piatra — — Gott und den Heiligen sei gedankt!

Dort das alte Haus der Cibula! Zwölf Jahre hatte er mit seinem Weibe dort gelebt und ihrer kaum als etwas Besonderes gedacht. Nur ein einziges Jahr jener verlorenen zwölf Jahre zurück; nur ein halbes, ein viertel Jahr; nur einen Tag, eine Stunde — —

Die alte Kirche, das Gemeindehaus, das Haus Stefan Dozanas.

„Öffne, Stefan Dozana! Ums Himmelswillen, öffne!"

Einige Augenblicke vergingen, während welcher Michael Cibula glaubte von Sinnen zu kommen. Endlich wurde die Tür aufgetan, Stefan Dozana erschien.

„Schnell! Nimm das heilige Öl und die Monstranz! Schnell, schnell, mein Weib liegt im Sterben!"

Er schrie es Stefan Dozana ins Gesicht hinein. Hätte dieser einen Augenblick gezaudert, wäre er vor ihm auf die Knie gesunken. Aber Stefan Dozana zauderte nicht.

Da fiel Michael Cibula etwas ein.

„Vielleicht bleibt sie bis morgen leben, vielleicht noch länger — — Ich könnte ihr eine Freude machen, eine letzte Freude im Leben. Aber warte nicht auf mich! Eile voraus! Sie kann jeden Augenblick sterben, jeder Augenblick des Zögerns kann sie um das ewige Leben bringen. Eile! Spende ihr! Rette sie! Rette ihre sterbende Seele!"

Dann wieder fort!

Er eilte zur Schlucht, er stürzte die Schlucht hinab. Dornen zerrissen ihm Gesicht und Hände, Steine polterten ihm nach und fielen neben ihm in die dunkle Tiefe, in die er hinabglitt. Er kam an den Bach, aber nicht mehr fähig zu einem Sprunge, lief er ins Wasser hinein, wo er grade stand. Er geriet an eine tiefe Stelle, er fühlte, wie er den Boden unter den Füßen verlor, wie er um-

gerissen ward. Wütend schrie er auf, spannte alle seine Kräfte an und erreichte das jenseitige Ufer.

Nun die Schlucht wieder hinauf, pfadlos, durch Dickicht, über Geröll. Dann ins Judenhaus, zum Hause Jehudas.

Auch hier ein Aufschrei: „Öffnet! Öffnet! Öffnet!"

Während er wartete, warf er sich auf der Schwelle nieder und ruhte aus — zum erstenmal, seitdem er von der Sterbenden fortgestürzt war.

Als er Schritte hörte, sprang er auf. Jehuda öffnete.

„Mein Weib stirbt! Sage deinem Weibe: Josepha Cibula liege im Sterben. Nur das sage ihr. Ich muß fort."

Und noch einmal begann der gräßliche Lauf. Wenn er hinstürzen und zusammenbrechen wollte, schrie er sich selbst an: „Dein Weib stirbt!"

Aber sogleich setzte er hinzu: „Sie darf nicht sterben! Nicht eher, als bis sie —"

Aber weiter reichten seine Gedanken nicht mehr. Sogar auf den Namen des Priesters, der ihm voraus auf dem Weg zu seinem sterbenden Weibe war, konnte er sich nicht mehr besinnen. Der Morgen graute. Da holte er am See Stefan Dozana ein, der die Stola umgetan hatte und die Heiligtümer trug. Auch er war geeilt, so sehr er konnte, auch sein Gesicht war fahl, auch er hatte mit seinem mächtigen Willen den Willen des Himmels zwingen wollen: Sie darf nicht sterben!

Als könnte sie ihn hören, rief Michael Cibula ihren Namen: „Josepha! Josepha!"

Und noch einmal: „Josepha!"

Seinem zerrütteten Geiste war es, als antwortete ihm aus der Ferne ihre Stimme: leise, ganz leise, wie ein Seufzer verklingend.

Aber wenn sie ihm antworten konnte, so lebte sie noch.

Sie sollte leben!

Ein Schwindel ergriff ihn. Der Gedanke an die Möglichkeit, daß sie leben bleiben könnte, die Vorstellung dieses ungeheuren Glückes erstickte ihn, tötete ihn fast. Er wankte, er taumelte. Stefan Dozana faßte ihn und führte ihn ins Haus.

Hier war alles still.

* 25 *

„Selig, die im Herrn sterben“

Er scheuchte alle von der Leiche hinweg, schloß die Kammertüre und setzte sich auf eine Truhe neben dem Bette. Nun war es ihm, als seien er und die Tote die einzigen Menschen auf der Welt.

Dieses einzige Menschenpaar war aus dem Paradiese vertrieben, war von dem ewigen Leben ausgeschlossen, war der ewigen Verdammnis überantwortet. Denn Michael Cibula fühlte sich auch noch im Tode eins mit seinem Weibe, er fühlte sich so sehr als ein Leib und eine Seele mit dieser Gestorbenen, daß ihm deuchte, auch er läge tot, auch er sollte begraben werden. Wer aber würde sie begraben, da nur er und sie noch auf der Welt waren, zwei einsame Tote?!

Während er auf das Begräbnis wartete, kamen ihm allerlei Gedanken — Gedanken, die am Himmel und an Gottes Gerechtigkeit rüttelten.

Indem sie dem Leben die Opfergabe des Weibes darbrachte, in des Weibes höchster Liebestat war sie dahingegangen, und sie sagten, daß es in die Verdammnis sei. Denn so stand es geschrieben, so ward es verkündigt, so ward es geglaubt: Wer in seinen Sünden dahinfuhr, ohne das letzte Sakrament empfangen zu haben, der konnte nicht eingehen ins Paradies.

So glaubte es auch Michael Cibula. Er hatte nie einen Christen gesehen, oder von einem Christen gehört, der es nicht geglaubt hätte. Freilich wußte er, daß es Menschen gab, die es nicht glaubten; aber das waren Ungläubige, das waren Juden.

In Flammen leiden — —

So stand es geschrieben, so ward es verkündigt, so ward auch das von ihm geglaubt. Er war noch ein Kind, als er bereits für die armen Seelen, die in Flammen litten, beten mußte. Alle Cibula hatten in Flammen gelitten, aber nur kurze Zeit, dann waren sie eingegangen in das Paradies; denn alle Cibula waren gestorben, versehen mit dem letzten Sakrament und mit Gott ver-

söhnt. Diese Tote war die erste seines Namens, die in ihren Sünden dahingefahren, unversöhnt mit Gott, und diese erste war sein Weib!

War sie wirklich die erste?

Maria Cibula, die das Weib des Juden geworden, mußte die ewige Verdammnis erleiden. Nie hatte ein Cibula für ihre Seele gebetet, nie würde ein Cibula für ihre Seele beten, in Ewigkeit war Maria Cibula verdammt!

In Ewigkeit war Josepha Cibula verdammt.

Aber es gab ja Gebete für die armen Seelen, es gab Messen für sie, es gab vielerlei, das die armen Seelen von Qualen erlösen konnte: es gab Hoffnung für sie!

Freilich, lange würde es dauern, viele Gebete mußten gesprochen, viele Messen gelesen werden. Er wollte beten, alle sollten beten: Urs, Russka, Stefan Dozana — alle! Und wozu waren die Heiligen da? Zur Fürbitte! Und Maria, die schmerzensreiche Gottesgebärerin?

„Töte sie!" hatte sie einstmals zu ihm gesagt.

Es war, als stünde das Holzbild in der Kammer neben ihm, am Bette der Toten. Deutlich vernahm er die harte, gellende Stimme: „Töte sie!" Ganz laut erwiderte er: „Sieh doch hin, ich habe sie ja getötet! Nicht durch meinen Haß, meine Liebe hat es getan; aber getötet habe ich sie doch. Sieh hin! Dein Wille ist geschehen."

Und Michael Cibula sprang auf, als wollte er die Heilige der Cibula von der Toten fortjagen. Nein, nicht Maria wollte er anrufen, für seines Weibes verdammte Seele Fürbitte zu tun.

Dann saß er wieder da, starrte auf das fahle, stille Gesicht, grübelte über das Mysterium des Todes und tastete mit seinen armen Begriffen an dem Ungeheuern, Unfaßlichen herum wie ein Blinder, der auf einem hohen Berge steht, nichts von der Weite um ihn her erkennen kann und nur den Stein am Wege fühlt, den er mit seinem Stabe betastet.

Er grollte mit Josepha, daß sie gestorben war, ohne seinen Willen zu erfüllen, ohne gewartet zu haben, wie er ihr geboten. Etwas von seinem alten Haß gegen sie fühlte er in sich aufsteigen: so stumm, wie sie jetzt vor ihm lag, war sie zwölf Jahre lang an

seiner Seite dahingegangen. Tote waren so trotzig, so stolz! Keinen Laut konnte man ihnen abbetteln, keinen Laut ihren Lippen entreißen, die im Leben überströmen konnten von Liebesworten. Ein Toter war viel stolzer, trotziger und unerbittlicher als selbst Michael Cibula.

Dann ging die Sonne auf.

„Josepha, du mußt aufstehen!"

Als gestern die Sonne aufging, da war sie aufgestanden und hinausgetreten in den leuchtenden Tag, da war alles so gewesen, wie es nicht anders sein konnte. Wenn morgen die Sonne aufging, würde es sein, wie es heute war, heute und fortan alle Tage: Josepha stand nie wieder auf.

Aber heute beschien die Sonne noch ihr Antlitz, welches sie von morgen an nie wieder bescheinen würde; heute war noch ein glücklicher Tag.

Er stand auf und öffnete das Fenster. Die Sonne leuchtete ihm so grell ins Gesicht, daß er die Augen schließen mußte.

Später wurde ihm gesagt, daß die Jüdin gekommen sei. Als er sie zum letzten Male gesehen, hatte sie neben seinem Weib auf der Schwelle gesessen und Josepha hielt sie freundlich umfaßt. Deshalb sollte die Jüdin die einzige sein, welche die Tote anrühren durfte.

Er öffnete die Tür und trat auf die Schwelle. Da waren alle versammelt und alle wichen vor seinem Anblick zurück. Stefan Dozana erhob sich und verließ leise das Zimmer.

Die Tür zur nächsten Kammer stand offen. Ein neugeborenes Kind wimmerte dort und eine fremde, weiche Frauenstimme suchte es zu beschwichtigen. Michael Cibula sagte: „Die Jüdin soll zur Bäuerin kommen."

Dann ging er wieder in das Sterbezimmer.

Nach einer Weile trat Dozia ein. Sie sprach kein Wort, stand ruhig da, aber Michael Cibula ward plötzlich zu Mute, als legte sich eine kühle Hand auf seine glühende Stirn. Ohne sich zu ihr zu wenden, redete er Dozia an: „Du bist zu meinem Weibe gekommen, aber sie ist schon tot. Vielleicht erweisest du der Toten den letzten Liebesdienst, obschon du eine Jüdin bist."

„In dieser Kammer bin ich keine Jüdin,“ entgegnete Dozia, „sondern nur ein Weib. Den Liebesdienst, den du mich der Toten erweisen läßest, erweisest du mir.“

Und wieder war es Michael Cibula, als fühlte er die weiche, kühle Hand auf seiner Stirn. Dann ließ er die Jüdin mit seinem Weibe allein.

Draußen gebot er dem Gesinde: „Bedient die Frau, die in der Kammer bei der Bäuerin ist, und seid ihr in allem gehorsam. Wer das nicht will, der kann auch aufhören, mir zu gehorchen.“

Er ging in seine Schnitzkammer, wo das Holzbild stand, nahm dieses, trug es hinüber in Russkas Kammer und stellte es über der Wiege auf, darin das Neugeborene lag. Es wimmerte kläglich. Michael Cibula mochte das Kind nicht ansehen, denn auf der Welt war ihm nichts so verhaßt wie dieses Kind.

Nun mußte er daran denken, den Sarg zu zimmern, und ging in den Schuppen, darin er das Holz verwahrte, aus dem er die Gottesgebärerinnen schnitzte. Lange wählte er unter den Stämmen. Endlich entschied er sich für eine Esche, deren Wipfel im letzten Herbst, bald nach ihrer Ankunft im schwarzen Grunde, der Blitz zersplittert hatte. Diese Esche wollte er zu vier Brettern zersägen.

Es war eine Arbeit, die er nicht allein vollbringen konnte; doch mochte er sich dabei von keinem Knecht an die Hand gehen lassen. So suchte er denn Stefan Dozana auf, den er bat, ihm die Bretter zum Sarg zerschneiden zu helfen. Schweigend folgte der Gerufene. Sie sägten den Baum in der Mitte durch, klemmten den unteren Teil des Stammes ein und schnitten die Bretter, ohne ein Wort zu sprechen. Dann ging Michael Cibula, um zum Sarg das Maß zu nehmen.

Dozia war bei der Toten, die in ein Linnen gehüllt dalag. Josephas Haare waren gelöst und über sie gebreitet; die langen, lichten Strähne reichten ihr bis zu den Füßen, so daß Michael Cibulas Weib wie von Strahlen bedeckt dalag.

Als er eintrat, stand Dozia auf und ging leise hinaus. Er nahm das Maß; er nahm es möglichst groß.

Leise kam Dozia zurück und sagte: „Dein Weib hat sich ihr Kind geholt. Ich werde es der Mutter an die Brust legen.“

„Tu das,“ erwiderte er und ging hinaus. Er empfand über

den Tod des Kindes eine Befriedigung, wie sie ein strenger aber gerechter Richter über den Tod eines Mörders empfinden mag: die Vergeltung hatte den Totschläger ereilt. Übrigens wußte er, daß es die Augen der Heiligen gewesen, die das Kind getötet hatten; schon am Morgen hatte er gewußt, daß das Kind sterben würde.

An Josephas Lieblingsplatz im Garten trug er die Bretter: zum Felsen, wo die Stockrosen und Sonnenblumen blühten. Dort begann er den Sarg zusammenzuschlagen. Urs kam geschlichen, setzte sich auf den Stein unter den Blumen und sah dem Vater zu. Der aber kümmerte sich nicht um den Knaben, dessen Augen vom Weinen geschwollen waren, und der von Zeit zu Zeit krampfhaft aufschluchzte. Es war, als wäre das Kind eine Waise geworden.

Mit jedem Hammerschlag, den Michael Cibula tat, führte er einen Schlag gegen sein Leben, so daß, als der Sarg fertig gezimmert war, Michael Cibulas Leben in Stücke zertrümmert lag. Dann stellte er den Sarg mitten in die Sonne.

„Das ist nun dein letztes Haus im schwarzen Grund! Nicht Sonne noch Mond scheinen hinein, du hörst darin nicht Regen noch Wind. Still ist's in deinem letzten Hause, und über deinem Haupt liegt die schwere Erde. Als Kind spieltest du damit, später pflanztest du Blumen hinein, und nun hast du gar dein Haupt darunter gebettet: zu Erde wirst du selbst. Und in der Erde, die auf dein Haupt drückt, schlummern zugleich mit dir tausend Keime, haften tausend Wurzeln, ist tausendfältiges Leben eingesargt. Es regt sich, es sprießt hervor, es wächst und blüht! Du bleibst still im Dunkeln. Es gönnt uns der Himmel nur für eine kurze Weile sein Licht. Aber der tote Leib in der dunkeln und stillen Erde hat es besser als die Seele, die in Sünden dahinfährt in die Verdammnis.

Es wird Abend, Josepha.

Gestern um diese Zeit, da schoß ich den Geier, der über dem gefallenen Rind kreiste; den Maulwurf, der sich zu dir hingräbt, muß ich ruhig graben und wühlen lassen.

Als der Hirte mir sagte, daß das Rind abgestürzt sei, meinte ich, mir könnte nichts Ärgeres geschehen. Das war gestern. Heute habe ich dir deinen Sarg zimmern müssen. Ob mir wohl noch Ärges im Leben geschehen kann?"

Er ging zu den weißen Rosen und pflückte davon. Es geschah zum erstenmal in seinem Leben, daß er Blumen brach; mühsam genug ging es ihm von der Hand. Hatte er einige Zweige gebrochen, so legte er sie behutsam in den Sarg. Er nahm nur solche Rosen, von denen er annehmen konnte, daß sie gestern noch nicht aufgeblüht gewesen. Als der Boden des Sarges mit Knospen bedeckt war, trug er ihn in die Totenkammer.

Ganz allein legte er Josepha hinein. Um das tote Kind kümmerte er sich nicht.

Dozia blieb bei der Leiche zurück und er begab sich mit Stefan Dozana in die Halle, wo er mit dem Gesinde zu Nacht aß. Der Sitz neben ihm war leer. Fortan würde er für ihn immer leer bleiben, auch dann, wenn ein anderer dort saß.

Bei jedem Löffel Milch, bei jedem Bissen Brot war es ihm, als müßte Josepha Hunger leiden. Es schmeckte ihm vortrefflich, er hätte ihr gar zu gern von dem guten Essen gegönnt. Zugleich geriet er in ein dumpfes Staunen darüber, daß er es sich schmecken lassen konnte.

Doch ward ihm um vieles besser zu Mut: als würde ihm ein Kleid von Eisen abgenommen. Dem Gesinde kündigte er an, daß morgen Feiertag sei und daß sie morgen die Bäuerin begraben würden. Zu Stefan Dozana sagte er: „Es ist nun doch alles gleich! Da du ihr nicht mehr das Sakrament reichen konntest, sollst du auch nicht ihre Leiche einsegnen. Aber weil du einmal da bist, so bleibe nur. Morgen gehst du dann und nimmst ihren Buben mit und behältst ihn während des Sommers bei dir. Er ist noch immer nicht gefirmelt. Da magst du ihn einstweilen zu dir in die Christenlehre nehmen. Was kümmert's mich, daß du ein Geächteter bist."

Urs, der das mit angehört, lief zu Russka und flüsterte ihr mit wichtiger Miene zu: „Morgen wird die Mutter begraben; dann nimmt Stefan Dozana mich nach Piatra mit, dort ist Ilja Dozana, und in die Christenlehre darf ich auch gehen."

Ganz allein hielt Michael Cibula Leichenwache. Er hatte den Sarg auf einem weißen Linnen mitten in der Kammer niedergestellt und zu Häupten der Toten eine Kerze angezündet. Der

Deckel lag daneben, ebenso die Heiligtümer, die Stefan Dozana für die Sterbende mitgebracht hatte. Durch das offene Fenster schimmerten die Sterne, die kühle Nachtluft wehte herein. Große silbergraue Falter kamen, vom Licht angezogen, in die Totenkammer geflogen. Sie schwirrten um die Flammen und um Josephas goldiges Haar; ein schöner Nachtschmetterling setzte sich auf der Gestorbenen Stirn, als wäre es eine weiße Blüte.

Das Gesinde hatte aufbleiben wollen, um für die Seele der Bäuerin zu beten; aber Michael Cibula hatte alle zu Bett geschickt und dabei in dumpfer Verzweiflung die Worte wiederholt, die er am Abend zu Stefan Dozana gesagt: „Es ist nun doch alles gleich!" So waren denn nur Russka und die Jüdin wach geblieben. Michael Cibula hörte die eine in ihrer Kammer murmeln und ächzen, die andere saß in der Halle, als ob sie darauf wartete, gerufen zu werden. Der vierte aber, der in dieser Nacht kein Auge zutat, stand im Garten und sah nach dem Lichtschein, der aus dem Fenster der Totenkammer über die Blumen fiel. In der Ferne da zu stehen und auf diesen schwachen Schimmer zu blicken, war das einzige, was bei Josephas nächtlicher Totenfeier auf Stefan Dozanas Teil kam.

Bis nach Mitternacht saß Michael Cibula, ohne sich zu regen, ohne seine Augen von dem stillen Antlitz zu wenden. Manchmal durchzuckte sein Gehirn der Gedanke: wenn ich sie noch lange so ansehe, muß sie bald die Augen aufschlagen. Was wird sie mir dann sagen? Daß ihre Seele im Fegfeuer sei und daß die Flammen fürchterlich brennen? Oder sie wird mir sagen, wie lange die Ewigkeit währt. Oder, daß ihr Geist ohne den Priester nicht zur Ruhe kommen kann. Was mag es sein, was Tote, wenn sie aufwachen und reden könnten, den Lebendigen sagen würden — — Ob der Mensch es anzuhören vermag, ohne dabei von Sinnen zu kommen?

Da sie ihn nicht ansehen wollte, beging er etwas Grausiges. Er kniete hin und hob mit beiden Händen die beiden starren Augenlider der Toten auf. Da traf ihn Josephas letzter Blick, erloschen und gespenstisch — — Gräßliches ist es, was die Blicke der Toten den Lebendigen erzählen.

Michael Cibula grauste es. Er kam sich vor, als habe er Jo-

sephas Leiche geschändet; ihm schien, als wäre an seinen Händen von der Toten etwas haften geblieben: sie waren schwer und eisigkalt. Eine Weile kämpfte er mit dem Grauen; dann ging er, um Russka zu rufen. Als er den Rücken wendete, war's ihm, als stünde Josepha hinter ihm; doch schaute er nicht zurück.

Dozia kam ihm entgegen. Er sagte ihr nichts, aber er kehrte sogleich um, ließ die Türe hinter sich offen und setzte sich an seinen alten Platz. Die Jüdin ging ihm leise nach und ließ sich auf einen Schemel hinter ihm nieder.

Eine Stunde und mehr verging, ohne daß eines der beiden ein Wort sprach.

Plötzlich fragte Michael Cibula: „Sage, Jüdin, welchen Todes starb deine Mutter Maria, die eine Christin gewesen ist?"

„Ich war noch ein Kind, da meine Mutter starb."

„Und haben deine Leute dir nie von dem Tode deiner Mutter gesprochen?"

„Das haben sie."

„Nun? Du weißt doch, daß deine Mutter von den Ihren verflucht ward?"

„So sagte man mir."

„Also muß sie eines unchristlichen Todes gestorben sein."

„Wenn du damit meinst: eines jüdischen Todes, so hast du recht."

„Ich meine: sie ist eines Todes gestorben ohne Sakrament und Ölung. Sie ist ohne Vergebung und Versöhnung in ihren Sünden dahingefahren. Sie ist mit ihren Sünden in alle Ewigkeit verdammt. Nie hat ein Christ für ihre Seele gebetet, nie wurde für sie eine Messe gelesen, ihre Seele verschmachtet im Fegefeuer."

„Die Seele meiner Mutter ist im Paradiese."

„Im Paradiese?! Die Seele der Verfluchten, die ohne Sakrament und Ölung gestorben, für die niemals gebetet und gebüßt worden, für die kein Heiliger Fürbitte getan — —"

Aber Dozia wiederholte: „Die Seele meiner Mutter ist im Paradiese, wo jetzt die Seele deines toten Weibes ist. Beide begegnen sich und grüßen sich jetzt."

„Auch meines Weibes Seele ist ja im Fegefeuer," murmelte Michael Cibula, ein Stöhnen erstickend. „Auch meines Weibes Seele leidet jetzt Qualen. Sie ist gestorben als eine Exkom-

munizierte, ohne Sakrament und Ölung, ohne Vergebung ihrer Sünden empfangen zu haben; sie ist gestorben, wie deine Mutter Mirjam starb."

„So ist sie eines seligen Todes gestorben."

Michael Cibula wendete sich jäh um und stammelte: „Wie kann die Verfluchte eines seligen Todes gestorben sein?"

„Sie starb in dem Herrn, ihrem Gott. Und es steht geschrieben: Selig sind, die im Herrn sterben; denn sie sollen das ewige Leben haben."

„Wo steht das geschrieben?"

„Es ist ein Wort Gottes."

„Aber was heißt das: selig im Herrn sterben?"

„Sieh dein Weib an!"

„Mein Weib — —"

Und Michael Cibula begann am ganzen Leibe zu zittern. Dozia fuhr fort: „Kein Mensch kann schöner im Herrn sterben, als dein Weib im Herrn gestorben ist; kein Mensch kann sicherer das ewige Leben erhalten, als dein Weib es erhalten wird. Selig die Toten, denn ihnen ist das Reich Gottes. Selig, selig, selig dein Weib!"

Sprachlos starrte Michael Cibula die Jüdin an. Es war nicht allein der Sinn der Worte, die ihn im Innersten der Seele erschütterten, sondern vielmehr der Ton ihrer Stimme, ihr feierliches Wesen, die ganze Hoheit der jungen Frau, die vor ihm stand, wie aus einer anderen Welt zu ihm gekommen. Endlich brachte er hervor: „Woher willst du wissen, daß mein armes Weib im Herrn gestorben ist, wie du es nennst?"

Wieder sagte sie nichts als: „Sieh doch dein Weib an!"

Gehorsam ihren Worten, als habe er sein Weib wirklich noch nicht angeblickt, wendete sich Michael Cibula dem Sarge zu. Da schien auf dem Gesicht der Toten ein Frieden und ein Schimmer zu ruhen, von dem er bis dahin nichts gesehen hatte.

Noch stand er und betrachtete die Verklärte, als Dozia leise neben ihn trat.

„Weißt du, welchen Gruß dein Weib mir geschickt hat?"

„Mein Weib — dir einen Gruß?"

„Durch den Priester Stefan Dozana."

„Wann hat sie dir den Gruß geschickt?"

„Sie trug schon dein Kind unter dem Herzen.“
„Und da ließ sie dir durch den Priester sagen — —“
„Sie habe die Erlösung empfangen.“
Da empfing die Erlösung auch Michael Cibula.

Bis der Morgen anbrach, beredete sich Michael Cibula an der Leiche Josephas mit der Tochter seiner Schwester Maria, Frieden nehmend und Frieden gebend. Dann ging er, holte ein Grabscheit und bedachte, wo das Grab hinkommen, wo der Kirchhof des neuen Piatra liegen sollte. Er entschied sich für einen schönen, friedlichen Platz unter dem Hügel, dort, wo derselbe jählings abfiel. Ringsum wuchsen Haselnußbüsche, Ginster und wilde Rosen. Unmittelbar am Felsen stach Michael Cibula den Rasen aus und begann eifrig zu graben.

— — Das ist nun das erste Grab. Wann wird das zweite daneben kommen, und für wen wird dieses zweite gegraben werden? Wird es auch um den nächsten Toten einen solchen Jammer geben? Und wird auch dieser selig im Herrn dahingehen? Wer weiß, wie lange Josepha mutterseelenallein zwischen den Ginster- und den Haselnußbüschen liegen muß. Wenn erst auf dem Hügel eine Kirche steht und von oben die Glocken herabklingen, dann werden viele zu ihr kommen, dann ruhen viele neben ihr aus. Viel Herzeleid wird dereinst mit Herzeleid hier zur Ruhe gebracht werden, viel Jammer, wohl auch viele Sünden, viel Schuld und Ungerechtigkeit. Aber das grüne Gras wird auf allen Gräbern wachsen, dieselbe Sonne sie alle bescheinen, und allen Toten wird Gott dermaleinst gnädig sein.

Denn das weiß ich jetzt! — —

Er ruhte aus. Die Vögel ringsum sangen dem Tage entgegen, und die nicht singen konnten, zwitscherten doch. So war's denn in dem jungen Licht ein Jubilieren, als hätten die Blätter an den Bäumen Stimmen bekommen. Andächtig hörte Michael Cibula zu.

Das ist ein Fink und das ein Goldhähnchen. Nun fangen die Amseln an. Das dort drüben am See ist eine Rohrdommel. Die Amsel lockt das Weibchen, jetzt antwortet dieses. Und jetzt sind beide zusammen! Gott segne euch den Tag!

Da die Sonne aufging, verstummten die Vögel; es ward stiller als in der Kirche vor dem Gottesdienst.

Aus den Büschen trat ein Reh, schaute dem grabenden Mann eine Weile zu, ging dann äsend zurück.

Auch ein Häschen lief über den Platz, blieb stehen, machte Männchen, hüpfte weiter.

In der Ferne stand Stefan Dozana und blickte sehnsüchtig herüber. Als Michael Cibula seiner ansichtig wurde, rief er ihn herbei, gab ihm schweigend das Grabscheit und ließ ihn das Grab fertig schaufeln. Er selbst setzte sich hin und sah jede Schaufel Erde, die aufgeworfen wurde, aufmerksam an. Von Zeit zu Zeit bückte er sich und las einen Stein auf oder einen Regenwurm.

Als die Grube tief genug geworden, säuberte Stefan Dozana den Grund und Michael Cibula bedeckte ihn mit Gras und Blättern. Darauf traten sie schweigend den Rückweg an.

Eine Stunde später wurde Josepha begraben.

In der Nacht zogen von allen Seiten Gewitter auf; grade über dem Tal stießen die Wolken zusammen und entluden sich. Es war, als stände der Himmel in Flammen, als stürzten die Berge ein, rechts und links, dicht neben ihm in den Boden.

Michael Cibula lag in tiefem Schlaf, daraus er erst erwachte, als auf dem Hügel in einen Baum der Blitz einschlug. Das Gesinde war aufgestanden, und saß jammernd und laut betend beisammen. Stefan Dozana und Dozia waren bereits fortgegangen.

Michael Cibulas erster Gedanke war: Wie würde Josepha sich jetzt fürchten! Gut, daß sie nichts von dem Unwetter hört. Dann ging er hinaus.

Der Baum auf dem Hügel stand in vollen Flammen. Die Knechte kamen mit Äxten, um ihn umzuhauen. Der Felsen unter Michael Cibula bebte, die Blitze kreuzten sich und schlugen rechts und links, dicht neben ihm, in den Boden.

Der Baum brannte vom Fuß bis zum Wipfel, eine mächtige und prächtige Feuersäule! Sie lohte dicht am Abgrund empor, unmittelbar über dem frischen Grabe. Doch da kein Sturm war und der nächste Baum weit entfernt stand, schickte Michael Cibula die Knechte wieder fort. Er selbst blieb droben. Sobald es möglich

war, sich dem brennenden Baum zu nähern, hieb er mit der Axt den Stamm tief ein, und zwar auf der Seite nach dem Berge zu, damit er beim Stürzen nicht auf das Grab fallen konnte. Es war der letzte Liebesdienst, den er seinem toten Weibe zu erweisen vermochte.

Plötzlich begann der Regen zu strömen.

Nun wird sie naß, dachte er und lief hinab zum Grabe. Da stand er und hätte, um die Stätte gegen den Regen zu schützen, sich am liebsten darüber hingeworfen. Ein namenloses Mitleid mit dem armen hilflosen Grab ergriff ihn. Er brach in Tränen aus.

* 26 *

Aus heißer Liebe und aus heißem Hasse

Zunächst bestellte Michael Cibula seinen Acker, den anderen Teil des Herbstes brachte er auf dem Gebirge zu. Den Hirten, der ihm das beste Stück seiner Herde hatte verunglücken lassen, sandte er hinab ins Tal und versah selbst dessen Arbeit. Zwischen Felsen und Gletschern hausend, wandte er sich von neuem der Welt und dem Leben zu; in der erhabenen Öde der Alpenwelt seine Tage verbringend, bereitete sich sein Geist auf das vor, was er aus heißer Liebe und aus heißem Hasse zu tun gedachte. In der ungeheuren Einsamkeit, die ihn der Erde entrückte und dem Himmel näher brachte, kam er zu der Erkenntnis, daß sein Vorhaben, das er im Sinne trug, gut sei.

So lange es die Witterung ohne Schädigung für das Vieh zuließ, blieb er droben; als jedoch der erste Schnee fiel, trieb er ab. In seiner gewöhnlichen Weise sah er nach dem Hausstand und der Wirtschaft, legte noch einige neue Äcker an und freute sich über den kräftigen Saatenstand auf seinem ersten und geliebtesten Feld. Als Winterarbeit trug er seinen Knechten auf, ein Stück Waldung zu roden und die Bäume an den See zu schaffen; auch die Mägde mußten helfen. Verwundert fragte sich das Gesinde, was der Bauer im Frühling zu bauen gedächte. Denn die Stämme waren das herrlichste Holz und ihrer so viele, daß aus dem geschlagenen Wald ein halbes Dorf aufgerichtet werden konnte. Neben dem neuen Hause stand aber bereits nicht

nur ein großer Stall, sondern noch ein zweites Gebäude, zur Bergung des Heus und der Feldfrüchte bestimmt.

Auch Michael Cibula fällte Bäume. Aber er tat die Arbeit nicht mit den anderen zusammen, sondern erkor sich für den Winter den Hügel zum Arbeitsplatz; auf dem Hügel fällte er die Eschen. Als die Bauern die schönen Bäume für den Bau seines Hauses hatten umhauen wollen, hatte er sich diesem Vorhaben mit Heftigkeit widersetzt; nun tat er es selbst, und niemand durfte ihm helfen. Bereits gegen Weihnachten war ein großer Platz freigelegt. Zu beiden Seiten desselben ließ Michael Cibula einige der ältesten und schönsten Eschen stehen; alle anderen jedoch fielen unter seiner Axt.

Als er damit fertig war, machte er sich daran, den Gipfel des Hügels zu ebnen.

Die langen Winterabende verbrachte er einsam in seiner Schnitzkammer. Wieder erschuf er nach dem Bild der Heiligen seiner Familie die Gottesgebärerin, und wieder wurde, wie in früheren Tagen, das Abbild dem Urbilde gleich, so daß der Künstler hoffen durfte, seine Kunst nicht verloren zu haben.

Dennoch war er nicht zufrieden damit. Immer von neuem gestaltete er das Antlitz der Göttin, immer von neuem war er bemüht, in Formen auszudrücken, was er als leuchtendes Bildnis in der Seele trug. Doch so oft er auch die holdseligen verklärten Züge in seinem Holz zu bannen versuchte, immer wieder entglitten sie ihm. Jeden Abend saß er bis spät in die Nacht hinein auf, zuletzt wie im Fieber, mit Angstschweiß auf der Stirn an seinem Werk gestaltend. Glaubte er endlich: jetzt hast du es gefaßt, jetzt ist es dir gelungen! so schaute er plötzlich wieder in die bekannten starren Züge, so blickten ihn plötzlich wieder die bösen Augen an — so hörte er wieder die alte, harte, gellende Stimme reden. Das Holzbild sprach: „Da bist du ja, Michael Cibula! Wolltest du fort von mir?"

Michael Cibula antwortete: „Ich wollte nicht fort von dir, sondern nur von deinen Augen."

Das Holzbild höhnte: „Es sind die Augen, die mir deine Väter gegeben haben. Seit wann ist einem Bauern von Piatra und einem Cibula nicht recht, was von seinen Vätern stammt?"

Darauf erwiderte Michael Cibula demütig: „Meine Schuld

gegen dich mag groß sein: aber bedenke: deine Augen haben Josephas Kind getötet und mir auch sonst viel Übles angetan."

Sagte die Heilige: „Undankbar sind die Menschen! Die Sünde ihrer eigenen Gedanken schieben sie dem Himmel zu."

Aber Michael Cibula fragte: „Ist es nicht der Himmel, der dem Menschen seine Gedanken gibt? Was kann der Mensch für seine Augen und Sinne — was kann der Mensch für seine Gedanken?"

Da zürnte die Heilige der Cibula. „So soll der Himmel Schuld sein an eurer Sünde! Wißt ihr nicht, daß der Himmel euch eurer sündigen Gedanken willen verdammt?"

Das mußte Michael Cibula zugeben, doch meinte er: „Gegeben werden sie uns darum doch. Wir können nichts dafür und nichts dagegen tun. Aus demselben Grund verdienen wir auch kein Lob und keinen Lohn, wenn unsere Gedanken gut sind. Aber was willst du, daß ich tun soll, um dich wieder zu versöhnen? Denn ich möchte gern Frieden haben mit dir und mit allen."

Es forderte die Heilige von ihm: „Gelobe mir deinen Sohn zu eigen."

Michael Cibula erschrak heftig. Obgleich er wohl wußte, was das Bildnis meinte — denn er trug sich seit einiger Zeit mit demselben Gedanken — fragte er doch: „Wie meinst du das?"

„Gelobe deinen Sohn der Kirche."

„Aber es ist in Piatra nicht Brauch, daß ein Cibula Priester wird," wendete Michael Cibula ein.

„Gib mir deinen Sohn," beharrte das Holzbild bei seiner Forderung.

„Es ist noch ein Knabe," stammelte Michael Cibula, von Mitleid ergriffen.

„Gedenke Abrahams!" mahnte das Bildnis. „Gott forderte von Abraham das Opfer seines Sohnes, und Abraham nahm den Knaben, band ihn und zückte das Messer nach ihm."

„Aber Gott gab Abraham für seinen Sohn den Widder," rief Cibula aus. „Was gibst du mir für den Knaben?"

„Die Vergebung deiner Sünden."

„Die begehre ich nicht."

„Die ewige Seligkeit."

„Die begehre ich nicht."

Da geriet das Holzbild in Zorn: „Dann den Lohn deiner Taten."

„Den begehre ich mir!"

Er wurde gemahnt: „Du hast mir schon damals deinen Sohn versprochen, als du ungehorsam warst und dem Bischof nicht halfst, die Juden zu vertreiben. Auch ohne deinen Willen ist dein Sohn mein und soll nach meinem Willen Taten vollbringen."

„Was willst du den Knaben tun lassen?"

„Ernten soll er, was du gesät hast."

„Ich habe mit Maria Cibulas Stamm Frieden geschlossen."

„Was geht das mich an? Denke daran, daß die Bauern von Piatra noch den Unfrieden haben."

„Darum will ich ja tun, was mir im Sinn liegt."

„Tu, was du willst. Die Acht kannst du von den Bauern von Piatra doch nicht nehmen."

„Das ist wahr."

„Es müßte denn sein, daß sie dem Bischof sich beugen."

„Das sollen sie nicht!"

„Und sich ihrer Rechte und Freiheiten begeben."

„Das sollen sie nicht!"

„Gibst du mir deinen Sohn?"

„Wird dann die Acht von Piatra genommen werden, ohne daß Piatra seine Rechte und Freiheiten verliert?"

„Ja."

Darauf spann Michael Cibula den ihm gegebenen Gedanken zu einem langen Faden aus und wirkte den Faden zu einem festen Gewebe. Und er hielt es für ein Kleid der Gottheit, gläubig und im Innersten überzeugt: nun habe er gefunden, womit er den Bischof versöhnen könne, ohne daß sich die Bauern von Piatra ihm beugten; nun habe er gefunden, wodurch der Bann von Piatra genommen werden würde, ohne Piatra in seinen ewigen Rechten und Freiheiten zu schädigen. An seinen Knaben und seinen eigenen Gehorsam gegen Gott die Fäden knüpfend, schnitt er das Gewebe ab; Piatras Glück und Piatras Frieden aber waren der Einschlag auf seinem Webstuhl gewesen.

Nachdem er solcher Art das Opfer bei sich beschlossen hatte, teilte er sein Vorhaben der Heiligen mit: „Dein Wille geschehe. Aber du mußt vorher einen Pakt mit mir schließen. Damit das Opfer

meines Knaben Gutes bewirke und Segen trage, erweise dich bei dem Bischof tätig. Denn nur, wenn Bischof Mauritius von Piatra die Acht nimmt, auch Stefan Dozana wieder als Priester einsetzt — nur dann gelobe ich meinen Knaben dir und der Kirche."

Und das Holzbild nickte: „Ich werde bei dem Bischof dafür wirken und tätig sein: ist doch dein Sohn der junge Christ, welcher den Judenknaben gesteinigt. Dessen soll der Bischof, wenn du ihm den Knaben bringst, eingedenk sein."

Das alles vernahm Michael Cibula in seiner Seele.

Nachdem sein Gemüt mit allem fertig geworden, wartete er nur noch auf das Frühjahr, um alles zur rechten Zeit vollbringen zu können. Im März ging er einmal nach Piatra, daselbst seinen Sohn zu sehen und eine Unterredung mit Stefan Dozana zu haben. Den Knaben kannte er kaum wieder, so blühten seine Wangen, so blitzten seine Augen, so hell klang seine Stimme. Jede Gebärde, jede Bewegung war voller Jugendkraft und Lebenslust. Er war in dem halben Jahre mächtig gewachsen und versprach, nicht minder stattlich zu werden wie sein Vater. Alles Finstere war aus des Knaben Wesen gewichen, als wäre es niemals darin gewesen. Er war ein schönes, frohes, glückliches Menschenkind geworden.

Und neben seinem Sohn sah Michael Cibula Ilja, bereits kein Kind mehr; Stefan Dozana zeigte seinem Besuch die beiden mit einem Lächeln: „Sie haben sich lieb."

Das Wort fuhr wie ein Schlag in Michael Cibulas Seele.

Mit Stefan Dozana hatte er folgendes Gespräch: „Wie steht es sonst hier? Du kennst den Sinn der Bauern von Piatra, beharren sie in ihrer Meinung über den schwarzen Grund?"

„Sie erkennen, daß ihr Aberglauben töricht und der schwarze Grund ein gesegnetes Tal ist."

In Michael Cibulas Gesicht leuchtete es auf; leidenschaftlich rief er: „Und sie wollen dennoch nicht meinem Beispiele folgen?"

Bedächtig erklärte Stefan Dozana: „Dieser oder jener mag darunter sein, der es wohl möchte; aber keiner von ihnen spricht es aus, oder wird es jemals aussprechen. Du kennst ihre harten Köpfe."

„Starrköpfe sind's!" murrte Michael Cibula.

Stefan Dozana zuckte die Achseln.

„Und du meinst, daß es gänzlich unnütz sei, zu ihnen zu reden?" forschte der andere.

„Gänzlich unnütz!"

„Es ist wahr: sie können nicht lassen von ihrem Dorf, aber —"

Stefan Dozana unterbrach ihn; er gestand: „Und vor allem können sie nicht von ihrer Kirche lassen."

„Von der neuen?"

„Von der alten haben sie längst gelassen."

„Nicht lassen von dem, was ihr Unglück verschuldet!" rief Michael Cibula außer sich.

„Vielleicht grade deswegen halten sie so fest daran," sagte Stefan Dozana düster. „Das, worum wir am meisten leiden müssen, lieben wir am meisten. Die Bauern von Piatra hängen an dem neuen Gotteshaus wie an Weib und Kind, die Bäuerinnen wie an ihrer Seligkeit."

„So muß man sie von Weib und Kind, so muß man sie von der Seligkeit losreißen!"

Und er ging, ohne sich aufhalten zu lassen, Zoll für Zoll der alte, wilde, unbändige Cibula, heiß in der Liebe und heiß im Hasse.

Schon nach drei Wochen kam er wieder zu Stefan Dozana.

„Höre," sagte er zu diesem, „höre, ich habe einen Traum gegehabt, drei Nächte hintereinander ein und denselben Traum. Josepha kam zu mir und gebot mir: ich sollte zu dir gehen und dich auffordern, die Heiligtümer aus der neuen Kirche in dein Haus überzuführen, denn in der neuen Kirche drohe ihnen Verderben. Tu, was der Geist meines Weibes dir befohlen hat. Du weißt, den Toten muß man gehorchen."

Stefan Dozana dachte: Wenn Josepha etwas von mir will, so hätte sie es mir wohl selbst sagen können. Und er beneidete Michael Cibula um die Erscheinung.

Als es Abend geworden, begaben sich beide nach der Kirche, die Heiligtümer zu holen.

Viele Weiber begegneten ihnen, hoch mit Linnen beladen, welches sie hinunter in die Schlucht trugen, um es in dem Bach zu waschen. Darin blieb es die Nacht über liegen. Am anderen Morgen begann dann das große Waschfest in Piatra, das drei Tage währte und jeden Frühling und Herbst zur bestimmten

Zeit abgehalten wurde. Mochte die Witterung noch so ungünstig sein, gewaschen wurde in Piatra in jenen Tagen. Michael Cibula schaute voll Teilnahme auf das rege Treiben des Völkchens. Manche der Frauen redete er an, ob sie auch alle ihre Wäsche hinunter an den Bach getragen hätten? Aber er fragte nur die Ärmeren und schien durch die bejahenden Antworten, die er von allen Seiten erhielt, höchlich befriedigt.

Einmal sagte er zu Stefan Dozana: „Das wird eine wilde Nacht werden. Schau die Windwolken am Himmel!"

„Frühlingswind!" meinte Stefan Dozana gleichmütig. „Die ganze letzte Woche hat es hier jede Nacht gestürmt."

„Im schwarzen Grunde ist es bereits so warm, daß man die Nächte im Freien zubringen könnte," rühmte Michael Cibula seine neue Heimat.

„Das kann hier jetzt kaum das Vieh."

„Aber das Vieh weidet doch schon im Walde?"

„Bereits seit drei Tagen," erwiderte Stefan Dozana.

„Sind Kranke oder Bettlägerige im Dorfe?" erkundigte sich Michael Cibula.

„Nur Helja Scarpa, die Unsinnige."

„Lebt die immer noch?"

„Sie weiß nicht viel davon."

„Dann mag es gehen. — — Sollte einmal bei solchem Wind Feuer auskommen, so bleibt in Piatra kein Haus stehen."

„Das könnte leicht sein."

Sie kamen zur Kirche, die Michael Cibula erst ein einziges Mal betreten hatte; damals, als ihr Inneres vollendet war. In der Dämmerung glichen die hohen Wölbungen mit ihrem Gold- und Silberschmuck einem schier unirdischen Raum. Michael Cibula war es, als beträte er den Vorraum des Paradieses. Schauer überliefen ihn, kaum, daß er vorwärts zu schreiten wagte.

Über dem Hochaltar strahlte unter der Kuppel das Kreuz. Das Zwielicht umhüllte die mächtige Sonne wie mit Schleiern, die Engel gewannen bei dem fahlen Schein gespenstisches Leben.

Stefan Dozana beugte vor dem Hochaltare seine Knie; aber Michael Cibula, obgleich Grausen ihn beinahe übermannte, stand aufrecht da. Sodann nahm Stefan Dozana die höchsten Heilig-

tümer aus ihrem verschlossenen Schrein und schickte sich an, die Kirche wieder zu verlassen. Aber Michael Cibula stand noch immer auf demselben Fleck, so daß der andere ihn laut anrufen mußte. Mit einem tiefen Seufzen wandte er sich ab und folgte dem Priester.

Draußen vor der Türe blieb er stehen.

„Solltest du die Kirche nicht schließen?“ sagte er, halb fragend, halb auffordernd, mit einem unsicheren Blick.

„In Piatra ist es Brauch, daß die Kirche auch bei Nacht offen bleibt. Weißt du das nicht mehr?“

„Freilich,“ murmelte Michael Cibula, „freilich.“

Damit niemand erkennen konnte, was er aus der Kirche forttrug, hatte Stefan Dozana die Heiligtümer mit einem Tuche bedeckt. Unbeachtet kamen sie bis an sein Haus; doch Michael Cibula wollte nicht eintreten.

„Willst du in der Nacht in den schwarzen Grund zurück?“

„Ich bleibe die Nacht hier.“

„So schlafe doch bei mir.“

„Ich will diese Nacht in meinem Hause schlafen.“

„Aber so iß wenigstens mit uns.“

„Ich habe mir heute einen Fasttag auferlegt. — — Gute Nacht.“

„Gute Nacht.“

Stefan Dozana trat ins Haus und Michael Cibula begab sich in die alte Kirche. Hier betete er, wie er sein Lebtag nicht gebetet hatte.

Es mochte gegen Mitternacht sein, als Michael Cibula sich von den Knien erhob. Erst jetzt vernahm er, wie der Sturm um die Kirche fuhr, ein echter Verrös-Frühlingssturm! Die Schlucht aufwärts brauste er einher, der alte Balkenbau zitterte und ächzte unter den wütenden Umarmungen der Windsbraut, durch die blinden, in Blei gefaßten Fenster sah Michael Cibula den jungen Mond hinter dem Felsengebirge versinken; noch stand das Himmelslicht, ein blutroter Streifen, gleich einem Flammensignal über dem schwarzen Gipfel des Krywan, im nächsten Augenblick war es erloschen.

Bei dem Schimmer des ewigen Lämpchens sah sich Michael Cibula in der Halle um. Nur weniges Gerät war darinnen: die Kirchenstühle, darauf die Väter gekniet, darauf sie kniend

die Monstranz gegrüßt und in Demut und im Glauben die Verkündigungen Gottes empfangen; die Beichtstühle, deren braunes und morsches Holz alle die Bekenntnisse und Seufzer der Väter vernommen; das Taufbecken, aus dem sich das Christentum auf ihre Stirnen ergossen; das Weihwasserbecken, darein Michael Cibula schon als ganz kleines Kind seine Hand getaucht — so tief er sie hineinstecken konnte!

Das alte Madonnenbild, der Altar, die Kanzel — — diese letzteren heiligen Geräte ließen sich nur gewaltsam entfernen.

Da hing auch das Bärenfell, Stefan Dozanas Bärenfell, von dem noch die Kinder erzählen sollten.

Wenn er in seinem Hause noch eine Stunde schlafen wollte, konnte er sich das Bärenfell mitnehmen; denn dort fand er nur die nackte, harte Diele. Also nahm er das Fell herab.

Langsam schritt er durch das schlafende Dorf; nirgends sah er Licht. Der Wind war so stark geworden, daß er dagegen ankämpfen mußte. Doch da der Sturm von der neuen Kirche herkam, würde man — für den Fall, daß in solcher Nacht in Piatra Sturm geläutet werden mußte — das Glockengeläut im Dorfe deutlich vernehmen können. Auch hatte die neue Glocke einen harten, gellenden Ton. Das war gut.

Jetzt kam er zu seinem Hause; er zog den Schlüssel aus der Tasche. — — Schlüssel und Schloß mußten ganz verrostet sein. Es deuchte Michael Cibula ein Menschenleben her zu sein, daß das alte Haus der Cibula so tot dastand. Merkwürdigerweise vermochte er ziemlich leicht zu öffnen; eine schwere, schwüle Luft schlug ihm entgegen. Als er in die große Kammer trat, hätte er beinahe laut nach Josepha gerufen.

Aber zum Schlafen war's nun doch nicht mehr Zeit. Auch hätte der Wind sich wenden können, und das wäre schlimm gewesen. Das Bärenfell hatte er im Garten gelassen, möglichst weit vom Hause.

Er ging im Dunkeln durch alle Räume; in jedem Gelasse hielt er sich eine Weile auf, am längsten in Josephas Flachskammer.

Dann begab er sich hinauf unter das Dach, wo noch von früher her das Werg aufgeschüttet lag; als man ausgezogen war, hatte man das nutzlose Zeug dagelassen. Er stieß eine der Dachluken auf. Wind fuhr ihm ins Gesicht, Sternenschein leuchtete

ihm entgegen. Nun begann er aus Werg ein langes Seil zu flechten, mit dem er einen großen Haufen des weichen Materials umschnürte. Das getan, riß er vom Dach die Schindeln ab, bis eine Öffnung entstanden war, groß genug, um das Bündel hindurchzwängen und auf die Gasse hinab werfen zu können.

Darauf entfernte er sich; aber das Haus schloß er hinter sich nicht wieder zu.

Schwer beladen mit dem Packen Werg machte er sich auf den Weg. Da es in Piatra nicht Brauch war, im Dorfe Nachtwache zu halten, sah ihn niemand. Vor der alten Kirche legte er seine Last nieder, ging hinein und schickte sich an, sämtliche Gerätschaften hinauszutragen. Den morschen Altar und die Kanzel brach er in Teile auseinander. Er trug und schleppte, daß ihm der Schweiß über das Gesicht rann. Nach einer halben Stunde stand alles mitten auf dem Platz zusammengehäuft, obenauf das uralte Holzbild der Himmelskönigin.

Jetzt nahm Michael Cibula das Werg wieder auf, überzeugte sich, daß er Zunder und Stahl bei sich führte, und ging weiter — zur neuen Kirche, in die Kirche hinein.

Hier legte er sein Bündel nieder, schlug Feuer, zündete eine der Altarkerzen an und suchte sich in dem ihm unbekannten Raume zurecht zu finden. Durch die Sakristei begab er sich hinauf in den Turm und von diesem durch eine Öffnung unter das Kirchendach.

Dieses war nur mit Schindeln gedeckt und darunter lag der ganze Dachstuhl aus Holz frei da. Es konnte also so vor sich gehen, wie Michael Cibula es sich ausgedacht hatte.

Er schaffte das Werg hinauf, öffnete den Bund, teilte ihn in vier Haufen, die er in die vier Ecken des Dachstuhls trug. Das getan, nahm er die Kerze und steckte jeden der Haufen in Brand.

Er blieb droben, bis der Qualm ihn zu ersticken drohte, bis die Flammen ihm ins Gesicht schlugen.

Dieses Getöse und Getön war nicht Sturm!

Wer läutete über dem exkommunizierten, schlafenden Piatra die Glocke der neuen Kirche? Zu welchem Hochamt rief sie das Volk der Geächteten in der Stille der Nacht?

Sie fuhren empor — — Was für ein wildes Morgenrot lohte auf über Piatra?

Flammenschein!

„Feuer! Feuer! Feuer!"

Wen die harten, gellenden Glockentöne nicht weckten, der erwachte bei dem furchtbaren Ruf, der mächtiger war als Sturm und Geläut.

Jetzt ward auch die Glocke der alten Kirche gezogen. Noch einmal rief sie die Bauern von Piatra an, Leben und Habe zu retten und dann ihr Dorf in Flammen auflodern zu sehen.

Sie stürzten auf die Gasse. Da leuchtete es ihnen entgegen: über ihrer neuen Kirche eine gewaltige, feurige Krone.

Piatras neue Kirche brannte!

Ein Wehgeschrei gellte auf, als würde Piatras Glück von Flammen verzehrt. Alle eilten hin, vergaßen ihrer Häuser, ihrer Habe, vergaßen der Ihren, um Piatras neue Kirche vor dem Flammentod zu retten.

Aber schon war die Decke zusammengebrochen, schon war das Innere eine einzige Feuerflut.

Sie wollten sich hinein werfen.

Da hörte das Geläut über ihnen auf, da drängte sich ihnen einer entgegen mit geschwärztem Gesicht, mit versengtem Haar und versengten Kleidern, eine schreckliche Gestalt.

Michael Cibula!

Er wies die Bauern von Piatra aus ihrer brennenden Kirche zurück, nach ihren Häusern hin; denn schon nahm der Sturm die prasselnden, flatternden Flammen, schwang sich sausend mit ihnen in die Lüfte, riß sie dahin, zündete überall Fackeln an, trug die zischenden, sprühenden Feuergarben von Dach zu Dach, spielte mit ihnen Ball, streute über Piatra brennende Blumen aus, schmückte jedes Haus mit gelben und roten lodernden Gewinden.

Michael Cibulas mächtigem Geist und mächtigen Worten gehorsam, retteten die Bauern, was sich retten ließ. Wo die Flamme am höchsten aufstieg, war sie für die Waldleute das Zeichen: dort war Michael Cibula zu finden!

Dort war auch Stefan Dozana.

Vom Kryvan den alten Weg über die Schlucht kamen die Juden zu Hilfe; aber die Christen wehrten ihnen. Untätig mußten

sie dem ungeheuern Brand zuschauen: keine menschliche Macht vermochte der Zerstörung Einhalt zu tun.

Es war, als wäre das Feuer eine wilde Bestie, welche sich in unersättlicher Gier heulend auf ihre Beute stürzte; als wären die tosenden Flammen Christen, welche, rasend geworden, über Juden herfielen, nicht ruhend, bis sie das Herz ihrer Feinde zerfleischt. Wie ein von Haß und Rache beseelter Dämon wälzte sich das wütende Element über Piatra. Als bräche ein Feuerstrom aus dem Felsen, flutete es über die Klippen hinweg, in den Abgrund hinab. Bald brannten unterhalb Piatras die Bäume der Schlucht, bald brannte oberhalb Piatras der Wald.

Ringsum erglühte das Felsengebirge im Widerschein. Über den Krovan breitete es sich wie ein Königsmantel, eine Gloriole umfloß die Judenstadt.

Der Sturm peitschte die Flammen. Er schlug in die Feuerflut, daß sie sich aufbäumte, daß sie in Wirbeln durch die Lüfte kreiste. Elemente kämpften mit dem Element.

Voller Ingrimm standen die Waldleute und schauten dem wilden Schauspiel zu. Beinahe all ihr Hab und Gut war gerettet. Aber was kümmerte sie Hab und Gut! Wer gab ihnen ihre Häuser wieder, ihre alten, von den Vätern gebauten Häuser! Doch mochten auch ihre Häuser in Flammen aufgehen — wer baute ihnen ihre Kirche wieder auf?!

Da lag gerettet vor der alten Kirche beinahe jedes Gerät; doch von der neuen Kirche war kein einziges Stück den Flammen entrissen worden. So hätten sie denn die alten Heiligtümer am liebsten selbst in die Flammen geworfen.

Plötzlich kam eine Bewegung in die stumpfe Menge.

Ein Mensch war am Verbrennen!

Wer? — Ein Weib. — Wer? Wer? — Helja Scarpa! — Die Unsinnige! — Laßt sie umkommen! — Nein! Rettet sie! — Wer wird um Helja Scarpa sein Leben wagen? Um ein unsinniges Weib!

Einer wagte es: Michael Cibula.

Sie wollten ihn mit Gewalt zurückhalten; denn das Haus stand in vollen Flammen und mußte jeden Augenblick zusammenstürzen. Doch er wollte mit Gewalt hinein. Da hielt Stefan Dozana ihn fest. Sie rangen miteinander, ein Kampf war's

wie um Leben und Tod; aber den Bären hatte Stefan Dozana bezwungen, Michael Cibula bezwang er nicht.

Und Michael Cibula stürzte in das brennende Haus, Qualm wirbelte auf — —

* 27 *

Michael Cibulas letzte Rede

Dann ging die Sonne auf; aber das einst von den Römern gegründete Piatra beschien sie nicht mehr.

Über der Trümmerstätte lag eine schwere, schwarze Dampfwolke. Wie der Rauch eines ungeheuern Brandopfers stieg es empor, schwebte es dem aufsteigenden Himmelslicht entgegen.

Der Sturm war zu einem säuselnden Lüftchen geworden; es spielte und tändelte mit den aufzuckenden Gluten.

Noch brannte der Wald — die Waldleute ließen ihn brennen.

Eine fahle Lohe wälzte sich den Berg hinan, höher und höher. Sie trieb die flüchtenden Tiere der Wildnis vor sich her; aber die Vögel sanken in Scharen, mit versengten Flügeln, erstickt in die Flammen.

Die wilden Verröswände standen da, vom Feuer umspült gleich dem Brünhildenfels.

Durch die qualmenden Schutthaufen zogen die Bauern von Piatra: Männer, Weiber, Kinder. Sie trugen auf einer Bahre den sterbenden Michael Cibula.

Aber Helja Scarpa, das unsinnige Weib, das vom Leben nicht viel wußte, war gerettet worden.

Sie trugen ihn auf den Platz vor der alten Kirche. Bei den Trümmern des Gemeindehauses ließ er sich niederlegen.

Schweigend umdrängten die Waldleute ihren sterbenden Sohn. Der Jammer um den Tod dieses einen hatte ihre wilde Klage um den Untergang Piatras stumm gemacht.

Es traten die Häupter der Waldleute zu Stefan Dozana, von diesem Geächteten fordernd, dem anderen Geächteten das Sakrament zu geben: was in Piatra seit Jahren keinem Sterblichen zu teil geworden, das sollte diesem einen zuteil werden! Die Bauern von Piatra wollten nicht, daß ihr größter Sohn eines unchristlichen Todes verbliche.

Stefan Dozana tat die Stola um und nahm das Heiligtum. Aber Michael Cibula winkte, ihn aufzurichten und deutete an, daß er reden wollte. Doch war's, als wäre auch seine Stimme verbrannt; nur ein Röcheln drang aus seiner zerquetschten Brust.

Sie schafften Wasser herbei, das Stefan Dozana auf das Drängen der Weiber mit der Monstranz berührte. Von dem geweihten Trank flößten sie Michael Cibula ein. Stefan Dozana kniete neben ihm. Nach einer Weile konnte der Sterbende seinem alten Feind zuröcheln: „Tue alles Priesterliche ab von dir."

Stefan Dozana gehorchte.

Dann sprach Michael Cibula weiter: „Jetzt frage sie, wer nach ihrem Glauben die neue Kirche in Brand gesteckt hat?"

Stefan Dozana warf einen Blick namenlosen Entsetzens auf ihn und blieb stumm. Heftig winkte ihm der Sterbende, zu reden: Stefan Dozana sagte also: „Er läßt euch fragen, von wem ihr meint, daß Piatra in Brand gesteckt worden sei?"

Doch Michael Cibula war damit nicht zufrieden. Stefan Dozana mußte sich von neuem zu ihm herabbeugen: „Die Kirche!" raunte er ihm zu. „Die neue Kirche in Brand gesteckt; nicht Piatra. Sag's ihnen!"

Da schrien alle auf: „Die Juden!"

Als die Juden, die sich noch auf der Brandstätte befanden, das vernahmen, flohen sie. Denn sie meinten nicht anders, als daß man sie töten würde.

„Sag ihnen: ich sei's gewesen."

Aber Stefan Dozana wollte es nicht sagen. Mit fahlem Gesicht stand er da und ließ sie schreien: „Die Juden! Die Juden!"

Immer wilder, immer wütender wurde das Rufen. Einige schickten sich an, die fliehenden Juden zu verfolgen. Auch das ließ Stefan Dozana geschehen.

Da geschah etwas Furchtbares. Wer es sah, verstummte in seinem Rachegeschrei und wich voller Entsetzen zurück. Michael Cibula hatte sich in die Höhe gerichtet, stand aufrecht da, mit seinen versengten Haaren und Kleidern eine kaum menschliche Gestalt; und kaum menschlich klang die Stimme, mit der er in das Todesschweigen hineinrief: „Ich habe die Kirche in Brand gesteckt!" Und noch einmal: „Ich war's, ich!"

Dann brach er zusammen.

Stefan Dozana schrie den Bauern zu: „Er ist unsinnig geworden!"

Aber sie sahen es an des Sterbenden Blicken, alle sahen es: es war so, wie Michael Cibula gesagt hatte. Sie standen um ihn her, als hätten sie erfahren, daß ihre neue Kirche von den Heiligen in Brand gesteckt worden sei.

Stefan Dozana nahm den Krug mit dem geweihten Wasser, um Michael Cibula zu trinken zu reichen. Einen Augenblick war's, als wollten sie ihrem Priester das Gefäß aus den Händen reißen; doch dann ließen sie es geschehen, daß dem Sterbenden das geweihte Wasser eingeflößt wurde.

Michael Cibula flüsterte Stefan Dozana zu: „Sage ihnen, warum ich's getan: Damit sie von ihrem Dorfe lassen, damit sie in den schwarzen Grund übersiedeln, damit sie ihren Frieden wiedergewinnen."

Stefan Dozana sagte es ihnen; aber sie veränderten keine Miene, nur die Weiber schrien wild auf. „Jetzt frage sie: Ob sie das neue Piatra im schwarzen Grunde wieder aufbauen wollen?" Und da Stefan Dozana flehend, beschwörend die Hände erhob, mit einer gebieterischen Gebärde noch einmal: „Frage sie!"

Laut rief Stefan Dozana: „Michael Cibula läßt euch fragen, ob ihr das neue Piatra im schwarzen Grunde wieder aufbauen wollt? Bedenkt: um Piatras Glück und Frieden willen hat er Piatra in Brand gesteckt, hat er seine Seele mit einer solchen Sünde belastet. Euch konnte zu Glück und Frieden nur dann verholfen werden, wenn ihr Piatra aufgabt und wo anders das Glück und den Frieden suchtet, die euch hier verloren gegangen. Und da ihr freiwillig dazu nicht zu bewegen wart, mußtet ihr zu eurem Glück und zu eurem Frieden gezwungen werden. Und so: um seiner Liebe willen, nahm er die Sünde auf sich. Wie groß muß seine Liebe zu euch und Piatra sein, daß er darum zum Brandstifter ward! Seht doch: er stirbt an seiner Liebe zu Piatra! Um eures Glückes und eures Friedens willen stirbt Michael Cibula."

Doch die Bauern standen um den Sterbenden schweigend, mit finsteren Blicken.

Eine Empfindung, schrecklicher als Todesqual, verzerrte Michael Cibulas Züge, sprach aus seinen Augen zu den Bauern: eine Erwartung, Angst und Bitte, für welche die Sprache keinen Ausdruck hat.

Aber jetzt richtete sich Stefan Dozana auf. Mit einer Stimme, wie solche die Gemeinde der Waldleute niemals von ihrem Priester gehört, donnerte er ihnen zu: „Habt ihr nicht gehört? Um eures Glückes und eures Friedens willen liegt Michael Cibula als Sterbender vor euch! Um eures Glückes und eures Friedens willen, die ihr hier verloren habt, gibt er sein Leben hin; nicht nur sein zeitliches, sondern auch sein ewiges Leben! Denn so hat er euch und Piatra geliebt, daß er um euch und Piatras willen seine ewige Seligkeit dahingegeben und an Gottes heiligstes Haus Hand angelegt hat. Niemals ward eine solche Tat begangen — niemals wird eine solche Tat wieder begangen werden! Und ihr könnt dastehen, könnt diesen sterben sehen und nichts tun, ihm seinen schrecklichen Tod zu erleichtern?! Scham darüber brenne eure Herzen ärger, als das Feuer eure Häuser gebrannt hat. Söhne des alten großen Römervolkes nennt ihr euch? Niemals hat das alte Rom einen solchen edlen Sohn besessen. Wißt ihr, was das alte Rom einem solchen Sohn getan haben würde? Denkmäler hätte es ihm gesetzt, seinen Namen unter die Namen seiner Heiligen gebracht und im Rühmen seiner Tat kein Ende gefunden. O, Michael Cibula! Michael Cibula! So fahre denn in Jammer und Verzweiflung dahin!“

Und er wendete sich ab und trat zurück, so daß der Sterbende ganz allein lag. Alle sahen auf ihn, aber keiner sprach. Doch allmählich wich der unversöhnliche Zorn einer anderen Empfindung. Plötzlich rief einer, der ganz hinten stand: „Michael Cibula, ich siedle in den schwarzen Grund über.“

Da kam Bewegung unter die Menge. Sie flüsterten, murmelten, sie riefen: „Auch ich! — Michael Cibula, auch ich! — Und ich! — — Und ich — —“

Alle riefen es, alle drängten zu ihm hin. Die Frauen begannen zu weinen und zu schluchzen; aber die Männer schrien ihnen zu, still zu sein: Michael Cibula sollte in seinen letzten Augenblicken kein Wehklagen hören.

Michael Cibula war glücklich. Ein Kinderlächeln zuckte um das Antlitz des sterbenden Mannes. Er winkte Stefan Dozana zu sich und hauchte: „Sag ihnen, ich hätte es gewußt! Sag ihnen, ich hätte Bauholz an den See bringen lassen. Auf dem

Hügel werden sie die Eschen niedergeschlagen und den Boden geebnet finden — für die neue Kirche, weißt du! Daß sie ja dein Bärenfell darin aufhängen. Es liegt unter Josephas Blumen, unter dem Rosmarin, weißt du — —"

Das Bewußtsein verließ ihn.

Er hatte indessen noch nicht alles vollbracht, was er vor seinem Tod vollbringen mußte; noch einmal rang sich sein gewaltiger Geist ins Leben zurück. Stefan Dozana führte seinen Sohn herbei und Michael Cibula tat Stefan Dozana seine Bestimmungen, seinen letzten Willen kund. Und er mußte schwören, alles auszuführen und zu erfüllen. Er wagte nicht, den Sterbenden für den Knaben zu bitten, der Priester werden sollte, um den Bischof zu versöhnen.

Michael Cibulas letzte Augenblicke nahten. Von neuem drangen die Waldleute in Stefan Dozana, daß er ihren größten Sohn kommunizieren sollte. Fast mit Gewalt nötigten sie ihn, die Stola umzutun und den Kelch zu ergreifen. Noch einmal trat Stefan Dozana als Priester zu dem Sterbenden, während sich alle auf die Knie warfen.

Da sagte Michael Cibula mit vernehmbarer deutlicher Stimme: „Selig sind, die im Herrn sterben."

Und sich weigernd, den Kelch zu empfangen, starb er.

Michael Cibula war nicht der zweite, welcher unter der Felswand, zwischen den Ginster- und Haselnußbüschen neben Josepha zu liegen kam: sie begruben ihn bei seinen Vätern, als den letzten, den die Bauern von Piatra auf ihrem Friedhof hinter der alten Kirche bestatteten. Mitten in dem eingeäscherten Piatra, mitten zwischen rauchgeschwärzten Trümmern gruben sie ihrem toten Helden das Grab. Die verkohlten Stämme des Waldes, dessen Wipfel den Friedhof der Waldleute beschattet hatten, umstanden dieses letzte Grab, ein Totenhain ohngleichen! Es war, als sollte rings um diesen Gestorbenen nie wieder ein Blatt grünen, nie wieder eine Blume sprießen, als wäre um Michael Cibulas Gruft die Natur selbst in schwarze, gespenstische Ruinen gesunken, zu Schutt und Asche verfallen — als hätte sie sich in ein Denkmal seiner Taten verwandelt.

Es war am dritten Morgen nach dem Brand, als auf dem frischen Grabe nebeneinander zwei Trauernde saßen. Ilja hatte verweinte Augen, aber in den Blicken von Urs lag ein Ausdruck, wie solcher einem Knaben sonst nicht eigen ist. Urs war auch kein Knabe mehr.

Leise besprachen sie sich.

Ilja sagte: „Heute ziehen wir alle in den schwarzen Grund, wo der schöne See ist und wo deine liebe Mutter begraben liegt. Ich werde das Grab von dir grüßen und deiner Mutter sagen, du wärest zum Bischof gegangen."

„Und sage ihr, was mein Vater getan hat, und daß er nun tot sei. Sie wird es wohl schon wissen. Denn meine Mutter ist nicht im Fegefeuer, sondern im Paradiese."

„Auch dein Vater ist bei deiner Mutter. Ohm Stefan sagt: dein Vater sei eines seligen Todes gestorben, wie niemals ein anderer."

„Mein Vater war — —"

Aber die Stimme brach dem Knaben.

Mit abgewendetem Gesicht tastete Ilja nach ihres Freundes Hand, faßte sie und hielt sie fest in der ihren. Beide schwiegen. Nach einer Weile begann Urs dem Mädchen Mut einzusprechen: „Fürchte dich nicht vor den Geistern und Bären. Mit dem Bären wird dein Ohm fertig und das mit den Geistern ist dummes Geschwätz. Im Sommer bitte deinen Ohm, daß er mit dir auf unsere Bergweide hinauf steigt. Dann sieh dir droben unser Haus an, wie klein das ist. Ja, und dann den See mit den Forellen, und, und — —"

Jetzt standen auch Urs die Augen voll Tränen.

Ilja versuchte ein heiteres Gesichtchen zu machen.

„Ich will mir alles ansehen; es wird alles wunderschön sein. Weißt du: ich werde immer denken, du seiest bei mir und sähest es auch. Sei nur nicht traurig. Du gehst in die große Stadt zum Bischof. Da sind so viele Leute."

„Ach, die Leute — —"

„Der Bischof ist gewiß ein guter Mann. Als er mit mir zu deinem Vater ging, tat er gar freundlich. Tu ja, was er dir sagt."

„Was soll er mir sagen?"

„Daß du einmal die Juden nicht totschlagen sollst."

Da flammte Urs auf.

„Alle will ich sie totschlagen! Ich sag's auch dem Bischof."

„Urs! Lieber Urs!"

„Sie sagen alle: um der Juden willen sei mein Vater gestorben."

„Das sagen sie gewiß nur so!" rief das Mädchen angstvoll.

Urs entriß ihr seine Hand, sprang auf, sah wild um sich. Zwischen den schwarzen Bäumen des Friedhofes erschienen welche von den Mördern seines Vaters. Es waren Jehuda, Dozia und deren Kinder. Sie kamen gerade auf das Grab zu, das sie nach Christensitte mit Blumen schmücken wollten. Urs stand da, als müßte er das Grab seines Vaters vor Schändung verteidigen. Ilja stellte sich neben ihn. Ihre Augen flehten Urs für die Juden an, baten die Juden für Urs um Schonung. So stand das Mädchen zwischen den beiden als Mittlerin und Fürsprecherin.

Dozia wollte den verwaisten Knaben liebreich anreden, gewahrte seinen feindseligen Blick, ging schweigend an den Kindern vorbei zu dem Grabe und legte darauf ihre Blumen nieder. Dasselbe taten die anderen.

Nur Makkabea blieb vor Urs stehen; sie wollte etwas sagen, sah Ilja an, schwieg und legte ihren Kranz vor aller Augen auf ein anderes, fremdes Grab.

Eine Weile standen die Juden stumm neben dem Hügel Michael Cibulas. Dann wendete sich Jehuda an den Knaben: „Wir kommen zu dem Grab deines Vaters und wir legen nach christlichem Brauch Blumen auf das Grab deines Vaters, weil diese Frau und diese Kinder Blut von seinem Stamme sind, weil dein verstorbener Vater an der Leiche deiner Mutter mit den Nachkommen seiner Schwester Maria Frieden geschlossen. Daran denke, der du dieses Toten einziger Sohn bist."

Sie warteten, ob Urs etwas sagen würde, aber der regte sich nicht; da gingen die Juden. Im Vorbeischreiten begegneten sich Asarjas und Iljas Augen. Asarjas Augen fragten: Was sagst du dazu, daß meine Großmutter Mirjam eine Christin war?

Und Iljas Augen erwiderten: Ich freue mich! Ich freue mich von ganzem Herzen!

Die Juden hatten den Friedhof noch nicht verlassen, als Urs auf das Grab zustürzte, sämtliche Blumen, mit denen seine Ver-

wandten dasselbe geschmückt hatten, aufraffte und weit wegschleuderte. Nur Makkabeas Kranz ließ er liegen; denn was kümmerte ihn das fremde Grab?

Eine Stunde später war Urs unterwegs zum Bischof; Stefan Dozana gab ihm eine Strecke weit das Geleit.

„Ich würde dich selbst zum Bischof führen; aber die Bauern bedürfen meiner. Auch bist du kein Knabe mehr."

„Seid ohne Sorge; ich finde den Weg zum Bischof."

„Du weißt alles, was du dem Bischof sagen sollst?"

„Ich habe nichts vergessen."

„Noch eins hat dein sterbender Vater mir für dich aufgetragen."

„Was ich dem Bischof sagen soll?"

„Du sollst ihm sagen, daß dein Vater sein ganzes Gut, welches er in Piatra besessen, dem Bischof vermacht habe — für ein Kloster. Das Heiligtum soll auf dem Platz gebaut werden, wo euer Haus gestanden hat."

„Ich will es dem Bischof sagen."

„Dein Vater hat eine Bedingung an die Schenkung geknüpft. Ich mußte ihm geloben, sie dir mitzuteilen. Aber wenn du nicht willst, so brauchst du es dem Bischof nicht zu sagen."

Stefan Dozana ward es schwer, sein Gelübde zu erfüllen, so schwer, daß er blaß wurde und nach Atem rang.

„Der Bischof soll das Gut von deinem Vater nur dann zum Eigentum erhalten, wenn er den Bann von mir nimmt. Aber wenn du es dem Bischof nicht sagen willst, so kannst du davon schweigen."

„Da mein Vater es wünschte, muß ich es sagen."

„Es ist wahr: Da dein Vater es wünschte — — Vielleicht tut es der Bischof nicht."

„Das weiß ich nicht."

Bald darauf trennten sie sich. Der eine zog fort, einem Verhängnis entgegen, der andere kehrte zurück zu einem Leben, welches fortan nur eine schwere Sühne sein sollte.

Vielleicht, daß wir von den Kindern erfahren, an denen die Sünden der Väter sollen heimgesucht werden.

Villa Falconieri

*

Die Geschichte einer Leidenschaft

Der Graf Cola Campana an Herrn Richard Voß Berchtesgaden, Villa Bergfrieden, Deutschland

Villa Falconieri, Frühling 1892

Nach alter schlechter Gewohnheit weiß ich wieder einmal nicht das Datum, lieber Getreuster. Es genügt, Dir zu sagen, daß um unser leuchtendes Haus ein wonniger Frühlingstag strahlt.

Alles ist Glanz!

Wo bleibt Ihr nur dieses Jahr?

Die Mandelblüte kann doch unmöglich ohne Euch vorübergehen! Und bereits legt sich um die braunen Vignen der kokette blaßrote Blumensaum, bereits durchschimmert es überall rosig die Oliveten.

Im Hause ist es freilich immer noch bitter kalt. Erschreckt nicht zu sehr: Ihr sollt es warm bei uns haben.

Maria fuhr in eigener Person nach Rom — Ihr wißt, was das sagen will — um für Frau Melanies neuen Salon in einem Magazin der Via Tritone (oder Territone, um in Rosas Märchendialekt zu reden) einen kleinen eisernen Ofen einzuhandeln, der direkt aus Eurem winterlichen häßlichen Deutschland kommt. Sie begreift zwar noch immer nicht, zu welchem Zweck es auf der Welt Öfen gibt und wie ein Mensch in unseren gewölbten steingepflasterten Hallen bei neun Grad Réaumur frieren kann; doch Frau Melanie zuliebe fuhr sie dennoch nach Rom.

Es bleibt dabei: Ihr wohnt dieses Jahr unten im „apartamento nobile“. Und zwar Frau Melanie in dem Zimmer mit dem Michelangelesken-Plafond und den großen Wandgemälden aus Ovids Metamorphosen. Wir ließen die apfelgrünen vergoldeten Rokokomöbel hineinstellen, die zu der bunten Decke und den dunklen Bildern gut passen. Der Schreibtisch steht schräg vor einem der Fenster, die nach der Villa Mondragone hinausgehen; und vor dem anderen hat der kleine schwarze Eiserne Platz gefunden. Eine Scheibe wurde glücklich zertrümmert und ein

langes Rohr aus silberstrahlendem Zinkblech durchgeführt. Rosas Jüngste, die Ihr stark gewachsen und sehr hübsch finden werdet, heizte sogleich Probe; und sämtliche Donnen der Villa liefen zusammen und bestaunten das kleine glühende Ungetüm.

Der Ofen brennt herrlich! Also: Kommt!

Noch erwähne ich, daß Frau Melanie einen neuen Schreibtisch erhält. Er ist so lang und so breit, wie ein Schreibtisch überhaupt sein kann, und hat Platz für die Manuskripte von einem viertel Dutzend Trauerspielen, die Du zweifellos bereits wieder fix und fertig gedichtet hast, und die die arme Märtyrerin Deiner Feder samt und sonders kopieren muß. Auch ließ Maria für Frau Melanie einen Stickrahmen bauen, wie solchen in Frascati die Clarissinnen haben, und der etwas ganz ausgezeichnetes sein soll. Dem Schreibtisch gegenüber wird der Arbeitstisch stehen; und während die unermüdlichen Hände die prächtige Decke von Atlas vieil or nach dem altvenetianischen Muster sticken, davon Ihr uns schriebt, können die schönen Augen unsrer lieben Frau an den Blumenstrahlen von Marias weißem Rosenbusch sich erfreuen. Also: Kommt!

Eigens für Euch haben wir Rosa dieses Jahr wieder in die Küche genommen; und Rosa zur Hilfe Dionisia und Vittoria. Diese lassen sich von Carolina und Chiarina unterstützen, denen wiederum Cencio und Cé Hilfe leisten müssen.

Ihr seht: alles ist beim alten geblieben und ohne den heiligen römischen Nepotismus kommt bei uns kein Ei in die Küche. Jedenfalls wird Richard, wenn er seinen famosen Risotto kocht, hilfreiche Hände genug finden. Also: Kommt!

Der Park wimmelt von den vermaledeiten Vogeljägern, die kein Engel mit flammendem Schwert von den Pforten unseres Paradieses zurückhält. Jeden Nachmittag durchstreife ich daher Dickicht und Busch, „die Drosseln zu hüten", wie Maria es nennt, mit einem leisen Lächeln um ihren ernsthaften Mund; und unsere getreue alte Ro sieht mich bereits von den Kugeln der racheschnaubenden Schützen durchbohrt.

Ich hüte trotzdem. Aber Amseln und Blaudrosseln, Meisen und Stieglitze werden trotzdem massenweise umgebracht. Ich bin wütend darüber und lasse mir trotzdem die kleinen Opfer der Lieblings-

leidenschaft meiner kindlichen Landsleute, in Speck gewickelt, auf dem Rost gebraten, zur Polenta vortrefflich schmecken. Besonders die Lerchen sind dieses Jahr ungemein fett. Also: Kommt!

Als ich kürzlich oben bei der Tusculana die frommen Kapuziner besuchte, zeigte mir der wackere Fra Rocco die neunerlei Arten Salat, die er auch dieses Jahr wieder für den „buonissimo Signor Riccardo“ gepflanzt hat. Sämtliche neun Sorten treiben bereits zarte goldgelbe Blättlein. Also —

Die Oliven werden geschnitten. Weit und breit bedecken die Zweige den Boden, daß das frühlingsgrüne Land weit und breit mit silberhellem Laubwerk bestreut ist. Maria wand sich gestern mir zuliebe einen Zweig um die Stirn und sah in diesem Schmuck so feierlich aus wie eine Priesterin der Minerva. Denn, wie Ihr wißt, dient sie nur strengen Göttern. Sie versprach mir, sich für Euch wieder so fromm zu kränzen. Ich bitte Euch also — —

Früher saß ich tagelang wie festgeschmiedet am Schreibtisch; jetzt sitze ich tagelang wie angebunden auf dem Rücken meines Pferdes. Gestern stürmte ich nach Tusculum und bis zum Kreuz hinauf. Es war ein toller Ritt, den mir nur ein Kunstreiter nachmacht, und ein solcher hätte sich dabei den Hals brechen können. Beim Kreuz gerade unter dem antiken Travertinblock und dem eingemeißelten, jetzt fast verwaschenen R. V., pflückte ich die ersten Veilchen.

Ich möchte Frau Melanie bald wieder mit tusculanischen Veilchen geschmückt sehen. Also: Kommt! Kommt!

Da ich nichts, gar nichts zu tun habe; nicht arbeiten kann, nie mehr arbeiten werde. — — Und da ich trotz meines übermütigen Tons wieder einmal recht von Herzen trübselig bin ... Kurzum: ich sehne mich nach Euch!

Kommt! Kommt! Kommt!

Dieser Sehnsuchtsschrei nach Eurer Gegenwart sollte durch Rosa eben zur Post befördert werden, als man uns Eure Briefe brachte: Ihr kommt dieses Jahr nicht? Die beiden Menschen, die für uns die Menschheit bedeuten, kommen nicht!

Wir werden also noch einsamer sein, als wir es schon sind.

Wir werden sehr einsam sein.

Du arbeitest? Du kannst arbeiten? Du Glücklicher, Du dreifach Gesegneter! Und Du hast Erfolge gehabt? Die Erfolge gönne ich Dir, die Erfolge will ich nicht. Aber Deine Arbeit, die Möglichkeit zu arbeiten, die Kraft zu arbeiten ...

Ich kann nicht arbeiten, nie mehr kann ich arbeiten!

Vermagst Du Dir vorzustellen, was das heißt: nie mehr arbeiten können?

Nicht können!

Du hast sehr viel Phantasie, eine berüchtigte Einbildungskraft. Nimm davon, so viel Du hast, und stelle Dir dann vor: einen Maler, der nicht malen; einen Sänger, der nicht singen; einen Dichter, der nicht dichten — einen Lebenden, der nicht leben kann.

Es läßt sich aber nicht vorstellen.

Ich lebe. Ich gehe, stehe, bewege mich. Ich sehe, höre, rede. Ich esse, schlafe ein, erwache wieder. Jedenfalls bin ich weder todkrank noch blödsinnig; doch würde ich mir eher den Glauben geben können und damit Berge versetzen, als imstande zu sein, zu denken, zu arbeiten, zu dichten.

So ist es seit Jahren und Jahren. Ich zähle die Zeit längst nicht mehr. Mein Herz ist leer, mein Hirn ist matt. Ich bin wie ein vertrockneter Brunnen, wie ein verdorrter Baum, eine ausgesogene Ackerscholle.

Nimm mich als warnendes Beispiel: Hüte Dich!

Denn Du arbeitest zu viel und zu sehr mit dem Herzen — viel zu sehr! Mit Deinem Herzen schreibst Du Tragödien. Das ist früher oder später sicherer Untergang: entweder so, oder so! Entweder ist es geistiges Siechtum, oder das Irrenhaus. Und beides ist noch nicht das Schlimmste. Denn es kann auch so kommen: entweder Verzweiflung an Dir selbst, oder Verzweiflung an der Menschheit. Entweder Größenwahn oder Verbitterung.

Und das ist das Schlimmste.

Hüte Dich!

Ich weiß, wie es ist, wenn man seine Seele nimmt: seine ganze Seele, und sie auf den literarischen Trödelmarkt zum Verkauf bringt. Es mordet! Allmählich, langsam: Gedanke für Gedanke, Nerv für Nerv, Herzschlag für Herzschlag.

Es mordet den ganzen Menschen.

Mit dem Herzen beginnt es, mit dem Geist endet es.

Die Bühne ist eine Mörderin. Wer sich ihr mit Leib und Seele ergibt, der kann nicht mehr los von der Sirene, der wird vergiftet, erwürgt, totgeschlagen.

Hüte Dich!

Maria geht noch verschlossener und ernsthafter umher als sonst: denn: Ihr kommt nicht! Wie ich Dich liebe, so liebt sie Deine Frau, diese immer gleich Heitere, immer gleich Milde, diese alles Verstehende und alles Vergebende, diese Gerechte und Gütige.

Unsere ganze Heerschar dienender Geister teilt unsern Kummer; und der kleine schwarze Eiserne steht so trübselig da wie ein rechter Pessimist, der nicht weiß, was er auf dieser kältesten aller Welten zu schaffen hat. Denn Maria hat ihr Kohlenbecken und die anderen frieren, jeder auf seine Weise, den lieben langen Tag im Hause umher, wenn es draußen am Brunnen nicht grade etwas zu waschen, auf der Wiese unter den Steineichen nicht etwas zu trocknen, oder im Portikus nichts zu schwatzen gibt. Zum Glück sind diese drei guten Dinge bei uns stets im Überfluß vorhanden.

Rosa läßt Dich sehr ernstlich fragen: für wen sie wohl so viele Erdbeeren von Nemi und Aprikosen aus der Villa Muti eingekocht hätte? Für wen diese endlosen Schnüre Caldarelli, diesen Pilz aller Pilze, getrocknet? Für wen das kleine schwarze herzige Schwein gemästet, das Rosa so zärtlich liebt, und das sie, mit Rosmarin und Salbei gefüllt, à la Vater Homer, zum Grotta-ferrata-Fest am Spieß für Euch braten wollte? Vitto, die sich immer junonischer entwickelt, verlangt energisch zu wissen, wer jetzt abends mit ihr Briscola spielen, ihr Nummern für die Tombola sagen, und vom Schinkenfest rote Papiernelken, Haselnüsse und Ciambelli mitbringen wird?

Als ich heute der gesamten Villa mitteilte: Ihr kämt dieses Jahr nicht, erhob sich ein Geschrei, als bräche eine Palastrevolution aus. Ihr werdet hoffentlich keine Nacht ruhig schlafen; denn ein gutes Gewissen könnt Ihr unmöglich mehr haben, nachdem über dem leuchtenden Hause durch Eure Schuld solche schwarze Wolke aufzog.

Da ich Euch, Ihr Unentbehrlichen, so bald nicht wiedersehen soll, will ich wenigstens auf dem Papier bei Euch sein.

Ich habe ja niemanden, zu dem ich reden darf! So reden, als spräche ich mit mir selbst; denn meine arme Maria, meine schöne blasse, unnahbare himmlische Liebe —

Es liegt etwas zwischen uns.

Was? Es ist etwas Geheimnisvolles, Dunkles, Unheilvolles. Ich finde nicht, was es ist, so sehr ich auch —

Nein, ich finde es nicht ...

Ich durchschaue Eure gute Absicht, wenn Ihr mit aller Eurer Liebesgeduld, Herzenswärme und eindringlichen Beredsamkeit immer wieder und wieder in mich dringt, den Versuch zu machen — nur den Versuch! — einmal aufzuschreiben: wie ich in die Villa Falconieri, dieser reinsten und zugleich leidenschaftlichsten Liebe meines Lebens, gekommen, wie ich in dieser gesegneten Villa Falconieri geblieben bin? Ich soll es für Euch aufschreiben: einfach und wahrhaftig, nicht anders ... als spräche ich zu mir selbst.

Ich erkenne Euch ganz!

Ihr hofft: es soll mir durch dieses schlichte, möglichst sachliche Aussprechen klar werden, daß ich in Wirklichkeit gar kein verlorener Mensch und verdorbener Poet sei, daß ich diese beiden tragischen Gestalten nur darstellen wolle, daß mir sehr gut geholfen werden könne — sobald ich nur ernstlich, sehr ernstlich wünsche, mir selber zu helfen.

Ich weiß: auch Ihr haltet mich für einen, den jene große allgemeine Krankheit unseres zu Ende schleichenden Jahrhunderts befiel: für einen in der Einbildung Leidenden, für einen Neurastheniker — wie solcher modernster Patient heißt. Selbst Ihr meint: es komme lediglich auf eine Gewaltkur an, um meinen todkranken Willen zum Leben und zur Arbeit wieder gesund zu machen.

Ihr möchtet mich meiner geliebten Einsamkeit entreißen, mich noch einmal in die Welt zurückführen. Ihr wollt mich wieder zu einem nützlichen Mitglied der Gesellschaft machen.

Seht! Ich liebe Euch so innig, daß ich Euch zuliebe mein Möglichstes tun werde, um — mich selbst zu überzeugen, wie sehr Ihr im Recht seid.

Angenommen also: alles sei Selbsttäuschung, mein ganzes Lei-

den sei imaginär, nur eine Ermattung der Nerven. Dann hätte ich volle zwanzig Jahre vergeudet und verloren.

Zu dieser Erkenntnis, wollt Ihr, soll ich gelangen?

Und wenn ich mich von der unerbittlichen Wahrheit Eurer Ansicht überzeugt haben werde — was dann?

Was dann mit dem öden Rest eines verfehlten Lebens beginnen?

Doch zunächst will ich aufschreiben, wie alles sich zugetragen hat. Und ich will in diesen Blättern so wahrhaftig sein wie ein Mensch in seiner Todesstunde.

Ich bin sicher mit einem melancholischen Geist und einer müden Seele geboren worden, geriet also schon durch meine natürlichen Anlagen in einen beständigen schweren Konflikt mit dem Leben. Bereits in meiner Kindheit wußte ich nicht, was ich mit mir anfangen sollte, da ich so ganz anders war als die anderen, sogenannten normalen Menschen, da diese meine Absonderlichkeit mich immerfort fühlen ließen, da ich dadurch scheu und mißtrauisch wurde: nicht nur gegen die Menschen; sondern auch gegen mich selbst.

Letzteres war das größte Unglück, welches mir geschehen konnte. Denn wer an sich selbst zweifelt, der verzweifelt. Und das ist der Anfang vom Ende.

Meine früheste Umgebung und das lieblose, prunkhafte, kalte, rein äußerliche Milieu meiner ganzen Existenz arbeiteten beständig daran, solche gefährlichen Anlagen und Neigungen zu entwickeln und zu üppiger Entfaltung zu bringen. So geschah es, daß auf durchaus natürliche Weise aus einem verschlossenen phantastischen Knaben ein verträumter verworrener Jüngling wurde.

Zugleich beseelte mich eine unbändige Sehnsucht nach allem Guten, Großen und Schönen.

Weil ich überaus verlassen und einsam war, von keinem mich verstanden fühlte, daher auch zu keinem sprechen konnte; und weil ich doch beständig einen dunklen Drang in mir verspürte, zu sprechen und mich womöglich allen verständlich zu machen, begann ich in einer Art von ekstatischem Traumleben meine Gedanken und Empfindungen, meine Stimmungen und Eindrücke, mein Sehnen und Leiden, so gut es eben ging, auf dem Papier zu erklären.

Und siehe! Ohne mein besonderes Hinzutun gestalteten sich plötzlich Reime, Verse, Gedichte.

Es erschien mir als etwas höchst Wunderbares.

Durch einen brutalen Zufall wurden diese bedenklich jugendlichen Poesien gedruckt, veröffentlicht, gelesen.

Und plötzlich hörte ich von allen Seiten: „Du bist ein Dichter!"

Ein Dichter! Ich konnte es lange gar nicht begreifen ... Es hieß sogar: ich wäre ein Genie.

Ihr kennt Italien und die Italiener; Ihr wißt, was Talent und Ruhm im Vaterlande Petrarcas und Dantes bedeuten: bei uns gehört der Dichter seiner Nation. Es ist etwas Großes darum. Aber die Menschen hatten mich zu früh gelehrt, mir zu mißtrauen; und als Italien anfing, an mich zu glauben, hatte ich den Glauben an mich bereits fast verloren.

Ich sage Euch: die Kämpfe und Leiden eines Künstlerlebens, welches aus Zweifeln besteht, lassen sich nicht ausdenken. Das Dasein wird zur Qual, Qual ist jede Stunde. Man möchte einen Flammenbrand entzünden und ist nicht fähig, der Asche seines Unvermögens auch nur einen Funken zu entlocken.

So wenigstens glaubt man selbst. Und was man selbst glaubt, ist schließlich maßgebend.

Kommt zu solchem Mißverhältnis zwischen Wollen und Können, zwischen Erstrebtem und Vollbrachtem eine völlige Unerfahrenheit in Menschen und Dingen, ein ewiges Bedürfnis, Menschen und Dinge sich anders zu malen als sie sind: die ganze Welt in bengalischer Beleuchtung zu erblicken, so ist der Konflikt zwischen einer phantastischen, hyperempfindsamen Künstlernatur und einer von banaler Gesundheit strotzenden Menschheit beinahe eine Notwendigkeit.

Der Künstler muß zusehen, wie er mit sich selbst und der Welt fertig wird, ohne an der Welt und sich selbst zugrunde zu gehen.

Es mögen eingebildete Leiden sein. Gut! aber sie werden gelitten. Bisweilen ist der eingebildete Patient ein viel hoffnungsloserer Kranker als der Schwindsüchtige.

Für gewisse Künstlernaturen ist das Leben das verschleierte Bild von Sais.

Auch ich war der wißbegierige Jüngling, der, entgegen dem Gebote, die Hand ausstreckt, um von dem geheimnisvollen Bildnis die Hüllen zu heben: jeden Tag um ein weniges mehr. Und jeden Tag mehr ward das Gesicht, das aus den Schleiern mich anblickte, zum Haupt der Meduse.

Ich schrieb, was ich sah — was ich zu sehen glaubte. Ich sah Trauerspiele, nichts als Trauerspiele. Und ich dichtete nichts anderes. Die Stücke wurden aufgeführt und gefielen. Jetzt packte mich ein Fieber. Ich wollte die mich vernichtenden Zweifel künstlich betäuben, wollte mich durch narkotische Mittel berauschen, daß ich wenigstens im Rausch an mich glaubte. Mein Opiat war die Arbeit. Wie im Delirium schrieb ich und schrieb. Werk um Werk entstand, Tragödie auf Tragödie.

Aber meine Seele wurde müder und müder. Mein Geist begann zu ermatten.

Eine erste Liebe, die tragisch begann und tragisch endete, kam über mich wie ein Sturm. Jetzt erlebte ich das Große und Schöne. Aber es war eine schreckliche, eine vernichtende Schönheit. Mit einer Kraft, die stärker war als ich selbst, überwand ich die Krisis, ganz als wäre ich eine jener vollblütigen robusten und normalen Naturen. Von dem Todesübel der Leidenschaft blieb indessen etwas in mir zurück. Nur ein winziger Rest. Der genügte. Es war keine Krankheit mehr; doch ward es ein Siechtum.

Mit fünfundzwanzig Jahren hatte ich erst *einen* Atemzug vollen Menschenlebens getan. Im übrigen lag in fiebernder Arbeit ein Dasein bereits hinter mir.

Wenigstens darin war ich ein treuer Sohn meiner Zeit.

Rasch, wie es angefangen, entwickelte es sich.

Vor zwanzig Jahren im Frühling kam ich von meiner Vaterstadt Mailand nach Rom, wo im Valletheater mit Salvini und der Tessaro die Premiere meiner „Agrippina" stattfand. Sie hatte lärmenden Erfolg. Mitten in dem Getöse packte es mich wie Wahnsinn. Und doch war viel reine Vernunft dabei. Denn zum erstenmal erkannte ich mich selbst. Es war nicht anders, als wäre ich plötzlich durch einen einzigen Blick in meine Seele hellsehend geworden.

Ich erkannte, daß meine heimlichen angstvollen Zweifel recht behielten, daß alle meine Betäubungsversuche nicht helfen konnten, mich auf die Dauer über mich selbst zu täuschen, daß mein sogenanntes Genie nicht einmal ein volles echtes Talent war. Ich erkannte in meinen famosen Jambentragödien die dramatische Halluzination, in meiner berühmten tragischen Leidenschaft das falsche Pathos, in meinen prächtig tönenden Versen den Schwulst. Mit einem Wort: ich erkannte, wie ich von einem Poeten nur den Namen besaß.

Und ich erkannte ferner: mit unserer großen klassischen Überlieferung war es vorbei, die Zeit der Akademien näherte sich ihrem Ende.

Eine neue Zeit brach wie eine Sturmflut herein, eine Zeit, welche die alte Kunst fortspülte, eine neue heranschwemmte.

Was für eine Kunst?

Das war die Frage!

Als sichere Antwort konnte ich sagen, daß es meine Kunst nicht sein würde.

Auch das erkannte ich: Wie du nun einmal beschaffen bist, wirst du mit deinen Werken in dieser neuen Ära der Dinge verloren sein und zugrunde gehen.

Sie werden dich und deine Arbeit abtun und fortwerfen wie unnütz gewordenes Gerät.

Alles stand vor mir gleich einer Vision. Ich sah alles in unbarmherziger Schärfe, wie ich meine eigenen dichterischen Gesichte niemals erblickt hatte. Ich sah meine Zukunft als Poet und Mensch in dem Augenblick, da das Haus mir zujauchzte und mich mit Lorbeeren und Blumen überschüttete.

Denn sie liebten mich sehr.

Und in demselben Augenblick, da ich das Kommende greifbar vor mir sah, sagte mir eine innere Stimme: Ein kranker Mensch gehört nicht unter lauter Gesunde, ein falsches Talent hat mit der wahren Kunst nichts gemein. Du mußt dich selbst ausscheiden, ehe sie dich heißen, beiseite zu treten. Du mußt dich selbst begraben, bevor sie dich lebendig zu den Toten werfen.

Während der Aufführung, inmitten meines Triumphes, ver-

ließ ich das Theater; und früh am Morgen, vor Sonnenaufgang, bestellte ich mir ein Pferd und verließ Rom.

Ich mußte etwas Großes, Feierliches erleben, etwas, das meinen ganzen Menschen läuterte und erhob.

So ritt ich denn durch die Porta San Giovanni der Morgenröte entgegen, in die Campagna hinaus.

Als die letzten Wohnstätten hinter mir lagen, als die schweigende Wildnis mich umgab, vor mir die Albanerberge, neben mir die Sabina wie schimmernde Wolkenzüge vom frühlingsgrünen Grund der weiten Steppe sich aufbäumten; und als nur die steinernen Ungetüme der antiken Wasserleitung mit mir zogen, der Kirchhof der Weltgeschichte mit seinen umblühten Grabstätten und braunen Trümmerhaufen sich auftat — da ward mir in der erhabenen Ruhe zu Mut gleich einem, der sich selbst besiegt, der also auch das Leben bezwungen hatte.

Keinen Ruhm mehr und keine Leiden; keinen Ehrgeiz und kein unerfülltes Streben; nie mehr große Wünsche und leuchtende Hoffnungen. Und nie mehr diese fürchterlichen, den Geist zerstörenden, das Herz zermalmenden Enttäuschungen.

Über dem alt heiligen Berg Cavo ging die Sonne auf.

Es war wundersam, vom Tag sich bescheinen zu lassen und denken zu dürfen: der Tag wird für dich ohne Qualen sein. Denn allein durch den bloßen Willen zur Verneinung des Lebens fühlte ich mich bereits vom Alpdruck des Lebens befreit.

Einmal blickte ich zurück.

Da lag Rom hinter mir zwischen den Hügeln versunken. Nur die Peterskuppel stand am Horizont wie ein lichtes schwebendes Himmelszeichen und nicht wie ein Werk von Menschenhand.

Manchem mochte das Bild als Symbol gelten.

Bei einer völlig biblisch wirkenden Zisterne vorbei, am Fuß der Weinberge, ritt ich in die Höhe: aus einer Wüste heraus, brachten mich wenige Schritte in ein paradiesisches Gefilde, durch welches die Straße aufwärts nach Frascati führte.

Ich ließ die helle heitere Weinstadt hinter mir und lenkte mein Pferd durch einen Hohlweg dem Ruinenberg von Tusculum zu,

wo ich vor vielen Jahren in fröhlicher Gesellschaft einen köstlichen Sommertag verbracht hatte.

Bei der Villa Tusculana stieg ich vom Pferde und gab meinem müden Tier in der schönen Wildnis, die das verschlossene Haus der Napoleoniden umfing, freie Weide.

Unterhalb der grasbewachsenen Schloßterrasse lag, von hochstämmigem Lorbeer dicht umbuscht, ein kleines Kapuzinerkloster, darin es zur Messe läutete.

Selig die Einfältigen, die in diesen wonnigen Höhen, gleichsam über der Erde schwebend, einer göttlichen Idee dienen durften! Was sollte ich mit meinem Leben beginnen, der ich mich aszetisch von allem Lebendigen lostrennen wollte?

Ohne des Weges zu achten, schlenderte ich dahin: an Fragmenten eines halb vergrabenen prächtigen Marmorgebälkes, an zertrümmerten antiken Statuen und gestürzten Säulen vorüber. Ein Pfad, so bunt von Blumen, daß er wie mit Edelsteinen bestreut erglänzte, führte mich hinter das weitläufige Gebäude und durch ein lose in den Angeln hängendes verrostetes Gittertor in einen kleinen quadratischen Garten, den mit schneeweißen Blumenwänden ein Wald von Laurustinus umschloß. Blühender Lorbeer streckte seine goldigen Zweige darüber.

An der einen Seite stieß der reizende Ort an einen Anbau der Villa, die hier bis zum Dach hinauf gelbe und blaßrote Kletterrosen bedeckten. Sie umrankten eingelassene Reliefs von höchster Anmut und einer wahrhaft hellenischen Heiterkeit.

Inmitten des Gärtchens befand sich ein rundes Brunnenbecken, statt des Wassers mit Marienlilien gefüllt. In den verwilderten Beeten trieben in überschwenglicher Fülle Narzissen und Tulpen, Hyazinthen und Kaiserkronen. Jasmin und weiße Spiräen bildeten undurchdringliche Dickichte, darin Amseln und Blaudrosseln nisteten.

Eine Welle von Wohlgerüchen schlug mir entgegen und die Morgensonne lag funkelnd auf jeder Blüte, jedem Blatt.

Voll stillen Staunens durchschritt ich das Zaubergärtlein, trat an eine niedrige Brüstung und blickte in eine vom Silberschimmer der Oliven gefüllte Tiefe.

Gleichsam versunken in der glänzenden Laubflut, sah ich auf

mehrfach übereinander getürmten mächtigen Terrassen eine palastähnliche Villa mit langer leuchtender Fassade. Über der Säulenhalle des stark vorspringenden Mittelteils lag eine Loggia mit hoher schlanker Nische unter freistehender prächtiger Dachbekrönung, während die Seitenflügel eine festlich heitere Pfeilerarchitektur zeigten. Verschiedene monumentale Tore aus goldbraunem Travertin durchbrachen einen doppelten Mauerkreis und führten zu einem Hain von Steineichen, der feierlich das königliche Haus umdunkelte. Hochstämmige Pinien mit breiten glänzenden Wipfeln entstiegen dem Dickicht eines verwilderten Parkes. Ein Rosenfeld schimmerte durch das vielfarbige Grün zu meiner Höhe empor. Ein schwermütiger Teich träumte einsam zwischen schwarzen Zypressen.

Lange stand ich, schaute hinab, empfand den Feiertagsfrieden der schönen Stätte und wurde von einer tiefen Sehnsucht erfaßt.

Dort ein nutzloses Dasein nicht unedel zu Ende zu führen, ein krankes Gemüt zu bestatten, eine müde Seele zur Ruhe zu bringen. . . .

Daran dachte ich in meinem ungestümen Verlangen, mich selbst aufzugeben — nur daran!

Was ich in jener Traumstunde nicht bedachte: der Bauer, der im Schweiß seines Angesichts sein Feld bebaut, der Taglöhner, der sein mühseliges Tagwerk redlich vollbringt — diese Männer sind im Vergleich mit solchem Sohn des Weltschmerzes nicht nur achtbare Weltbürger, sondern auch nützliche Mitglieder der Gesellschaft.

Indessen mein melancholisches Temperament, zugleich mit einer sybaritischen Neigung, in landschaftlicher Schönheit zu schwelgen, mein Hang zu Träumerei und Einsamkeit — so viele heimlich wirkende Seelenkräfte unterjochten in jenem bedeutungsvollen Augenblick meinen ganzen Menschen mit der Gewalt eines entfesselten Elements.

Ich bestieg wieder mein Pferd und ritt durch die Olivenwälder und Steineichenalleen hinunter. Ich ritt durch ein offenstehendes, mit großem Wappenschild verziertes Tor in eine Kastanienpflanzung und gelangte durch ein zweites, sehr prächtiges, sehr barockes Portal, darüber in tief eingegrabenen Lettern der Name: Horatius Falconerius geschrieben stand, in den Steineichenhain,

dessen vom Sonnenlicht durchfunkelte Dämmerungen mich wie ein Mysterium umfingen.

Jetzt befand ich mich vor dem Hause.

Kein Mensch war zu sehen, kein Laut zu hören. Sämtliche Türen waren geschlossen und die Fenster durch Läden verwahrt.

Auf den breiten Wegen wuchs Gras, die vielen bizarr geformten Steinsitze und Tische unter den Steineichen bedeckte dichtes Moos, die Fontänen und Wasserbecken lagen trocken, mit Unkraut gefüllt.

Ein purpurfarbiger Teppich von Zyklamen überzog die Terrasse; vor dem Hause wucherten, ungepflegt und ungepflückt Rosen und eine baumstarke Glyzinie bildete über dem Eingang zu dem ehemaligen Garten ein freistehendes blühendes Tor. Die Ranken des schönen Baumes waren bis in die Halle des Mittelbaues gekrochen, wo sie, die Säulen hinankletternd, von Bogen zu Bogen sich schwangen und die dort aufgestellten Büsten römischer Kaiser und Kaiserinnen jugendfrisch kränzten.

Ich mochte das tiefe Schweigen nicht stören, den eingeschlummerten Genius des Ortes durch den Ruf einer Menschenstimme nicht wecken.

So ritt ich denn weiter, um nach einem Wächter des stillen Hauses zu suchen.

Ein Tor aus prächtigen korinthischen Säulen, die auf breitem Postament zwei steinerne Löwen trugen, führte von der Terrasse in den Wirtschaftshof.

Aber auch hier war alles Verfall und Verlassenheit.

Jetzt trabte ich langsam um das ganze Gebäude, das, je weiter ich kam, um so mehr den Eindruck eines verwunschenen Schlosses machte. Plötzlich vernahm ich den leisen Gesang einer Frauenstimme. Ich hielt das Pferd an und lauschte. Die Stimme hatte solchen tiefen dunklen Klagelaut. Aber Ton und Melodie des melancholischen Ritornells paßten zum Hause, als sei es dessen Geist, welcher sang.

Die Sängerin begann einen neuen Vers. Jetzt verstand ich die Worte. Sie lauteten:

„Blühende Ranken . . .
Sieh, wie sie schwanken im Wind!
Schlafe doch, schlafe, mein Kind —
Schlaft, ach, schlaft doch, Gedanken!"

Der Stimme folgend, war ich der Sängerin ganz nahe gekommen.

An der Rückseite der Villa öffnete sich im Erdgeschoß eine breite Wölbung, durch die ich in einen Hof blickte. Mir gegenüber befand sich eine hohe Mauer. Wo der graue Kalkbewurf abgefallen war, glänzte altrömisches Netzwerk zwischen bläulichem Basalt hervor: ein Zeichen, daß der Palast auf den Fundamenten einer antiken Villa errichtet worden war. Der Hof mußte unmittelbar unter dem Rosengarten liegen; denn von dem Mauerrand hoch oben stürzte sich sonnbeschienen eine Flut weißer Bansiarosen in die kühlen Schatten nieder, mit den feinen weichen Blüten den Torso einer antiken weiblichen Gewandstatue verschleiernd. Die schöne Figur stand bei der dicht mit zarten Nymphenfarren bewachsenen Wand in einem von wilden Kallas umwucherten Brunnen.

Hier war auch die Sängerin.

Sie saß auf dem Rand des Beckens, unter den blassen Blumen und gab ihrem Kinde die Brust, es zugleich mit ihrem schwermütigen Gesang einschläfernd. Die ganze Gestalt befand sich in dem Schatten, den der breite Blütenfall der lang niederhängenden Rosenranken über den grünen Grund warf. Aber über dem Haupt der jungen Mutter leuchtete der blumige Schein wie eine märchenhafte Gloriole.

So erblickte ich Maria zum erstenmal.

Sie war sehr schön! Von einer fremdartigen herben und unnahbaren Schönheit, wie sie die Alten in Priesterinnenstatuen und manche Präraffaeliten in ihren Madonnenbildern dargestellt haben. Aber ihre Marmorblässe und ein unbeschreiblicher Ausdruck von Schwermut milderten die Strenge des wunderbaren Gesichts, das, über den Säugling gebeugt in dieser zärtlichen Haltung sogar etwas Holdseliges und rührend Jungfräuliches hatte.

Der Kopf war unbedeckt und ich sah die Pracht des goldbraunen Haares, das in schimmernden Wellen an den bleichen Wangen herabfloß und tief im Nacken zu einem Knoten zusammengefaßt war.

Dem Anzuge nach schien sie eine Frau aus dem niederen Bürgerstande zu sein; doch machte auf mich die ganze Erschei-

nung sogleich den Eindruck, als wäre es dieser jungen Mutter vollkommen gleichgültig, ob sie ein Kleid aus Seide oder Kattun trüge. Ich konnte mir keinen Grund für diese eigentümliche Vermutung angeben; ich hatte sie aber sogleich.

Sie sah mich zu Pferd mitten im Torweg halten, hob den Kopf ein wenig, unterbrach jedoch weder ihren Gesang, noch verhüllte sie ihre Brust. Sie sah mit einem teilnahmlosen zerstreuten Blick über mich hinweg und senkte die Augen sofort wieder auf das Kind.

Geduldig wartete ich, bis der Säugling gestillt und fest eingeschlafen war.

Jetzt verstummte sie, schloß ohne jede Hast ihr Kleid und stand auf.

Wie sie mir langsam entgegenschritt, hatte ihre Haltung etwas, das mich veranlaßte, sie zu grüßen, als wäre sie eine Dame.

Sie dankte mir kaum. Ich fragte: „Schläft das Kleine. Hoffentlich störe ich nicht?"

„Ich ließ mich nicht stören."

Sie sprach zu meinem Erstaunen besser als gewöhnlich unsere Damen sprechen, selbst unsere Damen der besten Gesellschaft. Doch sprach sie zu leise und ausdruckslos, gewissermaßen zu apathisch, als daß ich von ihrem Organ einen Eindruck hätte erhalten können.

Aber gerade diese verschleierte Stimme berührte mich seltsam.

Gleichgültig waren auch ihre Bewegungen, gleichgültig war die Haltung ihres Kopfes, war der Ausdruck ihrer Miene: gleichgültig darüber, was die Menschen von ihr dächten, gleichgültig gegen die Welt und das ganze Leben.

Doch wie sie jetzt mit der Hand leise, leise über das Gesicht des schlafenden Kindes fuhr und es mit einem Tuch bedeckte, lag in dieser stillen Bewegung ein ganzer Himmel von Zärtlichkeit.

Und was für wunderbare Augen sie hatte! Jene hellen Sphinxaugen, die wir Italiener „weiße Augen" nennen. Es gibt für diese farblosen und doch so leuchtenden Augen keinen bezeichnenderen Ausdruck.

Ich wandte mein Pferd ins Freie zurück. Sie folgte mir. Als ich sie wieder ansah, flößte mir ihre prachtvolle, aber unbeschreib-

lich traurige Schönheit, jetzt voll von der Sonne beschienen, fast Schrecken ein. Jetzt erst sah ich auch, wie schlecht gekleidet sie war, nicht gerade ärmlich, doch sehr nachlässig. Nur ihr herrliches Haar war gepflegt, und sie hatte die Hände einer Weltdame.

Sie trug einen Ehering.

Ich ließ mein Pferd neben ihr hingehen und begann von neuem ein Gespräch: „Finde ich hier wohl jemand, der mir die Villa zeigt?"

Sie erwiderte: „Mein Mann ist in der Oliveta und unsere sämtlichen Leute sind dort beschäftigt."

„Ihr Mann —"

Absichtlich stockte ich, was sie jedoch nicht beachtete.

So mußte ich denn direkt fragen: „Hat Ihr Mann etwas mit dieser schönen Besitzung zu tun?"

„Er ist Pächter der Tenuta, die zur Villa Falconieri gehört."

„So heißt dieses Märchenschloß?"

„Es ist hier allerdings einsam."

Sobald sie etwas lauter sprach, hatte ihre Stimme einen tiefen Wohllaut. Aber sie blieb eintönig und schwermütig.

„Ich beneide Sie um diese Einsamkeit!" rief ich aus.

„O wirklich?"

Sie sprach wie eine vornehme Dame, die eine ihr vollkommen gleichgültige Konversation führt und der es ganz einerlei ist, ob die Leute sich bei ihr unterhalten oder nicht.

„Befindet sich die Villa auch jetzt noch im Besitz der Falconieri? Verzeihen Sie, wenn ich Sie ausfrage; aber der wundersame Ort hat es mir jedoch angetan."

„Die Falconieri sind nicht mehr Besitzer. Der letzte Fürst Falconieri hat die Villa vor einigen Jahren verlassen — verlassen müssen."

„Ich erinnere mich. Die Falconieri gehören zu den großen römischen Häusern, die verarmten."

„Vollständig, mein Herr. Der alte Fürst war in den letzten Jahren so arm, daß er sich nicht die Ausgabe machen konnte, mit der Bahn nach Rom zu fahren. Wenn der Fürst nach Rom mußte, verkaufte er schnell für den ersten besten Preis eine der prachtvollen Pinien oder Kastanien, durch welche die Villa berühmt war. Die herrlichsten Bäume sind auf diese Art geschlagen

worden, und die alte Fürstin stickte im geheimen für Geld Altardecken und Meßgewänder."

Sie machte mir diese Mitteilungen in einer Art, als ob sie ebenso gut hätte schweigen können. Aber ich war ihr dankbar, daß sie mir Gelegenheit gab, ihre Stimme zu hören.

„Wie schrecklich muß es sein, aus diesem Paradiese als Bettler vertrieben zu werden," rief ich mit ehrlicher Teilnahme aus.

„Ich bedauere diese Leute nicht."

Die schöne Stimme klang plötzlich hart. Sie beugte sich tief auf das schlafende Kind hinab; und ich konnte, als sie die herben Worte sprach, ihr Gesicht nicht sehen.

In möglichst leichtem Ton fragte ich: „Was taten Ihnen die armen Leute, daß Sie so wenig mitleidig sind?" Fast hätte ich hinzugefügt: „mit solchem Madonnengesicht!"

Gelassen erwiderte sie: „Diese Leute taten mir nicht das geringste. Auch bin ich durchaus keine Sozialistin, wie Sie vielleicht meinen. Meinetwegen mögen sie schwelgen und vergeuden, soviel sie wollen und können. Aber es gibt noch größeres Elend auf der Welt, als gezwungen zu sein, einen Palast zu verlassen. Selbst hungern zu müssen ist nicht das Schlimmste."

„Was können Sie davon wissen: von noch größerem Elend!"

Sie antwortete nicht sogleich. Dann sagte sie ermüdet: „Sie haben recht, mein Herr. Ich weiß nichts davon."

„Du scheinst sehr viel davon zu wissen," dachte ich.

Einer Oliveta entlang, bei einer Gruppe prächtiger Zypressen und Steineichen vorüber, waren wir in den von Pinien überschatteten Hof der Tenuta gekommen, wo nur ein einstöckiges verfallenes Gebäude bewohnt zu sein schien. Ich wünschte heimlich, daß die schöne Frau mit den weißen Händen und dem armseligen Kleide hier nicht wohnen möchte. Zu meiner Freude ging sie an der Baracke vorbei und durch das Löwentor auf die Schloßterrasse.

„Die Villa liegt so verlassen da, als sei sie völlig unbewohnt."

„Einen kleinen Teil des Hauses bewohnen wir. Die Villa soll nämlich über hundert Zimmer haben, in denen jetzt niemand wohnt. Früher lebte hier eine schöne Gräfin aus Deutschland, die damals Pio IX. aus Rom nach Gaeta gerettet hat."

„Das war die Gräfin Spauer! ... Es freut mich, daß Sie in dem schönen Hause wohnen."

Ich sah sie nicht an, wußte jedoch sehr genau, daß sie eine sehr erstaunte und unnahbare Miene machte und mich sogleich stehen lassen würde.

„Mir wäre es lieber, wir wohnten in der Tenuta," wies sie mich nach einer Pause mit großer Ruhe zurück. „Aber mein Mann zieht das Schloß vor. Leider kostet ihn seine Vorliebe für Paläste eine beträchtlich höhere Pachtsumme, und mehr, als wir überhaupt zahlen können."

„Aber das Wirtschaftsgebäude ist ja eine halbe Ruine!"

„Für uns wäre es gut genug," sagte sie rauh, nickte mir gemessen zu und schritt von mir fort, nach dem Hause hinüber. Eine Fürstin hätte von dieser Pächtersfrau Haltung lernen können.

Wer war sie? Und was war es mit ihr?

Alles war so ungewöhnlich: der Ort und die Frau!

Gar zu gern wäre ich ihr nachgeeilt. Aber ich wagte es nicht; denn sie hatte mich in aller Form verabschiedet. Ich war daher freudig überrascht, als sie plötzlich stehen blieb, einen Moment zu zaudern schien und dann langsam zu mir zurückkam.

Mein Pferd brachte mich sofort an ihre Seite.

Mit kühler Höflichkeit sprach sie mich an: „Da das alte Haus Sie vollständig bezaubert zu haben scheint, da niemand von unseren Leuten vor Mittag zurückkommt und Sie gewiß keine Zeit zum Warten haben, will ich Ihnen das Haus zeigen."

„Es wäre sehr gütig! Aber der kleine Schläfer?"

„Es schläft ganz fest, das arme Geschöpf."

„Weshalb bedauern Sie Ihr Kind?"

„Lebt es nicht?"

Sie tat diesen pessimistischen Ausspruch ohne jede Spur von Pathos und Affektion; aber mit welch trauriger Miene, welch trostlosem Ausdruck!

„Das Kind wird wachsen und gedeihen. Es wird Ihnen Freude machen, wird Ihr ganzer Stolz und gewiß einmal ein tüchtiger glücklicher Mensch werden."

„Glauben Sie, daß es glückliche Menschen gibt?"

„Wie Sie das sagen!"

„Ich frage nur, denn ich weiß es nicht."

„Warum sollte Ihr Kind durchaus ein unglücklicher Mensch werden? Ist es ein Knabe?"

„Ein Mädchen — leider."

„Ich bitte Sie — —."

„Wenn es einmal groß ist und schön sein sollte, wenn es dann hoch im Preise steht und seinen Käufer findet! Mein armes Kind, o mein armes Kind!"

Sie hatte wie zu sich selbst gesprochen, als mein Pferd zufällig eine heftige Bewegung machte. Jetzt errötete sie bis an die Haarwurzeln, was ihren stillen ernsten Zügen plötzlich einen überaus lieblichen, beinahe kindlichen Ausdruck gab.

Leise sagte sie dann: „Ich führe Sie also durch das Haus."

Sie ging und kam nach einer Weile ohne das Kind und mit dem Schlüssel zurück.

Ich sprang vom Pferde und folgte der wunderschönen seltsamen Frau.

Durch die mit antiken, als Sitze dienenden Kapitälen und verschiedenen Erinnerungstafeln an päpstliche Besuche geschmückte Vorhalle trat ich in einen Saal, dessen Wände auf das wunderlichste mit Fresken bedeckt waren ... Zwischen prächtiger Säulenarchitektur bewegte sich eine bunte Gesellschaft längst verstorbener Falconieri mit ihren Gästen und ihrer Dienerschaft, während eine andere Generation des alten Fürstenhauses teils als Porträts, teils als in Loggien postierte Zuschauer hier ernsthaft, dort vergnüglich auf das heitere Gewimmel niederblickte. Unter den Frauen fiel mir besonders eine anmutige lustige, etwas kokette Teresa und eine sehr schöne stolze und entschlossen blickende Ottavia Sacchetti auf. Von den Männern des Geschlechts erschien ein jugendlicher Lelio recht liebenswürdig und zugleich sehr leidenschaftlich.

Zu beiden Seiten dieses frohen und festlichen Raumes, aus dem ich durch die Bogen der Vorhalle tief in die immergrünen Wipfel der Steineichen schaute, lagen in langer Reihe die Prunkzimmer des fürstlichen Sommersitzes; und da meine Führerin, nachdem sie mir geöffnet hatte, sich nicht mehr um mich küm-

mern zu wollen schien, so schlenderte ich behaglich von Gemach zu Gemach, in einem jeden Fenster und Jalusie aufstoßend, daß immer neue Lichtwogen die Dämmerung durchströmten.

Es war überall das nämliche: überall verblichener Glanz und verfallene Pracht. Tische mit kostbaren Platten von rosso und giallo antico, Lehnsessel mit verblaßten Vergoldungen, zerschlitzte Vorhänge an Türen und Fenstern, schadhafter Ziegelsteinboden. Sämtliche Wände schmückten entweder Fresken, oder, die ganzen Wandflächen einnehmend, stark nachgedunkelte Ölgemälde. Aber die Stukkaturen der Decken atmeten die Anmut der Renaissance und waren so leuchtend, als wären sie eben aus des Künstlers Händen hervorgegangen.

Der letzte Raum, den ich betrat, entzückte mich.

Die Fresken stellten einen heiteren Hain dar, der einen schimmernden Tempel der Venus umschattete und einen Ausblick auf eine freie sonnige Landschaft gewährte. In den Blumendickichten standen Bildsäulen und Hermen, Altäre und Vasen. Fontänen durchrauschten den kühlen Grund, und ein lustiges Völklein beflügelter Genien war eifrig beschäftigt, Tempel und Hain für eine stille Liebesfeier zu schmücken. Sie flatterten durch die Wipfel, jagten die weißen Tauben der großen Göttin, schleppten schwere Blumengewinde herbei, lösten blühende Ranken von den Bäumen, bekränzten die Statuen, verzierten den Eingang ins Brautgemach. Nur ein kleiner fauler Schlingel schoß vergnüglich nach einer Elster, die auf einem Pinienast hockte.

Über den Wipfeln stieg am tiefblauen Himmel strahlendes Gewölk auf, darin in eigener unsterblicher Person die Frühlingsgöttin erschien. Sie ließ einen Blütenregen herniederströmen, dessen duftige Fluten Amoretten ihr nachtrugen. Junge übermütige Winde bliesen die herabfallenden Blumen durcheinander.

Um dieses wonnige Gemach lief eine offene Galerie; und als ich hinaustrat, stand ich über einer die doppelte Länge des Schlosses betragenden Gartenterrasse und dem in bacchische Fruchtbarkeit gebetteten Frascati.

Ich überblickte das trümmerbedeckte römische Land bis weit in die große etruskische Bergebene hinein; ich überblickte den lichten Strand des tyrrhenischen Meeres mit seiner dunklen Macchien-

wildnis, das Alpengebiet der Sabina mit lang hingestreckten kahlen Graten, schneebedeckten Gipfeln und grauen Felsenstädten.

Als ich mich endlich von dem unvergleichlichen Anblick losriß, saß die schöne Frau in einem der mit apfelgrünem Damast bezogenen Armsessel und wartete auf mich. Sie lehnte in ihrem schlechten Kleid mit solchem Anstand in dem vornehmen Stuhl, als wäre sie für einen Thron geboren.

Als ich ihr mein Entzücken über den köstlichen Raum ausdrückte, erklärte sie mir dessen Bestimmung: „Nach einer Sitte, die über dreihundert Jahre alt sein soll, wurde für jedes junge Paar des Hauses in diesem Zimmer das Hochzeitsbett aufgestellt." Und sie fügte nach einer Pause hinzu: „Hier erwürgte Ottavia Sacchetti in der Brautnacht den Mann, dem sie durch Zwang vermählt worden war."

Sie sagte das so gelassen, als berichtete sie eine alltägliche Begebenheit. Dabei hatten ihre stillen Augen einen grausamen Ausdruck.

„Hier erwürgte Ottavia Sacchetti in der Brautnacht den Mann" ... wiederholte ich mechanisch, und konnte meinen Blick von ihrem Gesicht nicht abwenden. „Weiß man die Ursache der gräßlichen Tat?"

„Ist sie so schwer zu wissen?"

„Wie? ... Ich verstehe Sie nicht —"

„Ich sagte Ihnen ja, daß die unglückliche Ottavia durch Zwang ihres Mannes Weib ward."

„Weshalb ließ sie sich zwingen!"

„Sie reden eben wie ein Mann."

„Also begreifen Sie die Mörderin?"

„Ich begreife sie."

„Wie ist das möglich?!"

„Vielleicht weil ich eine Frau bin," war ihre gelassene Antwort.

Ich wurde erregt.

„Angenommen: ein Mädchen wird zu einem verhaßten Mann gezwungen, so —"

Ich verstummte unter dem Blick dieser hellen unerbittlichen Augen.

Sie vollendete meinen Satz: „So rächt die Frau die Gewalt, die ihrem Leib und ihrer Seele angetan worden — wenn sie sonst eine starke und stolze Seele besitzt. Darauf kommt es allerdings an."

Ich wollte erwidern. Aber sie stand auf und ging hinaus, ohne mich weiter zu beachten. Absichtlich blieb ich zurück und holte sie erst im Saal ein, wo ich sie unter dem Bilde jener Ottavia stehend fand. In den Anblick des Porträts versunken, sagte sie: „Diese Unglückliche wurde, weil sie ihre Ehre verteidigte, in Rom vor der Engelsbrücke als Mörderin enthauptet. Sie starb den Märtyrertod und sollte von gewissen Gattinnen wie eine Heilige verehrt werden."

„Was sind Sie für eine merkwürdige Frau!"

Meinen Ausruf überhörend, wandte sie sich von dem strengen Antlitz Ottavias ab, den heiteren Mienen der reizenden Teresa zu.

„Dieser jungen Falconieri ging es im Leben auch nicht sonderlich gut."

„Hatte die liebliche Frau etwa gleichfalls ein tragisches Schicksal?"

„Sie wurde von ihrem Manne ertränkt hier in der Villa: in dem Teich, um den die Zypressen stehen."

„Aus Eifersucht?"

Sie antwortete nicht.

„Weiß man etwas von dem jungen Lelio dort oben?" fragte ich, lediglich um das unbehagliche Schweigen zu unterbrechen.

„Vielleicht war es dieser junge hübsche Herr, um dessentwillen die reizende Teresa sterben mußte. Die beiden paßten zusammen. Ich denke mir oft, daß es der hübschen Teresa schwer geworden ist, aus der Welt zu gehen. Denn wenn man liebt und wiedergeliebt wird. — Aber wie selten mag beides zusammentreffen."

Nur um etwas zu sagen, rief ich aus: „Das ist ja eine eigentümliche Familie, diese Falconieri!"

„Es hat auch sehr fromme Leute darunter gegeben. Verschiedene Falconieri waren Päpste; und die Familie ist sogar so glücklich, einen Heiligen und zwei Martyrisierte aufweisen zu können. Der heilige Alexander Falconieri und die beiden seligen Frauen liegen nebenan in der Kapelle bestattet. Sie tun noch heute Wunder für den, der glaubt, daß heute noch Wunder geschehen. Ich glaube es nicht."

Hatte sie mir vorhin Scheu eingeflößt, so fühlte ich jetzt große Teilnahme: dermaßen von Leiden erschöpft waren Blick und

Miene. Plötzlich ertönte von den Steineichen her ein lauter, gebieterischer Ruf: „Maria!“

Sie regte sich nicht. Der Ruf wurde wiederholt, diesmal fast drohend: „Maria! He, Maria!“

Da sie nicht zu hören schien, machte ich sie aufmerksam: „Ich glaube, Sie werden gerufen.“

„Es ist nur mein Mann,“ erwiderte sie gleichgültig. „Er schreit immer so.“

Sie verließ langsam, sehr langsam den Saal.

Die beiden waren ein herrliches Paar!

Der Gatte meiner eigentümlichen Führerin gehörte nämlich zu den schönsten Männern, die ich jemals gesehen hatte. Er ritt einen feurigen Rappen mit langer Mähne und fast den Boden fegendem Schweif. Der schwarze Mantel des Campagnuolen drapierte mit seinem Faltenwurf die schlanke kraftvolle Gestalt; unter dem breiten Schlapphut hervor quollen dunkle Locken und das braune bartlose Gesicht hatte die klassischen Züge der Antike.

Alkibiades konnte nicht vollkommener schön gewesen sein, als dieser Pächter der Villa Falconieri es war.

Er sah mich unter einem Säulenbogen der Halle stehen, ritt näher und grüßte mich wie ein Weltmann. Noch mehr erstaunte ich, als der prachtvolle Bursche im Campagnuolenmantel in perfektem Französisch sich erkundigte, womit er mir dienen könnte.

Ich erwiderte, was mich in die Villa geführt, und daß seine Frau die Liebenswürdigkeit gehabt hätte, mir einen Teil des Palastes zu zeigen.

Er schaute zu ihr hinüber und sagte dann, laut lachend: „Darauf dürfen Sie sich allerdings etwas einbilden. Es liegt nämlich durchaus nicht in der Art meiner Frau, den Fremdenführer zu machen.“

Der Blick, mit dem er sie ansah, sein Lachen und etwas in seiner Stimme paßte so gar nicht zu der berückenden Erscheinung des Mannes, daß es mich betroffen machte. Ich mußte denken: ‚Oho! Du scheinst deine wunderschöne Frau nicht gerade zärtlich zu lieben. Du scheinst überhaupt ziemlich brutal sein zu können, mein reizender Herr!‘ Ich entschuldigte die Dame durch die Dringlichkeit meiner Bitte und diese durch mein Entzücken über die Villa.

Darauf stellte ich mich in aller Form vor.

Er warf mir einen raschen blitzenden Blick zu, grüßte noch einmal mit großer Höflichkeit und sagte äußerst verbindlich: „Ihre Première gestern abend im Balletheater hatte geradezu sensationellen Erfolg.“ Und er reichte mir mit einem Lächeln, das so anziehend war, wie vorhin sein Lachen abstoßend, ein Paket römischer Zeitungen.

„Sie kennen mich?“

„Das wundert Sie bei einem Bauern, der hier in aller Ruhe seinen Kohl pflanzt? Sie mögen daraus sehen, wie populär Sie sind.“

„Sie sind sehr liebenswürdig, Herr —“

„Vittorio Mariano.“

Ich lüftete den Hut und sagte lächelnd: „Es scheint mir ein beneidenswertes Los, in der Villa Falconieri seinen Kohl pflanzen zu dürfen, Herr Mariano.“

Er rief mit knabenhafter Fröhlichkeit: „Wenn Sie das im Ernst meinen, so werden Sie hoffentlich Ihre tragische Muse in unserm Idyll eine Stunde lang unter Menschen ein Mensch sein lassen. Ich habe heute die ersten Cucuzzi geerntet, der Spießbraten meiner Frau könnte dem Ruhm Ihrer Trauerspiele Konkurrenz machen, und zum Nachtisch verspreche ich Ihnen zwar nicht die Äpfel der Hesperiden, aber die Kirschen des Lucullus.“

Mit prächtiger Bewegung des Kopfes schwang er sich vom Pferd und übergab es einem der eben aus der Oliveta heimkehrenden Knechte, der dann auch meinen Mietsgaul einfing und nach dem Wirtschaftshof führte.

Ich mußte mich vorhin getäuscht haben: der Mann war gewiß ebenso liebenswürdig wie schön! Und zu den stolzen Falten des Campagnuolenmantels das Pariser Französisch: welche Kontraste!

Meine Neugierde war stark erregt. Auch konnte ich mich nicht entschließen, fortzugehen, ohne Frau Mariano noch einmal gedankt — ohne sie noch einmal wiedergesehen zu haben.

Sie war sogleich ins Haus gegangen, ohne sich um ihren heimkehrenden Gatten im geringsten zu kümmern, ohne ihn eines Blickes zu würdigen — wie ich es bei mir selbst nannte. Und

sie hätte doch von Rechts wegen ganz vernarrt in ihn sein müssen! Denn als er jetzt Mantel und Hut abwarf, die Locken aus der Stirn schüttelte, staunte ich von neuem über die Herrlichkeit der jungen Gestalt. Übrigens war ich jetzt in meinem Urteil ganz sicher, als ich vorhin in seinem Blick, in seinem Lachen, in seiner Stimme etwas zu erkennen geglaubt, das mich beinahe mit Widerwillen erfüllte: lag es doch in meiner Natur, bei jeder Medaille sogleich die Kehrseite zu sehen.

Meinen eigenen Augen mißtrauend, war ich nunmehr bemüht, jenen flüchtigen Eindruck zu vergessen. Auch nahm die Vorstellung von dem Leben der beiden wunderschönen einsamen Menschen in dem Paradiese der Villa Falconieri meine dichtende Phantasie völlig gefangen.

Herr Mariano, der ausgezeichnet gekleidet war und die Wäsche eines Dandy trug, geleitete mich nach dem Flügel der Villa, den ich noch nicht besichtigt hatte. Über dem Eingang stand der fünfte Psalm geschrieben: „Tritt ein in dein Haus — —" Und gleich dahinter befand sich die von Benedikt XIII. geweihte Kapelle, darin in gläsernen Särgen die wundertätigen Heiligen der Falconieri bestattet lagen. Eine Treppe aus aschgrauem Peperin mit tief ausgetretenen Stufen führte in das obere Stockwerk hinauf, wo die sonderbaren Pächtersleute ihre Wohnung hatten.

Diese paßte nun wiederum ganz und gar nicht zu dem perfekten Französisch und der leuchtenden Wäsche des Hausherrn. Aber Herr Mariano benahm sich, als empfänge er seinen Gast in einer ersten Etage an den Boulevards des Italiens. Die zerrissenen Gardinen, die verblichenen und zerfetzten Möbelbezüge, zerbrochenen Stühle und beschädigten Tische genierten ihn nicht im mindesten.

Frau Mariano war nicht da. Ihr Mann ging nicht etwa hinaus sie zu holen; sondern rief überlaut nach ihr. Endlich erschien sie und äußerte über meine gewiß unerwartete Anwesenheit weder Vergnügen noch Befremden.

Sie bemerkte mich kaum.

Erst jetzt, da ich die beiden zusammen sah, fiel mir an der schönen Frau die Ärmlichkeit ihres Anzugs geradezu peinlich auf. Er paßte freilich zur ganzen Umgebung. Dem Kleid nach hätte sie sehr gut die Magd sein können.

Und neben ihr der elegante Beau!

Herr Mariano mochte meine Gedanken erraten; denn er musterte seine Frau mit einem Stirnrunzeln, dem sie jedoch nicht die mindeste Beachtung schenkte. Augenscheinlich war ihr ihr Kleid auch jetzt noch genau so gleichgültig wie die Verwahrlosung der Wohnung.

„Ich rühmte dem Herrn deine Hühner. Sorge also dafür, daß du mit deiner Kochkunst Ehre einlegst."

Ich wollte sagen, daß ich nicht bleiben könnte, daß ich nach Rom zurück müßte. Aber ich sagte nichts. Dann fiel mir ein, daß ich mich Frau Mariano noch gar nicht vorgestellt hatte. Ihr Mann schien die Erfüllung irgendwelcher Form der Frau des Hauses gegenüber für vollständig unnötig zu halten.

Ich nannte meinen Namen, meine Unterlassung so gut ich konnte, entschuldigend, bemerkte jedoch nicht, daß ich auch ihr bekannt war.

Ohne gesprochen zu haben, verließ sie das Zimmer.

Mit einigem Stolz zeigte mir jetzt Herr Mariano seine Bibliothek; und von neuem sollte ich staunen. Ich sah eine vorzügliche Auswahl von Werken, in französischer sowie in englischer Sprache, in schönen Einbänden musterhaft aufgestellt. Sämtliche alte und neue Klassiker befanden sich darunter, und die philosophischen, politischen und naturwissenschaftlichen Schriften der ersten Autoren. Auch die moderne Poesie war vertreten.

Neben Leopardi standen meine Bücher.

Derselbe Mann, der in Gegenwart eines Fremden mit seiner Frau wie mit einer fahrlässigen ungeschickten Dienerin verfuhr, besaß den Takt, mich nicht auf mich selbst aufmerksam zu machen, wodurch es mir möglich war, mich gleichfalls zu ignorieren.

„Und dieses ist mein Lieblingsdichter. Ich lese ihn jeden Abend wie der Geistliche sein Brevier, wie ein Geldmann die Kurse."

Und er reichte mir ein kleines, besonders schön eingebundenes Buch: Es war eine lateinische Aeneïde.

„Sehen Sie, Graf Campana!"

Er trat zu einem der Fenster, die nach den Steineichen hinausführten, und zeigte mir die glanzvolle Ferne: Land und Meer. Ich sah die Tibermündung und Ostia; ich sah die heilige Insel

und längs des hellen Gestades die Buschwälder von Laurentum und Ardea.

„Das Land der Aeneïde!" rief mein Wirt mit leuchtenden Augen.

Eine Magd, im Kostüm der Marken, kam und deckte den Tisch. Ich glaubte zu bemerken, daß Herr Mariano erwartet hatte, seine Frau würde wieder erscheinen, daß er wütend über ihr Fortbleiben war und sich nur mit Mühe beherrschte.

Um seine Aufmerksamkeit von der fehlenden Hausfrau abzulenken, versuchte ich, ihn redselig zu machen, wobei mir sein lebhaftes Temperament und die Eitelkeit auf seine schöne absonderliche Person sehr zu Hilfe kam.

Was ich, während wir lange auf das Essen warteten, und während unseres weinreichen Mahles — und was ich später, als ich die Villa bewohnte, teils durch Herrn Mariano direkt, teils durch andere über ihn erfuhr, will ich an dieser Stelle von ihm selbst mitteilen lassen.

Herr Mariano

Rasse!

Darauf kommt es an! Bei Weib und Mann!

Ich bin von gemischter Rasse; aber die Mischung ist gut. Meine Mutter stammt aus dem uralten römischen Räubernest Rocca Priora, und mein Vater war französischer Künstler: Pariser Vollblut, mein Herr.

Rocca Priora liegt dahinten hoch oben, Palestrina gegenüber. In der Tiefe erstreckt sich ein Weinland, daß es die Heimat des Bacchus sein könnte — bei den Leuten von Rocca wächst kaum ein Halm! Von ihrer braunen Höhe stieren sie seit Jahrhunderten auf die unter ihnen hingestreckte Üppigkeit hinab. Das hat sie seit Jahrhunderten begehrlich gemacht, hungrig und gierig.

Tief unten durch die Ebene führte ehemals die alte Poststraße von Rocca nach Neapel. Hier, zwischen Colonna und Zagarola, in der Nähe eines Hohlweges, besaß der göttliche Cäsar eine Villa: Cesareo heißt der Ort noch heutigentags. Und noch heutigentags geht der blutige Schatten des alten Herrn dort um. Die Reisenden, die früher mit Postkutsche und Vetturin von Rom nach Neapel fuhren, lehrte Cesareo Todesfurcht; denn

bei Cesareo warteten die Briganten von Rocca Priora auf sie, und es hieß: Geld her oder das Leben!

Von den Vorfahren meiner Frau Mutter lauerten wohl manche braune Bursche im Hohlweg bei den Trümmern der Cäsarvilla; und mein Herr Großvater war ein berühmter Brigant. Er hatte die Ehre, durch den Henker zu sterben.

Ein anderer Ahn meines Hauses erhielt lebenslänglich Galeere; ein dritter wurde von seinem besten Freund an die Sbirren verkauft.

Noch heute gibt es in meiner Mutterstadt eine Bahre, darauf nur diejenigen zur letzten Ruhestatt getragen werden, die eines jähen Todes durch Büchse oder Dolch verstorben sind.

Die Leute von Rocca leben nicht in menschlichen Wohnungen; sondern sie hausen in Höhlen. Winters gehen sie auf Wolfsjagd. Sie haben selbst etwas Wölfisches.

Meine Mutter war wild und schön! Sie war schön wie eine griechische Liebesgöttin und wild wie eine sabinische Wölfin. Auch ebenso gierig. Sie stierte aus ihrem schwarzen feuchten Felsenloch so lange auf das goldene Weingefilde hinab, bis sie es in ihrer Wildnis vor Hunger nicht mehr aushielt.

Sie stieg hinunter und ging auf Raub aus.

Sie ging nach Rom.

Hier stellte sie sich an der spanischen Treppe auf und lauerte auf Beute. Die Römer liefen zusammen, um das schöne wilde Menschentier anzustaunen. Sie lauerte geduldig, bis der Rechte kam. Dem sah sie nur in die Augen, um gleich zu wissen, daß es der Rechte sei.

Von diesem ließ sie sich mitnehmen.

Er wohnte wie ein Fürst in der Villa Medici am Pincio, war Bildhauer, hatte den Prix de Rome erhalten und sollte ein Genie sein. Das alles genügte jedoch noch nicht, um berühmt zu werden. Er besaß wütenden Ehrgeiz und hätte für Ruhm dem Teufel seine Seele verschrieben. Der Teufel kam denn auch zu ihm, und er verkaufte sich ihm: er sah an der spanischen Treppe das schöne Weib und nahm es mit sich.

So kamen die beiden Gierigen zusammen.

Der ehrgeizige Künstler hätte sein schönes Modell am liebsten eingeschlossen, wo weder Sonne noch Mond sie beschien: es

sollte einzig und allein ihm angehören! Die „zu Tod geküßte Bacchantin" entstand. Es wurde das größte Werk der modernen Pariser décadence und sein Schöpfer weltberühmt.

Später zogen meine Eltern nach Paris. Dort wurde ich geboren und bald darauf von meiner Mutter verlassen.

Der Mensch muß über alles objektiv denken; auch über die, denen er das Leben zu verdanken hat — wie die Redensart heißt.

Ich hieß nach meiner Mutter Mariano und nach Victor Hugo Vittorio. Komische Kontraste, nicht wahr? Mein Vater beabsichtigte stets, mich in aller Form Rechtens zu adoptieren, kam aber nach Künstlerart niemals dazu.

In dem Atelier meines Vaters verkehrte tout Paris: das ganze berühmte, geistreiche, elegante, frivole, blasierte, verlebte, verlotterte, verfaulte Paris! Gestern machte eine Herzogin die Honneurs, heute irgend eine Chansonettensängerin. Turgenjew und Bizet, Felicien Rops und Coquelin waren Hausfreunde. Zu den kleinen Diners kamen Sardou und Jules Janin, Sarah Bernhardt und die Viardot Garcia. Alexandre Dumas Père half ich seine famosen Omelettes backen, Guy de Maupassant erzählte mir Liebesgeschichten, Madame Judic übte vor mir ihre Lieder ein.

Da wird man begreifen —

Ich wurde Soldat. Anstatt daß die Weiber mich toll machten, machte ich die Weiber toll. Aber ich will nicht renommieren.

Man schickte uns zum Schutz des Kirchenstaats nach Italien. Ich kam nach Rom. Die Römerinnen ließen sich mit den Pariserinnen nicht vergleichen.

Ich lernte einen römischen Bürger kennen. Der Mann war früher wütender Freischärler, hatte eine genußsüchtige lasterhafte Frau und eine wunderschöne madonnenreine und marmorkalte Tochter. Sie hieß Maria. Ich verliebte mich. Herr — zum erstenmal in meinem Leben war ich rasend verliebt!

Und sie in mich . . . Aber es lagen Umstände vor — Jenun, die wußte ich zu überwinden.

Sie machte in dem berühmten Atelier meines Vaters Sensation. Ihr Debüt in Paris war wie eine Premiere von Augier, wie ein neuer Roman von Zola. Man sprach eine volle Woche

davon. Mein berühmter Vater wählte selbst für ihre Toilette die Stoffe, konferierte selbst mit dem Schneider.

Aber sie war schon damals so — so sonderbar gleichgültig gegen alles.

Gar nicht wie andere Frauen!

Überhaupt —

Ja, mein Herr, eine seltsame, sehr seltsame Frau. So halsstarrig! Und ich immer noch in sie verliebt. Toller als je, mein Herr.

Ein Mann wie ich!

Sie paßte gar nicht für die grande vie bohème. Sie ließ sich dafür auch nicht erziehen.

Aber ich hatte doch die schönste Frau und wurde darum beneidet. Wäre die schönste Frau nur etwas mehr ein schönes — Weib gewesen.

Mein berühmter Vater meißelte nach ihr seine „Vestalin" und wurde dadurch noch berühmter; Guy de Maupassant verliebte sich in sie; Anatole France machte Gedichte auf sie und Sarah Bernhardt wollte sie für die Bühne ausbilden: sie hätte ein wundervolles Organ!

Aber sie sprach kaum ...

Sie sehen, ich bin aufrichtig.

Was hülfe es mir auch, nicht aufrichtig zu sein?

Ich bildete mir ein, die Frauen zu kennen; ich glaubte in dem einen wären alle gleich: ein Thema! In unendlichen Variationen zwar; aber doch immer eine Grundmelodie als unendliches Leitmotiv.

Ich konnte es pfeifen wie eine Verdische Arie. Da plötzlich —

Und diese Frau mußte gerade meine Frau sein!

Über zwei Jahre waren wir bereits verheiratet und hatten noch kein Kind ...

Der Krieg von 1870 kam. Auch ich zog mit aus gegen die verd ... Prussiens. Vierundzwanzig Jahre war ich alt und wollte Heldentaten verrichten; denn den Virgil trug ich schon damals in meiner Seele. Und das war noch das Beste an mir. Am liebsten hätte ich den alten König Wilhelm gefangen. Oder diesen Monsieur de Bismarck — Sacré bleu! Da kam der

Schandtag von Sedan; und unter den Gefangenen, die der Prussien an der Maas machte, war auch meines berühmten Vaters heldenmütiger Sohn.

Frankreich ward Republik, in Paris herrschte die Kommune, ich saß in Deutschland gefangen.

Dort hörte ich: mein berühmter Vater war gestorben, im Hotel Drouot die Auktion seiner Kunstsammlung abgehalten, kein roter Heller übriggeblieben.

Von meiner wunderschönen Frau hörte ich nichts.

Ich lief fort.

Mit zerrissenen Sohlen, halb verhungert, zu Tode ermattet wie ein gehetztes Wild kam ich nach Paris. Ich kümmerte mich wenig um meinen toten berühmten Vater. Ich suchte meine lebendige schöne Frau.

Irgendwo fand ich sie. Ich fand sie im Elend und nicht in einem kleinen eleganten Quartier, wie ich beinahe gefürchtet hatte. Ich war mit meiner Furcht einfach ein Narr gewesen. Denn:

Diese Frau und ein kleines elegantes Quartier!

Aber jetzt sollten die Dinge anders werden.

Jetzt waren wir arm wie Kirchenmäuse ... Und ich liebte nun einmal Boule-Möbel und Sèvres-Porzellan, Japanische Bronzen und Smyrnateppiche, Trüffelpüree und Austern, teuern Wein, teure Pferde.

Was war zu machen?

Wer zum gemeinen Handwerk des Lebens nicht taugt, der hat in sich den Stoff zu einem Künstler des Lebens. Aber auch dazu gehört Glück; und die Dirne Fortuna zeigte sich so spröde gegen mich, beinahe wie —

Man muß eben Philosoph sein ...

Ich hatte einen Freund, der war ein echter Nachkömmling des alten griechischen Herrn Epikur. Dieser vollendete Lebenskünstler sagte eines Tages zu mir: „Höre, mein Junge! Seitdem die Preußen in Paris waren, schmeckt mir hier die crême Gervais nicht mehr. Ich bin der ganzen Geschichte an der Seine überdrüssig geworden. Weißt du nicht irgendwo ein Tusculum, von wo aus wir uns den Weltspektakel eine kleine Weile mit an-

sehen können — nur so der Abwechslung halber. Ich nehme meinen süperben Küchenchef mit und du deine schöne Frau. Was meinst du? Wir vier sollten es miteinander ein paar Jährlein wohl aushalten können, bis hier die Weltgeschichte wieder etwas heiterer geworden."

Ich erwiderte: „Seien wir klassisch! Gehen wir dorthin, wo Marcus Tullius Ciceros Tusculum gestanden haben soll. Dieses Paris ist eine elende Lappalie geworden. Die römische Campagna zu Füßen den Childe Harold lesen, den Virgil und Horaz — das könnte das Leben für eine Zeitlang wieder lebenswert machen."

So nahmen wir denn jeder das Seine: mein Freund seinen Koch, ich meine Frau, schüttelten den Staub von Paris von unseren Schuhen, kamen nach Rom, wallfahrteten aber nicht zum Papst, sondern fuhren hinaus nach Frascati, wo gerade der letzte der Falconieri zur rechten Zeit das Haus seiner Väter verlassen mußte.

Die Villa Falconieri, dicht unterhalb Ciceros Tusculum, auf den Trümmern der Villa Lucullś — das war just der rechte Ort, um in Muße meine geliebte Aeneïde zu lesen.

Mein sachverständiger Freund kostete mit einem einzigen Blick alle die raffinierten Genüsse eines Landlebens in diesem buon retiro, mietete sogleich den Palast mit allen dazu gehörigen Ländereien, wollte der alten klassischen Schönheit mit Hilfe seines Pariser Dekorateurs neue, höchst pikante Reize verleihen, verdarb sich den Magen an einer Pastete, die sein Koch den Manen des Lucull zu Ehren bereitet hatte, legte sich hin, um — ewige Siesta zu halten.

Es war sehr epikureisch von ihm, aber nicht gerade sonderlich freundschaftlich.

Jetzt waren wir hier und jetzt wollte ich hier bleiben.

Denn — Herrgott! — ist hier die Welt groß! Und wie wir auserwählten souveränen Naturen, die wir diese Größe empfinden, uns erhaben fühlen dürfen über das kriechende kleine Menschengesindel da unten!

Also: wir blieben.

Allerdings nicht unten im „Appartamento nobile“, nicht in dem Brautgemach der Falconieri. Wir blieben ohne Pariser chef de cuisine, ohne Ananashäuser und Orchideenzucht und den ganzen Krimskrams eines Luxus fin de siècle! Wir blieben als kleine bescheidene armselige Pächtersleute, die in Ruhe ihren Kohl pflanzen wollten.

Aber — was wollen Sie?

Wenn ich durch Vignolas pompöses Portal einreite; wenn mir durch die Steineichenwipfel Borrominis Palast entgegenstrahlt, so fühle ich meinen Durst nach Schönheit gestillt. Sie werden es kaum glauben; aber ich sehe mich an der Grazie des Hauses so trunken, daß ich diese häßliche Wohnung, diese schäbigen Geräte, diesen widerwärtigen Ziegelsteinboden kaum beachte.

Und wenn ich durch meine Olivenhaine und Weingärten trabe und vom Rücken meines Pferdes auf die Campagna herabschaue — Herr! Es hat etwas Stolzes, Königliches, Erdenbefreites ... Und wenn ich abends meinen Virgil lese und vom Buch in die Höhe blicke: über das Land der Aeneïde hin, so begreife ich meine Pariser Schlemmerexistenz gar nicht mehr, und schlage das Kreuz über der geschminkten parfümierten eingeschnürten Hetäre an der Seine mit den verglasten Augen und den lüsternen Lippen, dem abgenützten erschöpften Leib und der feilen faulen Seele.

Bleiben Sie bei uns, Graf Campana!

Ein Jahr in der Villa Falconieri und Sie verstehen nicht mehr, wie Sie in der engen dumpfen Welt da unten so lange Atem holen konnten.

Ein Jahr in der Villa Falconieri und Ihre arme wilde Poetenseele wird ruhig und friedlich wie ein schlafendes Kind!

Ein Jahr in der Villa Falconieri und Sie kommen nie wieder fort.

Das hatte ich beinahe vergessen: meine schöne seltsame Frau! In der Villa Falconieri wurde uns ein Kind geboren.

Sie sehen: die heiligen Falconieri da unten in der Kapelle tun heute noch Wunder ...

Und er lachte.

Dieselbe Magd, die den Tisch gedeckt, brachte die Speisen. Nur zwei Kuverts waren aufgestellt. Das Tischtuch war aus harter grober Leinwand, das Porzellan ein wertvolles französisches Service, das Glas schönes Kristall, der Wein herrlicher Frascataner, das Essen wohlschmeckende römische Bürgerküche.

Das Weib aus den Marken bediente vortrefflich und mein Wirt leitete die Unterhaltung in vollendetem Weltton. Er plauderte, wie nur ein Pariser zu plaudern versteht, von Gott und der Welt: von seinen Erinnerungen an Flaubert und Merimée, von Sardous neuestem Drama und Taines letztem Essay, von den Skandalen berühmter Liebespaare und dem Genie des ersten Napoleon. Dazwischen zitierte er Viktor Hugo und aus „Rolla" von Musset, den er bis zum letzten Wort auswendig kannte. Oder er schilderte mit Entzücken die wilden Reize der Tibermündung, wo Aeneas einst gelandet war, und die wir, vom Tische aufschauend, erblickten ... Dann wiederum römische Politik: Quirinal und Vatikan, Gesellschaft und Staat, Bebauung der Campagna und französische Rebenkultur, die er in seinen Vignen eingeführt hatte.

Dreimal hatte er die Alte nach seiner Frau geschickt. Jedesmal hatte sie sagen lassen: sie könne nicht kommen. Jedesmal wollte er auffahren wie ein gereizter Stier, bezwang sich und stürzte ein Glas des schweren Weins hinunter.

Jetzt erhob er sich hastig, bat um Entschuldigung und ging hinaus, um selbst seine Frau zu holen, meiner dringlichen Bitte: Frau Mariano bei ihrem Kinde zu lassen, nicht achtend.

Die Magd — sie hieß Rosa, wurde jedoch einfach Ro gerufen — zeigte ein an Stumpfheit grenzendes Wesen.

Sie schlich umher, als hätte sie Malaria.

Es machte daher starken Eindruck auf mich, als dieses erschöpfte apathische Geschöpf plötzlich in unheimlicher Weise sich belebte. Mit der Gebärde einer Rasenden, mit funkelnden Augen trat sie ganz nahe an mich heran und flüsterte mir zu: „Jetzt schlägt er sie wieder. Er schlägt sie immer: Abend für Abend. Er schlägt sie noch einmal tot, der Schuft, der Mörder, die Bestie! Hört nur!"

Ich war aufgesprungen und lauschte.

Herr Mariano hatte die Tür hinter sich geschlossen. Er mußte mit seiner Frau im Nebenzimmer sein; aber ich hörte nur ihn mit unterdrückter Stimme reden.

Es klang wie Drohen.

Plötzlich ein erstickter Wutschrei, dann ein Fall, dem Stille folgte.

Mein Impuls war, zur Tür zu stürzen und der Mißhandelten zu Hilfe zu eilen. Allein Rosa umklammerte meinen Arm und hielt mich zurück: „Wenn Ihr dazu kommt, wie er sie mißhandelt, schlägt er sie gewiß tot. Oder er tut dem Kind was zuleide. Mißhandeln läßt sie sich von ihm; aber wenn er das Kind anrührt — Rasch setzt Euch wieder! Er kommt, der Henker, der Totschläger, die Bestie!"

Ich gehorchte unwillkürlich.

Die Magd sank gleichsam in sich zusammen und wurde wieder das welke matte fieberkranke Geschöpf.

Herr Mariano trat ein, das Gesicht gerötet, die Stirnadern geschwollen, aber lächelnden Mundes: „Maria kommt sogleich. Sie gehört zu denjenigen Frauen, die ein wahres Genie haben, Mutter zu sein, und die für nichts anderes geboren werden, als einmal sogenannten Ebenbildern Gottes das Leben zu geben. Seitdem wir das Kind haben, ist auf der Welt nur das Kind da — was für den Gatten nicht gerade angenehm ist. Ich muß meiner Frau bisweilen in Erinnerung bringen, daß sie auch noch einen Mann besitzt."

Er sprach französisch und immerfort mit liebenswürdigstem Lächeln.

Während ich auf den Wohlklang dieser männlichen Stimme hörte, vernahm ich zugleich immerfort die Worte der treuen Rosa: „Der Totschläger, der Henker, die Bestie!"

Ich vermochte kaum meine Erregung zu verbergen und Gleichgültiges zu reden.

Nach einer Weile trat Frau Mariano ein. Auf Befehl ihres Mannes hatte sie einen Rest ihrer Pariser Herrlichkeit angelegt. Es war ein höchst unmodernes Kleid. Aber durch die Art, wie sie es trug, machte sie das Gewand über jede Mode erhaben.

Über die Schultern hatte sie nachlässig ein gesticktes weißes

Musselintuch geschlungen, das auch den Hals umhüllte, wodurch das blasse Gesicht mit den lichten Scheiteln etwas eigentümlich Feierliches, beinahe Geisterhaftes erhielt.

Sie brachte eine schöne silberne Schale voll schwarzer Kirschen, grüßte mich fremd und vornehm, stellte die Schale auf den Tisch und setzte sich schweigend in den Sessel, den ich für sie geholt hatte. Rosa trug in einer geschliffenen Flasche süßen Dessertwein auf und das Nationalgebäck: goldgelbe Ciambelli.

Der Muskatwein war eigenes Gewächs; ich mußte trinken und loben. Die Kuchen hatte Frau Mariano eigenhändig gebacken; ich aß und lobte. Die mir schon vorher versprochenen Kirschen waren frisch gepflückt und schmeckten köstlich.

Herr Mariano trank sehr viel Muskat und erzählte lauter, als nötig gewesen wäre, daß es mit den Kirschen der Villa Falconieri eine eigene Bewandtnis hätte.

Die Villa war, wie fast jedes Haus weit und breit, auf antiken Ruinen errichtet, die von einigen Archäologen dem berühmten Tuskulum des Lukull zugeschrieben wurden. Als der große Schlemmer aus dem asiatischen Feldzuge zurückkehrte, brachte er die ersten Kirschen nach Europa mit und pflanzte sie auf seinem tuskulanischen Landsitz, von wo aus die herrliche Frucht den Weltteil eroberte.

Frau Mariano saß wie ein schönes Bildnis zwischen uns. Auch ich blieb stumm. Ich mußte immerfort auf ihren Hals schauen, wo das weiße Tuch sich verschoben hatte. Er war mit einigen blutroten Flecken gezeichnet: den Spuren einer bestialischen Männerhand.

Herr Mariano trank und schwatzte — schwatzte und trank. Ich fühlte, daß ich diesen Mann, der mir nichts zuleide getan hatte, und der in der Schönheit eines griechischen Halbgottes vor mir saß, haßte, daß ich an seinem eigenen Tisch sein Feind geworden war.

Er erzählte von den Zeiten der Kommune, die seine Frau mutterseelenallein in dem belagerten Paris miterlebt hatte. Eines Morgens — so war ihrem Manne später erzählt worden — war Frau Mariano ausgegangen, um zu versuchen, sich Lebensmittel zu verschaffen. In der Nacht hatte ein blutiger Straßenkampf stattgefunden, und die Leichen lagen noch auf dem Pflaster. Frau

Mariano mußte diese Straße passieren. Als ginge sie über eine taufeuchte Wiese, so gelassen und gleichgültig schritt sie über die Toten hinweg, kaum ihr Kleid aufhebend, damit es von den Blutlachen nicht beschmutzt werde. ... Und Herr Mariano lachte.

Mich überlief's.

Was mußte in dem Leben dieser Frau vorgegangen sein, daß sie, mit solchem Madonnenantlitz, in solche Empfindungslosigkeit versenkt werden konnte?

Von den blutroten Flecken an ihrem Halse zwang ich meinen Blick fort und sah in ihr Gesicht ... Sie hörte die Erzählung ihres Mannes mit an, als wäre von einer Sache die Rede, die sie gar nichts anginge. Plötzlich bemerkte sie, daß das Tuch um ihren Hals sich verschoben hatte. Sie errötete wie ein junges Mädchen, das über einem Liebesbrief ertappt wird. In diesem Augenblick besaß sie wieder die jungfräuliche Lieblichkeit, die ich bei ihr beobachtet hatte, als sie ihrem Kinde die Brust gab.

Zum Glück für ihre Verlegenheit ließ sich in diesem Augenblick aus dem Nebenzimmer die Stimme des erwachten Säuglings vernehmen. Rasch stand sie auf.

„Wohin willst du?"

„Das Kind ist erwacht."

„Rosa kann hineingehen."

„Das Kind verlangt nach mir."

„Du sollst bleiben!"

Sie war bereits bei der Tür.

„Maria!"

Sie hörte nicht auf ihn.

Herr Mariano taumelte in die Höhe, stieß eine Verwünschung aus, ergriff die schwere Silberschüssel und schleuderte sie seiner Frau nach, bevor ich dem Wütenden und Halbberauschten hatte in die Arme fallen können.

Ich mietete die Villa Falconieri.

Zunächst mietete ich das verlassene Haus nur für ein Jahr. Und ich mietete nur nach langer ernsthafter Selbstprüfung.

... Besaß ich ein Recht, meinen nervösen Einbildungen zu folgen und auch nur diesen ersten gefährlichen Anfang einer

Weltentfremdung zu machen? Gefährlich durch die Komplikationen meiner phantastischen und schwermütigen Natur sowohl wie durch die berückende Schönheit, in der die Einsamkeit vor mich trat: so recht als Versucherin, die mir in der Wüste des Lebens ein Paradies zeigte: „Ergib dich mir und ich gebe dir Frieden!"

Schon damals erforschte ich mich: Besteht die Krankheit, die du in deiner Seele keimen wähnst, nicht lediglich in deiner fiebernden Einbildung? Hast du nicht etwa den Willen, krank zu sein?... Und flößte ich dem Übel, das zu kommen drohte, nicht geradezu das Mittel ein, sich zu entwickeln und zu einem Todesübel zu reifen?

Aber — nur ein Jahr der Zurückgezogenheit, des Ausruhens, des Friedens!

Nur ein einziges Jahr!

Meine ermüdeten Organe lechzten danach wie ein Ermatteter nach einem Trunk.

Jedoch: Frau Mariano?

War ich meiner sicher, ganz sicher? Würde ich diese Frau nicht lieben, nicht lieben müssen! Sie war gar so wunderschön! Darin lag für mich keine Gefahr. Aber sie war unglücklich. Sie war sehr stolz und sehr unglücklich. Und sie war ganz hilflos; denn sie hatte das Kind!

In ihrem hilflosen Unglück bestand für mich die Gefahr. Und die Gefahr war sogar groß.

Also prüfte ich mich.

Ich suchte in meiner Seele, ich durchwühlte sie, spürte bis in ihre verborgensten Tiefen nach einem geheimsten begehrlichen häßlichen Gedanken.

Ich fand nichts, gar nichts!

Ich hatte in meinem Leben einmal geliebt.

Diese eine und nicht glückliche Jugendliebe war so machtvoll gewesen, daß sie jede erotische Empfindung gleichsam aus mir herausgesogen hatte und ich mich aller Leidenschaft des Herzens abgestorben fühlte. Denn ich war ein Mensch, der nur mit dem Herzen lieben konnte.

Auch ich gehörte zum Stamm der Asra, welche „sterben, wenn sie lieben".

Ich fühlte also mein Herz tot.

War ich sicher, daß es für mein Herz so wenig ein Auferstehen gab, wie für tote Leiber? Wer kann für sich selbst einstehen? ... Ich bildete mir ein, das zu können.

So fühlte ich mich denn ganz beruhigt.

Auch das Unglück und die Hilflosigkeit der wunderschönen Maria hatte für mich keine Gefahren mehr.

Und ich mietete die Villa Falconieri.

Der festliche Raum, darin die Besitzer durch so lange Zeiten für ihre Neuvermählten das Brautbett gerichtet hatten, wurde mein Wohnzimmer. Ich ließ den kalten Steinboden mit einem kardinalroten Teppich bedecken, viele edle Geräte aufstellen und vor den Türen, die auf die offene Galerie hinausführen, Vorhänge aus rotem Sammet herabhängen.

Die königliche Farbe wirkte vorzüglich zu dem dunklen Blaugrün der Fresken.

In der Mitte des Zimmers, unter dem Deckenbild der Frühlingsgöttin, ließ ich einen großen ovalen Tisch niedersetzen. Der Fuß bestand aus weißem Marmor und stellte einen Baumstumpf dar, der eine mächtige Platte aus verde antico trug. Dieser Tisch mußte täglich mit frischen Blüten überschüttet werden, als wären die Blumen, welche die holde Göttin ausstreut, darauf herabgefallen.

In einer Ecke, zwischen zwei Balkontüren, erhielt der Schreibtisch seinen Platz. Darüber kam ein Abguß von Michelangelos „sterbendem Sklaven", den ich so sehr liebe. Denn es ist das glückseligste und zugleich schönste Erlöstwerden vom Leben, welches mir in der bildenden Kunst aller Zeiten bekannt ist. Ein Zufall fügte, daß zwei der kleinen geflügelten Liebesgötter, die den Hain der großen Göttin durchgaukeln, gerade über dem Tisch und dem Sterbenden ein buntes Gewinde halten.

Saß ich an diesem Tisch, daran ich ein volles Jahr nicht arbeiten wollte, so sah ich durch die eine der beiden Balkontüren, über die Gärten der Villa Taverna und die von Pinien umrauschte Terrasse der Villa Mondragone hinweg, auf die glänzenden Gipfel des Sabinergebirges. Der Blick aus dem anderen Fenster umfaßte die Campagna und Rom, den Berg Soracte mit der etrurischen Ebene und dem Meeresstrand.

Es war eine ganze Welt!

Meine Bibliothek ließ ich in dem luftigen Gemach unterbringen, darin das altertümliche Billard steht. Die Familie der Falconieri, die hier in Lebensgröße die Wände belebt, ist in ihrem alltäglichen Tun und Treiben mit solcher derben Wirklichkeit dargestellt, daß ich mich anfangs wie in einer Gesellschaft von Fremden fühlte, die mich höchlichst genierten. Sie vertrauten sich in meinem Beisein ihre Geheimnisse an, hielten ihren Klatsch und Tratsch miteinander, kamen und gingen, lachten und schäkerten; und ich bin sicher, daß der Brief, den jene eine, etwas ältliche, sehr geputzte Madame Falconieri in meiner Gegenwart las, ein Billetdoux ist. Allerdings befindet sich ihr eigener, nicht gerade angenehm aussehender Gatte auch dabei.

Die beiden Räume im Mittelbau mit der hübschen Kassettendecke und dem seltsamen Figurenfriese wurden mein Schlaf- und Toilettenzimmer; und meine einsamen Mahlzeiten nahm ich unter lauter verstorbenen Falconieri in dem großen Saale ein. Auf der eine Seite leistete mir dabei die schreckliche Ottavia Sacchetti, auf der anderen die arme reizende Teresa Gesellschaft. Sehr schön ist in diesem Raum das Deckengemälde. Es stellt den Triumph der Venus dar, die schaumgeboren dem Meer entsteigt. Eine Gruppe junger Tritonen könnte von Domenichino gemalt sein.

In einer Woche war ich so vollständig eingerichtet, als wäre ich seit Jahren ein Bewohner der Villa. Ich hatte vorzügliche Dienstboten, die noch heute, nach vollen zwanzig Jahren, dieselben sind, mit denen ich ein Leben führe, dessen patriarchalische Sitten zu meinen reinsten Freuden gehören.

Von den Pächtersleuten hielt ich mich nach Möglichkeit fern.

Da sich ihre Wohnung in einem ganz anderen Teil des weitläufigen Hauses befand, kam ich in der Villa selbst niemals mit ihnen in Berührung. Doch machte ich Herrn Mariano in aller Form meinen Besuch, der nach zwei Tagen in aller Form erwidert wurde.

Eine Reihe Fenster meiner Wohnung führte auf jenen tief gelegenen Hof hinaus, wo ich Frau Mariano zum ersten Mal erblickt hatte. Die Blüten der weißen Banksiarosen strömten mir

gerade gegenüber von der Mauer zu dem antiken Torso herab, der einem Nymphäum Lucullʼs angehört hatte.

Aber Frau Mariano saß nie wieder auf dem Rand des alten Brunnenbeckens zwischen den wilden Kallablumen . . .

Auf meinen Spaziergängen im Park vernahm ich bisweilen den leisen melancholischen Gesang, mit dem sie ihr Kind einschläferte. Er klang gewöhnlich vom Zypressenteich herab.

Um sie nicht zu belästigen, mied ich den schönen Ort. Sah ich sie zufällig von weitem, so hatte sie stets ihr Kind in den Armen, und stets trug sie ein dunkles schlechtes Kleid.

Ich grüßte sie jedesmal sehr ehrerbietig, und jedesmal erhielt ich kaum einen Gegengruß.

Herrn Mariano fast täglich zu sehen und zu sprechen, ließ sich unmöglich vermeiden.

Nie in meinem Leben hatten mich einem Menschen gegenüber so widersprechende Empfindungen beseelt. Ich fühlte mich hingezogen und noch stärker abgestoßen. Seine hellenische Schönheit flößte mir Bewunderung und sein Charakter beinahe Abscheu ein.

Jeden Tag genoß ich das Schauspiel, wie er mit der kraftvollen Anmut eines antiken Rossebändigers unter den Steineichen vor dem Hause sein wildes Roß tummelte; und jeden Tag fesselte mich von neuem seine Unterhaltung, die weder Salongeschwätz, noch Dilettantenweisheit war. Er war der eigentümlichste Mensch! In seinem bei einem ersten Schneider gearbeiteten ländlichen Kostüm verkehrte er kameradschaftlich mit seinen vielen Knechten, die er sich unter den stattlichsten Burschen ausgesucht hatte. Am Feiertage spielte er mit ihnen Boccia und Morra. Mitunter besuchte ihn ein Pater aus dem Kapuzinerkloster unterhalb der Tusculana, oder einer der Kamaldolenser aus dem benachbarten Kloster kam angetrabt, ganz in schneeweiße Stoffe gehüllt, um irgend ein Wein- oder Ölgeschäft mit ihm zu „kombinieren“.

Jeden Tag hörte ich ihn auf dem Hofe mit wütender Stimme nach seiner Frau schreien, und jeden Tag vernahm ich sein Rasen im Hause.

Dann erbebte ich. Denn dann mußte ich der Worte der treuen Rosa gedenken: „Jetzt schlägt er sie! Er schlägt sie noch einmal tot!“ Dann sah ich ihren feinen Hals mit blutigen Flecken gezeichnet.

Rosa schlich häufig an mir vorüber, so häufig, daß es mir schließlich auffiel: als ob sie mir etwas sagen wollte. Sie schien beständig das Fieber zu haben. Aus ihren düster glühenden Augen starrte sie mich unverwandt an; sprach ich zu ihr, so murmelte sie irgend etwas Unverständliches und — schlich vorüber.

Einmal kam mein Koch und beklagte sich: der Wein, den er auf meinen Befehl ausschließlich von Herrn Mariano beziehe, sei gewässert; gewässert sei die Milch von Herrn Marianos Kühen, und er müßte alle Früchte und Gemüse bei Herrn Marianos Gärtner viermal so teuer bezahlen als in Frascati. Mein Koch beschuldigte Herrn Mariano des wissentlichen schäbigsten Betruges und erklärte, die Sache nicht länger mit ansehen zu können.

Ich hörte nicht auf die Beschwerden des Mannes. Ich dachte an den lateinischen Virgil, darin Herr Mariano jeden Abend las, dachte an Herrn Marianos Erinnerungen an Flaubert und Millet und war über meinen verleumderischen Koch einigermaßen empört. Ein brutaler jähzorniger Mann konnte seine Frau schlagen; aber einem Hausgenossen die Milch wässern lassen und an einem Kohlkopf vier Soldi Profit nehmen — solch kleiner miserabler Geist war der schöne Herr Mariano gewiß nicht.

Jetzt begann ich mein vergangenes Leben wie von einem hohen Berg aus zu überblicken. Ich begann in mich selbst hineinzuschauen, und in dem Wirrwarr, den ich vorfand, allmählich Ordnung zu schaffen, um alsdann etwaige aufbrausende Stürme ruhigeren Geistes beschwichtigen zu können. Ich gelobte, rückhaltslos und rücksichtslos wahr gegen mich selbst zu sein, mir in keiner meiner allzu impulsiven Empfindungen sogleich nachzugeben, jedes Vibrieren meiner Seele voller Mißtrauen zu prüfen.

Mißtrauen — schon wieder das unglückselige Wort!

Bei meiner psychologischen Untersuchung, die ich mit der Gewissenhaftigkeit eines Anatomen anstellte, ließ ich außer acht, daß ein mißtrauischer Geist kein klarer Geist sein kann.

Ich grübelte viel zu viel!

Die Feder rührte ich nicht an. Ich hätte auch gar nicht schreiben können, da ich gar keine Gedanken hatte. Mir fiel nichts ein! Ich konnte mir nicht vorstellen, wie es gewesen war, als mir

so viel einfiel: so unheimlich viel, daß ich, nur um durch die Unmenge nicht erdrückt zu werden, Tag und Nacht schrieb — durch Jahre und Jahre.

Es war ein qualvoller Zustand, die Leere seines eigenen Hirns zu fühlen, alle Phantasie erstorben und tief, tief in der Seele begraben.

Aber das würde wieder anders werden!

In einem Jahre schon würde gewiß alles anders geworden sein! Das eine Jahr wollte ich geduldig ausharren — länger nicht. Keinesfalls länger! Dieses eine Jahr durfte ich mich aber auch ruhigen Gewissens vollständig abschließen.

Danach richtete ich mein Leben ein.

Anfangs schrieb ich noch einige Briefe — nur die allernotwendigsten. Dann ließ ich die meisten Briefe einfach unbeantwortet, und die Post durfte mir nur gebracht werden, wenn ich es ausdrücklich wünschte. Das war wonnig. Es war so wonnig, daß ich selten und seltener nach Postsachen verlangte. Anfangs las ich noch Zeitungen. Aber ich fühlte, daß mich diese Lektüre zerstreute, erregte, meinen Zauberkreis störte. Also las ich immer seltener.

Auch das fand ich herrlich.

Ich fand es so herrlich, daß ich bald auch keine Zeitung mehr las.

Anfangs kümmerte ich mich noch um diese oder jene Aufführung eines meiner Dramen. Doch das brachte jedesmal einen Sturm in meine himmlische Ruhe. Schließlich überließ ich alles, was mit dem Theater zusammenhing, meinem Agenten; und alles, was mit Geschäften und sonstigen irdischen Angelegenheiten zu tun hatte, meinem Sekretär.

Jetzt begann ich wirklich Ruhe zu empfinden.

Anfangs sah ich diesen und jenen guten Bekannten, oder sogenannten Freund.

Ich besaß nämlich nur sogenannte Freunde ...

Alle diese Menschen wirkten unendlich beunruhigend, verwirrend, quälend auf mich. Mehr und mehr empfand ich, daß ich sie nicht zu ertragen vermochte: weder die sogenannten Freunde, noch die Menschen überhaupt — alle Menschen!

Ich ließ sie also abweisen.

Zuerst nur dann und wann, und nur diesen und jenen. Aber die Einsamkeit war so köstlich, daß ich schließlich niemand aus der Welt weit, weit da draußen mehr sah.

Jetzt hatte ich endlich Ruhe!

Jetzt war ich glücklich!

Jetzt würde ich auch wieder gesund werden!

Wie verbrachte ich also jetzt meine Tage?

Laßt mich nachdenken —

Mein Leben in der Villa Falconieri war im Grunde genommen höchst eigentümlich; denn: ich erlebte mich selbst. Unausgesetzt grübelte ich über mich selbst und unausgesetzt erlebte ich mich selbst. Im übrigen hatte ich Zerstreuung, Anregung und Beschäftigung genug und übergenug.

Wenn ich in meinem Freskenzimmer lag — ich hatte beständig das Bedürfnis, zu liegen und auszuruhen — so konnte ich stundenlang das festliche Gewimmel der geflügelten Liebesgötter ringsum an den Wänden betrachten, beim Beschauen nichts anderes empfindend, als daß dies Lebensfreude, Schönheit, Anmut sei.

Sie tat so wohl, so wohl!

Oder ich vertiefte mich ganz in den Anblick von Michelangelos blassem Jünglingshaupt, das so ruhevoll mit geschlossenen Augen und einem letzten wonnigen Seufzer auf den leise geöffneten Lippen in die Schatten des Todes sank.

Oder ich raffte mich auf und wandelte die offene Galerie vor meinem Zimmer stundenlang ruhelos auf und ab, hin und her.

Ich wandelte hoch über der Campagna dahin, die immer die gleiche weite große, unsäglich herrliche Landschaft war; und doch niemals dieselbe. Denn jeder darüber hingleitende Wolkenschatten, jeder aus dunklem Gewölk hervorbrechende Sonnenstrahl veränderte sie. Es war ein beständiger Wechsel von Helle und Dunkel, von Eindrücken und Stimmungen. Jeden Augenblick tauchte ein neues Bild auf, um gleich darauf wieder zu versinken; Täler mit finsteren Waldungen; kahle Höhen mit einem antiken Grabe, einem mittelalterlichen Kastell; Triften mit weidenden Herden, Blumenfelder ... Oder weit, weit da hinten in Etrurien einen

Gipfel, den ich nie vorher gesehen; hoch, hoch droben in der Sabina ein Dorf, das ich zum erstenmal erblickte.

Diese goldigen glanzvollen Gluten!

Es war das Farbenspiel des Chamäleon ... In welchen Lichtströmen sah ich während eines Monats allein den Soracte und die Waldberge von Cimini, die Meeresküste und die römischen Hügel.

Jeder Sonnenstrahl gab neue Beleuchtungseffekte, wie von einer himmlischen Maschinerie hervorgebracht. Vom dunkelsten Purpur bis zum grellsten Rot und Orange; vom tiefsten Ultramarin bis zum zartesten Smaragdgrün fehlte keine Nuance.

Dazu hüllte sich die feierliche Campagna zu verschiedenen Zeiten in verschiedenfarbige Blumengewänder.

Jetzt waren es weiße, jetzt gelbe Margueriten; diese Woche bedeckte sie roter Mohn, in der nächsten blaue Wicken.

Nachmittags wäre ich am liebsten von meinem Ruhebett gar nicht aufgestanden. Aber mein Diener Domenico ließ nicht ab, bis ich das Pferd bestiegen hatte. Saß ich erst einmal im Sattel, so war mir's sehr recht; und ritt ich erst eine Stunde, so wurde mein Kopf freier und meine Seele weiter.

Ich sah und beobachtete alles. Ich lauschte der Natur ihre Geheimnisse ab. Sie belebte sich für mich, bevölkerte sich mit Gestalten und Gebilden. Untergegangene Zeiten stiegen auf und verwandelten mir das große römische Trümmerfeld in Gartengefilde, bedeckt mit Prachtbauten. Jede Ruine ward zum Palast, jede Wüstenei zum Rosengarten.

Untergegangene Völker erschienen, zogen in Scharen an mir vorüber: in weißen Gewändern, blumenbekränzt, Ölzweige in den Händen, zogen sie nach dem Hain der Ferentina, an Albalonga vorbei, die heilige Straße zum schimmernden Gipfel empor, der den Tempel von Latiums höchster Gottheit trug.

Die Welt um mich ward zur Weltgeschichte.

Ich ritt zur Villa Tusculana hinauf und ins „Zaubergärtlein", wie ich jene schöne Blumenwildnis getauft hatte. Ich ritt die köstlichen Wege, die nach allen Richtungen den tusculanischen Höhenzug durchschneiden. Ich drang auf meinem klugen Tier durch die Dickichte der Kastanienwaldungen und suchte die Spuren

des alten Tusculums auf. Bald wurde mein Blick so geübt, daß ich die verschütteten Ruinen und halbversunkenen Terrassen an einer Welle des Geländes erkannte, einer Furche die antike Straße anmerkte und überall Grotten, Nischen und Mauerreste aufspürte: von den ältesten sagenhaften Zeiten bis ins späte Mittelalter hinein.

Auf der Höhe von Tusculum ließ ich gewöhnlich mein Pferd weiden, ruhte in den Ruinen der Tiberiusvilla, oder im griechischen Teater auf den Sitzreihen, wo neben mir die Eidechsen sich sonnten, oder unter den Zypressen der Gräberstraße. Ich kletterte durch die Trümmer zur ehemaligen Burg empor, die wie ein gewaltiger Königsthron aufsteigt, und wo unmittelbar unter dem Kreuz ein Abgrund sich auftut, so daß das Zeichen der Christenheit triumphierend über Tod und Verderben schwebt.

Häufig ritt ich durch das öde Molaratal, dieses Schlachtfeld der römischen Republik, nach dem Banditenneste Rocca Priora, und von dort die schönste Bergstraße Italiens über Monte Compatri und Porzio Catone nach Frascati zurück.

Rings um die Seen von Albano und Nemi, auf dem Monte Cavo und dem Hannibalsfeld kannte ich bald jeden Pfad.

Oder ich durchstreifte in der Tiefe die Campagna nach dem Meere hin bis zum Heiligtum „der göttlichen Liebe", bis zur Hadriansvilla am Fuß des Sabinergebirges.

Um mich den Menschen nicht vollkommen zu entfremden, verkehrte ich mit Hirten und Kohlenbrennern, mit Jägern und Landleuten, bei denen ich bald ein bekannter Gast wurde, welchen sie an ihren Feuern, in ihren Capannen und ihren häufig in antiken Grabhöhlen und Grotten eingenisteten Wohnungen willkommen hießen, mit einem Glase ihres stark gewässerten essigsauern Weines, einem Stück ihres harten schwärzlichen Brotes bewirteten, und dem sie zutraulich von ihrem leidensreichen Leben in der Wildnis erzählten.

Auch besuchte ich die benachbarten Kapuziner, die Väter von Camaldoli und S. Silvestro und die Einsiedler von Pallazuola hoch am Kraterrand des Albanersees auf der Stätte Albalongas.

Dieses Kloster wurde bald mein Lieblingsaufenthalt. Etwas Geheimnisvolleres, Phantastischeres und Unweltlicheres läßt sich nicht vorstellen. Die Mönche bewirteten mich mit ihrem Wein, erzählten mir ihre Klostergeschichten, zeigten mir die antiken Funda-

mente, darauf ihr Heiligtum gegründet ist, berichteten mir über Land und Leute, führten mich in ein wahres Mysterium der Volksseele ein.

Kehrte ich abends spät ermüdet zurück, so ritt ich mit einem wonnigen Heimatsgefühl durch Vignolas herrliches Tor, durch das der gewaltige Eichbaum seine trotzigen Zweige schiebt und darüber der steinerne Falke treue Wache hält. Wie ein Hauch von seligem Frieden wehte es mir aus dem Ölwald entgegen, wie die Schatten eines heiligen Haines empfing mich die Dunkelheit unter den Wipfeln der Steineichen, wie ein Asyl grüßte mich das geöffnete lichtstrahlende Haus!

Wenn ich abends im Saal unter den Bildnissen der dahingegangenen Falconieri speiste, wurde der große Raum durch das Licht vieler Kerzen beinahe traulich gemacht. Ich mußte oft das lächelnde Antlitz der unglücklich-glücklichen Teresa, oft die starren Züge der mörderischen Ottavia betrachten. Dabei stieg dann Frau Marianos schönes trauriges Gesicht vor mir auf.

Ich fühlte tiefes Mitleid.

Da ich sehr schlechte Nächte hatte, konnte ich mich niemals entschließen, zu Bett zu gehen. Ich schickte meine Leute zur Ruhe und blieb auf. Lesen konnte ich nicht. So oft ich es versuchte, fühlte ich es in mir wie einen Sturm aufbrausen. Und meine müde Seele bedurfte des Wiegenliedes.

Mein Leben war so untätig, so unnütz in meiner traumhaften Feiertagsexistenz!

Bald warf ich mich auf mein Ruhebett, bald fuhr ich in die Höhe und eilte hinaus auf die Galerie, wo ich auf und ab, hin und her wandelte, brütend, grübelnd.

Erst wenn der Morgen graute, fand ich den schweren Schlaf der Ermattung.

Es war bekannt geworden, daß ich in der Villa Falconieri lebte.

So kamen denn bisweilen neugierige Literaturfreunde, die mich in meinem Tusculum sehen wollten. Anfangs störte es mich nicht besonders, später jedoch mehr und mehr, bis es mir endlich unerträglich ward.

Ich ließ zuerst das große Falkentor schließen, später, nach Rücksprache mit Herrn Mariano, auch die übrigen Eingänge. Die Bewohner der Villa bekamen ihre eigenen Schlüssel.

Jetzt belästigten mich keine fremden Gesichter mehr.

Jetzt war es schön.

Herr Mariano schien sich mitunter in pekuniären Schwierigkeiten zu befinden. Das nahm mich nicht wunder. Seine Pacht war freilich sehr gering; aber durch die Konkurrenz mit den sizilianischen Weinen und dem Olivenöl aus Apulien litten die einheimischen Kulturen. Überdies besaß Herr Mariano etwas vom Grandseigneur — wenigstens seinen Leuten gegenüber.

Er war jetzt häufig in Rom, wo er spielen und galante Abenteuer suchen sollte. Bei seiner ungewöhnlichen Schönheit und seinen sonstigen physischen Eigenschaften mußte er ein geradezu rasendes Glück bei den Frauen haben.

Befand sich Herr Mariano in Rom, so verließ seine Frau die Wohnung nicht; und ich respektierte sie viel zu sehr, um auch nur den Versuch zu machen, mich gegen ihren Wunsch ihr zu nähern. Abends horchte ich wohl, ob sich von den Zypressen her ihr Gesang hören lasse: sie hatte eine so wundersame, zu Herzen gehende Stimme.

Aber ich erlauschte nichts.

Ich mußte viel darüber nachdenken: ob sie wohl wüßte, daß ihr Mann in Rom seinen Abenteuern nachging?

Jedenfalls.

Ob sie darunter litt?

Kaum.

Wenigstens vermochte ich es mir nicht vorzustellen.

Eines Tages bat mich Herr Mariano sehr höflich um ein Darlehen. Ich hatte es längst erwartet; denn den meisten meiner Landsleute — zu denen ich Herr Mariano trotz seines väterlichen Blutes rechnete — ist Borgen so naturgemäß wie Essen und Schlafen. Übrigens war die Summe nicht groß und ich gab sie gern. Aus welchem Grund ich Herrn Mariano so bereitwillig zu meinem Schuldner machte, verstand ich eigentlich selbst nicht recht.

Er war wirklich ein höchst eigentümlicher Mensch!

Jeden Morgen ließ er von einem Pater des tuskulanischen Kapuzinerklosters in der Hauskapelle die Messe lesen, und jeden Abend empfing er den Besuch eines Kamaldolensers. Oder er befand sich in einem der beiden Heiligtümer, in deren frommer Hut die Villa lag. Es war jedoch weder Muckertum noch Heuchelei bei der Sache; sondern ein kraftvoller katholischer Fanatismus, mit dem er sich der Religion hingab und in die Mysterien der Kirche versenkte. Dazwischen pflanzte er seinen Kohl, wie er's nannte, schrieb Artikel für den „Temps", spielte mit seinen Knechten, rezitierte Viktor Hugo und Musset, mißhandelte seine Frau, vergötterte sein Kind, beschäftigte sich eingehend mit den großen politischen Tagesfragen, betrog mich beim Wein- und Gemüseverkauf, kleidete sich täglich zum Speisen um, warf eine schlecht zubereitete Schüssel zum Fenster hinaus, las vor dem Schlafengehen seinen Virgil und — ließ sich seine Schulden von irgend einer galanten Dame bezahlen.

Weil ich in meiner Abgeschlossenheit, darin ich mich nur zu krankhaft wohl fühlte, nie mehr einen Menschen mit geistigen Interessen sah und die Gefahr erkannte, die in solchem wonnigen Behagen an der Einsamkeit lag, zwang ich mich zu einem oberflächlichen Verkehr mit meinem problematischen Hausbewohner. Auch interessierte mich der Mann, der so schön war wie ein homerischer Held, so raffiniert wie ein Pariser Roué, so kenntnisreich wie ein Minister und so durchtrieben wie ein neapolitanischer Ruffiano.

Nach vielen, glücklich überwundenen Bedenken entschloß ich mich, Herr Mariano zu Tische zu bitten: ihn und seine Frau.

Wahrscheinlich würde nur er die Einladung annehmen . . . Ganz sicher nur er!

Aber auch seine Frau nahm an.

Wahrscheinlich unter seinem Zwange, der, wie ich ja wußte, brutal genug sein konnte.

Diese Vorstellung quälte mich sehr, so daß ich meine Aufforderung bitter bereute und schließlich in eine hochgradige Aufregung geriet.

Um meine Gedanken abzulenken, machte ich selbst den Speise-

zettel, ließ in meinem Beisein mit besonderer Sorgfalt decken, auf die Mitte des Tisches eine Fülle von herrlichen Maréchal-Niel-Rosen schütten, auch die Armleuchter mit Rosengewinden bekränzen, in schönen Schalen auserlesene Früchte und Konfekt aufstellen und den hohen Saal mit Lavendelparfüm durchräuchern.

Herr Mariano erschien im tadellos sitzenden Frack mit weißer Krawatte. Frau Mariano trug ein silbergraues Seidenkleid, wiederum sehr altmodisch und mit viel zu langer Schleppe.

Aber wie die vornehme, leuchtende Farbe sie kleidete!

Glücklicherweise hatte sie dieses Mal kein Spitzentuch um den Hals schlingen müssen. Ich war so sicher gewesen, sie würde wieder solche schrecklichen blutroten Flecken zu verhüllen haben, daß ich wie von Angst befreit tief aufatmete und mich viel ruhiger fühlte.

Sie trug nicht den mindesten Schmuck, und die Handschuhe in der Hand, als wäre sie zu müde gewesen, auch noch diese anzuziehen. Da sie ihren Fächer vergessen hatte, schickte Herr Mariano sogleich sehr ungeduldig danach.

Mein Koch leistete sein Bestes. Herr Mariano verzehrte seine eigenen teuren Gemüse, mußte aber auch seine eigenen gewässerten Weine dazu trinken. Diese kleine Bosheit hatte ich mir nicht versagen können.

Frau Mariano war ziemlich unnahbar; aber doch nicht gerade bildsäulenhaft.

Was mich anbetraf, so machte ich mit dem letzten Rest noch nicht eingebüßter Liebenswürdigkeit nach Möglichkeit den angenehmen Wirt.

Die Unterhaltung wurde französisch geführt, das Frau Mariano wundervoll sprach. Wenn sie nur mehr gesprochen hätte! Der dunkle Ton ihrer Stimme machte mich in der Seele erbeben: niemals hatte ich ein klangvolleres Frauenorgan gehört. Sarah Bernhardt hatte gewiß recht gehabt: schon allein dieser weiche tiefe Wohllaut würde eine Schauspielerin berühmt gemacht haben.

Auf die Stimme lauschend, mußte ich mir immerfort vorstellen, wie sie Zärtlichkeit, Liebe, Haß, die ganze Skala leidenschaftlicher Empfindungen ausdrücken würde — hörte ich die zauberhafte Stimme immerfort mit den Worten der Heldinnen meiner eigenen

Tragödien zu mir reden. Vielleicht war sie unglücklicher und bedauernswerter, als manche der von mir geschaffenen tragischen Frauengestalten.

Wie jetzt die ganze Welt des Scheins weit, weit hinter mir lag: als wäre sie in einen Abgrund versunken ...

Herr Mariano fand den Sekt, durch den ich ihn endlich von seinem eigenen Gebräu barmherzig erlösen ließ, ausgezeichnet und trank sehr viel davon, während Frau Mariano ihr Kelchglas auch aus Höflichkeit nicht anrührte. Aber der Nachtisch schmeckte ihr, was mir eine fast knabenhafte Freude bereitete, so herzlich gönnte ich der stummen bleichen Frau etwas Gutes, und wenn dieses auch nur aus einer schönen Frucht bestand. Ich hätte für sie den Apfel vom Baum der Hesperiden pflücken mögen.

Den Kaffee nahmen wir in dem Gemach, das die wunderlichen holländischen Fresken schmücken und das auf die Terrasse mit der großen schönen Wasserschale hinausführt. Ich hatte draußen Teppiche legen, behagliche Sitze aufstellen und das ganze Brunnenbecken mit weißen Päonien füllen lassen.

Der über dem Kreuz von Tusculum aufgehende Mond beleuchtete die lichten Blüten, deren Glanz mit den Wasserstrahlen aus der Schale herabzufließen und alles zu überrieseln schien. In der Villa Mondragone musizierten die Zöglinge des Jesuiteninstituts, aus Frascati drang der gellende Ruf später Morraspieler herauf, von der Landstraße her das Schellengeläut der nachts nach Rom ziehenden Fuhrwerke.

Herr Mariano befand sich durch den Sekt in zärtlicher Stimmung. Plötzlich sprang er auf, riß eine Blume aus der Schale und steckte sie seiner Frau ins Haar. Sie saß regungslos, mit einem Gesicht, weiß wie die Blume, und ließ ihn gewähren.

Kaum hatte er sie jedoch geschmückt, als sie langsam, langsam die Blüte aus dem Haar zog, sie nicht fortwarf, sondern nur fallen ließ, als glitte sie ihr aus der Hand.

Ich befürchtete einen Ausbruch seines wahnwitzigen Jähzorns, vor dem ich die Dame, die sich als Gast unter meinem Dache befand, geschützt haben würde und hätte ich mich dafür von Herrn Mariano, der ein berühmter Schütze war, niederschießen lassen müssen. Zu meinem Erstaunen blieb er vollkommen ge-

lassen. Er sah seine Frau nur an. Es war jedoch ein Blick — Gott im Himmel, es war ein Blick — —

Voll und ruhig erwiderte ihn Frau Mariano. Mir war's sogar, als lächelte sie dabei.

Noch niemals hatte ich sie lächeln sehen.

Domenico kam und meldete Herrn Mariano: Zwei Knechte hätten im Hof eine Coltellata miteinander gehabt, wobei der eine tödlich verwundet worden sei. Als handele es sich um das Leben seines Kindes, so außer sich stürzte Herr Mariano davon. Seine Frau gab kein Zeichen von Teilnahme, wodurch sie mich zum Zurückbleiben zwang.

Sie saß zurückgelehnt im Sessel und blickte über das Päonienbeet, das die Fontäne füllte, in die Mondnacht hinaus. Da sie beharrlich schwieg und mir in ihrer stummen Gegenwart immer beklommener zumute ward, begann ich in ziemlicher Erregung von dem blutigen Vorfall, den sie mit solcher Gelassenheit aufnahm, zu reden.

Sie erwiderte: „Ganz abgesehen davon, daß dieses wilde Volk wie wütende Bestien sich aufeinanderstürzt und zerreißt, scheint mir, als käme auf ein Menschenleben mehr oder weniger in der Welt nicht viel an."

„Ich weiß, daß Sie vom Leben sehr gering denken, was mir unendlich leid tut."

„Es handelt sich nicht darum, wie ich vom Leben denke," lehnte sie meine stark persönlich ausgefallene Antwort ruhig ab. „Aber betrachten Sie doch die Existenz dieser Menschen. Sie werden in höhlenähnlichen Wohnungen geboren, leben in Fieber und Schmutz, paaren sich, wie der Zufall es fügt, bringen in höhlenähnlichen Wohnungen Kinder zur Welt, laufen mit dumpfem Herdeninstinkt täglich in die Messe, essen einmal die Woche ein etwas besseres Gericht, als von verdorbenem Mehl und ranzigem Öl, quälen sich für niedrigen Lohn die übrigen sechs Tage und sterben in höhlenähnlichen Wohnungen, oder stechen sich bei Gelegenheit einer Tombola und eines Glases Weins nieder."

„Ihr Lebensbild ist grau in grau. Glücklicherweise finden die Betreffenden selbst diese Welt durchaus nicht besonders schlecht."

„Um so besser für sie."

Damit kein neues Schweigen entstand, bemerkte ich: „Herr Mariano" — ich hätte die Worte: Ihr Mann nicht über die Lippen bringen können — „Herr Mariano ist übrigens ein vorzüglicher Herr für seine Leute."

„O ja!"

Ihre Stimme hatte wieder solchen seltsamen Klang, daß ich in Verwirrung geriet. Ich ließ mir die Bemerkung entschlüpfen: „Überhaupt ist Herr Mariano einer der eigentümlichsten Menschen, die ich kenne."

„Sie kennen ihn?"

„Allerdings — was man so kennen nennt. Wer kennt einen Menschen?"

„Es ist bisweilen schwer." Und nach einer Pause: „Und es ist bisweilen gut, die Menschen wenig oder gar nicht zu kennen."

„Sie haben vielleicht recht. Es ist aber traurig, daß Sie recht haben können."

„Warum? Die Menschen sind nun einmal sehr menschlich. Sie freilich —"

Sie stockte.

„Weshalb sprechen Sie nicht aus? Bitte, sprechen Sie doch! Freilich ich?"

Es fiel mir auf, daß ich schwer atmen mußte.

„Sie fühlen mit der ganzen Welt Mitleid — mit der ganzen leidenden Welt. Sie ließen sich am liebsten für die Leiden der Welt martern und kreuzigen. Als wenn Sie damit die Welt von ihren Leiden erlösen könnten!"

Ich lächelte.

„Schwerlich. Konnte doch selbst der Gottessohn nur für uns sterben, ohne durch seinen Tod von den Leiden des Lebens die Erlösung zu bringen."

„Nein, nicht die Erlösung ..."

Jetzt ein Schweigen, das ich nicht ohne Anstrengung unterbrach: „Wieso urteilen Sie so überaus gütig über mich? Lasen Sie etwa meine Bücher?"

„Ich lese niemals. Ihre Bücher würde ich keinesfalls lesen."

„Wollen Sie mir damit etwas Liebenswürdiges oder etwas Unfreundliches sagen?"

„Weder das eine noch das andre; sondern nur genau das, was ich denke."

„Und Sie denken?"

„Daß ich Sie kenne, ohne Ihre Bücher lesen zu brauchen, die samt und sonders Sie selbst sind."

„Sie halten mich also für eine sehr wenig komplizierte Natur, sehr leicht zu kennen?"

„Außerordentlich leicht."

„Wissen Sie, daß Sie mich neugierig machen, mich durch Sie kennen zu lernen?"

„Sollten Sie sich nicht kennen?"

„Ganz und gar nicht! Ich bilde es mir nur bisweilen ein. In der Einbildung ist es so leicht, die Dinge zu ergründen. Diese trügerische Phantasie!"

„Und Phantasie ist bei Ihnen alles. Sie leben überhaupt nicht in der Wirklichkeit."

„Sondern?"

„Eben nur in Ihrer Phantasie."

„Das könnte gefährlich sein, nicht wahr?"

„Es ist gefährlich."

„Sie warnen mich?"

„Es war gefährlich für Sie, hierher zu kommen."

„Ich bin hier sehr glücklich. Ich bin hier zum ersten Mal in meinem Leben ruhig und glücklich."

„Haben Sie im Leben nichts anderes zu tun, als ruhig und glücklich zu sein? ... Verzeihen Sie, das geht mich nichts an."

„Wenn Sie an mir einigen Anteil nehmen, so ist das sehr freundlich von Ihnen, so bin ich Ihnen sehr dankbar."

„Das ist unnötig."

„Ich darf Ihnen doch dankbar sein?"

„Sie überschätzen den Wert meiner Worte, wie Sie auch mich selbst überschätzen."

„Das ist unmöglich!"

„Was wissen Sie von mir?"

„Daß Sie in jedem Falle verehrungswürdig sind."

„Ich bitte Sie, Graf —"

Aber ich ließ sie nicht ausreden.

„Sie werden mir doch erlauben, innigen Anteil an Ihnen zu nehmen."

„Nein."

Und sie stand auf.

In diesem Augenblick eilte Domenico herbei: Herr Mariano finde das Verbandzeug nicht, und der Verwundete verblute. Wo Frau Mariano bleibe?!

Erst nachdem sie gegangen war, kam mir zum Bewußtsein, daß wir in aller Ruhe zusammengeblieben waren, während sich ein Sterbender im Hause befand. Über dem Alleinsein mit dieser Frau hatte ich den blutigen Vorfall vollständig vergessen. Welche geheime Gewalt hatte das vollbringen können? Liebe und Leidenschaft blieben ausgeschlossen.

Also: was war es?!

Darüber nach gewohnter Art zu sinnen, war jetzt nicht der Augenblick. Ich eilte endlich in den Hof, daraus mir jammernde, schreiende, fluchende Stimmen entgegen tönten, als hätte ein allgemeines Gemetzel stattgefunden. Herr Mariano schrie, jammerte und fluchte am wildesten.

Sämtliche Leute waren zusammengelaufen und umstanden mit leidenschaftlichen Gestikulationen den Verwundeten, den sie unter dem Löwenportal niedergelegt hatten, mit dem Rücken an eine Säule gelehnt.

Es war ein knabenhaft junger bildhübscher Mensch aus Sassoferrato mit einer Hautfarbe wie Bronze, des Pächters Lieblingsknecht.

Der Messerstich war in die linke Seite gedrungen, und das Blut strömte aus der Wunde, auf die Herr Mariano sein Taschentuch preßte. Er war neben dem Jüngling hingekniet, hielt seinen Kopf und hatte Tränen in den Augen. Rosa leuchtete mit einem Span, dessen Glut die wilde Szene bestrahlte.

Frau Mariano brachte das Verbandzeug. Sie stand neben dem Sterbenden in einer Haltung, mit einer Miene, bei der ich von neuem an ihres Mannes Erzählung aus der Zeit der Pariser Kommune denken mußte: wie sie über die Leichen der Erschlagenen hinweg durch die blutige Gasse geschritten war.

Es war ihr vollkommen gleichgültig, ob fließendes Blut ihr Seidenkleid verdarb oder nicht.

Dem armen Jungen war nicht mehr zu helfen. Er starb in den Armen seines Herrn, gerade als der Geistliche mit dem Sakrament kam. Daß er ohne letzte Ölung aus der Welt ging, war für die Leute der Tenuta bei weitem das Schrecklichste.

Nicht den Sterbenden, sondern Frau Mariano sah ich an. Sie stand und schaute mit weit offenem, leidenschaftlich verlangendem Blick zu, wie der hübsche Knabe seinen letzten Seufzer aushauchte.

Ich wußte, daß sie ihn beneidete.

Herr Mariano geriet außer sich vor Schmerz und Zorn und hätte den Totschläger am liebsten gelyncht. Aber dieser war gleich nach der Tat in den Buschwald geflüchtet, wo er sich so sicher fühlen durfte wie in Abrahams Schoß. Seine Kameraden kannten seinen Schlupfwinkel und versorgten ihn mit Nahrung, was sowohl die Carabinieri, wie auch Herr Mariano sehr gut wußten. Doch mußten sie es geschehen lassen.

Die Sitte war geheiligter Brauch.

Mein Gespräch mit Frau Mariano ging mir nicht aus dem Sinn, und ich hatte immer ihr Bild vor Augen: wie sie im Mondschein bei der Blumenfontäne auf der Terrasse saß und wie sie bei dem Sterbenden stand ... Sie beschäftigte sich in Gedanken mit mir, sie nahm Anteil an mir, sie hielt mich für einen sonderbaren Schwärmer, dem der Aufenthalt in der traumhaften Villa zum Verderben gereichen konnte. Zum Verderben, weil die Einsamkeit zu schön war, oder weil die schöne Frau Mariano zu unglücklich war? Oder weil ich — wie sie mit dem unfehlbaren Instinkt der Frau wußte — der Schönheit und dem Unglück gegenüber keinen Widerstand leisten konnte.

Und sie selbst?

Sie verwehrte mir, ihrem Leben Teilnahme zu schenken, ihre Person verehrungswürdig zu finden. Also hielt sie sich solcher Empfindungen für unwert?

Als ob wahres Unglück nicht stets verehrungswürdig wäre!

Sie mußte sich schuldig fühlen.

Worin?

Daß sie sich hatte zwingen lassen, Frau Mariano zu werden, daß sie die Gewalt, die ihrem Leibe und ihrer Seele angetan worden, nicht gerächt hatte: weil ihre Seele damals noch nicht stark genug war.

Sie hatte ihrem ungeliebten Gatten nach vierjähriger Ehe ein Kind geboren, welches sie anbetete; und sie gehörte zu denjenigen Müttern, die durch diesen heiligen Beruf des Weibes an Leib und Seele verklärt werden. Dieselbe Frau, die eine gerichtete Mörderin für eine Märtyrerin ansah, und die über blutige Leichname wie über eine nasse Wiese schritt, glich, über ihr Kind geneigt, an Holdseligkeit der himmlischen Mutter.

Ich kam aus dem Zauberkreis, der für mich die Villa Falconieri umschloß, nicht mehr heraus und verkehrte außerhalb desselben nur noch mit Mönchen und Hirten, so daß ich nicht hörte, was die Leute von den sonderbaren Pächtersleuten sprachen. In der Villa selbst erfreute sich Herr Mariano einer abgöttischen Beliebtheit. Seine Knechte, die er zwar in seinen Wutanfällen wie Tiere behandelte, wären für ihn durchs Feuer gegangen. Man munkelte allerlei Dunkles über ihn und ließ dennoch nichts auf ihn kommen.

Nur seine Frau erschien lediglich von Widerwillen gegen ihn beseelt. Wahrscheinlich, weil nur sie ihn kannte.

In der Villa hörte ich ihren Namen selten nennen, so sehr ich auch darauf lauschte; und wer ihn aussprach, tat es mit einer gewissen Scheu. Man erzählte sich, daß sie sich um nichts, was im Hause und in der Ökonomie vorging, auch nur im mindesten kümmere, daß sie niemals in der Schloßkapelle der Messe beiwohne, niemals beichten gehe, daß sie verschwinde, sobald die Mönche von Camaldoli und vom Kapuzinerkloster ihren Gatten besuchten. Man wollte wissen, daß sie tagelang mit ihrem Mann kein Wort wechselte, daß sie, wenn er über irgend etwas wüte, gelassen dabei stände und lächelte, daß sie ihn durch dieses Lächeln fast zur Tollheit bringe und sich von ihm niederschlagen lasse, ohne einen Schmerzenslaut auszustoßen.

Trotz ihrer schmachvollen Leiden wurde sie in der ganzen Villa nur von ihrer treuen Dienerin Rosa geliebt und bemitleidet.

Man sah sie stets in demselben schlechten Kleid. Aber stets war ihr prachtvolles Haar sorgsam gescheitelt und tief im Nacken zusammengeknotet. Doch ließ sie sich, wie ich erfuhr, diese sorgsame Pflege nur auf die täglichen Bitten ihrer treuen Rosa hin von dieser gefallen. Immer noch war sie nur selten zu sehen und dann niemals ohne ihr Kind. Es war ein entzückendes kleines Geschöpf, hieß Annina und führte den schönen Kosenamen Amore. Herr Mariano war, seitdem das Kind größer geworden, der zärtlichste Vater. Kam er jetzt nach Hause geritten, so rief er nicht mehr nach seiner Frau, sondern nur nach dem Kinde.

„Amore! Amore!“ hörte ich des Tags ungezähltemal aus Park und Haus schallen. Selten, daß Frau Mariano auf einen dieser gellenden Rufe mit dem Kind erschien. Dann begann er zu toben und wütend nach der Mutter zu schreien. Einigemal sah ich, wie sie ihm das Kind auf das Pferd reichte. Er riß es an sich, gab dem Pferde die Sporen und jagte davon, als wollte er das Kind der Mutter entführen. Diese sah den beiden mit einer Miene nach, als wäre ihr die ewige Seligkeit entrissen worden.

Oft höre ich noch jetzt im Traum Herrn Marianos Stimme rufen: „Amore! Amore!“

Das Jahr, das ich in der Villa hatte zubringen wollen, ging zu Ende. Ich fühlte mich beruhigt, befriedigt, fast glücklich. Aber ich war nicht gesund. Mein Bedürfnis, mich fort und fort niederzulegen, war gewachsen; meine Anstrengungen, aus diesem tiefen Ruhen mich emporzureißen, verursachten mir große Mühe; meine Ermattung hatte zugenommen, und ich litt an einem schweren dumpfen Druck auf dem Gehirn, an absolut schlaflosen Nächten und fiebernden Phantasieen.

Ich versuchte, zu arbeiten. Ich versuchte, dichterische Pläne zu fassen, das innerlich Erlebte zu schauen, das Geschaute zum Ausdruck zu bringen.

Aber ich fand nicht den Ausdruck, so sehr ich mich auch abmühte. Jeder Satz ward unter wahren Qualen sechsmal niedergeschrieben und schließlich doch ausgestrichen.

Es lag vielleicht daran, daß ich meine Gedankenbilder nur in matten schwankenden Umrissen vor mir erblickte, daß meine Phan-

tasie immer noch zu erschöpft war, um formen, mein Gehirn zu ausgesogen, um eine seelische Gestalt auch mit dem Verstand erfassen zu können.

Ich litt sehr.

Unter diesen Umständen wäre es törichte Selbstzerstörung gewesen, mich aus meinem Asyl zu vertreiben, mein köstliches Refugium aufzugeben und die Tore dieses Elysiums hinter mir zu schließen.

Ich blieb also.

Weil es sich geschäftlich nicht anders arrangieren ließ, schloß ich über die Vermietung der Villa einen vieljährigen Kontrakt.

Jetzt war ich geborgen!

Herr Mariano teilte meine Freude.

Er gestand mir, daß er mich sehr vermißt haben würde, da er seinen Knechten wohl kaum etwas aus Musset rezitieren und mit ihnen über den Unterschied zwischen römischer und griechischer Plastik disputieren konnte.

Mein Koch hielt es allerdings für seine Pflicht, mir mitzuteilen, daß Herr Mariano mir seine Preise noch ungenierter machte. Aber schließlich — wer betrog mich hier nicht?! Mehr noch als mich, hätte Herr Mariano sicher meine guten Diners vermißt. Denn in der letzten Zeit speiste er jede Woche einmal bei mir. Ich lud stets Frau Mariano ebenfalls ein; aber sie war kein zweites Mal wiedergekommen.

Weil ich wußte, daß sie mein Verweilen in der Villa aus einem irrtümlichen Grunde für verhängnisvoll für mich hielt, weil sie es mir an jenem Abend in sehr eindringlicher Weise ausgesprochen, mich gewissermaßen gewarnt hatte und ich ihr diesen Beweis ihrer freundschaftlichen Teilnahme sehr lebhaft dankte, trotzdem aber ihre Mahnung nicht befolgte, vermied ich noch mehr als sonst ihr zu begegnen, was mir in dem großen Hause, dem weitläufigen Park und durch unser beider Lebensart sehr erleichtert ward.

Gewiß wünschte auch sie mich nicht zu sehen.

Andrerseits quälte mich die Vorstellung, sie möchte gering von mir denken — da sie doch nicht wissen konnte, wie es inner-

lich mit mir stand, wie ich, an meinem Talent verzweifelnd, nur durch ein langes tiefes Ausruhen aller Organe wieder arbeitsfähig werden konnte, nachdem ich längst aufgegeben hatte, nur einigermaßen „zu sagen, was ich litt“.

Herrn Marianos pekuniäre Verhältnisse hatten sich inzwischen um nichts gebessert. Im Gegenteil: sie hatten sich schnell bedenklich verschlechtert. Ich hatte mein Darlehen nicht nur nicht wieder erhalten, sondern hatte — und noch immer mit voller Bereitwilligkeit — dem ersten ein zweites größeres hinzugefügt. Aber man machte von verschiedenen Seiten den Versuch, mich ernstlich zu warnen. Es lag jedoch nun einmal nicht in meiner Natur, in dergleichen Dingen praktisch zu sein.

Auffällig wurden indessen sogar mir Besuche aus Rom, die jetzt häufig kamen. Und zwar waren es stets nur Herrenbesuche. Es waren meist sehr junge, sehr elegante Herren, die sich in der Villa wie zu Hause benahmen. Ich erfuhr, daß Herr Mariano dieser heiteren Gesellschaft opulente Gastmahle gab, bei denen es ziemlich ungeniert herging. Er hatte den Takt, mich niemals zu einem solchen Symposion aufzufordern.

War Frau Mariano dabei?

Diese Frage beschäftigte mich sehr; und die Vorstellung ihrer stummen blassen Gegenwart bei der Gesellschaft der jungen Lebemänner erregte mich ungewöhnlich stark. Mehr als das! Ich fühlte dabei etwas wie Empörung über eine neue, dieser Frau zugefügte Schmach. Da ich von der Dienerschaft niemand, auch nicht meinen treuen Domenico aushorchen wollte, blieb ich in einer Ungewißheit, die mich entschieden peinigte.

Eines Sommertags hatte ich, den Park durchstreifend, mich ermüdet unter den Ginsterbüschen niedergelegt, die den braunen Tufffelsen unterhalb des Zypressenteichs bedeckten. Wie aus einem märchenhaften Gefilde stiegen die finsteren Bäume in den glanzvollen Himmel empor. Es regte sich kein Lufthauch. Selbst das bewegliche Völklein der Lazerten hielt unter den strahlenden Zweigen Mittagsruhe. Der Ginster strömte Wohlgeruch aus und Duft und Stille schläferten mich ein.

Da hörte ich wie im Traume von den Zypressen her die Stimme Herrn Marianos und seiner Frau.

„Du willst heute wieder nicht kommen?"

„Nein."

„Du mußt!"

„Ich komme nicht."

„Wir müssen das Geld haben!"

„Du mußt das Geld haben."

„Wir sind am Ruin."

„Meinetwegen."

„Es ist dir vollständig einerlei?"

„Vollständig."

„Und das Kind?"

„Es soll nicht notleiden."

„Willst du es davor schützen?"

„Ich werde für mein Kind arbeiten."

„Du bleibst nur des Kindes willen bei mir?"

„Nur deshalb."

Jetzt schlägt er sie gewiß, dachte ich, blieb jedoch in meinem Halbschlummer ruhig liegen.

Er schlug sie nicht. Mit unterdrückter Stimme sprach er weiter.

Ich wollte aufstehen und davongehen, um nicht länger den Lauscher zu machen. Aber ich rührte mich nicht. Auch vernahm ich jetzt nur undeutliches Reden, die ich nicht verstand. Da war mir's, als hörte ich Herrn Mariano meinen Namen nennen.

„Du liebst diesen Phantasten, diesen Halbnarren."

Was bedeutete das?

Der Halbnarr war entschieden ich. Und den Halbnarren sollte sie lieben! ... Herrn Marianos Frau, die schöne unglückliche Maria mich lieben?!

Jetzt war ich erwacht.

Die Lazerten, die sich neben mir gesonnt hatten, schlüpften davon: es raschelte im Laubwerk, daß ich erschrak. Aufgerichtet, mit angehaltenem Atem, lauschte ich.

Was würde sie antworten?

Nein, ich wollte es nicht hören!

Ich warf mich auf den Boden und legte den Arm über den Kopf.

Ich hörte nicht, was sie antwortete.

Als ich mein Gesicht erhob, schien die Unterhaltung der beiden beendigt zu sein. Ich vernahm nur noch die letzten Worte: „Also du wirst heute vernünftig sein und kommen?"

„Ja."

„Sonst soll dein Graf —"

„Ich werde kommen."

Herr Mariano entfernte sich — nur er! Nach einer Weile hörte ich ihn im Hof nach einem Knecht schreien, der ihm sein Pferd bringen sollte. Frau Mariano war zurückgeblieben, wahrscheinlich mit ihrem Kinde. Sollte ich jetzt aufstehen und davongehen? Oder sollte ich — — Unmöglich! Was hätte ich ihr auch sagen können? Es war unmöglich, daß sie mich liebte: diese Frau mich, den Träumer, den Phantasten, den „Halbnarren"! Und wäre es wirklich möglich gewesen, so war sie die Frau des Herrn Mariano. Und wenn es wirklich möglich sein sollte, so — liebte ich sie nicht wieder.

Was ich für sie empfand, war höchstes Mitleid, diese stärkste, selbstloseste, edelste Empfindung im Herzen des Mannes. Mitleid kann den Schein der Liebe annehmen; aber niemals zur Liebe selbst werden.

Niemals!

Ich hatte mich erhoben, ich wollte mich fortschleichen mit fieberschwerem Haupt und müden Gliedern. Aber wie festgebannt blieb ich stehen. Denn über mir, unter den Zypressen hörte ich krampfhaftes Weinen, ersticktes Schluchzen, den Ausbruch eines Jammers, wie ihn nur eine Frau fühlen kann.

Ich stürzte nicht hinauf, fiel vor der Ärmsten nicht nieder, riß nicht ihr armes blasses tränenüberströmtes Antlitz an meine Brust; denn: Es war ja nur Mitleid, nur Mitleid!

Am Abend kamen Herrn Marianos Gäste, die gewöhnlichen eleganten römischen Dandies. Ich befand mich auf meinem Balkon, als sie eintrafen. Herr Mariano hatte sich nach der Villa Lucida begeben, einem bei Monte Porzio Catone gelegenen Landhause, dessen Vignen und Oliveten er vor kurzem gepachtet hatte. Er war noch nicht zurückgekehrt.

Aber seine Frau empfing die Herren.

Sie hatte für sie sogar Toilette gemacht.

Die Gesellschaft blieb im Freien unter den Steineichen und war in fröhlichster Laune. Alle schienen der schönen Frau zu huldigen: in der dezenten, chevaleresken Weise, wie sie meinen Landsleuten eigen ist — was sie nicht hindert, bei Gelegenheit die brutalsten, gewissenlosesten Schurken zu sein. Allerdings bewegte sich Frau Mariano mit der Haltung einer Fürstin unter den jungen Leuten, so daß es selbst dem Frechsten schwer gefallen wäre, ihr anders als wie einer Dame zu begegnen. Und doch war ich erregt und konnte die Augen nicht abwenden von der hohen schlanken Frauengestalt, als müßte ich sie bewachen und bewahren.

Es schien mir, als läge es in Frau Marianos Absicht, die Gäste ihres Mannes in dessen Abwesenheit nicht in die Villa zu führen, sondern ihn im Freien zu erwarten. Und ich glaubte mich in der Annahme nicht zu täuschen, daß Herr Mariano seine Frau absichtlich so lange mit den Fremden allein ließ.

Es wurde dunkel.

Ein Gewimmel von Johanniskäfern erfüllte den Park und gaukelte über Terrasse und Rosengarten, so daß in dem Meere hin und her zuckender Flämmchen die Farben der blühenden Büsche auftauchten.

Frau Mariano ließ Windlichter bringen, welche die schwarzen, wie Ungetüme sich windenden und emporbäumenden Eichenstämme rot erglühen ließen und Glanz auf die moosigen Steinsitze warfen.

Ich wich nicht von meinem Beobachtungsposten und sah, wie die Gesellschaft in einem Boskett hoher Buchsbäume sich gruppierte, die zusammen mit Lorbeer und Laurus das Unterholz bildeten.

Was sprach sie wohl mit jenen glänzenden inhaltsleeren Menschen?

Schwerlich würde sie ihnen die Geschichte jener Ottavia Sacchetti erzählen!

Aber mir hatte sie die Tragödie erzählt, und zwar gleich in der ersten Stunde, als hätte sie gleich gefühlt: dieser wird dich verstehen! Und ich, der ich mich für einen Dichter gehalten hatte, äußerte mich zu ihr, als vermöchte ich nicht in die dunkle Tiefe einer beleidigten stolzen und leidenschaftlichen Frauenseele zu dringen.

Jetzt vernahm ich Hufschlag. Herr Mariano galoppierte durch das Tor, gefolgt von zwei gleichfalls berittenen Knechten, die große Körbe vor sich hielten.

Er schwang sich vom Pferde, warf den Hut ab, schüttelte die Locken aus der Stirn und ließ sich die Körbe reichen, deren Inhalt er auf den Rasen, mitten unter seine Gäste schüttete. Fröhlich wie ein Knabe rief er: „Ich bringe euch die Kirschen Lucullus!"

Er stand unter den erleuchteten, smaragdgrün schimmernden Buchsbäumen und sah lachend zu, wie die jungen Leute gleich römischen Straßenjungen, denen ein freigebiger Ausländer eine Handvoll Kupfer zuwirft, um die Kirschen sich balgten. Seine Frau war zurückgetreten und hob sich wie eine Erscheinung von dem dunklen Hintergrund ab. Wer die beiden jetzt sah, mußte sie für das schönste und glücklichste Menschenpaar halten: schien doch der Himmel diesen herrlichen Mann eigens für diese herrliche Frau geschaffen zu haben.

Auch junge Künstler kamen jetzt häufig zu Herrn Mariano. Er veranstaltete mit ihnen Feste, die einen beinahe hellenischen Charakter annahmen. Der Zypressenteich und der Steineichenhain bildeten zu diesen Schaustellungen eine ideale Szenerie.

Die Künstler brachten aus Rom ihre Modelle mit, die schönsten jugendlichen Menschengestalten. Sie wurden in antike Gewänder gesteckt, darin sie sich so zwanglos wie in von Kindheit an getragenen Kostümen bewegten. Die jungen Leute warfen Diskus, machten gymnastische Übungen und führten Ringkämpfe auf. Oder die Bildhauer stellten mit dem prächtigen lebenden Material Gruppen, die Maler Genrebilder, und die Zuschauer klatschten laut Beifall.

Auch Frau Mariano wurde zu diesen plastischen und malerischen Darstellungen zugezogen und — sie ließ es geschehen! Die entzückten Künstler drapierten sie in weiche weiße Stoffe und gaben ihr die Pose einer Pudicitia, einer Priesterin, einer Niobide.

Willenlos, wortlos ließ sie's geschehen!

Einmal ereignete sich eine solche Profanation der schönen unglücklichen Frau vor meinem Fenster in dem Rosengarten.

Es war im Hochsommer, alle Blumen waren längst verdorrt. Aus dem gelben Grase erhob sich ein Wald von hohen Jukkastauden mit schlanken schneeweißen Blumendolden. Die lichten Blütenschäfte zu sehen, wie sie gegen den flammenden Abendhimmel sich abhoben, wie sie dann langsam, langsam in Dämmerung sanken und allmählich von der Finsternis ausgelöscht wurden, war für mich täglich ein neues köstliches Schauspiel.

In einer strahlenden Vollmondnacht also stellten die Künstler mit Frau Mariano in dem von Johanniskäfern durchfunkelten Jukkafelde „lebende Bilder". Von meinem Balkon aus sah ich's mit an. Ich sah unter den weißen Riesenblumen ihre weiße regungslose hilflose Gestalt.

Sie wußte gewiß, daß ich verstohlen zuschaute; aber sie dachte wohl nicht, daß ich um sie litt.

Ich litt um sie in einer Weise, daß es mir physischen Schmerz verursachte.

Sie tat mir so leid, so leid!

Zum zweitenmal erlebte ich in der Villa Falconieri den Reigen der wechselnden Jahreszeiten.

Der Sommer verbrannte das Gras unter dem dichtesten Baumschatten, verdorrte jede Blume, überzog alles Laubwerk mit einer dichten grauen Staubkruste, umwölbte den Himmel mit den Gluten des Tages, daß die versengte Steppe, der schimmernde Meeresstrand und das leuchtende Sabinergebirge durch allen Dunst und Qualm nur in zarten, kaum erkennbaren, wie hingehauchten Umrissen sichtbar wurden. Tage-, wochenlang war unsere Höhe wie von einem fahlen Wolkenkreis umgeben.

Wie der Rauch eines Weltenbrandes schlug es rings um uns empor.

Tag und Nacht schrien die Zikaden in den Olivenhainen.

In der Villa war es bei geschlossenen Jalousieen dämmrig und kühl. Vor den Türöffnungen hingen farbige Netze; und erhob sich gegen Mittag der Meerwind, blies es lustig durch das ganze Haus.

Es kamen die ersten Herbstregen, die dem Lande einen zweiten Frühling und der Bevölkerung die Malaria bringen. Um den

Würgeengel zu scheuchen, brannten über Nacht in der Campagna große Feuer, an denen die zu Tode ermatteten Arbeiter ruhten. Die Steppe war bedeckt mit solchen Flammensignalen: „Hier schlummern arme, erschöpfte Erdensöhne! Mordet sie nicht im Schlaf! Der Schlaf des müden Menschen sei heilig!"

Bisweilen griffen die Feuer um sich. Sie erfaßten ein Feld, sie entzündeten den Buschwald. Dann wälzte sich eine lange Rauch- und Flammenkette tagelang über die Hügel.

In den Albanerbergen begann die bacchische Erntezeit: das Land strotzte von köstlicher Fruchtbarkeit. Die schönen silbergrauen Rinder führten die Traubenlasten zu den Keltern, und der schrille Gesang der Winzer übertönte selbst den Lärm der Zikaden.

Unter den Steineichen blühten noch einmal die Zyklamen, in der Villa noch einmal die Rosen, am Zypressenteich der Ginster.

Das Laub der Kastanien färbte sich rot und immer röter, bis der ganze herrliche Berg Cavo dastand in dunkle Purpurfarbe gehüllt.

Die Sonne ging nicht mehr über Rom unter; sondern sie versank in flammender Herrlichkeit wieder in den Meeresfluten.

Frühmorgens schien die Campagna in einen ungeheuren Nebelsee verwandelt, dessen wogenden Wellen die Berggipfel wie Eilande entstiegen. Und wie ein Eiland schwamm auf den Wolkengewässern die Peterskuppel.

Es wurde kalt.

Tag und Nacht fuhren Stürme um das Haus, das auf seinen mächtigen Terrassen wie auf Felsen über einem Abgrund stand.

Die Campagna bekleidete sich mit ihrem dichten Winterkleid und hatte darin die Majestät einer Königin.

Jetzt die Olivenernte!

Die lichten Zweige dieses lieblichsten Baumes des Südens hingen mit den kleinen, schwarzen, blanken Früchten beschwert; und eine Schar junger Mädchen in hellen Kleidern und roten Kopf- und Brusttüchern pflückte sie. Im Laube erschallten ihre endlosen Lieder, daß der ganze Ölwald von Sang und Schall ertönte.

Frühling! Römischer Frühling!

Die gute holde Göttin, die mir täglich an der Decke meines Zimmers erscheint, schwebte über der Campagna und ihr belebendes, verjüngendes Lächeln verwandelte die feierliche, königliche

Landschaft in eine Bacchantin. Selbst die ausgesogene Ackerscholle erstickte schier unter Blüten. Über die Steppe reitend, versank mein Pferd in der Üppigkeit. Auf den Höhen ringsum Felder gelber und weißer Narzissen, Felder weißer und blauer Schwertlilien.

Asphodelenwiesen!

Das antike Gemäuer leuchtend von Goldlack, die Gräben mit Zistusrosen gefüllt. Rosenhecken, Geißblatthecken! Hohe Wände von Geißblatt und Rosen! In dem jungen Grün der Kastanienbüsche rote Päonien und Kaiserkronen. Haine von blühendem Weißdorn. Wälder von Goldregen. Jede Ruine ein Blumenberg, jede Furche ein Blütenbach, jede Wiese ein Garten.

Die Veilchen von Tusculum!

Und dann die Pracht des blühenden Ginsters ...

Und aus Frühling ward Sommer. Der rote Mohn trat seine Herrschaft an. Feld und Wiese, Ebene und Höhen erglühten.

Um jeden Ölbaum wand sich ein Kranz der roten schönen Blumen, deren Gluten die alten verkrüppelten und verästelten Stämme wie aus Silber ziseliert entstiegen, dicht bedeckt mit bläulichen und grünlichen Flechten, daß sie wie oxydiert erschienen. Welche Herrlichkeit, als die leuchtenden Zweige sich über und über mit feinen silberhellen Blüten bedeckten!

Die Blüte der Olive war die letzte schöne Fruchtblüte des Jahres.

Und ich blieb.

Es ging mir nicht sonderlich gut; aber ich blieb!

In mich hineinschauend, erblickte ich so vieles, was zu besänftigen, zu ordnen, zu läutern war, daß ich allein schon daran die innerliche Notwendigkeit eines langen Verbleibens erkannte.

Einen Phantasten hatte mich Herr Mariano genannt ... Ich war freilich ein großer Phantast, wie hätte ich sonst jemals auch nur ein kleiner Dichter sein können? Ein Halbnarr sollte ich sein? Möglicherweise war ich sogar ein vollständiger Narr. Lange genug hatte ich mich vom Leben und mir selbst zum Narren halten lassen: vom Leben durch die Illusionen, die es in mir erweckte; von mir selbst durch den Wahn: ich gehöre zu den

Auserwählten, die, wenn sie Seele von ihrer Seele geben, damit die Durstenden tränken, die Hungernden speisen und die Ermatteten erquicken könnten.

In manchen Empfindungen war ich entschieden immer noch krankhaft.

Noch immer mochte ich keine Menschen sehen — da sie den Bannkreis, den ich um mich gezogen, zerstört hätten. Noch immer konnte ich mich nicht in die Dichtungen anderer größerer Geister versenken — da sie mich an meine eigene Kleinheit mahnten. Noch immer scheute ich mich, eine Zeitung in die Hand zu nehmen — weil ich vielleicht hätte lesen können, daß mein mattes Licht längst erloschen war.

Noch immer suchte ich das Allheilmittel für meine Nöten und Leiden in der Einsamkeit, die meine Klagen still anhörte, meinen Gram milderte und mir in nichts widersprach oder Widerstand leistete.

Herr Mariano hatte einigemal von Aufführungen meiner Dramen gesprochen, bis ich ihn ersuchte, dies zu unterlassen. Es kam bisweilen vor, daß Direktoren, Agenten und Verleger an mich schrieben. Anfangs schickte ich diese Briefe an meinen Geschäftsführer nach Mailand; später ließ ich sie unbeachtet liegen. Das beruhigte mich sehr.

Allerdings verzehrte mich mehr und mehr die Sehnsucht, noch ein einziges Mal in meinem Leben etwas nützen zu können.

Nur etwas!

Ganz gleich was.

Ich war ja immer noch jung. Keine dreißig Jahre.

Oft erschien mir's, als wäre ich niemals jung gewesen: niemals so recht wirklich jung, so recht glückselig jung, wo der Mensch sich unsterblich fühlt. Ich hatte immer gelitten. Eingebildet vielleicht. Aber es war doch gelitten.

Und der Mensch ist nur dann jung, wenn er glücklich ist.

Ungern sah ich mich selbst im Spiegel. Ich war sehr bleich. Mein Haar ergraute, meine Mienen bekamen etwas Stilles, Hoffnungsloses; mein Blick schien in grenzenlose Weiten gerichtet zu sein, schien immer nach etwas auszuspähen, etwas zu erwarten.

Was?

Von der Welt und allen Dingen der Welt mehr und mehr mich abwendend, flüchtete ich mich tiefer und tiefer in die Natur. Sie umfing mich mit Mutterarmen und nahm mich an ihr göttliches Herz.

Ich belauschte ihren Herzschlag.

Dabei wurde der meine immer beruhigter, immer leiser.

Herr Mariano hatte, wie sich endlich erwies, seit Jahren seine Pacht nicht gezahlt. Auch sonst sollte er Schulden über Schulden haben. Er ging daher mit raschen Schritten einer Katastrophe entgegen. Nicht einmal das Gesinde erhielt seinen Lohn. Doch wäre es keinem Knecht, keiner Magd eingefallen, deswegen den Dienst zu verlassen.

Es quälte mich, daß dieser Alkibiades so häßlich zugrunde gehen sollte. Und was wurde aus Frau Mariano?

Soviel ich von meinen Leuten vernahm, schien dieser die verzweifelte Sachlage vollkommen gleichgültig zu sein. Sie ließ von ihrer getreuen Rosa ihr prachtvolles Haar pflegen, trug ihr schlechtes Kleid und lebte nur für ihr Kind, das ein wahres Wunder von Holdseligkeit war.

Jede Nacht fuhren Wagen vor, wurden Wein- und Ölfässer verladen. Der kluge Herr Mariano schaffte beiseite, soviel er konnte, um für seine Gläubiger so wenig als möglich zu lassen.

Eines Tages befand ich mich in dem Ölwald, der den Park der Villa von der Pineta der Villa Taverna scheidet, als ich zu meinem Erstaunen die mir stets scheu ausweichende Rosa quer durch den Ölwald auf mich zulaufen sah.

Ich ging ihr beunruhigt entgegen.

„Was gibt's"

„O Madonna!"

„Ist deiner Frau etwas zugestoßen?"

„Mit der ist's ein Jammer! Die stirbt noch daran! Die läßt sich um Euretwillen noch einmal totschlagen!"

„Um meinetwillen?! Rosa, Rosa! Um meinetwillen?!"

„Und Ihr laßt es geschehen. Denn so seid Ihr!"

Ich faßte sie beim Arm.

„Rede vernünftig! Was ist deiner Frau um meinetwillen geschehen?"

„Jetzt noch nichts. Jetzt soll sie nur zu Euch gehen. Aber die Bestie schlägt sie gewiß und wahrhaftig noch einmal tot!"

„Frau Mariano soll zu mir gehen?"

„O Madonna!"

„Was soll sie bei mir?"

„Euch bitten."

„Und sie will mich nicht bitten?"

„Lieber läßt sie sich von der Bestie totschlagen."

„Gute Rosa, um was soll deine arme Frau mich bitten?"

„Wißt Ihr's nicht?"

„Ich kann mir's nicht denken."

„Ihr seid reich."

„Will Herr Mariano Geld von mir haben?"

„Viel Geld."

„Weißt du, warum Herr Mariano nicht selbst zu mir kommt?"

„Weil es sehr viel Geld ist, das er von Euch haben will."

„Und deshalb schickt er seine Frau?"

„Weil Ihr verliebt in sie seid."

„Nein, Rosa! Nein, nein! Das kann Herr Mariano nicht glauben."

„Was weiß ich, was er glaubt. Ich weiß nur, daß er sie um Euretwillen gewiß noch einmal totschlagen wird."

„Ich will Herrn Mariano das viele Geld geben, ohne daß Eure arme Frau mich darum bitten muß."

„Lieber läßt sie sich gleich jetzt von der Bestie totschlagen."

„Weißt du, wieviel Herr Mariano von mir haben will?"

„Ihr sollt ihm nichts geben, nicht einen einzigen Soldo."

„Wer sagt das?"

„Sie!"

Und Rosa reichte mir einen Zettel, darauf stand mit großer unbeholfener Kinderschrift: „Geben Sie Mariano nichts mehr. Versprechen Sie es mir. Hüten Sie sich. Es bittet Sie Maria."

Rosa jammerte: „Wenn Mariano erfährt, daß sie Euch gebeten hat, schlägt die Bestie sie tot."

„Ich werde nichts verraten ... Ach, Rosa, gute Rosa, kann ich deiner lieben Frau denn gar nicht helfen?"

„O Madonna!"

Sie warf sich nieder, wo sie gerade stand, nahm die Schürze über den Kopf und begann zu stöhnen und bitterlich zu weinen. Ich drang so sehr ich konnte in die treue Seele. Es war jedoch nichts aus ihr herauszubringen, als Seufzer, Tränen und lamentable Anrufungen der Himmelskönigin. Aus Sorge, Herr Mariano könnte sie mit mir zusammen sehen, bat ich sie schließlich selbst zu gehen.

Sie erhob sich mühsam und schlich stöhnend davon.

Wie konnte ich helfen?

Aber noch während ich darüber sann und sann, sollte mich ein schreckliches Ereignis auf den Weg weisen.

Bevor Herr Mariano mich um Hilfe angehen, bevor ich selbst sie ihm anbieten konnte, kam Exekution in seine Wohnung.

Ich hielt mich unter den Steineichen auf, hörte ihn in der Villa toben und wütend nach seiner Frau schreien. Jetzt wird er sie zwingen wollen, zu mir zu gehen, dachte ich; und eilte ins Haus und zum Pächter, der sich gerade mit dem Beamten allein im Zimmer befand.

Ich entschuldigte mein Eindringen, bat Herrn Mariano, den Mann hinauszuschicken und mir eine Unterredung zu gewähren. Ich war möglichst höflich, möglichst ruhig. Herr Mariano nahm sofort seine Grandseigneur-Miene wieder an.

Als die Tür hinter dem Beamten sich geschlossen hatte, sagte ich: „Ich erbiete mich, Ihre etwas verwirrten Verhältnisse durch meinen Geschäftsführer vollständig ordnen zu lassen, keinerlei pekuniären Ansprüche an Sie zu erheben: weder jetzt, noch jemals; Ihnen alle Hilfsmittel zur Gründung einer neuen Existenz zu schaffen — unter einer Bedingung."

Er stand vor mir: leichenblaß; aber mit einem Lächeln.

Nie zuvor hatte ich ihn so schön gefunden, nie zuvor so gemein.

Mit seinem Kavalierlächeln sagte der Lump — und zwar sagte er es französisch: „Diese eine Bedingung ist: für Ihr Geld meine Frau!"

Ich konnte ihm nicht ins Gesicht schlagen; denn ich hörte sie nebenan laut aufschreien. Plötzlich stand sie mitten im Zimmer, ihr schlafendes Kind im Arm und mit einem Gesicht, als verlöre sie den Verstand.

Ich eilte auf sie zu, wollte sie aus dem Zimmer führen. Aber er warf sich dazwischen.

„Zweimal verkaufen lass' ich mich nicht," rief sie ihm außer sich zu. „Lieber lass' ich mich totschlagen. Schlage mich tot! Damit es endlich ein Ende hat. Aus Barmherzigkeit schlage mich tot!"

„Das will ich," schrie der Rasende, erhob die geballte Faust und —

Gräßlich, gräßlich! Er hatte das Kind getroffen, das erwacht war und weinend seine Ärmchen um den Hals der Mutter schlingen wollte. Sein wütender Faustschlag hatte das Kind am Herzen der Mutter getötet.

Sie vergoß keine Träne.

Mit stillem, starrem Gesicht saß sie bei der kleinen Leiche. Sie war so vollkommen wortlos, daß wir anfangs fürchteten, sie hätte die Sprache verloren.

Das Geschrei der treuen Rosa, den Jammer sämtlicher Dienstleute um das tote süße Geschöpf hörte sie unbeweglich mit an.

Nicht einmal um den letzten Schmuck ihres gestorbenen Lebensglückes kümmerte sie sich. Sie ließ es gelassen geschehen, daß wir das Kind unter Blumen einbetteten.

Als ich den Sarg aufhob, um ihn hinunter in die Kapelle zu tragen, erhob auch sie sich von ihrem Sitz. Es war fast grausig anzusehen; denn es war, als stünde ein Gestorbener auf. Wie mit geschlossenen Füßen glitt sie hinter dem Sarge drein, die Frauen, die sie stützen wollten, mit einer matten Gebärde zurückweisend.

In der Kapelle stellte ich einen Sessel neben den Altar, davor ich die Leiche aufbahrte. Sie sank hinein und saß wiederum da: regungslos, tränenlos, schlaflos.

Herr Mariano gebärdete sich wie ein Unsinniger. Er wollte sich über das Kind hinwerfen. Aber die Mutter sah ihn an; und — er wich von der Leiche zurück, als stünde mit flammendem Schwert ein Engel davor. Er wollte sich das Leben nehmen und mußte von seinen Knechten bewacht werden. Er wollte sich als Mörder selbst dem Gerichte ausliefern und mußte von den Mönchen von Camaldoli, nach denen sofort geschickt worden war, mit Gewalt aus dem Hause fort und hinauf ins Kloster geschafft werden.

Zuvor sagte er mir, daß er Maria und mich hasse, daß er uns beide verwünsche, daß wir seine Todfeinde seien, und daß er alles tun werde, um uns zu vernichten. Und sollte er darüber noch einmal zum Untäter werden.

Vergeblich beschwor ich die ärmste Mutter, etwas Nahrung zu sich zu nehmen und sich niederzulegen. Nur mit den Augen antwortete sie auf das Flehen: Nein! Als die Nacht anbrach, fragte ich sie: ob ich mit ihr zusammen wachen dürfte? Und da sie's mit ihrem Blick nicht verneinte, blieb ich.

Ich setzte mich an einen Platz, wo sie mich nicht sehen konnte. Sie hätte mich freilich auch nicht gesehen, wäre ich ihr gerade gegenüber gestanden. Sie sah nichts, als ihr getötetes Kind, sah von der ganzen Welt nichts, als dieses.

Ich hatte auf dem Altar die Wachskerzen angezündet, saß in meinem Winkel und blickte auf das tote Kind. Und ich blickte auf die Mutter, für die es am besten gewesen wäre, sie läge mit ihrem gestorbenen Leben zusammen so still und blaß aufgebahrt.

Unter dem Altar befand sich der gläserne Sarg mit den Gebeinen des heiligen Alexanders Falconieri. Das weiße Gerippe mit seinem glänzenden Gold- und Juwelenschmuck sollte Wunder vollbringen: „Heiliger Alexander, erwecke dieses tote Kind! Heiliger Alexander, mache dieses zermalmte Frauenherz wieder lebendig! Heiliger Alexander, erhöre mich!"

Über dem Altar stellte ein Gemälde dar, wie eine Heilige dem von Engeln getragenen Bildnis der himmlischen Jungfrau mit dem lächelnden Jesuskinde ihr Herz hinreicht. Ich mußte immer von einer Mutter zur anderen — von einem Kind zum anderen schauen. Und es war, als paßten die beiden schmerzensreichen Mütter gut zu einander.

Ich versuchte zu denken: Was wird jetzt aus Maria?

Sie war so lebensmüde, so todesmatt, am Leben so todkrank. ... Die Heiligen vollbrachten keine Wunder mehr, keine Grüfte öffneten sich, keine Gestorbenen grüßten wieder das Sonnenlicht.

Vielleicht konnte diesesmal ein Mensch das Mirakel tun?

Welcher Mensch?

Ich!

Und ich liebte sie wirklich nicht?

Auch jetzt liebte ich sie nicht?!

Die ganze Nacht saß ich wachend bei der Mutter und ihrem toten Kinde. Ich sann und sann, prüfte und prüfte und erkannte mich: Ich liebte sie auch jetzt nicht! ... Ich würde sie niemals lieben.

Aber liebte sie mich?

Jetzt schien mir's möglich zu sein. ... Ich konnte jetzt glauben, daß es möglich sei.

Ich wußte, daß sie mich liebte.

Nun und jetzt?

Jetzt konnte nur ich — von allen Menschen einzig und allein ich, an sanfter Hand sie zurückführen ins Leben: an liebender Hand!

Also mußte sie an meine Liebe glauben ... Sie an meine Liebe unerschütterlich glauben zu machen, war jetzt die Aufgabe meines Lebens, dieses bisher so nutzlos hingebrachten, verfehlten Lebens.

Niemals, niemals durfte sie ahnen, daß meine Liebe nur Mitleid war: unaussprechliches, blutiges, mein Herz ganz erfüllendes, es fast zermalmendes Mitleid.

Denn sonst hätte sie das Opfer meines Lebens nicht annehmen dürfen — so gering dieses Opfer an und für sich auch war. Sie hätte eher einen Selbstmord begehen müssen, als ihre arme stolze, schon einmal geschändete Seele von einem Mann aus Mitleid retten zu lassen.

Als der Morgen graute, wußte ich, was ich zu tun hatte. Es war eine große, eine schwere Aufgabe, die die Kraft eines gesunden und starken Mannes erforderte.

War ich stark genug?

Würde ich sie erfüllen können?

Wiederum prüfte ich mich, durchforschte ich mein tiefstes Inneres.

Ja — ja — ja! Ich würde die Aufgabe erfüllen; denn ich würde sie zu meiner Mission machen. Von diesem Tage an würde ich nicht mehr vergebens auf der Welt sein; denn ich konnte noch einem Menschen auf der Welt nützen und helfen.

Und das war wert, zu leben und zu leiden.

Ich fühlte mich sehr ruhig, sehr glücklich.

Ich fragte Maria: ob ich erwirken sollte, daß das Kind im Park begraben würde? Sie gab mir zu verstehen: es wäre ihr einerlei, wo es geschähe. Ich überlegte, daß die Nähe des Grabes ihrem Schmerz fort und fort neue Nahrung geben würde, und entschloß mich, auf dem Frascataner Kirchhof den einsamsten, friedlichsten Platz zu erwerben. Aus Rom besorgte ich für Maria Trauer; und es gelang Rosa, sie zu bewegen, sich ankleiden zu lassen.

Sie sah in dem tiefen Schwarz unbeschreiblich schön und rührend aus.

Sofort nahm sie wieder ihren Platz neben dem Kinde ein.

Gegen Abend sank sie jedoch in einen solchen schweren Schlaf, daß er einer Betäubung glich. Diesen barmherzigen Zustand wollte ich benützen, die kleine Leiche fortschaffen zu lassen.

Sie hatte beide Arme um den Sarg geschlungen. Als ich sie leise, leise lösen wollte, erwachte sie sogleich. Sie blickte verwirrt um sich, sah das tote Kind, stöhnte jammervoll auf, blieb aber dann von neuem starr und stumm. Hierauf bedeutete sie uns, den Sarg zu schließen. Dann erhob sie sich und schickte sich an, uns — ganz gegen die Sitte — nach dem Kirchhof zu folgen.

Wir konnten sie nicht zurückhalten.

Wie gern wäre ich auf diesem Leidenswege an ihrer Seite gegangen. Aber ich besaß dazu nicht das Recht — noch nicht! So schritt sie denn allein unmittelbar hinter dem Sarg her, während ich mit Rosa folgte. Um sie keinen neugierigen Blicken auszusetzen, ließ ich die Männer den Weg durch den Ölwald der Falconieri und durch den Park der Villa Taverna-Borghese hinunter zur Landstraße nehmen.

Es war Nacht geworden, als sie Marias holdseliges Kind hinabsenkten.

Auch am offenen Grabe brach sie nicht zusammen, fand sie keine Träne, tat sie nicht einen Schmerzenslaut. Als alles vorbei war, wandte sie sich zum Gehen. Sie schritt denselben weiten Weg wieder zurück, ohne zu schwanken, ohne überhaupt zu wissen: ob sie mutterseelenallein ging, oder ob wir ihr folgten.

Aber vor dem Hause angekommen, blieb sie stehen und wartete auf mich.

„Ich danke.“ Und noch einmal: „Ich danke.“

Sie sagte es vollkommen ruhig, streckte mir eine kalte Hand entgegen und ging ins Haus.

Ich wußte, was sie tun wollte.

Ehe sie nach dem Tod ihres Kindes wieder zu ihrem Mann zurückkehrte, würde sie sich das Leben nehmen.

Da ihr Mann schon morgen aus Camaldoli heimkommen konnte, würde sie sich heute nacht noch töten.

Ich sprach mit Rosa, und diese Frau aus den wilden Marken begriff alles.

Also wachten wir.

Es mochte Mitternacht sein, als Rosa mich rief. Ich hatte mich angekleidet auf mein Bett geworfen und war sogleich bei ihr.

Rosa sagte mir: „Sie hat sich aus dem Zimmer geschlichen, ist nach einer Weile wiedergekommen und hat mir befohlen, das verschlossene Haus zu öffnen. Sie will hinaus. Allein will sie hinaus in den Park.“

Unter dem Vorwand, den Schlüssel zu holen, war Rosa zu mir geeilt.

Was sollte sie tun?

Das Haus aufschließen, sie allein hinausgehen lassen und zurückbleiben.

Ich stand unter den Steineichen, sah Maria aus dem Hause treten und — ohne sich umzusehen, ob ihr jemand folgte — davon gehen: durch das Löwenportal, über den Hof der Tenuta.

Durch die helle Sternennacht ging sie in ihrem schwarzen Kleide vor mir her und sah nicht mehr die Schönheit der Welt, die sie verlassen wollte.

Sie ging langsam die Pinienallee in den Park hinein . . .

An der Stelle, wo bei der Nische mit der antiken Statue des römischen Senators die schöne Rampe zum Zypressenteich hinaufführt, war ich nur wenige Schritte hinter ihr. Aber sie hörte mich nicht. Fast zugleich mit ihr stand ich oben zwischen den schwarzen Bäumen, am Rand des schwarzen Wassers.

Ohne ihren Schritt zu hemmen, wäre sie weiter gegangen in den feuchten Tod.

Ich hielt sie mit beiden Armen umfaßt, rief sie leise bei Namen. Weiter sagte ich nichts.

Ihr Haupt ruhte an meiner Brust. Ihr schönes, müdes, armes Haupt an meinem Herzen gebettet, trug ich sie ins Leben zurück. Sie weinte.

Und jetzt einiges aus dem Leben meiner armen Maria.

Ich will versuchen, mit ihren eigenen Worten zu erzählen. Wer sie kennt, weiß, daß sie von sich selbst lieber zehnmal zu wenig, als ein einziges Wort zu viel sagt.

Ihr aber, die ihr sie liebt, müßt euch zu ihren Worten ihre leise Stimme, ihre schwermütigen Augen, ihr stilles, blasses, schönes Antlitz denken.

Maria

. . . Meine Eltern waren kleine römische Bürger.

Da mein Vater nichts tun wollte, lebten wir von dem Vermögen meiner Mutter; und da die Rente für unsere Bedürfnisse nicht ausreichte, verbrauchten wir das Kapital.

Unsere Wohnung lag am Trajansforum, war klein und schmutzig. Aber wir hatten einen Salon mit vergoldeten Tischen, Polstermöbeln und seidenen Vorhängen.

Jeden Morgen kaufte mein Vater für den Tag die Lebensmittel ein. Wir aßen uns häufig nicht satt. Aber jeden Abend empfing meine Mutter die Freunde und Bekannten des Hauses. Dann gab es Limonade, Früchte und süßes Gebäck.

Die Freunde und guten Bekannten meines elterlichen Hauses waren meistens Herren: sehr junge, sehr elegante Herren. Sie hatten eine Art, die Mutter und mich anzusehen, die mir schon als Kind das Blut ins Gesicht trieb.

Meine Mutter war eine große Schönheit und lebte als solche. Vormittags stand sie nicht auf. Ich mußte sie im Bette bedienen. Weil sie fast immer schalt und schrie, sprach ich fast nie. Ihr Zimmer war stets voll von Nachbarinnen, die einander ihre Ehegeschichten und die Liebeshändel anderer erzählten. Wenn ich

meine Mutter bedient hatte, lief ich fort, um diese Geschichten nicht mit anhören zu müssen.

Nur nicht einmal eine solche Frau werden wie — meine Mutter war!

Nach den Erzählungen der Nachbarinnen zu urteilen, waren wir Frauen nur dazu da, uns reiche Männer zu ergattern und reiche Liebhaber zu halten.

Nachmittags stand meine Mutter auf, wenn sie nicht vorher, halb angezogen, einige Stunden am offenen Fenster, hinter halbgeschlossener Jalousie, auf die Straße geschaut hatte. Dann kleidete sie sich an, das einzige, was sie überhaupt tat. Ich mußte ihr die Strümpfe anziehen und das Haar machen. Obgleich wir uns nicht immer satt aßen, und nur eine grobe sabinische Magd halten konnten, ging meine Mutter doch stets sehr prachtvoll gekleidet und besaß sogar kostbaren Schmuck.

Wie ich die schönen Kleider haßte! Denn auch ich mußte mich jeden Tag aufputzen. Bis zum Nachmittag hatte ich beinahe nur Fetzen am Leibe; dann Samt und Seide.

Auf meinem Hut trug ich für hundert Lire Straußenfedern.

Meine Eltern und unsere Magd, unsere Freunde und guten Bekannten sowie unsere sämtlichen Nachbarinnen sagten mir jeden Tag: ich sei schön wie eine Madonna, und ich würde mit dieser himmlischen Schönheit einmal mein irdisches Glück machen.

Wie ich mich schämte!

Jeden Tag bei gutem Wetter ging ich nachmittag mit meinen Eltern spazieren. Wir gingen durch den Korso auf den Pincio, wo viele Herren nach mir und meiner Mutter sich umsahen und ich sehr oft hören mußte, wie schön die Mutter sei.

Aber die Tochter noch schöner!

Auch meine Schönheit begann ich zu hassen.

Sonntags fuhren wir im Mietswagen Korso; und einigemal des Jahres nahm mein Vater im Valle- oder Apollotheater eine Loge. Hierauf lebten wir eine Woche lang von Brot und Salat.

Am schlechtesten ging es uns während des Karnevals; denn dann besuchte meine Mutter jeden Abend die Veglionen. Sie mußte schöne Kostüme haben, und mein Vater mußte sie auf dem Ball mit Eis und Gebäck regalieren — wenn das nicht einer unserer vielen guten Bekannten und Freunde tat. Ich

haßte alle diese Vergnügungen, um derentwillen wir hungerten, heuchelten und logen. Und am allermeisten haßte ich das Lügen. Das ganze Leben meiner Eltern war eine einzige Lüge.

Ich hatte mir gelobt, niemals zu lügen, und log doch immerfort.

Meine Eltern hatten geheiratet, weil sie sich „unsinnig" liebten. Jetzt zankten sie den ganzen Tag und warfen sich gegenseitig vor, das Unglück ihres Lebens zu sein.

Ich blieb das einzige Kind. Trotzdem liebte mich weder mein Vater noch meine Mutter sonderlich. Beide waren nur sehr eitel auf mich und erwarteten von dem Verkauf meiner Schönheit ein Fürstentum.

Ich lernte nur Eitelkeiten.

Aber ich war sehr ungelehrig.

Wir wurden mit jedem Jahr ärmer ...

Immer mehr junge Leute kamen zu unseren „Empfängen" ins Haus, darunter reiche und vornehme.

Ich war sechzehn Jahr alt und sollte verheiratet werden.

Mit keinem Manne hätte ich jedoch einen Augenblick zusammen sein dürfen — so streng war die Sitte. Aber ich wußte, daß mich jeder Mann von meinen Eltern kaufen konnte — wenn er reich genug war, mich bezahlen zu können.

Verschiedene solcher reichen Händler fanden sich ein. Ich erklärte meinen Eltern jedoch, daß ich in den Tiber springen wollte, wenn sie mich meistbietend losschlügen. Meine Eltern wußten, daß ich immer nur sagte, was ich dachte; und da ich ihr einziges Kapital war, gingen sie vorsichtig mit mir um.

Inzwischen gerieten wir mehr und mehr in Sorgen. Der Schmuck meiner Mutter mußte verkauft werden, bei welcher Gelegenheit ich sie zum erstenmal in ihrem Leben weinen sah. Jeden Tag wurde mir wiederholt: ich trüge an allem die Schuld. Mein Vater verschaffte meiner Mutter einen unechten Schmuck. Aber da begann der Jammer erst recht. Damit meine Mutter wieder zu einem echten Schmuck kam, duldete mein Vater nach achtzehnjähriger Ehe einen Hausfreund.

Jetzt war alles Friede und Freude! Meine Mutter bekam schöne Kleider und Hüte. Jeden Nachmittag fuhr sie Korso,

jeden Abend hatte sie eine Loge — jeden Tag aßen wir uns satt: das heißt meine Eltern.

Ich hungerte.

Wir hatten eine Köchin und eine Dienerin, und jeden Abend fand in unserem neumöblierten Salon ein Empfang statt.

Sogar die Ehe meiner Eltern wurde eine ganz glückliche. Nur mit mir gab es täglich Hader und Streit, obgleich ich immer sehr still war. Ich wollte die neuen schönen Kleider nicht anziehen, ich wollte mit meiner Mutter und dem Hausfreund nicht Korso fahren, wollte mit ihnen nicht das Theater besuchen, mich in dem neuen Salon nicht besichtigen lassen.

Meine Mutter nannte mich ein unnatürliches Kind und mein Vater das Unglück seines Lebens.

Meine Eltern machten eine neue Bekanntschaft. Es war ein junger Mann, der bei der französischen Brigade diente.

Mein Vater war ein fanatischer Republikaner und Garibaldi betete er als seinen Herrgott an. Das war noch das Beste an ihm.

Nun war Garibaldi von neuem geschlagen worden, nun herrschten die Franzosen von neuem im Kirchenstaat.

Also hielt es mein Vater scheinbar mit Frankreich und dem Papst. Sonst wäre der junge Pariser Brigadier niemals in unser Haus gekommen.

Im geheimen konspirierte mein Vater mit den Freischärlern. Es handelte sich um Großes: republikanisch gesinnte Bürger sollten Garibaldi ein Tor der Stadt öffnen. Einer dieser wackeren Männer war mein Vater, dem ich um dieser Tat willen vieles verzieh.

Der junge Franzose, der eine römische Mutter hatte, kam häufig in unser Haus: meinetwillen, sagten unsere vielen Freunde und Bekannten und lächelten dabei. Sie lächelten, weil der Brigadier meinen Eltern niemals hätte den Preis zahlen können. Außerdem trug er französische Uniform.

Ich liebte ihn.

In unserem Hause gingen große Dinge vor, die man mir jedoch nicht verbarg. Es handelte sich um jenen Befreiungsplan: alles war vorbereitet, um Garibaldi mit seinen Freischaren in Rom einzulassen.

Vittorio Mariano hatte mir seine Liebe gestanden, hatte bei meinem Vater um mich angehalten und — war abgewiesen worden. „Weil er sie nicht bezahlen kann," meinten lächelnd die Freunde und guten Bekannten. „Weil er ein Franzose ist," sagte voller Entrüstung mein Vater.

Ich bat ihn nicht, da ich meinen Vorsatz gefaßt hatte.

In einer Nacht weckte mich Lärm im Hause. Es waren die Stimmen meiner Eltern. Und — es war die Stimme Marianos!

Wie kam er mitten in der Nacht in unser Haus? ... Und wie sie schrien!

Ich stand auf und wollte zu meiner Mutter. Aber mein Zimmer war von außen verschlossen worden.

Bis zum Morgen vernahm ich ihre Stimmen, ohne etwas verstehen zn können. Dann hörte ich Mariano das Haus verlassen, hörte das Toben meiner Mutter, die Verwünschungen meines Vaters. Und ich hörte, wie er meine Türe leise aufschloß.

Er kam nicht herein.

Was bedeutete das alles? ... Ich erfuhr es nicht.

Nichts erfuhr ich.

Meine Mutter lag krank, ich durfte nicht zu ihr. Mein Vater ging mit verstörtem Gesicht einher und gönnte mir kein Wort. Die wackeren Männer, welche die große Tat vorbereitet hatten, kamen, schlossen sich mit meinem Vater ein, blieben in langen leidenschaftlichen Debatten beisammen, verließen das Haus mit finsteren Mienen — ohne meinem Vater die Hand gereicht zu haben.

Alle Freunde und guten Bekannten, sämtliche Nachbarinnen wurden abgewiesen.

Selbst der Hausfreund fand keinen Einlaß.

So ging es eine halbe Woche, während der ich von Mariano nichts hörte, noch sah. Wir hatten verabredet, daß ich ohne „den Segen meiner Eltern" ihm angehören wollte. Für ein römisches Bürgermädchen bedeutet das etwas Ungeheures, während es wenig oder nichts bedeutet, daß sogar die römischen Bürgersfrau ihren Liebhaber hat.

An dem Tage, da ich meinen Eltern das Mariano gegebene Versprechen mitteilen wollte, ließ mein Vater mich zu sich rufen. Ich fand bei ihm Vittorio, der mir als mein Verlobter vor-

gestellt wurde. Meine Mutter ließ sich nicht sehen. Ich erfuhr nicht, wie alles so wunderbar gekommen war; denn meine Eltern hatten alle ihre überschwenglichen Hoffnungen, die sie auf meinen Kaufpreis gesetzt, aufgegeben.

Von jener großen Tat, bei der mein Vater beteiligt gewesen, hieß es jetzt: sie hätte verschoben werden müssen. Da ich die Braut eines Franzosen geworden war, hielt ich das für eine günstige Fügung. Ich liebte meinen Verlobten sehr, ich war sehr glücklich, sehr dankbar: ich durfte mich nach freier Wahl an einen geliebten Mann verschenken.

Meine Mutter hatte mich nie geliebt; aber jetzt haßte sie mich. Sie haßte auch Mariano, worüber dieser nur lächelte. Er war überhaupt sehr heiter, so berauschend heiter und dabei so strahlend wie ein Frühlingstag. Gegen mich benahm er sich stets ritterlich und respektierte sogar die Sitte. Nach römischer Sitte durfte auch mein Verlobter keine Minute mit mir allein sein. Bei seinen täglichen, nur sehr kurzen Besuchen befand sich eine Magd oder mein Vater bei uns. Meine Mutter erschien niemals. Er saß mir dann gegenüber und baute Luftschlösser, in deren Glanz ich schweigend hineinsah.

Weil er mich sehr schön fand, und weil er über meine Schönheit sich freute, kleidete ich mich zum erstenmal in meinem Leben hübsch. Er machte aus mir ein ganz anderes Wesen.

Das Herrlichste war aber doch, daß er nicht viel Geld hatte, daß er mich nicht hatte kaufen können. Er wollte mich nach Paris bringen, wo sein Vater ein berühmter Maler war.

Bereits nach wenigen Wochen fand unsere Hochzeit statt; denn meine Eltern wollten uns beide möglichst schnell aus dem Hause haben. Als wir zur Kirche fuhren, lag meine Mutter in Krämpfen; und von den vielen Freunden und guten Bekannten ließ keiner sich sehen.

Gleich nach der Trauung verließen wir Rom — Mariano war mittlerweile aus der Armee getreten — und gleich nach der Trauung erfuhr ich alles.

Er sagte es mir im Rausch unserer Hochzeitsnacht.

Meine Mutter hatte sich unsinnig in ihn verliebt und — — Und dann hatte meine Mutter in ihrer tollen Leidenschaft ihm den politischen Plan verraten. Dadurch hatte er meinen Vater

in seine Gewalt bekommen. Er hatte gedroht, meinen Vater und alle Verbündeten dem Gericht zu übergeben, hatte als Preis für sein Schweigen die schöne Tochter gefordert.

Er hatte mich durch sein Schweigen erkauft.

Alles war aus und vorbei.

Ich wollte aus dem Zimmer. Aber er lachte nur. Ich schleuderte ihm meine Verachtung ins Gesicht. Aber er lachte nur.

Mit einer Schurkentat bezahlte er mich, mit einer Gewalttat nahm er mich.

Und ich ließ es geschehen!

Wiederum war ich ein armes Geschöpf geworden. Aber ich war kein Mensch mehr, keine Frau; sondern nur ein lebendiges Ding.

Er brachte mich nach Paris. Wir wohnten bei dem berühmten Künstler, der sein Vater war. Dieser machte großes Wesen aus meiner Schönheit, die mir jetzt geradezu abscheulich erschien. Ich bekam eine Kammerfrau, mußte mich wundervoll kleiden und im Atelier Herzöge und Minister, große Dichter und Künstler empfangen.

Alle sagten mir ins Gesicht, daß ich sehr schön sei und daß sie mich sehr bewunderten.

Vornehme Damen kamen. Sie betrachteten mich durch ihr Lorgnon und waren gegen mich sehr herablassend.

Mariano war ungemein eitel auf mich. Wenn irgend ein großer Herr oder berühmter Mann mir seine Leidenschaft gestand, schmeichelte ihm das. Der junge Herzog von Eligny, ein Freund von Guy de Maupassant, erschoß sich, weil ich seine schändlichen Anträge zurückwies; und Mariano war glücklich über die Sensation, die dieser Selbstmord in ganz Paris machte.

Sein Vater drapierte mich bald als antike Statue, bald als Madonna. Er malte mich und gab Soireen, wo ich als lebendes Bild stand.

Ich ließ alles geschehen.

Dann brach der Krieg mit Deutschland aus. Mariano ging mit der Armee, sein Vater starb, und ich befand mich eines Tages auf der Straße. Herzöge und Minister wollten für mich sorgen. Ein Ekel zuckte in mir auf — ein Ekel ...

Ich mietete ein schlechtes Zimmer, zog ein ärmliches Kleid an und suchte Arbeit. Das einzige, was ich gelernt hatte, war etwas Goldstickerei. Ich war aber auch darin ungeschickt. Überdies hatten wir Krieg. Charpie und Bandagen waren notwendig, keine Stickereien. Wäre mir nicht alles, alles so grauenvoll gleichgültig gewesen, hätte ich Paris durch irgend ein Tor verlassen und mich in dem ersten besten Dorf als Magd verdingt.

Wie einstmals bei meinen Eltern, mußte ich oft hungern. Doch ich fühlte es kaum. Auch war es eine gute Vorübung für die Hungerszeit während der Belagerung.

Als Mariano mich dir schilderte: wie ich damals über die blutigen Leichname der Kommune hinweg durch die Straße gegangen, als wären es Regenlachen — da merkte ich an deinem Entsetzen, welch elendes Geschöpf ich gewesen sein muß.

Mariano kam aus Deutschland zurück — als Flüchtling! Er suchte mich. Ich hatte an gar nichts gedacht. Sonst wäre ich doch wohl fortgegangen — ganz gleich wohin. Aber nun fand er mich und sagte mir, daß er meinetwegen den Preußen entflohen wäre.

Mariano wollte leben, wie er früher gelebt hatte, und er hatte das Leben eines großen Herrn geführt. Wir waren aber ganz arm. Einen kleinen Posten wollte er nicht annehmen, und anderes fand sich nicht für ihn. Sarcey bot ihm eine Sekretärstelle bei sich an; aber Mariano wollte sein eigener Herr sein.

Er schrieb für den „Temps". Aber er schrieb nur, wenn er Lust hatte; und er hatte selten Lust. Er spielte Hazard. Aber er hatte kein Glück im Spiel. In einem Liebeshandel kam es zu einem Duell. Er verwundete dabei einen einflußreichen Mann und mußte fort aus Paris.

Ein sehr reicher Freund begleitete uns. Denn Mariano nahm mich wieder mit; und — ich ließ mich wieder mitnehmen.

Ich hatte immer Gott dafür gedankt, daß ich kinderlos blieb. Nur kein Kind von diesem Manne! Um Gottes willen nur das nicht!

Als wir in die Villa Falconieri zogen, fühlte ich mich Mutter.

Diese Verzweiflung! Gott, Gott, diese Verzweiflung!

Vielleicht brachte ich ein totes Kind zur Welt . . . Und ich schrie die Muttergottes um ein totgeborenes Kind an. Alle Nacht

lag ich in der Kapelle vor dem Altar und flehte: „Laß das Kind sterben!“

Aber das Kind lebte.

„Du tötest es,“ nahm ich mir vor in der Stunde, da ich's gebar.

Sie legten das Kind an meine Brust. Es schrie jammervoll. Als ich es tränkte, als es dann stille ward, als es an meiner Brust einschlief: da — war ich die glückseligste Mutter.

Es ist ja auch wunderbar.

Dann wußte ich vom Leben nichts mehr, als daß mein Kind auf der Welt war.

Marianos reicher Freund starb, bevor er ausgebeutet werden konnte. Anstatt Herr der Villa Falconieri zu sein, wurde Mariano der Pächter. Wiederum wurden wir arm.

Da kamst du in die Villa.

Du warst so anders, als alle Männer, die ich bis dahin kennen gelernt hatte: so ganz anders! Du warst der erste Mann, dessen Blick ich nicht schon als Beleidigung empfand. Du warst der erste Mann, der an mir nicht nur meine Schönheit sah; der erste, für den ich auch eine Seele besaß.

Ich liebte dich nicht. Wie konnte ich das, da ich mein Kind hatte? Aber ich faßte sogleich Vertrauen zu dir, hatte sogleich einen Glauben an dich, der zur Religion für mich wurde.

Mariano konnte ein solches Mysterium nicht verstehen. Er konnte nur verstehen, was war wie er selbst.

Und so gab er denn meiner stillen, schönen, friedlichen Empfindung einen häßlichen Namen.

Ich sollte „verliebt“ in dich sein.

Er verhöhnte mich mit dir. Weil er es mit seinen Mißhandlungen nicht konnte, marterte er mich täglich mit dir. Täglich schrie er mir zu, wie ich mich dir an den Hals werfen sollte, wie du mich aus Mitleid an deinem Halse lassen würdest — aus Barmherzigkeit mit der unglücklichen Frau.

Er haßte dich; denn er fühlte die Reinheit deines Lebens. Und ihm war im tiefsten Herzen nichts so zuwider wie alles geistig Helle und seelisch Schöne.

Du wärst vielleicht der einzige Mensch gewesen, von dem er

kein Geld angenommen hätte. Aber weil er wußte, daß ich darunter litt, nahm er auch dein Geld.

Er wollte mich sogar zwingen, dich darum zu bitten und hätte dann an meiner Qual seine Freude gehabt.

Da ich dich nicht bat, brachte er andere Männer ins Haus.

Sie kamen meinetwillen, und wenn sie mit Mariano am Spieltische saßen, mußte ich dabei sein.

So war mein Leben, so ward ich täglich von neuem geschändet.

So tief bin ich gesunken, so ganz und gar bin ich ohne Frauenwürde mehr.

Und du, du Guter und Reiner, erhebst mich aus dem Abgrund, reinigst mich vom Staube, weihst mich von neuem durch deine Liebe.

Dann tötete er mein Kind.

Und als ich in der Nacht nach dem Begräbnis hinausging und tun wollte, was ich längst hätte tun müssen, riefst du mich beim Namen. Da gab dein Wort mich dem Leben zurück. Da fühlte ich, daß ich dich liebte, daß ich dich vom ersten Augenblick an geliebt hatte.

Und da glaubte ich dir, was du mir in der Nacht, die meine Todesnacht hätte sein sollen, sagtest.

Es ist nicht Großmut! Keine Barmherzigkeit ist es, kein Mitleid: Auch du liebst mich!

Von Camaldoli kam der Prior, um zwischen den beiden Ehegatten zu vermitteln; und aus dem nämlichen Grund erschienen einige Väter des Tusculanerklosters.

Ich wollte nicht, daß sie Maria quälen sollten, und wünschte allein mit ihnen zu verhandeln. Doch als sie bei mir versammelt waren, trat plötzlich Maria ins Zimmer und erklärte: sie betrachte ihre Ehe mit Mariano als gelöst.

Alle Ermahnungen, Vorstellungen und Vorwürfe der guten geistlichen Herren hörte sie mit vollkommener Ruhe an. Zum Schluß sagte sie nur: ob die Priester eine Ehe, wie sie sie geführt hätte, für eine christliche Ehe hielten?

Unverrichteter Dinge kehrten die würdigen Männer in ihre Heiligtümer zurück.

Es verbreitete sich das Gerücht: Mariano wollte Mönch werden.

Fürs erste blieb er in Camaldoli, wo er eine der kleinen Einsiedeleien bezogen hatte. Hier sollte er in fanatischer Askese leben, fast keine Nahrung zu sich nehmen, die Nächte im Gebet verbringen und die Bußübungen sündiger Mönche tun. Ich war begierig, wie lange dieser Paroxismus dauern würde.

Inzwischen ließ ich Marianos Gläubiger befriedigen und alle seine Verhältnisse ordnen, wobei sich Dinge ergaben, die einem Zolaschen Roman entnommen schienen.

Für Mariano trat ich in den Pachtkontrakt der Tenuta ein.

Die meisten Leute hingen mit solcher Schwärmerei an ihrem Herrn, daß sie unter mir nicht bleiben wollten.

Ich setzte einen Verwalter und verschiedene andere tüchtige Männer ein. Sie bewirtschafteten die Tenuta nach Landesbrauch und befinden sich noch heute in meinen Diensten.

Eine Scheidung der Ehe Marias mit Mariano war, dank dem famosen Code Napoléon, nicht durchzusetzen. Nur eine Trennung der beiden Gatten war möglich. Und auch dann konnte Maria durch den machtvollen Arm des die Bürger eines Staats schützenden Gesetzes zur Rückkehr zu ihrem Mann gezwungen werden.

Mariano konnte daher unser Schicksal sein und unseren Gott spielen.

Wir sprachen niemals darüber.

Niemals wurde berührt, daß Maria erst nach Marianos Tod vor der Welt mein Weib werden konnte.

Wozu bedurften wir beide einer Ehescheidung und eines Dispenses des Papstes?

Zwei Unglückliche hatten sich schweigend die Hand gereicht.

Sie hielten die verschlungenen Hände fest ineinander geschlossen.

Vor der Welt nicht mein Weib — — Mochte doch die Welt ihren berühmten Stein aufheben und nach uns werfen. Wir würden uns steinigen lassen und zwar ohne uns darum als Märtyrer zu fühlen.

Die Welt muß nach der Strenge ihrer Sitte richten; und wir müssen nach dem Maß unserer Sittlichkeit handeln.

Ich ließ für Maria die Zimmer einrichten, die sich um die Loggia mit der kleinen Fontäne gruppieren. Aus diesen stillen Gemächern hatte sie den Blick auf die Pinienwiese der Villa Taverna und die lange Zypressenallee, welche die Ölwälder durchschneidet und zur Villa Montragone hinaufführt; auf das herrliche Sabinergebirge und die köstlichen Höhen von Tuskulum.

Hielt sie sich in diesen Räumen auf, so drang kein anderer Laut zu ihr, als das Rauschen des Springbrunnens, Vogelgesang und mitunter entfernte Musik, die, aus der ungeheuren Palastruine der Villa Mondragone tönend, wie eine Geisterstimme über den Wipfeln der Ölbäume schwebte.

Um für ihren dunkeln Ernst eine möglichst heitere Umgebung zu schaffen, ließ ich ihre Zimmer mit sehr hellen Farben ausmalen, und edle Möbel und schöne Geräte hineinstellen. Aber sie hatte an diesen Dingen keine Freude: nicht einmal an den Blumen, mit denen jeden Morgen Vasen und Schalen gefüllt wurden.

Die Trauer um ihr Kind legte sie sehr bald ab und fing an, sich mir zuliebe schön anzuziehen.

Sie besaß eine Vorliebe für sehr helles Grau. Sie sah in diesen lichten Kleidern ganz besonders schön aus — vielleicht etwas zu feierlich.

Aber auch das paßte wiederum gut zu ihr.

Ich merkte, daß sie um ihren toten Liebling leidenschaftlich trauerte. Sie zeigte es indessen niemals, besuchte niemals das Grab. Es lag eben nicht in ihrer Natur, an einer Gruft zu stehen und zu weinen.

Nachdem sie das eine Mal von ihrer Vergangenheit gesprochen hatte, tat sie es nie wieder.

Nur ein einziges Mal hatte sie mir gesagt, daß sie mich liebte: so liebte, wie ein Weib nur lieben kann! Niemals fragte sie mich wieder nach meiner Liebe zu ihr, nachdem sie es einmal aus meinem Mund gehört und meiner Versicherung geglaubt hatte. Sie wußte, daß sie nicht meine erste Liebe war; aber sie fühlte die feste Gewißheit, daß sie meine letzte bleiben würde.

Ohne Unterlaß trachtend, nur für Maria zu leben, erkannte ich darin nur einen triftigen Grund mehr, um mich in die schöne Einsamkeit der Villa Falconieri zu vergraben. Wie die Verhält-

nisse jetzt lagen, war an ein Aufhören dieser Traumexistenz gar nicht zu denken. Denn niemals würde ich Maria einem unehrerbietigen, oder nur zweifelnden Blick ausgesetzt haben.

Der Zauberkreis innerhalb der Mauern unseres leuchtenden Hauses schützte auch sie wie ein Talisman gegen alles Gemeine.

Von neuen Arbeiten und Werken hätte schwerlich die Rede sein können, wäre ich auch noch bei alter starker Schaffenskraft gewesen. Ich hatte zu viel mit unserem Seelenleben zu tun, mußte fort und fort in uns hineinblicken und über unser Geschick grübeln und brüten.

Vielleicht gelang es mir, zu entdecken, daß mein Mitleid für Maria doch Liebe war! Dann waren wir beide gerettet. Oder ich mußte befürchten, daß Maria das Opfer meines Lebens erriet; und dann waren wir beide verloren.

Wie ich uns aber auch beobachtete und bewachte; jeden Gedanken zehnfach analysierend, jedes Gefühl beständig unter die Lupe bringend — ich entdeckte bei mir nur die eine einzige machtvolle Empfindung, bei ihr nicht eine Regung von Mißtrauen.

Ich mußte mich beständig streng vor jedem Selbstverrat bewahren. Vieles in meinem neuen Leben war schwer. Aber dieses Eine erschien mir als das Schwerste. Es verzehrte meine ganze Kraft und oft überfiel mich tödliche Ermattung.

Einmal war es unumgänglich notwendig, mich persönlich nach Rom zu begeben. Seit Jahren war ich nicht dort gewesen. Ich entsetzte mich selbst darüber, wie alles auf mich wirkte, mich beunruhigte und quälte.

Ich fühlte mich auch physisch schwer krank.

Im Café Aragno genoß ich etwas. Neben mir saßen römische Literaten, von denen ich einige kannte. Aber sie erkannten mich nicht. . . . Wie ich mich verändert haben mußte — seltsam!

Übrigens war ich sehr froh, daß mich niemand erkannte.

Sie redeten von Literatur; und es wurde mir noch unbehaglicher zumute. Denn wenn sie von mir gesprochen hätten — — Aber sie nannten nur Namen, die ich gar nicht kannte.

Von mir sprach niemand.

Gott sei Dank!

Auch in der Literatur mußte vieles anders geworden sein: genau so, wie ich es vorausgesehen hatte.

Noch einmal: Gott sei Dank, daß ich mich zur rechten Zeit aus den Reihen der absterbenden Dichter davongeschlichen und mir selber das Grab gegraben hatte.

Trotzdem quälte mich alles, was die Leute neben mir sprachen. Jedes Wort wühlte in mir. Es war so wunderbar, daß ich einstmals auch ein lebendiger Dichter gewesen sein sollte und längst vergessen worden war.

Längst vergessen —

So schnell ich konnte, beendete ich mein Mahl, zahlte und ging mit abgewandtem Gesicht hinaus.

Warum wendete ich das Gesicht ab?

Auch auf der Straße fürchtete ich jeden Augenblick trotz der großen Veränderung, die mit mir vorgegangen sein mußte, daß dieser oder jener mich erkennen könnte.

Warum fürchtete ich mich, erkannt zu werden?

Zum Glück ward es bald dunkel. Mein Weg führte mich am Valletheater vorüber. Erinnerungen erwachten. Ich hatte sie längst, längst totgeglaubt. Und jetzt waren sie plötzlich da, jetzt wollten sie sich nicht zurückdrängen lassen.

Wie Geister stieg Vergangenes vor mir auf: ... Im Valletheater wurde ein neues Drama gegeben. Das Haus war überfüllt, der Beifall brach tosend aus. Das Werk riß das Publikum hin; und — es war mein Werk!

Sie riefen meinen Namen, sie jubelten mich auf die Bühne: wieder, immer wieder!

Ich sah mich selbst.

Die Toten standen auf — ich sah ein Gespenst.

Denn ich befand mich vor dem Valletheater und las den Titel des Stückes, das am Abend gespielt wurde: „Agrippina", Tragödie in fünf Aufzügen von Cola Campana ...

Wie von Geisterhänden gezogen, trat ich ins Haus und an den Schalter, wo ich mir eine Loge nahm. Es mußte noch sehr früh sein; denn es kamen sehr wenige Leute.

Aber das Stück hatte bereits angefangen und das Haus war fast leer.

Ich saß in dem öden Hause, sah meine Gestalten, hörte meine Verse sprechen . . .

Gespenster, alles Gespenster!

In dem öden Hause blieb es still — still — still.

Auf dem Zettel las ich, daß die kleine Rolle der Marcia eine Debütantin spielte.

Es war ein blutjunges Geschöpf: hoch aufgeschossen, hager, hysterisch, mit scharfen eckigen Bewegungen und einer Haltung, als wäre sie schwindsüchtig. Sie hatte eine eigentümliche Art, zu gehen: sie schob sich vorwärts. Es war sehr unschön. Ihre langen schmalen blassen Hände waren in unaufhörlicher Bewegung. Diese nervösen Hände sprachen! Sie sprachen zu den Herzen der Hörer viel beredter als meine pathetischen Verse.

Die kleinen zitternden, bleichen Hände rührten das Publikum bis zu Tränen.

Sie hatte eine Stimme ohne jeden Wohllaut. Im Grunde genommen war es eine echt italienische Stimme. Verse konnte sie mit diesem hohen schrillen, blechernen Organ gar nicht sprechen. Auch keine große Leidenschaft vermochte sie damit auszudrücken. Nur Zärtlichkeit. Da wurde die Stimme leise; leise und weich. Da flüsterte und koste die harte, herbe Stimme; da lockte und lächelte sie.

Ja, und was sie sonst noch ausdrücken konnte, das war Gram, Liebesschmerz, Herzeleid, Trauer, Wehmut, stille todmüde Verzweiflung.

Alle Töne eines zärtlichen, verratenen, gebrochenen Frauenherzens!

Ihr Gesicht war häßlich . . . Wie? Oder war es schön?

Ich wußte es nicht.

In diesem Augenblick erschien es mir entschieden häßlich, im nächsten entschieden schön — wunderschön!

Es war ein beständiger Wechsel in diesem kleinen, hageren, süßen Gesicht.

Alles darin war Ausdruck.

Und der Ausdruck war eben alles.

Sie debütierte also: in Rom debütierte sie! Von ihrem Erfolge hing ihre künstlerische Zukunft ab; und sie hatte es nicht einmal für nötig befunden, sich zu schminken.

Noch dazu im antiken Kostüm!

Aber ihre Augen —

Diese großen, weitoffenen, düsteren Augen; diese traurigen leuchtenden, märchenhaften Augen; diese rätselhaften, unergründlichen, unvergeßlichen Augen!

Es waren die Augen einer großen Künstlerin, die Augen einer echten Tragödin! Und — es waren die Augen einer unglücklichen, kranken Frauenseele.

Das Haus war tief betroffen. Zuerst flüsterte man. Es wurde sehr unruhig.

Dann Totenstille.

Man saß wie gebannt und hörte die schmerzlichen Lippen flüstern, die ruhelosen Hände reden, diese schwermütigen, glänzenden Augen eine tragische Liebesgeschichte erzählen.

Als die kleine Rolle zu Ende gespielt war, raste das Publikum.

Um das Werk kümmerte sich niemand. Das Werk gehörte zu den abgetanen Dingen, zu dem fortgeworfenen, vergessenen Überfluß.

Das Werk war tot!

Das Werk und der Dichter.

Aber der jungen Schauspielerin und der Bühne, darauf sie souverän herrschen würde, gehörte die Zukunft.

Friedlich und feierlich war später mein Heimritt in der Vollmondnacht durch die Campagna. Ich ließ mich von den Lichtfluten wie in ein himmlisches Kleid hüllen und von dem großen Schweigen der Natur mit einem Hauche göttlicher Ruhe erfüllen.

Dann befand ich mich zu Hause!

Schon im Hohlwege bei der Villa Lancellotti kamen mir meine drei jungen weißen Wolfshunde entgegengerast. Sie sprangen am Pferde in die Höhe und heulten vor Freude über die Heimkehr des Herrn. Dann streckte mir durch das hohe Tor der alte Eichbaum seine gewaltigen Äste entgegen, und der wachsame Falke über demselben grüßte mit ausgebreiteten Flügeln. Dann umfing mich der Silberschimmer des Ölwaldes, die Dämmerung des Steineichenhains. Dann trat ich ein in mein liebes einsames Haus, in mein schönes Asyl.

Maria erwartete mich in der Halle; und sie hatte dort gewiß seit Stunden gewartet.

Mit heimlicher Sorge sah sie mir in die Augen.

Ich konnte jedoch lächeln.

Ja! Ich war ein toter Poet; aber — es schmerzte nicht mehr.

Sehr bald darauf lernten wir Euch kennen.

Wißt Ihr noch, wie es kam?

Wir erinnern uns jeder Einzelheit, und so oft wir daran denken, danken wir dem Geschick für Eure Freundschaft.

In der Villa Muti war's, in der „Rosenvilla". Ich wollte sie Maria in der Blütezeit zeigen, und selbst meine kühle Maria sagte: „Es ist schön."

Rosen — Rosen — Rosen!

Maréchal-Niel und Gloire de Dijon und Malmaison und die wunderschöne Königin: la France!

Rosen — Rosen — Rosen!

Sie stiegen zu beiden Seiten der Straße wie Bollwerke empor, krochen auf allen Wegen hin, kletterten an allen Balustraden empor, durchwucherten alle Boskette, füllten alle wasserleeren Fontänen und Römersarkophage. Sie umrankten die antiken Säulen und Statuen, die Stämme der Pinien und Steineichen. Sie schwangen sich von einem Baum zum anderen, stürzten sich aus den Wipfeln herab, hingen wie rosige Teppiche von den Wänden der Villa nieder. Sie sproßten aus den Stufen der Treppen, aus den Fugen der Mauern, breiteten sich zu Feldern aus.

Rosen — Rosen — Rosen!

Wir kamen in ein Labyrinth von engen dunklen Lorbeergängen, die uns über eine kleine Brücke auf ein von trüben Wassern umflossenes Inselchen führten. In dem Teich wuchsen Kallas und Lilien; und die hohen Gebüsche ringsum durchleuchteten wiederum Rosen — Rosen! Auf dem winzigen Eiland stand ein alter Erdbeerbaum, darunter eine Büste der Zenobia aufgestellt war. Antike Kapitäle und gestürzte Altäre standen als Sitzplätze umher.

Hier waret Ihr!

Den Schoß voller Rosen, saß Deine Frau unter dem schönen Baum. Sie trug ein leichtes weißes Kleid und erschien mir wie

der Genius des Ortes. Auch Du gefielst mir mit Deinen ernsthaften Augen und Deiner freundlichen Stimme recht gut.

Wir beide sprachen miteinander ... Aber Maria blieb scheu zurück und schaute unverwandt auf deine Frau.

Da wählte diese die schönsten Rosen aus ihrem Schoß, ging auf Maria zu und reichte ihr mit einem Lächeln den Strauß.

Es waren die ersten Blumen, die meiner armen Maria Freude bereiteten.

Damit begann es. Denn dann kamt Ihr in die Villa Falconieri und wart gleich so verständnisvoll für mich sonderbaren Schwärmer, gleich so entzückt von meiner lieben Maria. Nachdem Ihr wieder gegangen wart, empfanden wir beide zum erstenmal, wie — einsam wir eigentlich waren.

Doch Ihr kamt wieder und wieder, nicht duldend daß wir uns auch vor Euch verbargen und verkrochen. Und Ihr kamt wieder und wieder, auch nachdem ich Dir gesagt hatte daß Maria nur vor allen guten Geistern des Himmels meine Frau sei.

Und wir liebten Euch.

Einmal machte ich eine Entdeckung, die mich im höchsten Grade erschreckte.

Ich hatte mir nämlich eingebildet, ausschließlich für Maria zu leben; und ich mußte schließlich erkennen: Maria lebte ausschließlich für mich.

Wie war diese vollständige Wandlung in unserem Verhältnis nur vor sich gegangen? So tief heimlich vor sich gegangen, daß ich davon nichts gemerkt hatte?

Wie war es überhaupt möglich gewesen, gar nichts zu merken, wo ich uns beide doch fort und fort belauschte und belauerte?

Waren meine Organe bereits stumpf geworden, war ich denn kein feinfühliger Geist mehr, hatte ich mich in einen selbstsüchtigen Menschen umgewandelt?

Ich, der ich mich selbst hatte verleugnen wollen?!

Konnte jahrelange ernsthafte Selbstbetrachtung, lediglich zum Zweck läuternder Selbsterziehung angestellt, schließlich Selbstsucht erzeugen? Konnte ein an sich edles Wollen die häßlichste Wirkung haben?

Denn es gibt unter der Sonne nichts Häßlicheres als Selbstsucht!

Fortan beobachtete ich unser beider Seelenleben von einem ganz neuen Gesichtspunkte aus. Und zwar beobachtete ich unerbittlich scharf, daß mir nichts — gar nichts entgehen konnte. Mein altes heftiges, durch das lange Schweigen der Einsamkeit eingelulltes Mißtrauen gegen mich selbst wurde jetzt aufgerüttelt und zum unerbittlichen Wächter über mich selbst gestellt.

Jetzt mußte ich mich in acht nehmen!

Mit welcher meisterhaften Kunst Maria verstand, ausschließlich für mich zu leben und mich dabei in der Illusion zu erhalten: ich lebte ausschließlich für sie! Nur eine Frau vermag diese schwerste Kunst der Täuschung zu solcher Vollendung zu bringen, nur eine liebende Frau! Ganz heimlich ging sie zu Werke, ganz leise. Aber ich kam doch hinter ihre lautlos schleichenden Liebestaten. Kein Samariter konnte einen hoffnungslosen Kranken mit solcher Barmherzigkeit pflegen wie Maria mich.

Dabei versuchte sie fort und fort, mir einzureden: ich wäre vollkommen gesund, und sie allein bedürfe der liebevollen Sorgfalt des Wärters. Und dieser wäre ich für sie! Immer und immer hatte sie das stille leuchtende Lächeln des dankbaren Patienten für seinen gütigen Arzt. Sie benahm sich, als empfinge sie fort und fort Wohltaten und Almosen; während sie doch fort und fort mir Wohltaten erwies.

Fast schien es, als wäre nicht ich der Mitleidige, sondern sie.

Und wie sie sich abquälte, mich zu überzeugen, daß ich auch jetzt noch wertvolle dichterische Werke würde zu schaffen vermögen! Erwiesen sich abends ihre Bemühungen als erfolglos, begann sie am nächsten Morgen damit von neuem. Auch bei diesen Unternehmungen ging sie wundervoll leise zu Werke.

Sie wollte meinen Ehrgeiz wecken. Aber der war längst tot. Sie wollte mir den Glauben an mich selbst wiedergeben. Aber den hatte ich ja niemals besessen. Sie wollte mich überzeugen, daß ich immer noch nicht vergessen und verschollen wäre. Aber ich wußte es besser. Jetzt tat sie ihr äußerstes, indem sie versuchte, mich der Villa Falconieri zu entreißen — meiner geliebten Zufluchtsstätte, meinem köstlichen Ruheort, meinem wonnigen Grabe!

Welche Mittel und Künste sie anwendete! Was ihre Liebe ihr alles ersinnen half, ihre hilflose Angst ihr eingab ... Und alle diese bangen Versuche ganz still, beinahe wortlos. Dafür freilich um so beweglicher. Wenn ich mich nicht überzeugen ließ, so hatte diese scheinbare Gefühllosigkeit ihren Grund in der Erkenntnis, daß Maria über mich in einem schweren Irrtum befangen war. Ich kannte mich eben besser.

Wir lebten so hin ...

Von meinem Balkon aus konnte ich beobachten, wie im Lauf der Jahre das neue und neueste Rom entstand: Roma nuova! Die schimmernde Häusermasse rückte aus dem Bett der sieben Hügel weiter und weiter in die menschenöde Campagna hinaus. Das neue Rom glich einem Riesenpolyp. Nach allen Seiten streckte das häßliche Ungetüm seine Fangarme aus. Es umklammerte den erhabenen Leib der königlichen Landschaft, saugte sich daran fest, saugte ihr die majestätische Schönheit aus.

Von der Villa Falconieri aus sah ich das elektrische Licht seinen triumphierenden Einzug in die Hauptstadt des Königreichs halten. Am Bahnhof leuchtete es zuerst auf. Dann griff der grelle Glanz um sich: vom Lateran bis zum St. Peter!

Diesen bestrahlte die künstliche Nachtsonne der neuen Zeit nicht, dieser ließ sich von keinem Lichte erhellen, das von der Erde war. Groß und still und einsam, wie in feierlicher, ewiger Öde, steht er am Tiberstrand. Er duldet den Widerschein, der vom Quirinal auf ihn fällt, und weiß in seinem Ewigkeitsbewußtsein, daß der Glanz, der von seinem Allerheiligsten ausgeht über die Welt, alle irdischen Flammen erstickt.

Und ich sah von meinem leuchtenden Hause aus zu, wie das greise Antlitz der Campagna, selbst wo sie von Rom weit entfernt war, Jahr für Jahr, Zug um Zug sich verwandelte, scheinbar verjüngte.

Es war, als würde eine tote große Monarchin für die Aufbahrung hergerichtet. Man schminkte ihr sogar die fahlen Wangen und versuchte die Majestät des Todes zu entstellen.

Aber die teilweise Zerstörung des großen Kirchhofs der Weltgeschichte ließ auf die römische Landschaft blühendes Kulturleben

niederströmen; und nur der Maler oder Phantast durfte von Entstellung reden.

Ich sah die trostlosen Öden in reiche Felder sich wandeln, sah das braune Brachland mit fruchtbaren Siedelungen sich bedecken, sah die schönen Eukalyptuswaldungen wachsen und sich ausdehnen.

Es ist der Kampf modernen Geistes gegen den Würgengel der Malaria, die seit Jahrtausenden der böse Genius des Ortes ist. Und das wird sie auch trotz alledem bleiben. Man kann den Dämon durch die Mittel unserer großen Kultur wohl betäuben, aber nicht töten.

Diese Wandlungen der römischen Landschaft, deren Zeuge ich bin, sagen mir, daß die Jahre vergehen. Wir altern. Marias goldbraunes Haar durchschimmern bereits die ersten Silberfäden; und ich selbst komme mir vor wie ein Greis. Bisweilen — nur bisweilen — erwacht in mir ein Etwas wie eine letzte Regung von Jugend. Ich empfinde dieses viel zu späte Erwachen jedesmal an einer dumpfen, dunklen, unendlichen Sehnsucht.

Sehnsucht — wonach?

Demnach wäre es wahr, daß wir uns sehnen, also noch hoffen können, also an ein Glück für uns glauben, so lange wir überhaupt leben, und daß nur die Toten in Wahrheit entsagen?

Und wir beide leben so hin ...

Ohne die Leiden, die das Leben dem Menschen bringt, und mit den Freuden, die ihm die Einsamkeit schenkt. Ich habe Frieden gefunden. Und wenn ich in jenen seltenen Momenten der Sehnsucht empfinde, daß es ein Kirchhofsfrieden ist, so — beklage ich mich nicht.

Und Maria?

Sie ist das verschlossenste und herbste, das edelste und vornehmste Geschöpf! Sie ist von einer Lauterkeit der Empfindung, einer Wahrhaftigkeit des Wortes, von einer stillen, strengen, einfachen Größe, von der ich beim Weibe nichts gewußt hatte, bis ich dieses Weib fand.

Sie wird niemals liebenswürdig sein können; aber sie ist immer verehrungswürdig.

Und immer ist sie bereit, für mich sich selbst zu vergessen und aufzugeben.

Wie sie ist, so ist sie ein herrliches, ein mir heiliges Wesen.

Aber sie ist durch das Schicksal zermalmt worden.

Und ich hatte mir's zur Lebensaufgabe gemacht, ihre Schmerzen zu lindern, ihre Wunden zu heilen. Mit festem Willen, mit allen Kräften versuchte ich, meine Mission zu erfüllen.

Habe ich sie erfüllt?

Ich suche beständig die Antwort in ihrem Gesicht zu lesen. Es ist immer dasselbe blasse und stille, ernste und milde Antlitz.

Ich suche ruhelos die Bestätigung in ihrem ganzen Wesen zu finden.

Es ist stets das gleich pflichtfreudige und pflichtstrenge, sich selbst verleugnende und aufopfernde Wesen.

Ich suche die Erwiderung auf meine bange Frage angstvoll und immer angstvoller in meinem eigenen Herzen.

Ist Maria glücklich?

Sie hat sich so verändert — — Ich kann mir's nicht mehr vorstellen, daß diese milde, stille Frau dieselbe ist, die mir damals in Carlo Marattas Frühlingszimmer die schreckliche Geschichte der unseligen Ottavia Sacchetti erzählte: mit solchem Blick solcher Miene!

Das Leben, das Marias schönes Antlitz einst verzerrte, hat daraus jede Spur einer Entstellung verwischt, hat es zu einem unbeschreiblich schönen, unaussprechlich traurigen Frauenantlitz gemacht.

Nein: sie ist nicht glücklich! Nein, nein: ich habe meine Aufgabe nicht erfüllt!

Bin ich denn glücklich?

Aber auf mich kommt's nicht an.

Ich muß anders fragen: Würde Maria glücklich sein, wenn sie wüßte, daß ich es wäre?

Es liegt etwas zwischen uns.

Etwas Dunkles, Geheimnisvolles, Unheilvolles!

Was ist es?

Ist es Mariano?

Er ist noch immer nicht verdorben und gestorben. Maria ist noch immer nicht frei, er kann uns noch immer als Gespenst schrecken.

Aber — Mariano ist es nicht, was zwischen uns steht.

Ist es vielleicht jene Sehnsucht, die immer noch, immer noch in mir ist und nach Leben schreit: nach lebendigem Leben!

Dann wäre es die Einsamkeit, der ich mich ergeben habe und die mein Verderben geworden?

Nicht die wonnevolle Einsamkeit der Villa Falconieri; sondern die tödliche Einsamkeit meines Herzens ...

Der Strom des Lebens flutet frei dahin;
Im Sonnengolde leuchten auf die Wogen —
Ich aber stehe abseits, tief im Dunkeln ...

Wenn ich nachts nicht schlafen kann und auf meiner Wandelbahn auf und ab gehe, stundenlang auf und ab! — so sehe ich jetzt immer Nacht für Nacht ein Licht.

Es strahlt unter mir und kommt aus einem Fenster der Villa Taverna, die dem bankerotten Fürsten Borghese gehört und von diesem an den Prinzen von Sora vermietet ward.

Nacht für Nacht begrüßen sich seit einiger Zeit die beiden Schwesterlichter; denn der zuckende Funken unter mir strahlt auch so allein.

Heute sagte mir Maria, das einsame Licht brenne Nacht für Nacht im Zimmer der Prinzessin.

Sie soll sehr jung, sehr schön und auch — sehr unglücklich sein.

Auch sehr unglücklich — —

Sie dauert mich!

Die Prinzessin von Sora an die Herzogin Vere de Vere Vere-House, London, England

Frascati, Provincia di Roma,
Villa Taverna-Borghese, am ersten März 1892

Aber, Madame Charme, herrliche Madame Charme! Was hat Deine allerliebste, unwiderstehliche, süße Viviane Dir zuleide getan, daß Du so schrecklich böse auf sie bist? Mit der strengsten Richtermiene Deines platonisch schönen Angesichts schiltst Du sie eine „unverbesserliche Mondaine"; und sie ist doch nur ein armes kleines Ding, ein recht armes kleines Ding!

Übrigens hast du gut schelten. Du sitzest in Deinem prächtigen Vere-House; und wenn Du in London bist, so ist in London die Season. Du hast einen himmlischen Mann, der Dich vergöttert, hast zwei engelhafte Kinder, die Du anbetest; Du wirst verehrt, bewundert, gefeiert; Du wirst gefürchtet, gehaßt, geliebt; Du bist unheimlich geistreich, erstaunlich tugendhaft; und vor allem bist Du vom Scheitel bis zur Sohle Madame Charme!

Und ich — — was habe ich?

Einen Gatten, den ich, wie ich beschwören kann, niemals auch nur für eine Sekunde adorierte, und keine Kinder — Gott sei Dank, keine Kinder! Gott sei inbrünstiger Dank mein Leben lang ... Für diesen Mangel an allem Glück besitze ich allerdings Smaragden, die fast noch größer sind als der berühmte Schmuck unserer schönen Königin.

Was bin ich?

Ein Kind von zweiundzwanzig Jahren, das sich selbst leidlich hübsch findet, mitunter ziemlich liebenswürdig sein kann; das nicht grade dumm, aber unausstehlich kapriziös ist. Dabei sehr elegant! wirklich wundervoll elegant! Resümé: Viviane, Prinzessin von Sora ist ein kleines süßes Ding; ist ein wunderliches tolles Geschöpf; ist ganz und gar grande dame; ist durch und durch eine herzbestrickende, jedoch vollkommen herzlose Törin; ist halb Sphinx, halb Sirene, bald Engel, bald Teufel; ist — „nehmt alles in allem" — vom Scheitel bis zur Sohle ein Weib!

Und mit so vielen weltlichen Eigenschaften ausgestattet, soll ich, wie Du mir vorwirfst, eine absolut unverbesserliche Mondaine sein?

Weshalb sollte ich mich bessern?

Nur deswegen, weil ich bin, was ich bin?

Ich besitze nicht nur meine echte Evanatur; ich habe auch den Mut, meine Natur aller Welt zu zeigen: »Voilà une femme!«

Und weswegen sollte meine Natur nicht von A bis Z mondaine sein, da ich es sicher bereits im Mutterleib war?

Wurde ich denn für etwas anderes erzogen, für irgend etwas anderes?

Kam ich etwa zu einem anderen Zweck überhaupt auf die Welt?

Laß uns doch um Himmels willen nicht empfindlich sein!

Der einzige Zweck meiner ganzen irdischen Existenz ist: nach Möglichkeit weltlich zu sein. Und einer Frau ist vieles möglich.

Bist Du entsetzt?

Madame Charme, philiströse, wunderliche kluge Madame Charme — denke doch!

Meine Eltern steckten mich freilich ins Kloster. Dort war es schön; denn dort warst Du!

Madonna mia, wie unschuldig glücklich wir waren! Begreifst Du heute, daß ein Mensch so unschuldig und so glücklich sein kann? Wie ein junges niedliches Tier ... Welche Träume hatten wir nicht, wonach sehnten wir uns nicht, worauf hofften wir nicht? Auf Wunderdinge. Unter diesen befand sich auch ein gewisser junger distinguierter Mann von angenehmem Äußern, von dem wir rasend geliebt wurden, den wir rasend wieder liebten. Zu dumm!

Wir hatten Ideale ... O Gott!

Endlich fort aus dem Kloster, fort von den frommen, guten einfältigen Schwestern. War das eine Seligkeit!

Die große Welt, die ganz große Welt! ... Zugleich die Welt wie sie ist; und nicht, wie sie zu sein scheint: die unerbittlich grausame Welt der Wirklichkeiten.

Eine gute Realistin steckt übrigens zum Glück in mir. Evviva a realità!

Wundervolle Realitäten waren auch die ersten Toiletten von Worth, war die erste Cour, die Vorstellung bei den Majestäten, die gnädige Anrede der Königin. Dann Visiten, Korsofahrten. Folgten Oper, französisches Schauspiel, Bälle, Routs. Folgten die Wettrennen in der Campagna und die Feste im Quirinal, die heiligen Funktionen in der Sixtinischen Kapelle. Und überall und immer Schmeichelei, Heuchelei, Lüge — die freche häßliche ekelerregende Lüge der Gesellschaft.

Sie war auch eine absolute Wirklichkeit ...

Sehr frühzeitig dann die Entdeckung: Du bist schön! Zugleich die Ahnung von allem, was eine schöne Frau bedeutet und vermag — was überhaupt die Frau ist.

Damit Erkenntnis.

Und mit der Erkenntnis keine Unschuld mehr, keinen Glauben mehr, keine Illusionen mehr, kein Glück.

Plötzlich siehst Du einen, irgend einen! Und dieser eine, einzige —

Aber das läßt sich nicht sagen. Es ist auch so traurig. So traurig und so kurz. Kaum ein scheuer Blick Aug in Auge; kaum ein leises bebendes Wort. Es genügt, um Dir ein Erschauern durch Deine ganze Seele zu geben, Dich in einen Taumel, einen Rausch zu versetzen, Dir einen Anfall von Tollheit zuzuziehen. Doch alles ist sogleich wieder vorbei — alles!

Und das für zeitlebens ...

Gegen Ende Deiner ersten Saison bist Du bereits verlobt — natürlich mit einem anderen, vielleicht mit dem ersten besten. Du kennst diesen Mann, dessen Weib Du werden sollst, so gut wie gar nicht.

Es ist Dir auch einerlei.

Und das ist von allem das Traurigste.

Glückwünsche, Visiten: als „glückliche Braut". Der Trousseau.

Das ist wundervoll! An der Stickerei des Brautschleiers arbeitet ein halbes Dutzend armer bleicher Mädchen. Wenn die Herrlichkeit fertig ist, wird sie im Palais ausgestellt und die Zeitungen bringen eine genaue Schilderung. Man beneidet Dich. Wie glücklich Du sein mußt!

Die Hochzeit. Die Hochzeit mit einem Fremden.

Häßlich, so häßlich!

Die Ehe. Die Ehe mit einem ungeliebten Mann.

Trostlos, so trostlos!

Und Du hast noch immer Deine junge törichte, unersättliche unsinnige Sehnsucht.

Das ist das Trostloseste!

Und dann?

Eine Öde, eine Leere, ein Nichts.

Und dann schiltst Du mich „eine unverbesserliche Mondaine"! Wenn man versucht, die Leere mit etwas auszufüllen: mit irgend etwas!

Da Du einmal leben sollst, mußt Du wenigstens leben können.

Oh, Madame Charme! Du unverständig-weise böse-liebe Madame Charme!

Ist das nicht artig von Deiner niedlichen Viviane, daß sie alle ihre Sünden zu Dir trägt?

Ich sage Dir: meine Sünden werden einstmals Legion sein. Doch Du bist ein Meer von Erbarmen.

Ich will sündigen, damit Du Dich üben kannst, barmherzig zu sein.

Übrigens hat Deine „Unverbesserliche“ nicht einmal mit den Wimpern gezuckt, als wir schon jetzt, beinahe mitten im Winter, in die Villeggiatur gingen: „aus Rücksichten für meine stark angegriffene Gesundheit“. Ich huste nämlich seit Ende des Karnevals und färbe mitunter das Taschentuch mit einem höchst interessanten Rot. Mein tief besorgter Gatte bestand darauf, mich in meine ländliche Verbannung zu begleiten.

Du siehst, wir können auch ritterlich sein.

Zum Glück liegt die Villa Taverna nur eine Viertelstunde von Frascati; und Frascati mit der Bahn nur fünfundvierzig Minuten von Rom. Mein tief besorgter Gatte kann also bequem in einem gewissen, entzückend möblierten Villino vor der Porta Pia soupieren und sich am nächsten Tag beim Lunch nach meinem Befinden erkundigen.

Auch beginnt schon im April, gleich nach den Rennen bei den Capannelle, die Wachteljagd.

Was mich betrifft, so will meine Kammerfrau, für die ich — trotzdem sie eine echte Pariserin ist — beinahe eine Heldin bin, einige neue Frisuren probieren.

Also ist hier draußen auch für meine Zerstreuung hinreichend gesorgt.

Ob ich lese?

O ja!

Was ich lese?

Natürlich Romane! Französische Romane — natürlich! Könnte eine Mondaine überhaupt etwas anderes lesen?

Ich habe bei meiner Lektüre eine interessante Entdeckung gemacht: Wir Ehefrauen der großen Welt sind lediglich deshalb verheiratet worden, um früher oder später die Ehe zu brechen.

Es kommt nur darauf an, mit wem? Und das ergibt gewöhnlich ein Zufall.

Sollten wir jedoch das Unglück haben, plötzlich unser Herz zu entdecken und einen andern Mann von ganzem Herzen zu lieben — was sage ich? Einen anderen Mann anzubeten, für ihn zu verderben und zu sterben, so nützt uns — jetzt gib wohl acht! — so nützt uns, um wieder geliebt zu werden und womöglich wieder geliebt zu bleiben, weder unsere Schönheit, noch unsere Güte; weder unsere Empfindung, noch unsere Liebesgewalt. Nicht das allergeringste nützen sie uns!

Denn dergleichen sind für den modernen Mann Empfindsamkeiten, Geschmacklosigkeiten, Unbequemlichkeiten.

Aber — Du gibst doch gut acht? — der von uns geliebte Mann wird uns wieder lieben, wird uns „ewig" lieben, uns endlos begehrenswert finden, wenn — wir die Kunst, zu lieben, verstehen: l'art de l'amour! Ich muß es wirklich französisch sagen ... Auf unsere Kapricen kommt es an, auf unsere Koketterien, auf unsere kleinen und großen Raffinements. Lediglich darauf!

Nicht unsere Anmut und unser Geist sind maßgebend; sondern der Esprit, mit dem wir Konversation machen, die Grazie, mit der wir in unserem Salon empfangen. Bist Du nichts anderes, als eine liebenswürdige und dabei anständige Frau, so wirst Du in diesem Liebeskampf rettungslos verloren sein; siegen darin wirst Du mit Hilfe Deiner exquisiten Parfüms, Deiner faszinierenden Negligés, Deines ganzen perfekten — oder perversen Schicks.

Ob wir eine schwarze oder blaßrote Corsage tragen, kann unser Schicksal entscheiden; und die Art, mit der wir durch einen Salon schreiten, unsere Handschuhe knöpfen, unseren Fächer hinlegen, uns in einen Fauteuil schmiegen, kann uns unter Umständen den Geliebten erhalten, oder uns um ihn bringen.

Glaubst Du mir nicht, so frage bei den Franzosen an: sie wissen Bescheid. Sie kennen die Männer und — hélas! — sie kennen uns Frauen.

Kennen sie uns wirklich?

Dina, ach Dina! Wenn sie uns wirklich kennen sollten, wenn wir wirklich so sind, wie sie uns schildern — so müssen sie uns verachten.

Wir werden es nicht besser verdienen.

Gestrenge holdselige Beichtmutter — jeden Tag mache ich Dir meine kleine herzige Konfession; und am Ende der Woche packe ich meine ganze irdische Sündhaftigkeit fein säuberlich zusammen, kuvertiere und adressiere sie zierlich, drücke mein wunderhübsches Siegel darauf und schicke den ganzen reizenden Pack Weltlichkeit, als kostbares Gut rekommandiert, der Herzogin Vere de Vere nach London. Und ist der dicke dicke Brief glücklich auf der Post, fühle ich mich aller Sünden los und ledig; denn: Du absolvierst mich gewiß!

Gefällt Dir mein neues breites Schreibpapier: couleur mauve, mit der Lebensdevise in mattem Taubengrau: „Nichts lieben — nichts glauben!"

Und findest Du die Idee der Kamee auf meinem Siegelring: „Amor mit einem Totenschädel spielend", nicht geradezu allerliebst?!

Was sagst Du zu meinem letzten Parfüm? Es wird in Paris eigens für mich destilliert und darf nicht in den Handel kommen, was mir, en parenthèse, ein Vermögen kostet. Ich lasse den märchenhaften Duft nach einem alten Rezept herstellen, welches ein blutjunger Gelehrter, der so weise ist, Deine kleine unbedeutende Viviane sinnverwirrend reizend zu finden, in der Vatikanischen Bibliothek aufgestöbert hat. Es soll das Haarwasser der Lucrezia Borgia gewesen sein.

Ist das nicht pikant?

Dir jeden Tag meine bescheidene, aber wahrhaftige Konfession zu machen, ist mir hier auf dem Lande bereits so zur Gewohnheit geworden, wie dies in Rom meine tagtägliche Korsofahrt war. Auch die Weltlichste von uns muß auf der Welt wenigstens einen — einen Menschen haben, vor dem wir unsere Seele entkleiden können: Hülle für Hülle, Schleier auf Schleier, bis wir zuletzt dastehen, nackt und bloß, ohne Schande und Scham, so schön oder so häßlich, wie der Himmel uns schuf.

Übrigens möchte ich mich selbst in diesem tiefsten déshabillé nicht sehen.

Denn trotz all Deiner Moralpredigten ahnst du nämlich noch immer nicht, was für ein ungeheuerliches winziges Wesen ich bin.

Es liegt etwas in mir!

Vielleicht etwas sehr Hohes und Herrliches — könnte dieser

und jener meinen, vielleicht etwas sehr Schlimmes und Schreckliches — meine ich selbst.

Denn ich selbst werde mir mehr und mehr bewußt, daß ich — aus Neugierde etwa — fähig wäre, irgend eine Untat zu verüben.

Ich will Dir von meiner Frivolität ein Beispiel geben. Stelle Dir vor: ich hätte einen Menschen unsinnig lieb; und dieser Mensch stürbe; und ich wäre bei seinem Begräbnis halb von Sinnen, ganz in Verzweiflung.

Und an der Leiche dieses geliebtesten aller Menschen fiele mir plötzlich etwas sehr Komisches ein.

Ich bin heilig überzeugt, daß ich laut auflachen würde.

Vielleicht nehme ich tags darauf Gift — vielleicht!

Aber laut auflachen würde ich trotzdem.

Ist das verbrecherisch, oder ist das einfach verrückt?

Ich wünschte, ich könnte Messen lesen lassen aus Dankbarkeit gegen den Himmel, weil ich keine Kinder habe und weil ich meinen Mann verachte.

Es möchte sonst einmal fürchterlich mit mir werden.

Vielleicht besitze ich gar kein Talent zur Liebe, oder zur Leidenschaft. Und Talent muß der Mensch zu allem haben — selbst um Glück ... Es würde mich grausen, Entsetzen würde mich packen, sollte ich bei mir plötzlich ein Talent zu einer dieser merkwürdigen Empfindungen entdecken müssen: so, *wie ich nun einmal bin!*

Eben darum will ich nichts lieben, nichts glauben.

Ich will nicht!

Ich habe solche Angst, weil ich mich kenne und wiederum ganz und gar nicht kenne.

Es ist so unheimlich.

Ich fürchte mich vor mir selbst, als wäre ich mein eigenes Gespenst.

Du willst „alles" über die Villa Taverna hören? ...

Ist es nicht vollständig einerlei, wo wir leben? Was bedeutet eine Wohnung, wenn wir doch immer in uns selbst bleiben müssen?

Ich versichere dich: immer!

Ich möchte mein Haus so einrichten, genau so, wie ich in meiner geheimsten Seele bin, die ich weit, weit vor Dir aufschließe — soweit ich eben kann.

Vermutlich würde es dann sonderbar bei mir aussehen; und meine strenge sittsame Madame Charme würde über so viel „Raffinement" bedenklich ihr schönes Haupt schütteln.

Stoffe müßten mich umschimmern, Farben mich umlodern, die — wie könnte ich's nur ausdrücken, damit Du mich verstehst? ... Es müßte wie Musik sein, wie leise, süße, weiche, alle Sinne bestrickende, wollüstige Musik.

Dazwischen grelle Mißtöne, Seufzer, Schluchzen, ein schriller Jammerlaut —

Alles um mich müßte sein wie der Duft einer exotischen Blume: schwer, schwül, betäubend, berauschend, sinnverwirrend, eine brausende Symphonie giftiger Wohlgerüche.

Um nun wieder in die Welt der Wirklichkeiten zurückzukehren, so höre hier einiges über die Villa Taverna-Borghese bei Frascati, zwölf Meilen von Rom.

Es ist ein altes, häßliches, kastenförmiges, jedoch „historisches" Gebäude; denn irgend ein berühmter Kardinal aus dem sechzehnten Jahrhundert hat das Landhaus gebaut und irgend ein großer Papst aus der Familie Borghese hat es bewohnt. Es gibt, glaube ich, nur einen Borghese, der Papst war? Du weißt, wie ungebildet wir Römerinnen sind.

Das Haus ist ein Durcheinander von Hallen, Zimmern, Sälen und Korridoren; und ein halbes Dutzend amerikanischer Nabobs könnte sich mit all dem antiquarischen Krimskrams seine Paläste ausstatten. Aus meinem Salon ließ ich alles hinauswerfen. Ich ließ den Plafond von Eurem famosen Walter Crane ausmalen, die Wände mit nilgrünem Atlas tapezieren, darin in natürlicher Größe silberne Marienlilien eingewirkt sind, und der abscheuliche Ziegelsteinboden wurde mit einem mattvioletten Smyrnateppich und darüber ausgebreiteten weißen Bärenfellen bedeckt. Mein Diwan besteht in einer mysteriösen Aufhäufung von allerlei Weichem und Warmem, Weißem und Schimmerndem; denn ich werde hier sicher noch im Mai frieren.

Bereits im Kloster waren, wie Du weißt, die stillen bleichen

Madonnenlilien meine Lieblingsblumen. Ich schrieb Dir wohl, daß mein Gatte so höflich war, in unserem Palais neben meinem Boudoir ein eigenes Lilienhaus erbauen zu lassen, damit ich den ganzen Winter über von den hohen schlanken, frommen Blumen umblüht würde. Unser römischer Gärtner schickt täglich eine Sendung heraus; und ich lasse die Lilien in sehr schönen alten Japaner Bronzen rings um meine Polster aufstellen, so daß Euer himmlischer Burne-Jones selbst Deine blasse wunderholde Viviane als „Madonna unter Lilien" verewigen könnte. Dazu stelle Dir vor: ich kleide mich jetzt ausschließlich in Weiß; und zwar in einer Manier, die mir gestattet, von mir behaupten zu dürfen: »La mode c'est moi!«

Du willst immer noch mehr über unser neues Frascataner home hören?

Ich entdecke hier bei mir einen neuen Sinn: den Sinn für Natur.

Lächle nur, boshafte Madame Charme!

Erinnere Dich übrigens, wie ich bereits in unserem Heiligtum über Form und Farbe einer Blume, über die Gluten des Abendrots auf dem schwarzen Stamm einer Steineiche; oder wie unser bunter Klostergarten allmählich in Dämmerung und Nacht versank, geradezu in Ekstase geraten konnte. Und einmal beschrieb ich Dir ein Feld blutroter Anemonen unter silberhellen Ölbäumen so wundervoll, daß Du damals behauptetest: Deine eitle, rein äußerliche, nur an Weltlichkeit denkende, nur für Weltlichkeit lebende Viviane wäre ein Stück atmender Poesie — nur ein Stücklein.

Im Ernst, Liebste! Ich sehe hier nicht allein die fromme Schönheit meiner Lilien; sondern auch die biblische Größe der römischen Landschaft.

Ich bin hier nämlich ganz umgeben von ihrer feierlichen Pracht, darin eingehüllt gleich einer Kaiserin in Purpur.

Wenn ich auf meiner Schwanendecke unter meinen Blumen die Stunden verträume, so erblicke ich durch das breite Fenster in einem fast schwarzen Rahmen von Steineichenzweigen das Bild der weiten weiten Steppe. Sie ruht so stolz unter mir wie ein mächtiger toter Herrscher, und ist so einsam wie ein großer Mensch.

Wunderst Du Dich nicht, was für Gedanken mitunter durch

mein Köpfchen gaukeln? Denn was weiß ich kleine Dame aus der großen Welt von einsamen großen Menschen?

Hinter der Villa erstreckt sich ein verwilderter Garten, darin ein Museum von Antiken aufgestellt ist. Ein langer tiefschattiger Weg wird zu beiden Seiten von prachtvollen Sarkophagen besetzt, in denen jetzt Rhododendren und weiße Kamelien blühen. Eine Reihe von allerliebsten Kindersärglein habe ich eigenhändig mit meinen lieben blassen Lilien bepflanzt. Es ist wirklich wunderhübsch.

Der Garten stößt an eine Pinienwiese, die jetzt dicht voll violetter Anemonen steht. Die rotbraunen schlanken Stämme der schönen Bäume erheben sich über dem bunten Teppich wie Porphyrsäulen. Eine Allee uralter Steineichen, deren Wipfel so ineinander verwachsen sind, daß sie keinen Sonnenstrahl durchlassen, führt, dunkel wie ein Tunnel, durch einen Ölwald am Hause vorbei und in sanfter Steigung hinauf zur Villa Mondragone, einem steinernen Koloß, der über einen wahren Berg von Terrassen wie ein graues Ungetüm hingewälzt liegt. Der Palast ist zu gewaltig, um schön sein zu können.

Schön ist unsere andere Nachbarin, die Villa Falconieri.

Heute sollst Du zur Strafe für Deinen Verdacht, daß ich nichts anderes als weltlich sein könnte, allerlei Häusliches erfahren.

Wir haben von unserem Riesentrain nur einen Teil mitgeschleppt, da der Prinz — es ist so geschmacklos, immerfort von seinem „Gatten" zu reden — viel häufiger in Rom als hier ist, und viel weniger ohne den Pariser Küchenchef existieren kann als ich, die ich nur esse, um nicht zu verhungern — wie mancher nur notgedrungen lebt, um nicht sterben zu müssen.

Leider kommen zum lunch und zum afternoon-tea täglich Leute. Man ist nämlich so liebenswürdig, zu behaupten, daß ohne Deine blondhaarige, grauäugige, lilienschlanke, blütenweiße Viviane Rom nicht Rom sei.

Ich lese es Dir, meine süße Herrliche, vom Gesicht ab, wie sehr Du Dich über mein „leider" wunderst: „Leider kommen Leute . . ."

Auch ist es wunderlich! Nichts auf der Welt ist mir so gleichgültig, so langweilig, so unbequem wie die Menschen; und ich

könnte doch ohne sie nicht existieren. Ich finde die meisten Frauen der römischen Gesellschaft eitel und dumm, die meisten Männer eitel und brutal. Und bei fast allen kommt es schließlich auf das eine, einzige heraus: auf das Häßliche, das Trostlose, das Gemeine ...

Dina, Dina! Ist es denn wirklich wahr, daß die beiden Geschlechter die Pole sind, um die die Erde sich dreht?

Also Du siehst, wenn die Prinzessin von Sora nicht in die Welt geht, so kommt die Welt zur Prinzessin von Sora. Und zwar kommt sie mit ihrem ganzen Klatsch, ihrer ganzen Erbärmlichkeit bis in die einsame, große herrliche Campagna zu mir heraus.

Ich weiß in der Villa Taverna genau, welche von den Damen der großen Welt ihren zeitweiligen Freund und welche von den Damen der Halbwelt ihren augenblicklichen Besitzer wechselte.

Ich versichere Dich: die römische Gesellschaft ist lediglich die Fortsetzung eines endlosen Romans von Zola.

Ich bin wirklich ein gutmütiges Ding — bisweilen wenigstens. Meine Kammerfrau ist nämlich so geschmacklos, mich zu adorieren; und bisweilen gestatte ich ihr, ihre Empfindungen auszudrücken.

Gestern bei der Nachttoilette, als ich mein langes weißes Babykleid anhatte, löste sie mein Haar, wickelte mich darin ein, stellte auf der einen Seite eine von den Lilienvasen neben mich und auf der anderen eine hohe brennende Wachskerze. Es war sündhaft; aber ich mußte zu dem Heiligenspielen doch lächeln, worüber meine Pariserin vollends in Entzückung geriet.

Ob ich wohl eitel, sehr, sehr eitel bin?

Hand aufs Herz, kleine Viviane! ... Ich bin überzeugt, du bist eitel, sehr eitel.

O, Madonna mia!

Und dann wiederum: Nein, nein!

Für wen sollte ich wohl eitel sein?

Etwa für den Prinzen?

Er besticht meine mich vergötternde Kammerfrau und läßt meine Toiletten für seine Maitressen nachmachen; und diese Damen kleiden sich einmal in ihrem Leben wie eine anständige Frau, anstatt daß wir eine von diesen Damen imitieren.

Oder wäre ich etwa eitel für andere Männer?

Ich bin seit meiner Heirat noch keinem Mann begegnet, der mir nicht — für einen Augenblick wenigstens — in irgend einer Weise widerwärtig erschienen wäre, saß ihm sein Frack auch noch so vorzüglich, sprach er ein auch noch so superbes Pariser Französisch, und waren sonst seine Manieren die eines tout grand Seigneur.

Also bin ich eitel für mich selbst?

Ja, ja und tausendmal ja!

Es gibt auf der Welt eines, was ich unsinnig liebe: Schönheit! Ich werde niemals unglücklich sein können, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil Unglück etwas Unschönes ist. Wenn ich mein kurzes irdisches Leben — und betrüge es nur die Spanne eines Jahres — mit der allerhöchsten Schönheit ausfüllen könnte, so würde ich dafür meine ewige Seligkeit hingeben.

Findest du das sehr frivol?

Richtig, und die Villa Falconieri ...

Was ich von ihren Bewohnern weiß, erzählte mir meine Kammerfrau. Meine Quelle ist also gerade kein silberheller Waldbach.

Der schöne Landsitz gehört der Prinzessin Lancelotti, die sich rings um Frascati eine kleine römische Provinz zusammengekauft hat. Sie ist eine vortreffliche Regentin. Denn die Dame ist nicht nur die liebenswürdigste, sondern auch die gebildetste und klügste von uns römischen Fürstinnen. Von ihren drei Frascataner Villen hat sie haushälterisch zwei vermietet: die berühmte Tusculana an die Propaganda, und die traumhaft phantastische Falconieri an einen Sonderling.

Erinnerst Du Dich eines Grafen Cola Campana?

Ich meine den Dichter Campana!

Im Kloster schwärmten wir für seine in unser Heiligtum eingeschmuggelten weltschmerzlichen Poesien à la Byron und Leopardi. Wir lernten die schwermütigen pompösen Strophen heimlich auswendig, berauschten uns an der pathetischen Pracht ihrer Sprache, deklamierten sie im Klostergarten, versteckten das Bändchen Gedichte tagsüber in unseren Gebetbüchern, nachts unter unseren Kopfkissen, schrieben den Namen Cola mit Blut, welches

wir uns mühsam aus dem aufgeritzten Finger drückten, auf rosa Papier und verwahrten das Blatt am Herzen. Wir träumten von den ekstatischen Naturschilderungen, den glühenden Liebesgedichten — erlebten sie ...

So verrückt!

Und von allen Tollen war die kleine Viviane die tollste.

Aus Kaprice vermutlich.

Ist das nicht merkwürdig? Daß ich einstmals allen Ernstes für etwas schwärmen konnte — wenn auch nur aus Laune. Wie das klingt: „Einstmals!" Und es ist gerade volle sechs Jahre her. Noch so jung zu sein und sich schon so alt zu fühlen, ebenso morsch wie entnervt. In Frankreich nennt man, was ich meine und vielleicht nicht ausdrücken kann: »morbide«.

Es bezeichnet eine geistige Blässe unseres Jahrhunderts.

Ich hatte meine entsetzlich jugendliche Schwärmerei für einen neuen Dichter des uralten Weltschmerzes bereits lange vergessen, hatte des Grafen Cola Campana nie wieder gedacht, wußte kaum noch, daß ein solcher Mann „einstmals" einer der gefeiertsten Poeten Italiens gewesen war. Denke doch! Dieser nämliche Graf Cola Campana, das Ideal unserer unschuldigen glücklichen verrückten Jugendzeit ist in der Villa Falconieri mein Nachbar.

Jetzt fällt mir ein: schon damals galt der poetische Graf für einen sonderbaren Schwärmer; und schon damals hörten wir im Kloster allerlei über ihn flüstern. Wie gierig wir Kleinen lauschten, ward einmal von einer der „Großen" sein Name genannt. Waren es wohl Frauengeschichten?

Bitte, hilf meinem miserablen Gedächtnis.

Richtig! Man erzählte uns schon damals, daß der Sänger der düstern schwermütigen „Nächte", der Rolle eines literarischen Salonlöwen wahrscheinlich überdrüssig, mutterseelenallein in einem alten Märchenschlosse hause.

Das war also die Villa Falconieri!

Warum haust er dort?

»Cherchez la femme —« natürlich!

Denn dieser Pessimist, Menschenfeind und was er sonst noch sein mag, scheint sich dort oben ganz vergnüglich eingenistet zu haben. Eine schöne Freundin teilt — wie meine etwas schlam-

mige Quelle mir berichtet — des gräflichen Poeten „Einsamkeit" unter den berühmten Steineichen der Villa.

»Oh madame! On parle d'une très grande passion.«

Und meine romantische Pariserin — denn bisweilen können auch moderne Kammerfrauen romantisch sein — verdrehte voller Entzücken die Augen.

Eine große Leidenschaft . . .

Findest Du nicht, daß die Phrase einen eigentümlichen Klang hat, wenn es auch nur eine Phrase ist?

Eine große Leidenschaft . . .

Es rauscht und braust, stürmt und tost in den Worten.

Eine große Leidenschaft . . .

Ein Alpengipfel steigt vor Dir auf, ein Abgrund öffnet sich zu Deinen Füßen. Es jubelt Dich an in den Lauten, es schluchzt darin. Es ist Himmel und Hölle, es ist qualvolles Leben und glückseliger Tod. Es ist alles — alles!

Wie Du siehst, machte die Redensart von der großen Leidenschaft auf mich Eindruck. Denn bist Du schon einmal in Deinem Leben einer großen Leidenschaft begegnet, einer wahrhaft großen?

Ich nicht.

Es muß eigentümlich sein, ganz eigentümlich.

Dieser edle Graf Cola Campana mit allen seinen mehr oder minder herrlichen Poesien, mit meiner ganzen einstmaligen verrückten Backfischschwärmerei für ihn, würde mich jetzt nicht das mindeste kümmern, wenn er seine „große Leidenschaft" nicht hätte. Ich denke viel darüber nach; und je mehr ich darüber nachdenke, um so weniger verstehe ich die Sache. Und je weniger ich sie verstehe, um so erregter und nervöser macht es mich. Es muß etwas Wunderbares darum sein. Ich möchte es für mein Leben gern kennen lernen — natürlich nur durch einen anderen; denn es an sich selbst zu erfahren, das müßte sein —

Dina, Dina! Es müßte sein, als käme ein Gestorbener aus dem Grabe zu dir.

Ich werde sentimental . . . Pfui!

Alle Sentimentalität ist geschmacklos, und jede Geschmacklosigkeit ist häßlich. Und damit wäre ich für mich bei dem Ende aller Dinge angelangt.

Stelle Dir vor: der Mann mit der großen Leidenschaft ist ein alter Herr! Denn mit fünfundvierzig Jahren ist der Mensch doch alt. Wenigstens muß er sich alt fühlen, uralt. Und dann noch immer eine große Leidenschaft haben. Das ist einfach lächerlich.

Und — es ist unästhetisch!

Woher ich das Alter des Grafen so genau weiß? Nicht durch meine romantische Kammerfrau; sondern aus einer etwas sichereren Quelle, dem Konversationslexikon. Ich entdeckte es zu meinem großen Erstaunen in der Bibliothek und bin ordentlich stolz darauf, daß wir so gebildet sind, ein Konversationslexikon zu besitzen ... Graf Cola Campana ist im Jahre 1847 in Mailand geboren, hat sehr jung mit seinen Dramen die italienische Bühne geradezu beherrscht, ist sehr bald vom Repertoire vollständig verschwunden, ist seit beinahe zwanzig Jahren in der Literatur verschollen, von der Welt vergessen, in Melancholie, Einsamkeit und an kranken Nerven untergegangen.

Es klingt schwermütig, nicht wahr?

Im Konversationslexikon steht von der famosen großen Leidenschaft natürlich nichts zu lesen. Mir scheint das eine Wort alles zu sagen, alles zu erklären.

Wir Frauen sind eben viel weiser als ein Konversationslexikon.

Madame Charme, meine zürnende, strafende, alles verstehende, alles vergebende Madame Charme: ich habe über unsere „göttliche Welteinrichtung" so viele lästerliche Gedanken. Sie ist — wie so viel anderes auf Erden — im Grunde genommen nichts als eine Komödie, obenein eine herzlich schlechte Komödie; denn man kann dabei nicht einmal lachen.

Aber zum Lachen ist folgender Spaß: In vierzehn Tagen ist Ostern, und heute hat sich der Prinz nach Camaldoli zu den Mönchen begeben, um im Kloster seine alljährliche Pönitenz zu tun. Ist das nicht eine köstliche Bouffonerie? In Camaldoli — es liegt eine halbe Stunde von hier, den Berg hinauf, unter dem Kreuz von Tusculum — lebt der Prinz volle zwei Wochen in strenger Klausur. Er betet, fastet, büßt. Er betet, fastet und büßt alle seine Sünden ab, um sich alsdann mit einer Seele, so weiß

wie eine meiner Lilien, in die Arme einer Dame der Welt oder Halbwelt zu stürzen. In den verschiedensten schönen Armen bleibt mon cher mari ein volles Jahr, bis auf der Welt wieder Ostern wird und die große jährliche Gewissenswäsche von neuem beginnt.

Du mußt noch einmal etwas über den Mann mit der „großen Leidenschaft" in der Villa Falconieri hören.

Seine Freundin wird hier allgemein einfach nur „Madama" genannt. Ihr Name ist Maria. Sie soll einmal ein Wunder von Schönheit gewesen sein. Bevor sie „Madama" wurde, war sie eine Signora. Ihr Mann hatte die Tenuta der Villa Falconieri gepachtet und lebte mit seiner wunderschönen Maria seelenvergnügt inmitten seiner Ölwälder und Weinberge.

Da kam der menschenscheue gräfliche Poet, mietete den Palast, faßte für die wunderschöne Maria die famose große Leidenschaft und nahm die Dame ihrem Mann fort. Es gab nicht einmal einen Totschlag dabei. Nur Geld kostete die Sache, sehr viel Geld. Doch Geld besaß der dichtende Graf so viel wie ehemals Ruhm. Zuerst wollte der Mann der schönen Maria allerdings nach seinem Dolchmesser fassen; zum Glück erinnerte er sich jedoch rechtzeitig, daß er Italiener wäre, ließ sein Dolchmesser vorsichtig in der Scheide und steckte das gräfliche Geld in die Tasche. Der Mann verschwand aus der Falconieri; die Frau blieb, und — es blieb die große Leidenschaft.

Habe ich dir die Geschichte von dem edlen Grafen und der wunderschönen Maria nicht hübsch erzählt? Sie klingt beinahe wie eine alte Romanze; der Refrain lautet: „Und es blieb die große Leidenschaft."

Gestern war ich in der Villa Falconieri, das heißt im Park. Das ist eine köstliche Wildnis! Ganz allein war ich dort, sogar ohne meine perfekte Kammerfrau, ein Mangel an Schicklichkeit, den die schäbigste Frascatanerin einfach shocking finden würde. Ich sah nur einen Urwald von Bäumen, Büschen, Blüten, hörte nur einen Chor von Nachtigallen. Aber von der wunderschönen Maria, vulgo Madama, sah und hörte ich nichts, ebensowenig von unserem einstmals angeschwärmten Poeten.

Und das ist gewiß recht gut; denn die wunderschöne Maria

wird alt und garstig geworden sein, und der berühmte Dichter alt und fett — was noch viel abscheulicher ist.

Bei der Villa ist ein Teich unter Zypressen.

Ich saß lange am Rande, schaute in das schwarze Wasser, wo ich mein schneeweißes Spiegelbild wie eine himmlische Erscheinung erblickte. Dazu rauschte in den alten Totenbäumen der Wind wie Sphärenmusik.

Ich hätte immer so dasitzen mögen, in das stille dunkle Wasser schauen und auf das Rauschen in den Zypressenwipfeln lauschen.

Es ist so recht der Ort, um auszuruhen.

Heute entdeckte ich, daß gleich hinter unserer Pinienwiese ein grünes Pförtlein direkt in die Oliveta der Villa Falconieri führt. Das Pförtlein ist verschlossen; aber der Gärtner hat den Schlüssel, wie mir die Kammerfrau verriet. Einen Schlüssel hat auch der Gärtner von der Falconieri.

Das grüne Pförtlein paßt demnach gut in einen kleinen sehr intimen Roman. Schade um die schöne Gelegenheit, die ich mir entgehen lassen muß. In dem Roman meines Lebens weiß ich mit einem Pförtlein nichts anzufangen.

Morgen gehen meine sechsundzwanzig mauvefarbenen Blätter an Dich ab, meine geliebte Reizende! Und jetzt drücke ich meine weißen weichen Wangen an Dein stolzes kühles Gesicht und sage dir gute Nacht; denn es ist spät geworden, vielmehr bereits früh.

Ja, liebste Seelsorgerin, ich will es Dir nur bekennen: ich habe wieder schlechte, schlechte Nächte! Weder Morphium noch Sulfonal helfen deinem armen Beichtkinde mehr. Nichts hilft mir! Nichts hilft mir, als des Nachts stundenlang, stundenlang umherzuwandern, bis ich zu Tode ermattet hinsinke.

Übrigens bin ich hier nicht der einzige Mensch, der nicht schlafen kann ... Wenn ich in einem Delirium von fiebernder Erschöpfung mein Fenster aufreiße, so sehe ich dicht über mir einen Stern schweben.

Es ist jedoch kein holdes Himmelslicht; sondern die Petroleumlampe des verschollenen Poeten in der Villa Falconieri.

Der Mann muß auch schlechte Nächte haben; denn Nacht für Nacht glüht über mir der große Funke.

Erst wenn der Morgen graut, erlischt er.

Ob die beiden einsamen Flammen sich wohl verstehen würden, wenn sie zu einander sprechen könnten?

Schwerlich.

Gewiß gar nicht!

Aber dem Schlaflosen dort oben muß gegen seine schlechten Nächte auch nichts mehr helfen können. Nicht einmal die Arme der wunderschönen Maria, die er einem anderen Manne fortnahm; nicht einmal seine famose „große Leidenschaft".

Du siehst, in dem einen sind wir beide Leidensgefährten: Deine wunderliebliche, nixenhafte, unverbesserlich weltliche, unaussprechlich melancholische Viviane, und der alt und fett gewordene Sänger der Schwermut.

Wir armen Schlaflosen!

Fort und fort höre ich es in mir brausen und fluten und stürmen: „eine große Leidenschaft, eine große Leidenschaft!"

Die Phrase hat sich in meine Seele gefressen.

Ein Königreich für eine große Leidenschaft, die Welt für eine große Leidenschaft, das Leben, die Seligkeit!

Man muß sie nur fühlen können, kleine dumme Viviane.

Villa Taverna-Borghese, 15. März.

Du verschwendest Deine Sorge um mich schimmerndes schillerndes ruschliges Eidechslein, liebe Barmherzige. Ich sterbe ganz gewiß nicht an der Schwindsucht! Mein Bluthusten bedeutet nichts als eine neue Nuance aus der unendlichen Skala weiblicher Koketterien oder Raffinements — wenn Du es durchaus so nennen willst. Das Leben ist so häßlich; und ich bin so viel zu reizend, um eines so unschönen Todes, wie Schwindsucht es ist, überhaupt sterben zu können. Dieses schauderhaft häßliche Leben ist mir ein himmlisch schönes Sterben schuldig. Ich weiß noch nicht recht, welche Todesart es sein wird. Aber ich finde sie gewiß; und dann —

Der Prinz ließ sich in Camaldoli in die Zelle sperren, die

König Jakob der Dritte von England bewohnte. Aus diesem frommen historischen Gemach schreibt er mir täglich ein zärtliches Gattenbillet. Demnach müssen die Episteln, die er täglich durch seinen Kammerdiener an seine römische Freundin expedieren läßt, höchst zerknirscht und moralisch sein.

Ich lebe hier, als ob ich seit jeher hier gelebt und von der Welt niemals etwas anderes erblickt hätte, als dieses tragische Landschaftsbild der römischen Campagna, durch die finsteren Wölbungen der Steineichenwipfel gesehen. Das sind Kontraste! Diese große Natur und meine winzige Seele ... Findest Du es nicht auch merkwürdig, daß ich hier vor Langeweile noch nicht umkomme?

Stelle Dir vor: abends besuchen mich bisweilen einige gute Landpastoren — mich! Ist das nicht zu komisch? Ihre schwarzen, sehr würdigen Gewänder und meine schimmernden fließenden leider sehr weltlichen Draperien! Sie werden mit Limonade und Kuchen gefüttert; und ich unterhalte sie nach der alten, guten Lebensregel: „Mit den Wölfen muß man heulen."

Ich wollte, Du hörtest einmal Deine kleine raffinierte Lebenskünstlerin mit den geistlichen Herren Konversation machen. Ich schwatze über Frascataner Wein und Olivenöl wie ein wohlhabender Frascataner Bauer; über die demnächst erfolgenden heiligen Schauspiele der Sepolcri und der Fronleichnamsprozession, sowie über die sündhaft hohen Steuern einer unchristlich römischen Regierung wie ein schwerbedrückter, kinderreicher Familienvater, und über den sensationellen, hier in Frascati stattgefundenen Skandal der armen Herzogin M ..... wie ein gutmütiger Pharisäer, der den Stein aufhebt, aber schließlich nicht damit wirft.

Du siehst, ich bin vielseitig.

Natürlich beschwatzen wir auch die Leute von der Villa Falconieri; doch kommt dabei nicht viel heraus. Die wunderschöne interessante Madama ist eben in Gottes Namen — „Madama". Meine frommen Gäste können es auch nicht ändern: »Come si fa?« Und der Dichtergraf ... Was für ein Mann das ist: »Chi lo sa?« Die Hirten von Tusculum und Kohlenbrenner von Rocca di Papa lieben ihn; die Mönche von Camaldoli und der Rufinella halten ihn für keinen besonders guten Christen,

aber doch für einen »buon uomo«; seine Dienstleute betrügen und bestehlen ihn nicht; die Vogeljäger hassen ihn, und die übrige Frascataner Menschheit kümmert sich nicht um ihn. Das ist alles.

Auch meine trübe kammerfrauliche Quelle ist erschöpft. Also muß ich wohl oder übel mich selbst zu orientieren suchen; denn ich kapriziere mich nun einmal darauf, auf die beiden Leutlein in der Villa Falconieri neugierig zu sein.

Gestern war ich in Rom, um Assunta Neri spielen zu sehen. Sie gab die „Kameliendame".

Was ist das nur mit dieser Frau?!

Ihre Kunst hat etwas so Verschleiertes, Geheimnisvolles, Sphinxhaftes. Es ist wie ein Mysterium. Die Kunst der Assunta Neri, die im Grunde genommen gar keine Kunst ist, beunruhigt und erregt mich bis in alle Nerven hinein. Ich muß in Erfahrung bringen, welche Bewandtnis es damit hat; denn es steckt etwas dahinter, etwas, das sich groben Organen verbirgt. Mir ist, als könnte die Kunst der Neri, die die natürlichste Natur ist, nur eine Frau vollkommen begreifen. Vielleicht nur eine unglückliche Frau?

Ob i ch sie dann verstehen würde?

Ich will ja aber nicht unglücklich sein!

Wieder war ich in Rom; und — denke Dir: ich habe Assunta Neri besucht! Sie empfing mich; aber sie ließ mich antichambrieren. Das gefiel mir von ihr. Wir großen Damen, mögen wir gegen die Kunst auch noch so bezaubernd liebenswürdig sein, sind auch den größten Künstlern gegenüber stets protegierend, gnädig, herablassend und unausstehlich hochmütig. Hier ist endlich einmal eine große Künstlerin, die sich herabläßt, gnädig gegen eine große Dame zu sein. Ich hätte die Frau für ihren sublimen Hochmut umarmen mögen.

Also: Ihre wirkliche Hoheit Assunta Neri hatten die Gnade, mich armes Prinzeßlein zu empfangen und zwar in einem höchst einfachen schwarzen Kleide. Ihre Hoheit hatten, trotzdem ich lange warten mußte, nicht einmal Toilette für mich gemacht.

Die große Tragödin sah sehr elend aus und war gar nicht

schön — absolut nicht schön! Ihr Teint ist direkt häßlich. Dabei war sie nicht einmal gepudert. Ihr großes dunkles, müdes Auge wirkt im Zimmer fast noch mehr als auf der Bühne, und ihr Mund ist geradezu entzückend melancholisch.

Sie hat Augen, die viel geweint, Lippen, die viel geseufzt und geschluchzt haben müssen . . .

Sie war nicht liebenswürdig. Sie war wirklich ganz und gar nicht liebenswürdig! Aber ich dachte: ‚Oh, das tut nichts. Sei du nur recht unliebenswürdig. Du wirst gewiß noch anders werden. Ich versichere dich, meine große Dame: du wirst! Denn ich will dahinter kommen, weißt du; und was ich einmal will —‘

Wir hatten uns gesetzt. Da sie beharrlich schwieg, so mußte ich schließlich reden. Es fiel mir nicht ein, ihr zu sagen, was man ihr gewiß gewöhnlich sagt. Also nichts von Bewunderung, Entzücken, Ekstase — nicht ein Wort! Das kam ihr denn doch sehr merkwürdig vor. Sie betrachtete mich mit mattem Erstaunen, und ihr verwunderter Blick schien zu fragen: ‚Was bist denn du für ein sonderbares kleines Wesen? Und was willst du eigentlich bei mir? Wir beide haben nichts miteinander zu schaffen, absolut gar nichts!‘

Aber ich wollte sie schon liebenswürdig bekommen; oh, ich wollte —

Also war ich denn charmant: ganz einfach, durchaus natürlich charmant! Ich plauderte, wie das eben meine Art ist, von Himmel und Hölle, von Menschen und Dingen, von Toiletten und Spitzen, von offenkundigen Skandalen und verschwiegenen Liaisons; kurzum, von allem Möglichen und Unmöglichen unter der Sonne, nur nicht ein Wort von Assunta Neri — nicht ein Wort!

Mit unaussprechlicher stummer duldender Verachtung hörte die große Tragödin mir zu, sagte nicht eine Silbe — sagte mit jeder Miene, jedem Blick: ‚Ich höre dich nur an, weil ich dich studieren will. Vielleicht kann ich einmal dieses oder jenes von dir auf der Bühne brauchen — wenn es mir der Mühe lohnen sollte. Aber ich glaube schwerlich.‘

Ich sprach von der großen Welt. Sie erwiderte in einem ganz impertinenten Ton: „Ich weiß nichts von der großen Welt. Sie geht mich nichts an, sie existiert nicht für mich. Was sollte ich

wohl mit diesen Leuten anfangen? Sie imitieren? Wenn ich eine große Dame vorstelle, so bin ich eben eine große Dame. Ich bilde mir ein, daß ich es von Kopf bis zu Füßen bin. Aber im Leben — ich wüßte nicht einmal, wie ich mit diesen Leuten reden sollte."

Ich machte mein reizendstes Lächeln und sagte so recht unverschämt nachlässig: „Es ist wirklich gar nicht so schwer, alles kommt lediglich auf eine gewisse große Manier an. Übrigens können Sie es ganz gut. Man muß nur mit diesen Leuten mitunter etwas insolent sein."

Jetzt machte sie denn doch große Augen! Ich dachte: ‚Ärgere dich nur, ich bekomme dich doch.'

Dann warf ich hin: „Sie haben sehr recht. Was täten Sie auch mit uns? Wir sind gar so entsetzlich öde. Die reinen Attrappen! Noch dazu Attrappen ohne jeden Inhalt. Eine Frau Ihres Schlages muß uns von ganzem Herzen verachten."

Jetzt fixierte sie mich: ‚Höre, du kleines Wesen! Bist du etwa auch eine Komödiantin? So eine Salon-Neri! Erspare dir die Mühe, mit mir kannst du dich ja doch nicht messen.'

Das kann ich auch wahrhaftig nicht. Zwar sind wir große Damen große Komödiantinnen; aber die Assunta Neri ist keine Komödiantin. Und das — gerade das ist ihr Genie!

Sie war jedoch entschieden geärgert, und das — gerade das freute mich!

Mit einer wundervollen Gebärde der Langeweile, der Erschöpfung und des Überdrusses meinte sie: „Diese Leute verstehen nur, was sie selbst sind. Eher könnte dem Volke Kaviar schmecken, als daß diese Leute begriffen, was Kunst ist. Da quälen sie mich ewig mit ihren gedankenlosen Fragen: ‚Nicht wahr, es ist furchtbar schwer, so natürlich zu spielen wie Sie? ...' Solcher Unsinn! Es ist gar nicht schwer. Nichts ist leichter. Es wird zum Beispiel ‚Odette' gegeben. Ich stelle die Odette dar. Nun gut! Ich ziehe mich an, gehe auf die Bühne und — bin eben Odette. Es ist ganz selbstverständlich, daß ich dann Odette bin. Ich kann mir in diesem Augenblick unmöglich vorstellen, daß ich einmal die ‚Kameliendame' oder ‚Feodora' oder ‚Nora' gewesen bin, daß ich jemals etwas anderes sein werde als

‚Odette' ... Und dann machen die Leute solches Geschrei davon. Es degoutiert mich."

Ich dachte: ‚Aha, meine Liebe! So bist du also? Jetzt sprichst du selber von dir. Ich tat es nicht, meine Liebe. Ich mache kein Geschrei davon, obgleich ich auch zu „diesen Leuten" gehörte.'

„Man merkt Ihnen an, daß bei Ihrem Spiel absolut keine Kunst ist," meinte ich, genau so gleichgültig, wie wenn ich meinen Fächer hinlege.

Sie wurde immer gereizter, nervöser, geärgerter.

„Ich hasse das Komödienspielen! Schon als ganz kleines Kind haßte ich es; denn schon als ganz kleines Kind mußte ich spielen. Es war mir widerwärtig. Ich zeigte es dem Publikum so deutlich wie möglich, spielte so gleichgültig wie möglich — geradezu unverschämt gleichgültig. Das Publikum hätte mich von Rechts wegen auszischen müssen. Es zischte mich jedoch nicht aus; es ließ sich meine Unverschämtheit gefallen. Das war aber auch alles; denn keinem Publikum fiel es ein, viel Wesens von mir zu machen oder mich gar für ein Unikum zu halten ... Ich spielte in der Truppe meiner Eltern, die aus dem Komödiespielen ein Handwerk machten — schon seit Generationen. In meiner Familie mußte die Kunst schon seit Generationen nach Brot gehen. Dadurch wurde sie mir nur um so widerwärtiger."

„Natürlich! Da die echte Künstlerin lediglich der Kunst wegen da ist," sagte ich mit einem kleinen Lächeln, welches entzückend infam war.

„Ich spielte damals Theater, weil ich in Gottes Namen Theater spielen mußte; und jetzt spiele ich —"

„Um den Ruhm?"

„Nein! Um das Geld! So wird man schließlich — wenn man mit dem Ruhm nichts anzufangen weiß, wenn der Ruhm einem genau so gleichgültig ist wie alles im Leben."

„Wie wurden Sie eigentlich so weltberühmt? Jetzt darf ich Sie ja wohl danach fragen!"

„Wie ich berühmt wurde? Durch eine Brutalität des Publikums."

„Wirklich?"

„Kein Mensch kümmerte sich um mich. Ich spielte, spielte, spielte. Wir zogen von einer kleinen Stadt zur andern. In jeder Stadt spielte ich, in jeder Stadt wurde ich geduldet, bisweilen

so obenhin beklatscht, und — das war alles! Durch einen Zufall kam ich zu einer anderen, größeren Truppe. Wir zogen von Stadt zu Stadt, ich spielte, spielte, spielte. Auch in den größeren Städten mochte kein Publikum mich leiden; aber jedes Publikum nahm mich so hin. Wir kamen nach Rom und spielten im Balletheater. Ich war noch nicht aufgetreten. Zugleich spielte in Rom die M . . . . ., eine der größten Künstlerinnen, die Italien jemals gehabt hat. Über ein Menschenalter hatten ihre lieben Landsleute ihr zugejauchzt, sie auf Händen getragen, sie einen ‚Stern' Italiens genannt. Aber die Frau war darüber alt geworden; und ihre lieben Landsleute mochten die alte Frau auf der Bühne nicht mehr sehen — da sie noch immer die ‚Kameliendame' und die ‚Feodora' spielte. In Rom wurde ihr Fall geplant, vorbereitet und ausgeführt. Die erste beste Debütantin sollte auf den Schild gehoben werden, damit die alte große Künstlerin von ihrem Thron herabgestürzt würde. Diese erste beste junge Debütantin für die Römer war zufällig ich."

„Und?"

„Und man bejubelte mich . . . Man bejubelte die erste beste junge Debütantin so toll; man schwieg die alte große Künstlerin so tot, daß ich berühmt wurde und sie vergessen ward."

„Sie müssen aber doch genial gespielt haben! Jetzt darf ich's Ihnen ja wohl sagen."

„Genial, genial! Ich spielte nicht anders, als ich immer gespielt hatte. Ich spielte, wie ich meiner Natur nach spielen mußte. Bis dahin hatte sich keine Seele um mein natürliches Spiel gekümmert. Und jetzt plötzlich diese Römer! Sie taten, als wäre im Balletheater die Schauspielkunst vom Himmel herab auf die Bühne gefallen. Ich verstand gar nicht, was sie mit ihrem Rasen eigentlich meinten. Ich hatte meine Rolle wie immer leidlich gut auswendig gelernt und nach meiner Art abgespielt. Das war alles."

„In welchem Drama debütierten Sie damals in Rom?"

„In der ‚Agrippina' von Cola Campana."

„Von dem Dichter-Grafen?"

„Kennen Sie ihn?"

„Gar nicht. Er ist ja ein toter Mann."

„Weil er nicht mehr schreibt? Das ist für ihn ein Glück."

„Sie meinen, weil er kein Talent hat?"

„Weil sein Talent einer anderen Zeit angehört: einer vergangenen, überwundenen."

„Glauben Sie nicht, daß er noch einmal wieder lebendig werden könnte?"

„Ich will es ihm nicht wünschen. Der Tod ist etwas zu Herrliches."

„Auch der geistige Tod?"

„Wenn es nur Tod ist! Es darf freilich kein Scheintod sein."

„Solches Auferstehen ist aber doch recht unangenehm! Die lieben Angehörigen haben bereits die Anzeigen verschickt, die Kondolenzen empfangen, die Trauer angelegt; und auf einmal wird der gute Mann wieder lebendig."

„Lasen Sie eigentlich etwas von Campana?"

„Kaum. Sie wissen, wie ungebildet wir Damen der großen römischen Welt sind. Für uns besteht die Literatur aus einem halben Dutzend französischer Romane."

„In Deutschland schreibt eine große Dame Komödien, die ich spiele."

„Ach, diese Gräfin — Wie heißt sie doch gleich? Sie soll charmant sein."

„Sie ist eine vornehme Frau."

„Bisweilen verkehren Sie also doch in der vornehmen Welt?"

„Man quält mich so."

„Sie Arme! ... Haben Sie Campana jemals gesehen?"

„Nein. Er schrieb mir einmal — eben nach jener ersten Aufführung seiner ‚Agrippina'. Ich bin ihm sogar Dank schuldig."

„Wie liebenswürdig Sie sind!"

„Er tadelte mich, weil ich keine Verse sprechen könnte, überhaupt nicht die sogenannte große Tragödie zu spielen verstünde. Er riet mir, nur in Stücken moderner, womöglich hypermoderner Autoren aufzutreten. Er nannte mich eine hypermoderne Frau. Ich war für ihn sozusagen ein Extrakt des ganz neuen modernen Frauengeschlechts."

„Merkwürdig!"

„Das geflügelte Wort über mich: ‚die große moderne Nervöse', rührt von ihm her. Er kannte mich gut: besser als ich mich selbst damals kannte. Allerdings war ich selbst mir schon damals höchst gleichgültig."

„Das begreife ich. Trotzdem befolgten Sie Campanas Rat?"

„Meine eigene Natur trieb mich dazu."

„Und Sie hörten nie wieder von ihm?"

„Ich weiß nicht einmal, wo er jetzt lebt."

„In der Villa Falconieri. Er ist in Frascati mein Nachbar."

„Also kennen Sie ihn?"

„Nein. Lebendig Begrabene machen keine Visiten."

„So besuchen doch Sie ihn."

„Er würde mich wahrscheinlich gar nicht empfangen. Diese Künstler sind bisweilen etwas sonderbar."

„Wir sind halbe Narren."

Sie sagte dies auf das liebenswürdigste. Sie war überhaupt plötzlich reizend — geradezu reizend! Ein Bild melancholischer Anmut. Ich hätte sie umarmen mögen.

„Jetzt darf ich Ihnen ja wohl auch danken?"

„Wofür?"

„Für die ‚Kameliendame'."

„Wollen auch Sie mir Komplimente sagen?"

„Ich möchte Ihnen danken, weil Sie mir gezeigt haben, wie ich einmal sterben werde. Sie müssen nämlich wissen, daß ich die Schwindsucht haben soll. Seitdem ich Sie sterben sah, fürchte ich mich gar nicht mehr vor dem Tod."

„Aber Sie sind ja charmant!"

„Ich glaubte bis jetzt immer, der Tod wäre etwas sehr Häßliches. Ich habe mir indessen vorgenommen, so schön zu sterben, wie Sie als ‚Kameliendame' sterben."

„Dann müßten Sie lieben und durch Ihre Liebe zugrunde gehen. Schön sterben wir Frauen nur dann, wenn wir als Liebende sterben."

„Als unglücklich Liebende natürlich?"

„Was wollen Sie? Wir Frauen lieben immer nur unglücklich."

„Ich will es mir überlegen ... Sie sollen ja selbst sehr krank sein?"

„Kränker als das Publikum glaubt. Ich werde einmal sicher auf der Bühne sterben. Und das Publikum wird mir applaudieren, weil ich es so ‚natürlich' tat."

Sie wurde immer reizender. Ich fand sie einfach entzückend.

„Wenn ich es vorher wüßte, würde ich mir eine Loge nehmen.

Was für einen Kranz wünschen Sie sich von mir: weiße oder gelbe Rosen?"

„Ums Himmels willen nur keine Blumen! Ich werfe sogleich alle Blumen fort. Den Lorbeer hasse ich geradezu. Es gibt kein gemeineres Laubwerk. Dornenkränze sollte man mir werfen."

„Ich mache Ihnen eine Liebeserklärung! Wissen Sie was? Sie sollten mich in Frascati besuchen."

„Ich muß Komödie spielen, Geld verdienen. Ich muß sehr viel Komödie spielen; denn ich muß sehr viel Geld verdienen."

„Sie lieben also wirklich das Geld?"

„Ich brauche es."

„Geld ist so häßlich. Ihre Toiletten müssen allerdings geradezu ein Vermögen kosten."

„Ich bin zu müde, mich anzuziehen. Ich bin überhaupt so müde, so müde."

„Man kann das werden ... Sie wollen mich also nicht besuchen?"

„Nein. Sie sind mir eine zu große Dame."

„Schade! Wir hätten zusammen in die Villa Falconieri eindringen können."

„Damit Sie den armen Toten aufwecken?"

„Er ist ja ein alter fetter Mann."

Sie lächelte. Da umarmte ich sie! Ganz einfach umarmte ich sie. Ich mußte sie umarmen; denn sie war zu reizend, als sie lächelte. Dabei sah sie müde aus, „so müde".

Mit der Miene einer gelangweilten Königin ließ sie's geschehen, daß ich ihr huldigte.

Ich treibe Assunta Neri-Studien.

Jeden Abend, an dem sie spielt, fahre ich nach Rom, begebe mich ins Nationaltheater und fahre nach der Vorstellung mit dem Wagen zurück.

Stelle Dir vor: Aus einem „Sittendrama" von Sardou direkt hinaus in die einsame nächtliche Campagna!

Ich schwelge gradezu in diesen Kontrasten. Du weißt doch, daß Kontraste nicht nur das Wesen der Kunst ausmachen; sondern überhaupt erst den Genuß des Lebens bilden — so viel man eben genießen kann.

Doch die Neri —

Also denke Dir: Ich bin noch immer nicht „dahinter“ gekommen. Noch immer frage ich mich: ‚Was ist es im Grunde mit dieser Frau? Warum übt sie eigentlich solche elementare Anziehungskraft aus? Sogar auf mich, für die jede Kunst ja doch nichts Besseres ist als ein pikantes Parfüm.‘

„Wenn eine Frau durch Liebe oder Leidenschaft zugrunde geht, so geht sie schön zugrunde ...“ So ungefähr sagte sie; und mir ist es, als hätte ich in dieser Phrase die Lösung des Neri-Problems zu suchen: des Problems der Frau sowohl wie ihrer ganzen Kunst.

Sterbe ich nur dann schön, wenn ich als unglücklich Liebende sterbe, so wird mein Leben wohl so häßlich enden, wie es begonnen und sich fortgesetzt hat, bis auf den heutigen Tag.

Ich suche bei der Neri zu ergründen, welche Empfindungen sie bei ihrem Spiel am überzeugendsten, also am wirklichsten zum Ausdruck bringt? Haß ist es nicht. Auch nicht Leidenschaft. Eher könnte es Ermattung, Müdigkeit, Ekel an der Leidenschaft sein — wohlverstanden an L e i d e n s c h a f t! Aber nein! Es ist etwas anderes, darin diese Schauspielerin Meisterin der Töne ist. Unvergleichlich und unnachahmlich, auf der Bühne noch niemals dagewesen, also einzig.

Was ist es?

Ich hab's, ich hab's! Die L i e b e ist es, die u n g l ü c k l i c h e Liebe! Es ist die Liebe, die alles leidet, die allem entsagt. Es ist die Liebe, die das Kreuz auf sich nimmt, die mit Dornen gekrönt wird und ein Martyrium erduldet. Es ist die Liebe der Frau, die stirbt, und im Tod noch einmal lächelt, durch dieses eine letzte Lächeln ein ganzes in Jammer und Elend hingebrachtes Leben verklärend.

Assunta Neris Kunst ist eine Apotheose der unglücklich liebenden Frau.

Ostern! Der Prinz entsteigt sündenlos und kinderrein der Klosterzelle.

Das nur nebenbei.

Aber die Neri kommt zu mir, die Neri bleibt bei mir! Sie bleibt mehrere Tage, eine volle Woche! Vielleicht noch länger!

Ist das nicht ein Triumph für Deine unwiderstehliche Viviane? Ganz bestimmt werde ich jetzt vollends „dahinter" kommen.

Augenblicklich ist die Neri ein echter „Whistler"; und zwar ist sie momentan eine Whistlersche „Impression in Blaß". Meine Pariserin hat es durchgesetzt, ihre Toiletten besichtigen zu dürfen; und ich stehe in höchster Gefahr, von meinem Thron herunter zu müssen, um darauf Assunta Neri Platz nehmen zu lassen ... Blasse Negligés, blasse Morgenkleider, blasse Promenadenkostüme, blasse Dinertoiletten, blasse Nachtgewänder. Unter „blaß" verstehe ich nervöse kranke pathologische Farben. Stelle Dir darunter vor, was Du willst und kannst. Jedenfalls ist matte, melancholische, morbide Blässe die echte Neri-Couleur.

Und wie beneidenswert müde sie ist! Sie ist müde vom Theater, müde von den Menschen, müde von dem Ruhm, müde von der Liebe, müde vom Unglück, müde von der Sehnsucht, von sich selbst, vom ganzen Leben ...

Sie mag kaum reden, kaum gehen und sich bewegen, kaum hören und sehen, kaum denken und fühlen.

Sie ist so müde, daß sie, wenn sie erst einmal glücklich im Grabe ruht, von den Toten gewiß nicht wieder aufstehen will.

Ob wohl viele Frauen so sind?

Ob die *moderne* Frau so ist?

Vielleicht ist die Neri nur ein Typus? ... Das ist einfach Unsinn! Denn wie sie ist: von ihrer Spitzenkrause bis zu ihrer weißen fließenden Schleppe; von ihrer lebensmüden Natur auf der Bühne bis zu ihrer zu Tod erschöpften Seele im Leben ist sie eine Ausnahmenatur.

Sie ist angekommen! Ganz Rom will sie bei mir sehen, oder vielmehr „besichtigen".

Aber sie ist so unliebenswürdig und hochmütig, ganz Rom abzuweisen. Und käme die Königin; und die Neri hätte gerade nicht Lust, die Königin zu sehen, so würde auch Ihre Majestät wieder gehen müssen.

Sie lebt in der Villa Taverna genau so wie in einem Hotel. Was sie wünscht, bestellt sie sich. Sie erscheint nur, wenn es ihr beliebt. Gewöhnlich beliebt es ihr jedoch, auf ihrem Zimmer zu bleiben.

Sie speist auch dort, wenn sie Lust dazu hat. Merkwürdigerweise empfängt sie mich häufig — hat sie die Gnade, mich vorzulassen. Aber dann ist sie bezaubernd!

Mit dem Prinzen und der ‚Komödiantin' — die sie für den Prinzen bleibt, trotzdem sie Assunta Neri ist — spielt sich hier eine reizende kleine Komödie ab. Ich bin davon entzückt.

„Ah, die Neri! Das ist ja charmant!" sagte der Prinz, als er hörte, daß die große Tragödin in der Villa wäre. Und er dachte: ‚Wirklich ganz charmant! Denn sie ist natürlich eine Komödiantin wie alle Komödiantinnen — enfin ein Weib wie alle Weiber.' Denn für den Prinzen gibt es natürlich keine Frauen. Also sah er sich das „Weib" an. Er sah sie mit Kennerblicken so gründlich an, wie solcher Mensch eben gewohnt ist, eine Frau anzusehen: gewissermaßen als Krämer.

Jetzt kommt das Komische der Situation; denn jetzt wurde der Prinz verblüfft. Wahr und wahrhaftig, mon cher mari wurde verblüfft! Es klingt ungeheuerlich; aber es ist so.

‚Was ist denn das?' dachte er in seiner Verblüffung. ‚Ja, mein Gott, was ist denn das nur? Da will ich, le Prince de Sora, ein Verhältnis anfangen; und — wie soll ich mich nur ausdrücken? Mein Gott, ich bin geradezu verblüfft!'

Und das Gesicht, das er dabei machte! Es war zum Totlachen.

Die „Komödiantin", als es ihr beliebte, zum Diner zu erscheinen, hielt es der Mühe gar nicht wert, ihre großen mächtigen melancholischen Augen aufzuschlagen und mon cher mari überhaupt nur anzusehen. Sie hielt es der Mühe gar nicht wert, für Monsieur le Prince ihre traurigen, müden, süßen Lippen zu öffnen. Und das mußte ihm, dem Unwiderstehlichen, dem die Damen jeden Grades — die Weiber jeder Klasse nur so zufliegen, in seinem eigenen Hause geschehen: mit einer „Komödiantin"!

Es gibt Dinge unter der Sonne, welche die menschliche Vernunft eben nicht zu begreifen vermag.

Schrieb ich Dir schon, daß ich mir ins Köpfchen gesetzt habe, mit Hilfe der Neri in die Villa Falconieri einzudringen? Bis jetzt will sie davon nichts hören. Aber sie wird davon hören müssen, trotzdem sie Assunta Neri ist.

So bin ich nun einmal.

Übrigens habe ich in meinem ganzen Leben keine Frau gesehen, die so wenig eitel, die so unerlaubt uneitel ist wie die Neri; trotzdem sie mit einem Reisegepäck in der Villa Taverna ankam, als ob sie sich für eine Tournee nach Amerika ausgerüstet hätte. Ich habe eine solche uneitle Frau für eine weibliche Unmöglichkeit gehalten. Darin ist sie entschieden eine Abnormität! Ich glaube, sie könnte sich einen Sack anziehen. Aber auch in dem Sack würde sie aussehen, wie — eben nur sie aussehen kann.

Was mich auch in Erstaunen setzt, ist, daß die Natur für sie, die doch im größten Sinn eine Natur ist, gar nicht existiert. Sie sieht die Bäume so wenig wie die Blumen, die Berge so wenig wie die Bäume, den ganzen Himmel so wenig wie die ganze Erde. Keinen Sonnenstrahl verträgt sie; und in ihren Zimmern muß es dunkel wie in einem Keller sein. Seitdem sie bei uns ist, lasse ich abends nie mehr die Kandelaber anzünden. Es brennen nur häßliche Lampen und diese nur hinter Schleiern: hinter mattfarbigen wollüstigen Schleiern aus Seide und Spitzen, die wie große märchenhafte Blüten um die Flamme schweben, und die Euer erotischer Dichter Oskar Wilde erfunden und über die ganze Welt in Mode gebracht hat.

Sie ist übrigens wirklich sehr nett mit mir und durchaus nicht mehr grand dame. Ich bin aber auch geradezu bewitching. Vielleicht habe ich Aussicht, jener charmanten großen deutschen Dame den Rang abzulaufen. Jedenfalls komme ich ganz, aber ganz gewiß bis zum Letzten „dahinter".

Triumph!

Wir waren in der Villa Falconieri.

Und wir haben nicht nur die „wunderschöne Maria", sondern auch den lebendigen Toten, den verschollenen gräflichen Dichter gesehen.

Die Neri ist von der wunderschönen Maria ganz hingerissen — was ich nicht begreife, was ich sehr übertrieben finde, was mich ärgert. Und ich ärgere mich wiederum über meinen Ärger, für den ich absolut keinen Grund finden kann.

Heute nur so viel: Die „wunderschöne Maria" ist gar nicht

besonders schön; und der verschollene Poet ist auch nicht so, wie ich mir ihn vorgestellt habe.

Kurzum, es war eine Enttäuschung — wie schließlich alles im Leben.

Die Neri ist schon wieder in die Villa Falconieri hinauf, um die Madonna anzuschwärmen. Ich bin zu Hause geblieben, um Dir alles zu schreiben. Hoffentlich bist Du ein bißchen neugierig.

Also höre: Es war vor dem lunch, und die Neri trug eines der modelosen bleichen Morgengewänder aus Crêpe de Chine mit einem Hauch von Farbe: rose de Malmaison. Alles war weiche Falten und schimmernder Fluß um die armen müden Glieder. Ich raffiniertes Herchen hatte mich lächerlich unscheinbar angezogen: in einem bescheidenen schwarzen Kleidlein mit einem geheimnisvollen schwarzen Spitzentüchlein um den Kopf. Und die Handschuhe hatte ich zum erstenmal in meinem Leben vergessen anzuziehen.

Als wir durch die Sarkophag-Allee kamen, pflückte ich aus einem der Kindersärglein von meinen weißen Lilien und steckte sie mir vor. Dann spazierten wir über die Pinienwiese; und ich lenkte unsere Schritte sehr gewandt der Villa Falconieri zu.

Die gute Neri ahnte meine Absicht nicht. Ich plauderte so niedlich, daß mein Geschwätz sie ihrer Gleichgültigkeit und Erschöpfung entriß. Sie hörte mir zu und folgte mir weiter und weiter: durch das bewußte grüne Pförtlein, welches ich vorher hatte öffnen lassen, in die Oliveta; aus der Oliveta in den Park, und hinauf zum Zypressenteich.

Plötzlich standen wir unter den Steineichen vor dem Hause; und ich stieß einen allerliebsten kleinen Schrei der Überraschung aus.

„Ach Gott, das ist ja die Villa Falconieri!"

Die Neri bemerkte nur: An dem Zypressenteich würde ich gern eine Rolle studieren."

Ich rief voller Entzücken: „Himmlisch! Der arme gute Graf Campana! Bitte, bitte, süße Tragödin, lassen Sie uns Ihren Dichter von einstmals besuchen — da wir doch einmal hier sind; und da ich gar so schrecklich neugierig bin, ob er wirklich fett geworden ist?"

Die „süße Tragödin" machte sofort ihr mürrisches, müdes Gesichtchen und sagte in einem ihrer Nora-Töne, letzter Akt, letzte Szene: „Man soll die Toten nicht rufen. Sie wollen mit dem Manne doch ja nur Ihr Spiel treiben."

Ich klatschte in die Hände und jubelte: „Ach ja, spielen! Wir wollen, ‚Gespenster' spielen. Wir zitieren das Gespenst, das Gespenst erscheint, verliebt sich in Sie und schreibt für Sie eine Rolle. Sie spielen das Drama des Gespenstes; und wir haben in Rom eine sensationelle Première, bei der das Gespenst zum Schluß vor den Souffleurkasten tritt und sich so reizend ungeschickt verneigt, wie man das von einem Geist nicht besser verlangen kann."

Stelle Dir vor, daß die Neri wahrhaftig umkehren wollte! Da machte ich denn einen Gewaltstreich. Ich nahm meinen Strauß weißer Lilien, rief einem Mädchen, das mitten im Wege stand und uns anstarrte, als ob wir Gespenster wären, gab ihr die Blumen, befahl ihr: „Bringe diese Blumen dem Grafen und sage ihm: Assunta Neri lasse ihn grüßen. Hast du verstanden? Assunta Neri lasse den Grafen Campana grüßen ..." Dann schmiegte ich mich wie ein Kätzlein an Assunta Neris Schulter, bettelte: „Bitte, bitte, nicht böse sein!" Und schmeichelte: „Bitte, bitte, dableiben! Ich bin wirklich zum Sterben neugierig, ob es ein recht fettes Gespenst ist."

Sie mußte lächeln und — natürlich blieb sie.

Ob er wohl kam?

Nein — Ja — Nein, nein!

Ja!

Er kam und — denke Dir, diese Enttäuschung! Denn er war weder fett noch alt; wenigstens durchaus nicht greisenhaft alt. Er sieht aus wie — ich möchte Dir gern den ganzen Mann mit einem einzigen Worte beschreiben — er sieht aus wie ein vornehmer Mensch.

Verstehe mich wohl, nicht nur wie ein vornehmer Mann.

Schön ist er ganz und gar nicht, kann es auch nie gewesen sein. Gerade das gefällt mir an ihm. Und daß er etwas so Unnahbares hat, als stände er auf einem einsamen Alpengipfel! Den gewesenen Dichter — denn er ist es ja nicht mehr — erkennt man bei ihm noch heute an den Augen. Diesen weit offen en

lichten leuchtenden Seheraugen sieht man auch jene „große Leidenschaft“ an, die mich, in Gemeinschaft mit meiner Kammerfrau, so lächerlich faszinierte. Und wenn ich davon kein Sterbenswort gewußt hätte, so würde ich bei seinen Augen gedacht haben müssen: ‚Dieser Mann hat einmal in seinem Leben eine große Leidenschaft gehabt ...‘ Ich könnte, was ich meine, auch so ausdrücken: ‚Dieser Mann wird noch einmal in seinem Leben eine große Leidenschaft haben!‘ ... Da er sie jedoch jetzt hat, da er eben durch diese große Leidenschaft ein Einsiedler, ein dem Leben und seiner Kunst Abgestorbener und lebendig Begrabener geworden ist, so wäre das von mir töricht gedacht gewesen.

Du magst mich nach Belieben auslachen und verhöhnen. Aber ich werde Dir von den Augen meines einstmals angeschwärmten Poeten noch mehr erzählen: Er hat Augen, die einmal etwas schrecklich Schönes erblickt haben müssen; etwas, das wie ein offener Himmel, oder auch wie eine offene Hölle gewesen: etwas Medusenartiges, Entgeisterndes, zugleich unfaßlich Herrliches und blendend Leuchtendes.

Du verstehst mich gewiß nicht. Ich kann auch, was ich meine, nicht ausdrücken ...

Die „süße Tragödin“ war dem Dichter entgegengegangen, ich dagegen zurückgetreten. Ich konnte daher gut beobachten.

Er hielt meine Lilien in der Hand und war erschreckend bleich. Ich verstand nicht, was er sagte. Er sprach leise und langsam wie jemand, der das Reden nicht gewöhnt ist, und der, da er einmal reden muß, Mühe hat, die Worte zu finden. Dabei blieb sein Gesicht regungslos. Ich betrachtete ihn mir sehr genau und dachte: ‚Du bist auch einer, der weiß, daß das Leben von dem lieben Gott uns armen Menschlein nicht gerade zum Spaß geschenkt worden ist ... Solches Gesicht hat also ein Mann, der ein berühmter Dichter war, den dann eine große Leidenschaft packte, und der jetzt schlechte, schlechte Nächte hat.“

Ich war noch immer sehr neugierig.

Die beiden kamen jetzt auf mich zu.

Aber der Dichter hatte nur Augen für die süße Tragödin, so daß er mich nicht einmal bemerkte ... Ich hörte jetzt, was sie sprachen. Die Neri sagte gerade mit ihrer müdesten Miene, ihrer

müdesten Stimme: „Sie haben recht getan; tausendmal haben Sie recht getan! Liebe, Freundschaft, Kunst, Ruhm, Talent sind ja doch nur Illusionen, die der Mühe des Atemholens nicht wert sind."

Der lebensmüde Graf erwiderte: „Daß auch Sie so denken, finde ich trostlos."

„Warum trostlos? Nichts ist trostlos als das Leben ... Ja, und dann noch etwas."

„Was ist das?"

„Daß man das Leben ertragen muß."

„Muß man?"

„Selbstmord ist so banal. Übrigens morde ich mich fortwährend selbst."

„Durch Ihr Spiel?"

„Jede Vorstellung ist für mich ein Tropfen Gift. Und ich brauche es wiederum notwendig, um überhaupt leben zu können. Nur wenn ich auf der Bühne stehe, lebe ich; denn nur dann vibrieren meine Nerven. Ich stelle andere Frauen dar, erlebe also anderer Schicksale, anderer Verhängnis, anderer Untergang. Aber in allem Fremden erlebe ich doch nur mich selbst. Befragen Sie über mich einen Psychiatiker: ‚Verehrtester, was ist das eigentlich mit der Assunta Neri?' Der gelehrte Mann wird Ihnen erwidern: ‚Mein Herr! Assunta Neri ist gar keine Schauspielerin, sondern ein pathologischer Fall ...' Übrigens scheinen Sie dasselbe zu sein."

„Demnach wären wir Kollegen."

Und der arme verschollene Poet quälte sich ein mattes Lächeln ab ...

Jetzt sah er mich — endlich sah er mich!

Die Tragödin hielt für unnötig, ihn zu fragen: „Kennen Sie eigentlich die Prinzessin?" Er grüßte mich jedoch, als wüßte er, wer ich wäre.

Ich beachte stets, wie die Menschen grüßen. Bei der Frau ist der Gruß eines der wichtigsten Requisiten ihrer Toilette. Wie eine Königin allein durch die ihr mühselig eingelernte Art zu grüßen sich so sinnlos populär machen kann, daß ein ganzes Volk mit Wonne für sie sich totschießen läßt — ebenso kann ein

Mann sich leidenschaftlich in eine Frau verlieben: nur, weil diese sehr anmutig zu grüßen versteht. Männer verstehen es nicht, mit Grazie und doch mit Würde zu grüßen. Sie grüßen entweder steif, oder geziert, oder burschikos; entweder zu dezent, oder zu herablassend, oder zu gleichgültig. Und so weiter!

Graf Campana grüßte mich, wie ich es bei einem Mann selten beobachtet hatte. Sein Gruß war sehr ehrerbietig, und doch voll von dem Bewußtsein einer eigenen starken Persönlichkeit, die sich niemals vor etwas Niedrigem neigen würde. Aber auch niemals vor etwas nur sogenanntem Höheren oder Hohen. Sogar Grazie hatte der Mann, den ich mir alt und unförmlich vorgestellt hatte. Aber es war die scheue spröde Anmut einer streng verschlossenen, tief einsamen, heimlich leidenden Seele.

Seine „große Leidenschaft" scheint ihn also wirklich nicht glücklich zu machen ... Seltsam! Aber ich kann das verstehen.

O, mein Gott, ich kann das verstehen!

Nachdem er mich gegrüßt hatte, sah er mich an: gerade in die Augen, fest und tief.

Er schien erstaunt zu sein. Mein schwarzes Spitzentüchlein und mein schmales blasses Hexengesicht taten demnach ihre Wirkung. Sein verwundertes Auge forschte: ‚Was bist du? Ein Kind oder ein Weib; ein unschuldsvoller Engel oder eine raffinierte Sünderin?' ... Auch ich sah ihn an; und mein Blick antwortete dem seinen: ‚Ich weiß selbst nicht, was ich bin: aber ich werde es erfahren. Und dann' —

Dann redete ich ihn an: „Ihr einsames Licht und meines sind längst gute Bekannte. Es war daher wirklich notwendig, daß auch wir uns kennen lernten."

Ich weiß, daß meine Stimme das Reizendste an mir ist. Wenn ich wollte, könnte ich allein mit meiner Stimme einen Zauber ausüben, stark wie Magie.

Aber ich wollte niemals ...

Merkwürdig, daß es mich reizte, den weltfremden Einsiedler die Macht meiner Stimme fühlen zu lassen. Er machte denn auch dazu ein ganz sonderbares Gesicht. Die Tragödin merkte natürlich sogleich meine Absicht und schien empört zu sein. Wenig-

stens sah sie zum Umsinken müde aus. Sie ist dann nämlich immer gleich zum Sterben ermattet.

Der Graf hatte so hingehört, wie ich sprach, daß er überhört zu haben schien, was ich gesprochen. Ich mußte es daher wiederholen: „Wir sind seit Anfang März Nachbarn."

„Sie sind unter mir der einsame Stern?!"

„Kein Himmelslicht, nur eine trübselige Kerze."

Er blickte mich wiederum an; und wiederum standen wir uns Aug' in Auge gegenüber. Die arme Assunta Neri wurde zusehends immer empörter, immer ermatteter.

Sie sagte: „Wir haben Schirokko."

Ihre Worte schienen eine geheime tiefe Bedeutung zu haben: Schirokko! — Wüstenwind! Vielleicht spielte sie auf das Verhältnis des Grafen zu der Madama an, wovon ihr erzählt worden war. Aber die Anspielung hatte bei dieser Gelegenheit gar keinen Sinn.

In demselben Augenblicke kam sie ... Wie lächerlich neugierig ich war!

Sie hatte sich, von einer Meute schneeweißer Wolfshunde begleitet, im Park befunden, war unser nicht gewahr geworden, trat aus einem Gebüsch hoher Buchsbäume und sah sich plötzlich zwei fremden Damen gegenüber. Sie trug ein hellgraues, gut gemachtes Kleid.

Mein Gott — nun ja! Sie ist recht schön.

Vielmehr, sie war es einmal ...

Sie war es — mit welcher geheimen Genugtuung wir Frauen das sagen, sobald von einer sogenannten schönen Frau die Rede ist.

Wir sind doch recht kleine Seelen!

Aber die berühmte Schönheit der Madama ist in der Tat etwas passée — mais tout à fait passée! Und diese Schönheit ist so schwermütig ... Wo bleibt denn aber die große Leidenschaft? Für den Mann kann diese zu groß sein. Den Mann kann die Leidenschaft ersticken und erdrücken; jedoch die Frau — für uns Frauen gibt es in der Liebe nichts; aber gar nichts, was zu riesengroß und ungeheuer sein könnte. Wir Frauen spielen mit dem herrlichen vernichtenden Element wie Kinder mit Blumen. Wir Frauen sind nur dann Weib, ganz Weib, wenn wir ganz

Liebe und Leidenschaft, ganz Seele und Empfindung, Hingabe und Auflösung sind.

Was den Mann in einen Abgrund schleudert, hebt uns zu Gipfeln empor.

Und diese Frau, diese wunderschöne Maria ist mit ihrer großen Leidenschaft so schnell gealtert, so frühzeitig verwelkt ... Wie konnte das nur geschehen?

Ein Geheimnis!

Aber auch dahinter werde ich kommen.

Von ihren wilden Wolfshunden begleitet, trat sie uns also aus den Buchsbäumen entgegen.

Die Meute stürzte auf uns zu, als wollte sie uns zerfleischen. Ein leiser, ganz leiser Ruf der Herrin hielt sie zurück. Winselnd sprangen die mächtigen Tiere an der Dame in Grau empor.

Es war ein Bild!

Ich bin wirklich eifersüchtig, eifersüchtig auf diese Madama! Schön ist sie gar nicht mehr; aber sie hat eine Stimme, eine Stimme — die meine ist dagegen geradezu unmelodisch. Mir ist solche Frauenstimme noch nicht vorgekommen.

Die Tragödin hatte sich bei dem Anblick der schönen Maria plötzlich belebt. Sie war nicht mehr mürrisch und nicht mehr müde. Sie setzte sogar eines ihrer süßesten Frou-Frou-Gesichter auf, schmückte sich mit dem allerliebsten Lächeln der „Locandiera“, und rief mit samtweicher Stimme: „Ist das Ihre Frau? Aber sie ist ja wunderbar!“

Ganz deutlich und ganz laut sagte sie: „Ihre Frau“. Es war ein entzückender kleiner Coup! Ich fand ihn fast zu raffiniert und ärgerte mich darüber.

Der weltfremde Graf bewahrte vollkommen die Haltung eines verbannten Olympiers. Er antwortete nicht direkt; sondern sagte nur — und er sagte es sehr ruhig, sehr ernst: „Das ist Maria.“

Ich fand ihn in diesem etwas bedenklichen Moment wundervoll distinguiert.

Die Neri in ihrer sublimen Rücksichtslosigkeit kehrte sich von nun an überhaupt an nichts anderes mehr als an ihre plötzliche

Kaprize. Sie beschäftigte sich angelegentlich mit der guten Maria, die allerdings ziemlich geschickt die Dame imitiert.

Solche Künstlerin ist doch aus Impulsen zusammengesetzt! Ich begreife nicht, wie man impulsiv sein kann. Bei mir ist alles Reflexion und Berechnung. Ich kann — ich versichere Dich — ich kann nicht ein Wort sagen, mich nicht auf einen Stuhl setzen, mir nicht die Handschuhe zuknöpfen, ohne vorher nicht eisig kühl überlegt zu haben, was ich sagen, wie ich mich setzen, wie ich mir die Handschuhe zuknöpfen soll.

Woher kommt das? Bin ich so geschaffen worden, oder bin ich lediglich das Produkt einer gewissen gesellschaftlich faulen Überkultur?

Aber wozu hierüber reflektieren? Ganz gleich, wodurch ich so geworden bin — da ich nun einmal so ward.

Ich ließ die Neri der Madama gegenüber ruhig die anstrengende Rolle der grande charmeuse spielen und blieb mit dem Grafen zurück. Unsere Unterhaltung, die ich einleitete und fortführte, lautete ungefähr so: „Halten auch Sie einen Teil unseres heutigen Geschlechts: Männer sowohl wie Frauen, für früh gealtert und entnervt?"

„Ich weiß nur, daß ein junges Geschlecht da ist; und daß ich selbst zum alten gehöre."

„Wer sich noch für etwas begeistern kann, ist beneidenswert jung."

„Meinen Sie mich?"

„Sie leben ja beständig in Ekstase."

„Ekstase, wofür?"

„Für — sagen wir, für die Einsamkeit, für die Schönheit ... Mir scheint unser heutiges Geschlecht eine sehr daseinsmüde Generation zu sein — wenigstens ist sie eines ehrlichen Enthusiasmus psychisch und physisch vollkommen unfähig. Unter der Sonne gibt es nichts, wofür diese neue junge Generation sich begeistern könnte. Es müßte denn sein, daß sie über sich selbst in Entzückung geriete."

„Und Sie?"

„Ich bin nur ein Typus des jungen modernen Frauengeschlechts."

„Des jüngsten und modernsten?"

„Allerdings gehöre ich zu jener Spielart, die der Emotionen bedarf, die ohne Emotionen gar nicht existieren kann. Und zwar müssen es sehr raffinierte Emotionen sein."

„Was verstehen Sie unter ‚raffinierten Emotionen'? ... Ich muß wie ein Schulknabe fragen."

„Raffinierte Emotionen nenne ich gewisse verfeinerte Seelenschwingungen, die wie Haschisch wirken. Sie erkundigen sich danach am besten bei der großen Tragödin, welche die ganze Skala von Emotionen, soweit sie einer Frau überhaupt zugänglich sind, abspielt wie ein Virtuos seine Bravourstücke. Ist sie doch selbst nichts anderes als solche allersubtilste Nervensache, als Künstlerin sowohl wie als Weib."

„Und das heißt man dann eine ‚moderne Frau'?"

„Und eine moderne Frau heißt man die Selbstentwickelung des Weibes. Endlich entdeckte die Frau sich selbst — gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts! Es wäre dafür immer noch Zeit genug gewesen; denn viel wird dabei wohl nicht herauskommen. Schönheit gewiß nicht. Nur ein ewiger Wechsel, ein beständiger Kontrast, ein endloser Widerspruch. Und das ist doch gerade nicht sehr erquicklich."

„Jedenfalls findet die moderne Frau sich selbst sehr interessant?"

„Jedenfalls ist sie über sich selbst etwas erstaunt. Und dann — die lange, lange Ungewißheit hat wenigstens aufgehört."

„Ungewißheit, worüber? Sie sehen, ich bedarf Ihrer Belehrung."

„Ungewißheit über die wahre Bestimmung der Frau."

„Ist dies die Emanzipation?"

„Aber nein!"

„Was nennen Sie dann die ‚wahre Bestimmung der Frau'?"

„Vielleicht das ewig Weibliche. Also das ewig Zärtliche, das ewig sich Hingebende."

„Also Liebe, Leidenschaft?"

„Das sind gar erhabene Worte! Halten Sie unser heutiges Geschlecht für fähig, Leidenschaft fühlen zu können? Die große Leidenschaft!"

„Sie zweifeln daran?"

„Sehr."

„Ihre ewige Weiblichkeit schließt demnach die Leidenschaft vollkommen aus?"

„Sie ist nur für Götter; und da es keine Götter mehr gibt..."

„So gibt es auch keine Leidenschaft mehr?"

„Gott sei Dank, nein."

Nach diesem Geschwätz, das nur dazu dienen sollte, um den Herrn über mich zu verwirren, entfernten wir uns. Die impulsive Tragödin umarmte beim Abschied die Madama zärtlichst. Ich hatte kein Wort mit ihr gesprochen.

Ich habe auch den Grafen nicht aufgefordert, mich in der Villa Taverna zu besuchen.

Vielleicht kommt er ohne Aufforderung.

Die Neri war sogleich wieder mürrisch und müde. Ich fragte sie lächelnd: „War ich sehr kokett gegen Ihren armen Poeten?"

Sie würdigte mich gar keiner Antwort.

Ich war aber auch wirklich sehr, sehr kokett.

Das eine will ich noch hinschreiben: Die zwei einsamen Menschen in der Villa Falconieri sind zwei sehr unglückliche Menschen.

Die Frau empfindet für den Mann wirklich eine große Leidenschaft. Aber es ist jene Leidenschaft, die so hoffnungslos ist wie der Tod; denn: Er liebt sie nicht wieder!

Also weiß seine einsame lechzende Seele nichts von dem himmlischen Feuer? ... Nein — noch weiß sie nichts davon!

Aber es kommt der Tag, an dem sie davon wissen wird: so viel davon wissen, daß es sie umbringt! Denn dieser Mann hat Augen, wie ein Mensch sie haben muß, der fähig ist, an einer großen Leidenschaft zugrunde zu gehen.

Und auch dieses sollst du noch erfahren: Es freut mich, daß er die Madama nicht liebt.

Es freut mich von ganzem Herzen!

Denn ich gönne dieser Frau nicht diesen Mann.

Weißt Du, was ich bin?

Nein!

Aber ich weiß es.

Ich bin nicht nur eine unverbesserliche grande mondaine; ich bin vor allem eine herzlose, bösartige, satanische grande coquette.

Ich habe Dir gebeichtet. Deine Absolution will ich nicht; denn: Ich will mich nicht bessern.

Der Herr sei meiner armen Seele gnädig.

Villa Taverna-Borghese, 3. Mai.

Die Neri scheint am Zypressenteich eine neue Rolle zu studieren, so häufig ist sie in der Villa Falconieri.

Sie sprach mit mir kein Wort über die beiden einsamen Menschen; und ich fühle, daß sie mich beobachtet und beargwöhnt. Sie scheint aus der Koketterie, die ich bei meiner Begegnung mit dem Grafen sehr glücklich entwickelte, Gott weiß was für tragische Schlüsse zu ziehen und bei mir einen vollständigen Mangel an gutem Geschmack vorauszusetzen. Selbst für eine Kaprize wäre der Fall da oben ganz und gar — nicht mein Fall!

Möglicherweise fürchtet sie für die Ruhe ihres Dichters. Aber diese soll ja wohl Kirchhofsruhe sein? Sie etwas zu stören, den Grafen für seinen hochmütigen Wahn — denn es ist Hochmut, zu glauben, die ganze Welt entbehren zu können — etwas zu züchtigen, würde meiner Eitelkeit vielleicht schmeicheln. Immerhin ist er nicht der erste beste; also nicht einer von jenen Larven, die mich umwimmeln.

Es ist in der Tat das erste wahre Menschengesicht, welches ich bei einem Manne erblickt habe — bei der Frau ist es, außer Deinen reinen stolzen Zügen, meine geliebte Madame Charme, nur noch mein eigenes Gesicht!

Allein aus diesem Grund würde es der Mühe lohnen, meine Evanatur ein wenig spielen und schillern zu lassen. Aber sei ruhig, liebe ängstliche Seele! Ich will Großmut üben und mich mit dieser einen Probe begnügen — da sie ziemlich gelungen ausgefallen zu sein scheint.

Daß ich ein einziges Mal so recht nach Herzenslust kokett war, ist mir wahrhaftig nicht zu verdenken bei dieser grenzenlosen gespenstischen Öde in mir. Eine echte Frau muß kokett sein! Das ist für die Frau einfach Naturnotwendigkeit. Nun konnte ich bisher meiner Natur nicht folgen; denn mit wem hätte ich wohl kokettieren sollen?

Etwa mit dem Prinzen? Mit diesem raffinierten blasierten entnervten Liebeskünstler und brutalen Egoisten, der zufällig mein Mann ist? Oder mit dem ganzen übrigen Schwarm von seinesgleichen?

Etwas in meiner Natur ist daher — ich fühle es — dem Verkümmern und Verkrüppeln nahe; und zwar ist dieses untergehende Etwas schließlich alles. Es ist das ganze Weib in mir! Um mich weniger tragisch, um mich ziemlich frivol auszudrücken: diese Verstümmelung meiner Weibsnatur, die ich mir ohne Unterlaß selbst zufüge, entstellt meine Schönheit. Denn nicht bis in die Fußspitze hinein Weib zu sein, ist nicht weniger häßlich, als ein lahmes Bein zu haben, einen schiefen Rücken oder eine rote Nase.

Denke doch, eine rote Nase — entsetzlich!

Willst Du, daß Deine allerliebste Viviane ein Ungetüm sein soll?

Du siehst, daß ich für meine Koketterie mit dem armen Grafen immer mehr Gründe finde. Doch wiederhole ich Dir feierlichst: ich lasse es an diesem einen Mal genug sein.

Weshalb?

Nicht aus sogenannter Moral!

Ich schwöre Dir zu: wahr und wahrhaftig nicht aus einer abgestandenen, engbrüstigen, altjungferlichen Tugendhaftigkeit, sondern lediglich aus Laune. Du weißt, das ist für uns Frauen der Grund aller Gründe. Eine höhere Instanz, bei der wir wider uns selbst Berufung einlegen könnten, gibt es für uns nicht.

Übrigens hat der Graf von seinem Sonderlingsrecht besten Gebrauch gemacht und in der Villa Taverna keine Visite abgestattet. Vielleicht steckt die große Tragödin dahinter. Dieses Künstlervolk bildet ja untereinander einen Geheimbund — genau so wie die Leute der Gesellschaft, die der Trieb der Selbsterhaltung wie Galeerensklaven zusammenkettet. Auch weiß ich ja, daß die Neri den Dichter der ‚Agrippina‘, dem sie Dank schuldig ist, für ein kleines psychologisches Experiment viel zu gut hält.

Aber der arme Graf hat schlechtere Nächte als je; denn sein einsames Licht leuchtet jetzt bis in den hellen Tag hinein. Allerdings leistet meine nächtliche Flamme der seinen treue Gesellschaft.

Gestern nacht bekam ich plötzlich die fixe Idee: ‚Jetzt steht der Graf auf der Galerie, die um sein Zimmer läuft, und schaut herüber.‘ Um mich von meiner Einbildung zu heilen, nahm ich mein Glas, begab mich in ein Nebenzimmer, und richtig — dort stand er! Deutlich hob sich seine Gestalt vom hellen Hintergrund des erleuchteten Fensters ab.

Vielleicht war es ein Zufall.

Schrieb ich Dir bereits, daß ich mir Cola Campanas sämtliche Werke kommen ließ, daß ich seine sämtlichen Werke jetzt lese?

Aus reiner Neugierde!

Zum erstenmal seit meiner Klosterzeit liegt auf meinem Lesepult kein französischer Roman. Die Gegensätze zwischen dieser und jener Lektüre sind merkwürdig; denn bei Cola Campana scheinen die Frauen eines ganz anderen Zweckes wegen auf Erden zu sein als bei den Franzosen. Meiner Natur nach sollte es mich langweilen; doch eben der Kontraste wegen interessiert es mich.

Wir werden ja sehen …

Die große Tragödin will mich bald verlassen, und — ich halte sie nicht zurück.

Diese Schauspielerinnen sind verwöhnter als eine Königin und kapriziöser als la plus grande mondaine du monde! Der Prinz benimmt sich nach wie vor wundervoll lächerlich mit seinen krampfhaften Versuchen, von der Tragödin unwiderstehlich gefunden zu werden — obgleich das W e i b Assunta Neri ihn absolut nicht reizt. Es ist nur seine Eitelkeit, die sie haben will. Allein um dieser Komödie willen war es hübsch, die große Dame bei mir gehabt zu haben.

Heute sprach sie mit mir über den Grafen und die Madama. Ich war anfangs etwas zerstreut, hörte also zuerst schlecht zu. Erinnere ich mich recht, so begann sie das Gespräch folgendermaßen: „Sie ist ein ganzes Weib; aber er ist zu sehr verträumt und in sich selbst verloren, um ein ganzer Mann zu sein. Sie will nichts anderes als lieben und geliebt werden — also nichts anderes, als Weib sein; er dagegen denkt nur daran, sich selbst zu verleugnen und seinem eigenen leidenschaftlichen Ich zu ent-

fliehen. Sie geht an ihrer vollen Weiblichkeit, die sie nicht betätigen kann, zugrunde; und er daran, daß sie nicht die Frau — nicht die eine und einzige Frau ist, die für diesen einen und einzigen Mann geschaffen ward. Übrigens ist von den beiden sie die weitaus wertvollere Existenz."

„Weil sie nach der Liebe des Mannes schmachtet und wahrscheinlich verschmachten wird?"

Da ich die schöne Maria nun einmal nicht leiden kann, sprach ich ziemlich wegwerfend von ihr. Die Neri sah mich mit ihren melancholischen Tragödinnenaugen so groß an, daß ich mich ärgerte, und sie sagte: „Wollen etwa Sie deswegen die arme Frau verächtlich finden?"

Jetzt ward ich böse: „Weshalb betonen Sie so scharf, ob ich die Dame deshalb verächtlich finde?"

Jetzt lächelte sie; und jetzt war sie sofort wieder reizend. Aber ihr Lächeln war sehr traurig.

„Weil auch Sie eine Schwester der schönen Maria sind. Wir alle, die wir echte Frauen und nichts anderes als echte Frauen sind, müssen uns Schwestern der armen Maria nennen."

Empört rief ich: „Ich sollte schmachten und schließlich verschmachten! ... Wonach schmachten? Meine Frauennatur zu erfüllen? Weswegen verschmachten? Weil ich meine wahre Natur nicht erfüllen — nicht die Sklavin, das Geschöpf, die Geliebte eines Mannes sein kann, des ganz bestimmten einen und einzigen Mannes, für den ich eigens geschaffen ward?"

Ich war wirklich geärgert. Doch die Tragödin blieb gelassen und schwermütig.

„Ich wüßte nicht, was ich Ihnen Besseres wünschen könnte."

„Als was?"

„Als eine große Leidenschaft."

Es durchschauerte mich plötzlich ... Es war jenes eigentümliche zitternde fröstelnde Schauern, welches uns überfällt, wenn jemand über unser Grab gehen soll.

Warum mußte sie aber auch gerade die Phrase von der großen Leidenschaft brauchen?!

Ich rief: „Eine große Leidenschaft ... Wie sollte ich dazu kommen? Was sollte ich damit anfangen? Ich bin gar nicht

imstande, eine große Leidenschaft zu empfinden, will dazu gar nicht imstande sein! Sie kennen mich eben nicht, Sie überschätzen mich."

Und ich lachte hell auf.

„Ich möchte sie Ihnen gönnen," sagte die seltsame Frau langsam und leise.

Ich erwiderte sehr erregt: „Wie können Sie mir etwas gönnen wollen, was nun einmal nicht in meiner Natur liegt? Ich bin ja viel zu kokett, viel zu äußerlich, zu mondaine und zu klein, um einer großen Leidenschaft überhaupt fähig zu sein. Es weiß ja kein Mensch, wie klein und erbärmlich ich bin!"

Und in einem Anfall von Tollheit — denn etwas anderes kann es nicht gewesen sein — glitt ich auf den Teppich und der Tragödin zu Füßen nieder, umfaßte sie mit beiden Armen, verkroch mich mit dem Kopf in ihren Schoß und begann herzbrechend zu schluchzen.

Stelle Dir vor: ich, Deine kleine niederträchtige satanische Viviane, begann herzbrechend zu schluchzen.

Ich war also einfach verrückt; und sie benahm sich einfach himmlisch. Ich glaube, sie sagte mir: Ich wäre ein armes süßes Ding, sie hätte mich sehr lieb und ich täte ihr schrecklich leid. Denn ich gehörte zu denjenigen Frauen, deren Natur verkümmerte.

Und sie sagte mir ferner: „Das Geschwätz von der berühmten Souveränität der Frau ist Unsinn! Eine Frau ist nur souverän in der Liebe und im Leiden, unumschränkte Herrscherin nur in der Hingabe ihres ganzen Selbst."

Und sie sagte mir zum Schluß: Sie halte mich durchaus für fähig, eine große Leidenschaft zu empfinden, ganz darin aufzugehen! Es wäre wie Flammentod der Seele in einem himmlischen Feuer.

Sie sprach zu mir, wie zuvor noch niemals ein Mensch gesprochen hatte, wie ich nicht für möglich gehalten, daß jemals jemand zu mir sprechen würde. Sie war sehr, sehr traurig; aber sehr groß — herrlich groß!

Du kannst den Eindruck, den ihre Rede auf mich machte, gar nicht begreifen. Zum erstenmal ging mir eine Ahnung davon auf, daß ich vielleicht doch etwas mehr wäre als eine unver-

besserliche Mondaine; und daß von den beiden Seelen in mir die eine doch noch einmal groß und gut empfinden könnte. Denn ich will nicht, will nicht, will nicht so erbärmlich in mir selbst verbrennen, will nicht aufhören zu leben, bevor ich überhaupt gelebt habe.

Höre es, göttliche Vorsehung! Und höre es, gemeiner Zufall: Ich will nicht!

Assunta Neri ist abgereist.

Sie ist zu Tode erschöpft. Aber sie muß Komödie spielen; denn sie will Geld verdienen. Sie geht mit ihrer Truppe nach Rußland.

Wann werde ich sie wiedersehen?

Wie werde ich sie wiedersehen?

Sie scheint wirklich nicht zu wünschen, daß ich dem Grafen wieder begegne. Aber sie denkt dabei weniger an ihn als vielmehr an die Madama, die den Grafen liebt, von ihm nicht wiedergeliebt wird und daran allmählich zugrunde geht ... Bildet sie sich etwa im Ernst ein, ich könnte mit der guten Maria rivalisieren wollen?

Demnach müßte ja der Graf der eine und einzige Mann sein, der —

Welch ein Gedanke!

Schließlich ist er eben doch schon ein alter, wenigstens ein alternder Mann ... Und die Jugend ist etwas so Köstliches, Berauschendes, Seligmachendes!

Aber Assunta Neri ist fort! Und durch ihren Verlust empfinde ich plötzlich ihren Wert in vollstem Umfang. Sie ist solche Ganzheit — ich weiß es nicht besser auszudrücken. Alles an ihr ist ungeteilt und ganz. Die Leute nennen sie eine große Künstlerin ... Ich möchte sie viel einfacher einen großen Menschen heißen.

Weißt Du: es ist doch etwas Geheimnisvolles und Wundervolles um die Wirkung eines solchen Geistes auf andere schwache Geister. Man mag wollen oder nicht, man mag sich sträuben und dagegen sich auflehnen; aber die Wirkung des wahrhaft Großen ist doch so mächtig, daß man selbst daneben weniger klein erscheint.

Man muß sich allerdings auf die Fußspitzen stellen.

Assunta Neri ist fort! An der Leere, die sie zurückläßt, fühle ich, daß sie dagewesen ist; und daß ich — recht einsam bin.

Jede Nacht grüße ich jetzt das einsame Nachbarlicht. Fast jede Nacht sehe ich den Grafen auf der Galerie stehen und zu seiner hellen Gefährtin in der Finsternis hinübergrüßen.

Ich lese Cola Campana, nichts als Cola Campana!

Dieser Dichter kennt weder die Welt, noch die Menschen.

Am allerwenigsten kennt er uns Frauen.

Er hat nur das Verlangen, uns kennen zu lernen.

Um diesen Dichter in allem, was er jemals war und dichtete, erschöpfend zu charakterisieren, genügt ein einziges Wort. Denn im Grunde genommen ist es nur ein einziges Wort, welches Cola Campana in den fünfzehn oder zwanzig Bänden seiner gesammelten Werke geschrieben hat.

Dieses einzige Wort lautet: Sehnsucht!

Er sehnt sich eben so heiß, zu leben, wie zu sterben. Er sehnt sich nach Glück genau so grenzenlos wie nach Trübsal. Und er sehnt sich nach Liebe. Er sehnt sich, darin unterzugehen!

Er spricht davon, sie einmal gefunden zu haben. Aber ich behaupte: er fand sie nicht! Und ich behaupte ferner: sollte er sie noch einmal finden, so würde er noch einmal — vielleicht gerade kein glücklicher Mensch werden; darauf kommt es auch nicht an — so könnte er noch einmal etwas schaffen, etwas Großes und Bleibendes.

Aber die Liebe ist kein Ding, das der eine verlieren und der andere zufällig aufheben kann. Der gute Graf mag noch einmal volle zwanzig Jahre unter den Steineichen und am Zypressenteich umherirren, ohne der großen Göttin zu begegnen.

Lache mich aus!

Aber mir ist eingefallen, daß eigentlich die Neri die erweckende und erlösende Gottheit spielen könnte — trotzdem sie keine Verse sprechen kann. Sie würde es immerhin superb machen und beim Fallen des Vorhangs in einer ravissanten Pose dastehen. Es müßte dies umsomehr ganz ihr Fall sein, da von einer glücklichen Liebe nicht die Rede sein würde, sie also nach Herzenslust unglücklich lieben könnte. Später käme es so: der Graf schreibt

für sie ein Stück und studiert mit ihr die Rolle am Zypressenteich, in dem sich die schöne Maria den Liebestod gibt. Das Stück wird mit der Neri aufgeführt, hat einen Sensationserfolg und — Über den Schluß bin ich mir noch nicht klar. Das Drama muß sehr modern enden, ohne Sentimentalität, nebelhaft ungewiß à la Ibsen.

Aber Graf Campana würde gewiß niemals eine Rolle für die Neri schreiben können, weil die Neri nur eine echte, durch und durch moderne Frau spielen kann; und weil der Graf die Frau nicht kennt: weder die moderne, noch die unmoderne Frau!

Nicht einmal das hat die schöne Maria zu bewirken vermocht: daß er durch sie unser Geschlecht kennen lernte! Nicht wie dieses zu sein scheint; sondern wie es in Wirklichkeit ist.

Und weshalb lehrte sie ihn uns nicht kennen?

Ich finde immer nur ein und dieselbe Antwort, soviel ich darüber auch nachdenke ... Er liebt sie nicht, er liebte sie nie! Und weil er sie nie liebte: weder die schöne Maria noch überhaupt eine Frau; darum kennt er uns nicht, darum wird er uns nie kennen lernen, bis er —

Weshalb er wohl diese Frau ihrem Mann fortnahm?

Mit dem raffinierten Instinkt der Frau fand ich es gleich nach der ersten Begegnung mit den beiden heraus.

Diese Maria ist zu sehr eine Schwesterseele des Mannes. Sie ist ihres Mannes getreuer Kamerad, sein bester Gefährte. Sie ist gewiß eine verehrungswürdige Gattin; aber sie kann niemals eines Mannes Geliebte sein. Ihr fehlt jegliche Koketterie, jegliche Fraueneitelkeit, jedes Bewußtsein ihres Geschlechts.

Auch die keuscheste Frau muß in ihrer Seele ein Atom Hetäre sein. Wohlverstanden: Hetäre, nicht Dirne.

Der volle Mann bedarf des vollen Weibes. Und diese wunderschöne Maria ist ein wunderschönes Bild ohne Gnade, ohne jede Gnade, die den Mann selig macht. Lange genug hatte es bei mir bedurft, bis ich schließlich durch das brutale Faktum der Dinge mich überzeugen ließ, daß es so ist.

Jetzt weiß ich's.

Ob die Madama sich hätte anders entwickeln können?

Ich glaube, ja!

Hätte sie in dem einsamen Manne da oben zugleich den glü-

henden Liebhaber und nicht nur den Erlöser und Retter, den treuen Gefährten und brüderlichen Seelenfreund gefunden, so wäre sie gewiß nicht zu der Schattengestalt einer schmerzensreichen Gattin verkümmert. Wie konnte sie aber in dem Mann den Liebhaber finden, da sie diesen in dem Träumer nicht zu wecken vermochte?

Dazu bedurfte es einer anderen Gewalt.

Die schöne Maria hatte nur eine einzige Seele: die der ehrbaren Frau. Doch diese eine Seele genügt nicht.

Wir Frauen bedürfen einer zweiten Natur — ich muß es an dieser Stelle noch einmal sagen.

Warum, um Gottes willen, schreibe ich dies alles auf?!

Ich schreibe es auf, weil ich es denke; und weil ich mir gelobt habe: was ich denke, auch auszusprechen — alles auszusprechen!

Nicht allein für Dich, meine Freundin; sondern auch für mich selbst.

Ich muß auch gegen mich selbst den Mut der Wahrheit besitzen.

Es fängt an heiß zu werden — endlich!

Ich bin wie eine Lacerte und bade mich im Sonnenschein. Aber ich husche und ruschle nicht herum; sondern bleibe wollüstig still liegen.

Die Sonnenglut übt eine eigentümliche mystische Macht auf mich aus. Sie ist wie ein Zauber. Bei Kälte bin ich krank, müde, zu Tode erschöpft, halb leblos. Erst wenn andere vor Hitze verschmachten, erwache ich und beginne zu leben: ein elementares Lichtdasein! Die Glut durchschauert mich wie junger Wein. Sie berauscht mich. Ich könnte mir Rosen durch das Haar winden und zur Mänade werden.

Vielleicht war ich einmal, als noch die alten großen Götter über die junge Erde dahinschritten, die Geliebte des Sonnengottes.

Es sind dann für meine sehnsüchtige Seele schlimme Zeiten; denn alle meine Sinne geraten ins Taumeln ...

So voll empfand ich die Wonnen der großen Frühlingsfeier des Südens noch niemals! Mir ist, als erlebte ich dieses Blumenbacchanal zum erstenmal. Vormittags lasse ich meine Kissen hinaus in den Garten tragen, ruhe zwischen den blütengefüllten

Sarkophagen. Sie gleichen jetzt riesigen Opferschalen, denen alle Wohlgerüche Arabiens entströmen. Die Welt ist von ihrem eigenen Frühling so berauscht, daß die Schmetterlinge auch mich für eine märchenhafte weiße Blume halten und sich in mein Haar und auf meine Brust niederlassen.

Ich schrieb Dir nicht, daß ich vor diesen ersehnten heißen Tagen recht leidend war. Du hättest Dich geängstigt und ich hätte Dich durch die Frivolität, mit der ich mein Leiden hinnehme, geärgert.

Gesundheit ist so brutal!

Ich hatte Schmerz in der Brust und der Bluthusten war stärker geworden. Mein tiefbesorgter Gemahl hätte mich gern nach Cannes oder Nizza geschleppt. Aber das ganz neu und entzückend möblierte Villino vor der Porta Pia war zum Glück ein Hindernis; überdies hat die Campagna, diese größte Tragödie der göttlichen Dichterin Natur, es mir launenhaftem unberechenbarem Geschöpf nun einmal angetan.

In diesen letzten heißen Wochen habe ich mich so rasch und wunderbar erholt, daß ich sogar wieder reiten darf. ‚Aha!‘ so denkst Du jetzt gewiß, ‚meine unverbesserliche grande mondaine will in der „tragischen“ Campagna die Fuchsjagden mitmachen und auf den Rennen bei den Capannelle als Amazone die Herzen der römischen goldenen Jugend berücken . . .‘ Ich freue mich, ich triumphiere; denn: Ich bin eben doch besser als mein Ruf.

Weder Fuchsjagden noch Rennen; sondern einsame köstliche Ritte durch die Wälder und Ruinen von Tusculum.

Kennst Du Tusculum?

Nein!

Also höre: Ein ausgedehntes hügeliges Gebiet, von Ölwäldern wie von schimmernden Schleiern umzogen. Du schreitest über Wiesen, die Gärten gleichen, trittst in Haine, wo nur die Tempel der Diana fehlen, um die Seele mit mystischen Schauern zu erfüllen . . . Frischgrüner heiterer Kastanienwald! Weite stille Rasenflächen mit einer einsamen gewaltigen Pinie . . . Unter Zypressen ein zerstörtes antikes Grab . . . Unter Blüten vergraben, eine antike Straße, ein antikes Nymphäum, die Reste einer großen antiken Villa . . . Hier wieder Ruinen. Und hier wieder! Noch führen Stufen hinauf ins Haus, noch glänzt die Mosaik,

noch stehen die riesigen Weinamphoren in den Boden gemauert ... Ruinen überall!

Und überall Schweigen, Frieden, Einsamkeit, Wildnis — Schönheit.

Höher auf dem Berg eine Gräberstraße, ein Amphitheater, eine Kaiservilla, ein Forum ... Noch ein Theater. ... Zisternen, Säulen, Altäre, Statuen, Gebälkstücke — Trümmer, Trümmer, Trümmer ...

Darüber jubilieren die Lerchen, kreisen die Falken.

Im März blaut der einsame Berg von Veilchen; und jetzt —

Du kennst den Wagnerschen „Feuerzauber"; aber Du kennst nicht den tusculanischen Ginsterzauber.

Wie kann ich Dir diese Blütendichtung nur schildern?

Der Berg scheint sich geöffnet und goldene Wogen ausgeworfen zu haben. Von allen Seiten rinnen und rieseln lautlos leuchtende Blumenbäche nieder. Sie durchbrechen die Waldungen, sie dringen in die tiefsten Dickichte, sie überschwemmen die Fluren, umwogen die Ruinen, füllen jeden Graben, jede Senkung. Sie stauen sich zu einem See. Du versinkst in den weichen stillen goldigen Fluten. Alles um Dich glänzt und gleißt. Du hast das Gefühl: würde die Sonne nicht scheinen, so würde der Berg strahlen.

Habe ich es Dir geschildert?

Nein!

Ich habe es nur gesagt.

Jeden Abend reite ich in meinem weißen Amazonengewand auf weichen, sanft ansteigenden, sanft abfallenden Wegen kreuz und quer, über und um die tusculanischen Berge. Bei jedem Ritt mache ich neue Entdeckungen. Wie ein Pfadfinder des Urwalds durchdringe ich die Gebüsche, wo das Caprifolium mir ins Gesicht schlägt und mein Pferd wilde Lilien und Päonien zertritt. Plötzlich leuchtet mir etwas entgegen; es ist eine gesunkene Marmorsäule. Plötzlich erhebt sich vor mir gewaltiges Gemäuer — ein Labyrinth von Kammern, Korridoren, Wölbungen tut sich auf.

Jetzt sollst Du hören, was ich gestern in dem Ginsterzauber erlebte.

Bei Camaldoli ließ ich den Groom zurück, dessen fashionable Existenz in diesen Einsamkeiten überhaupt keinen Sinn hat. Ich

ritt dem Gipfel von Tusculum zu, der durch das Zeichen des Kreuzes gegen allen Höllenspuk und jegliches Teufelswerk geschützt ist. Ich kam auf einen verwachsenen Weg und geriet zwischen zwei steile Ginsterwände. An den baumhohen Büschen war kein grünes Blättlein zu sehen, nichts als goldige Blüten. Bis auf den Boden fielen die Zweige herab und legten sich lang und breit darüber hin.

Immer enger wurde der Weg, immer näher rückten die schimmernden Mauern zusammen. Es war, als ritte ich zwischen endlos langen, märchenhaften, vom Sonnenfeuer entzündeten Scheiterhaufen dahin. Denn über all dem Glänzen und Glühen lag der grelle Schein der Abendsonne.

Jetzt züngelte die blumige Lohe an mir empor, jetzt packten mich die Brände, schlugen die Flammen über mir zusammen . . .

Wie weiche zärtliche Kinderarme legten sich die strahlenden Zweige um meinen Hals, schmeichelten mir die Wangen, hüllten mich und mein Pferd in lauter Glorie ein.

Ich konnte mich in dem Blütenfeuer einer unverletzlichen seligen Gottheit gleich dünken.

Plötzlich ragte eine turmhohe Felsenwand vor mir auf. Unzugänglich entstieg sie dem glühenden Ginstermeer wie der Brunhildenstein der „wabernden Lohe". Das wilde Gestein war dicht von einer hellgelben Moosflechte übersponnen, daß es glänzte wie mit Goldplatten beschlagen; den Rand des jäh in die Tiefe abstürzenden Gipfels säumte ein Kranz von blühendem Weißdorn und darüber, wie in einem schneeigen Gewölke, schwebte ein großes dunkles Kreuz.

Es ist die ehemalige Burg von Tusculum.

Ich konnte nicht vorwärts, hielt mein Pferd an, schaute mich um und — sah mich dem Einsiedler von der Villa Falconieri gegenüber.

Auch er, aus den goldgelben Dickichten tretend, erblickte mich plötzlich.

Er grüßte mich nicht; sondern stand unbeweglich und starrte mit seinen weitoffenen leuchtenden Asketenaugen auf mich wie ein fanatischer Mönch, der nach langer schwerer Pönitenz eine Vision hat: die Erscheinung eines schönen satanischen Weibes.

Und es war doch nur Deine arme kleine Viviane.

Ich war etwas verwirrt. Zugleich fühlte ich mich geschmeichelt. Das war nun wiederum eine vollständig neue Empfindung, die ich mit stiller Verwunderung und mit mehr Ärger als Freude plötzlich bei mir entdeckte. Der sichtlich starke Eindruck, den mein unvermuteter Anblick auf den phantastischen Grafen machte, der nicht einmal ein rechter Mann, sondern nur eine Ausnahmsnatur ist, hätte mir vollständig gleichgültig sein müssen. Aber ich hatte mich in meinen dunklen schlaflosen Nächten zu viel mit seinem einsamen Licht beschäftigt.

Das rächte sich jetzt.

Du, reine Göttin, weißt es natürlich nicht. Aber ich, die absolute grande mondaine, weiß es um so besser! Nämlich, daß wir echten Evastöchter in solchen gefährlichen Augenblicken eine ganze Hölle voller Teufel in der Seele haben. So ließ ich denn zu dem duftenden Feuerzauber der Ginsterblüte nach Herzenslust meine Funken sprühen, alle meine Flammen züngeln und zucken.

Nachdem ich ihn eine Weile seine Vision hatte schauen lassen, rief ich lachend: „Ich bin Fleisch und Blut, Graf Campana! Und zwar bin ich sehr irdisches Fleisch und Blut — leider. Selbst Sie, großer Frauenverklärer, würden mit mir nichts anfangen können, was ich der Situation wegen bedauere. Denn dieser unerwartete meeting von Einsiedler und Weltkind inmitten der Ginsterblüte, unter dem Kreuz von Tusculum, ist doch gewiß ein Stück Poesie — allerdings längst überwundener, höchst unmoderner Romantik."

Diese törichten Dinge schwatzte ich aus drei Gründen. Erstens wollte ich meinen Ärger über meine geschmeichelte Eitelkeit cachieren; zweitens wollte ich den Triumph genießen, ihm zu fühlen zu geben, daß er mir meinen kinderleichten Sieg über seine Phantasie zu deutlich hatte merken lassen; drittens — ich muß auch das noch einmal sagen — reizte es mich mehr und mehr, diesem Mann, der so souverän glaubte, ohne die wirkliche Welt, besonders ohne die irdischste und zugleich himmlischste aller Welten: die der Frauen, bestehen zu können — es reizte mich, diesem Schwärmer eine kleine Lektion zu erteilen.

Wie schwach mußte sein Widerstand sein.

Oder — wie groß meine Macht!

Ich kann es auch so ausdrücken: wie riesengroß muß seine Sehnsucht sein, wie verzehrend sein Durst, wie wüstenöde seine Vereinsamung ...

Die Nähe einer Gefahr witternd, war ich dadurch nicht erschreckt; sondern ich fühlte mich davon berauscht. Ich selbst konnte mich ja jeden Augenblick in Sicherheit bringen.

Ich sah die Anstrengung, die es ihn kostete, seinen Blick von mir abzuwenden. Es mußte ihm geradezu physischen Schmerz verursachen. Aber ich fühlte kein Mitleid mit ihm.

Wir Frauen haben etwas Neronisch Grausames und Blutdürstiges in unserer Natur. Ich kann begreifen, daß die alten Römerinnen bei den Zirkusspielern saßen und tagelang gierig zuschauten, wie Bestien Bestien und Menschen Menschen zerfleischten.

Jetzt kam er auf mich zu: langsam, wie durch Magie zu mir hingezogen. Seine visionären Augen schauten jetzt an mir vorüber ins Leere, um seine vertrockneten und doch so lechzenden Lippen zuckte es.

Ich beobachtete alles und war neugierig, was er sagen und tun würde.

Es kam anders, als ich glaubte, als ich heimlich gehofft hatte.

Er bezwang sich und gewann wieder seine große Haltung, quälte sogar seinem armen blassen Mund ein irrendes Lächeln ab. Nur war er nicht imstande, seinen Blick aus dem Leeren auf mich zurück zu richten. Trotzdem fühlte ich mich enttäuscht und verletzt.

Was, um Gottes willen, hatte meine tolle Eitelkeit eigentlich erwartet?

Eine Frau erträgt nichts weniger, als wenn ihr angedeutet wird, daß sie sich verrechnet hat; und wenn es auch nur um die niedrigste Zahl ist. Wir Frauen, die wir die menschgewordene Unkonsequenz sind, wollen stets aus allem die letzten Konsequenzen ziehen. Die kleinste Niederlage, die unsere wunderliche Logik erduldet, reizt uns. Und, einmal gereizt, beginnen wir ernstlich gefährlich zu werden.

Der Graf sagte: „Ich brauche mich bei Ihnen wohl nicht zu entschuldigen?“

„Weil Sie gerade keine besonders gute Nachbarschaft halten? Übrigens weiß ich ja, daß Sie uns kleine Menschenkinder in den Bann taten, daß Sie ausgezeichnet ohne uns kultiviertes Salongesindel leben können, und daß Sie zu den Privilegierten gehören, die dies ungestraft tun dürfen. Sie sind demnach von der Unterlassungssünde: in der Villa Taverna keine Karte abgegeben zu haben, feierlichst absolviert."

„Sie sind sehr barmherzig."

„Sagen Sie das ja nicht! Sie verraten dadurch —"

Hier machte ich eine kleine Kunstpause, um ihn zu zwingen, mich anzusehen. Er tat es mit starker Überwindung, worauf ich ihn anlächelte wie ein Kind, dem man eine reizende Puppe geschenkt hat.

„Was könnte ich dadurch, daß ich Sie barmherzig nannte, verraten haben?"

„Daß Sie nicht sind, was zu sein Sie sich gewiß schmeicheln: gar kein Seelenkenner! Wenigstens kein Kenner von Frauenseelen."

Er hörte kaum, was ich sprach ... Gewiß hatte er Nacht für Nacht auf der Galerie gestanden und nach meinem einsamen Lichte hinübergesehen — genau mit demselben Blick.

„Also wirklich?"

Da nahm er sich jedoch zusammen: „Sie meinen also wirklich, ich kenne die Frauen nicht?"

„Nur in der Einbildung."

„Demnach nur in der Lüge?"

„Man kann auch sagen: nur in der verklärenden Illusion."

„Dann also nur in der schönen Lüge?"

„Wir Frauen sind nun einmal ganz anders, als wir scheinen."

„Sie auch?"

„Ich auch! ... Ich habe über Sie und Ihre Frauengestalten viel nachgedacht."

„Sie, Prinzessin?"

„In mancher der Nächte, in denen Sie mein Licht brennen sahen. Ich weiß, Sie sahen es brennen!"

Und ich blickte ihn mitleidslos an, immerfort lächelnd.

Wie bleich der Mann war!

Mit seiner Haltung d'un roi en exil, mit den Augen des

Visionärs und den nach Glück dürstenden Menschenlippen war er totenbleich.

Er sagte — und ich hörte seinen schweren Atem: „Sie dachten über meine Frauengestalten nach ... Würden Sie mir sagen, was Sie dachten?"

„Es wird Ihnen einerlei sein. Aber bisweilen, allerdings sehr selten, bin ich höchst unvorsichtig freimütig und wahrheitsliebend, was Sie von einer blasierten Weltdame gewiß sehr sonderbar finden werden."

Er sprach nichts, er sah mich nur an.

„Also, was ich dachte? ... Ich dachte: da ist dieser Poet. Und dieser Poet ist einmal in seinem Leben einer Frau begegnet, der er seine ganze Seele gegeben hat. Und weil er keine Seele wiederempfangen, so hat er die seine in eine leere Hülle gelegt, hat sie ganz erfüllt mit Schönheit, Glanz und Wunderblumen, hat in diesem seelenlosen Weibe seine eigene schöne große Dichterseele angebetet ... Und er hat den Irrtum niemals erkannt; sondern hat nach dem Bilde dieser einen und einzigen Frau alle seine Frauen geformt, hat alle seine Frauen nach seinem eigenen Bilde geschaffen, in seiner Art also auch ein Prometheus. Und er stellte dieses Frauenideal, dieses Idol, vor uns hin und sagte: ‚Sehet — das Weib! Und seht, das Weib ist eine Göttin! Kommt her, alle, die ihr mühselig und beladen seid, und laßt euch von dem alleinseligmachenden Weibe erlösen.'"

So sprach ich zu dem armen verschollenen und vergessenen Poeten und wußte recht gut, daß ein Teufel aus mir zu ihm sprach.

Mit seinen verzückten Blicken und seinen zitternden Lippen erwiderte er: „Und sollten wir uns etwa nicht vom Weib erlösen lassen, erlösen von allem Jammer, aller Schuld?"

„Ich sage Ihnen: Ihr reines erlösendes Weib ist eine Fiktion! Das Weib bedarf selbst der Erlösung: der Erlösung durch den reinen Mann. So, wie wir sind, verfällt der Mann, der uns sich ergibt, der Verdammnis: entweder so oder so."

Da fuhr er auf.

„Es ist nicht wahr! Ich sage Ihnen, daß es nicht wahr ist! Wenn ich wirklich die Frau nicht kennen sollte, wenn ich wirk-

lich von ihr nur ein Scheinbild gedichtet hätte — wenn auch das nichts als Selbsttäuschung gewesen wäre, so käme ich damit um das einzige, was ich in früheren Jahren an meinen Werken für wert hielt, daß sie eine kleine Zeit dauern möchten, so ist meine Regierung als Dichter vollständig ... Aber es ist nicht wahr! Denn ich habe die Frau kennen gelernt — ich! Jene Frau, die das reine Himmelsbild, als welches ich das Weib hinstellte, auch ist: jene erlösende Frau, die liebt und leidet, die liebt und sich selbst vergißt, die liebt und stirbt und im Sterben noch lächelt: ‚Es tut nicht weh, Pätus!'"

Ich verstand sehr wohl, daß er von seiner schönen Maria sprach, daß er mir die gute Madama als Muster unseres Geschlechtes, als heiliges Urbild aller edlen und reinen Weiblichkeit hinstellte. Aber ich war grausam genug, mir den Anschein zu geben, als verstünde ich nicht, wen er meinte: seine eigene Frau — wie er die „Madama" gewiß nannte.

„Sie dichten schon wieder, Graf! Und Sie dichten wieder eine Ihrer alten Frauengestalten: das madonnenhafte Weib, das gar nicht Weib ist; sondern nur eine Abstraktion, ein in den Lüften schwebendes blutloses Schemen. Jene fleckenlose angebetete Maria war niemals Weib. Ein Weib, ein volles wahres Weib, war jene große Sünderin, auf welche die Pharisäer den Stein warfen."

Und in diesem Ton sprach ich weiter und weiter ...

Um uns glänzten und gleißten die goldenen Ginsterflammen; und es glimmte und glühte in der Seele des Grafen.

Ich hatte den Brand hineingeworfen.

Weshalb ich das getan?

Ich finde tagsüber keine Stunde Ruhe, nachts keine Stunde Schlaf.

Ich frage und prüfe mich, durchforsche und durchwühle mein Inneres und — finde nichts anderes, als daß ich es aus Neugier getan, aus Koketterie, Frivolität.

Und ich tat es aus instinktiver Abneigung gegen die Madonna da oben, aus echt weiblichem Haß gegen alle Asketennaturen, tat es aus angeborener Teufelei, aus geerbter Perversität, tat es aus —

Nacht für Nacht steht er auf der Galerie und schaut zu mir herüber: Nacht für Nacht fühle ich auf mir seinen Blick.

Sein Licht aber hat er gelöscht.

Der Graf Cola Campana an Herrn Richard Voß Berchtesgaden, Villa Bergfrieden, Deutschland

Villa Falconieri, Ende Mai

Meine Aufzeichnungen, die ich Euch zuliebe für Euch und mich selbst machte und die mich nach Eurer Hoffnung von meinem eingebildeten Leiden heilen sollten, hatten nur zur Folge, daß ich mich von dem wirklichen Bestehen meiner Lebensmisère überzeugte.

An diesem meinem Glauben ist jetzt nicht mehr zu rühren und zu rütteln.

Denn, mit möglichster Klarheit und Wahrheit alles betrachtend, sehe ich in allem Entwickelung, Logik, Konsequenz und Resultat. Und das sind Realitäten, gegen die sich mit keinen Illusionen ankämpfen läßt.

Lassen wir also die Räsonnements und finden wir uns endlich mit dem Faktum, dem Fazit ab. Dieses heißt: Verfehltes Leben.

Solche zertrümmerten Existenzen gibt es zahllos wie Sand am Meer. Weshalb sollte gerade ich eine Ausnahme sein?

Etwa weil ich eine Ausnahme bin?

Diese bleibt schließlich am wenigsten vor dem allgemeinen Menschenschicksal bewahrt.

Es geht alles so einfach zu: Du bildest dir ein, ein Wipfel zu sein, der ermatteten Wanderern Schatten spendet; und eines schönen Tages entdeckst du zu deinem höchsten Erstaunen, daß du an dem Götterbaume der Kunst nur ein winziges armseliges Blättlein bist. Ein einziger heißer Sommertag verdorrt dich; ein einziger rauher Windstoß reißt dich ab. Du verwehst in alle Winde ...

Ich weiß nicht, was das in diesem Frühling mit mir ist? Ich fühle mich verwirrt, beunruhigt, geängstigt.

Mußtet Ihr auch gerade dieses Jahr nicht kommen! Noch

niemals habe ich so unerbittlich klar empfunden, wie still Maria neben mir hingeht. Vielmehr: Ich empfinde es jetzt überhaupt zum erstenmal. Die Lautlosigkeit unseres Ehelebens hat etwas Gespenstisches. Ich muß mich dermaßen in mich selbst eingesponnen haben, daß ich alle diese Jahre nichts sah; vor lauter Hüllen und Schleiern, Dünsten und Dämpfen nichts sehen konnte.

Sie sind zerrissen, und jetzt sehe ich — jetzt muß ich sehen!

Habe ich denn Maria niemals erkannt und verstanden?

Verstehe ich die Frau überhaupt nicht in ihrem allertiefsten und allergeheimsten Wesen, welches ihr Verhältnis zum Manne ist?

Damals, als ich noch dachte und dichtete, als es in meinem Leben noch Augenblicke gab, wo auch ich mich „dem Weltgeist näher fühlte", wo ich über mich hinausgehoben ward und in dieser lichten Höhe strahlende Träume hatte — selbst damals in jenen stolzen Stunden hielt ich doch niemals mein Denken und Dichten für einen Pulsschlag des Menschengeschlechts.

In der langen Reihe meiner schwankenden Gestalten sah ich immer nur eine einzige Gestalt, die an ihren Zeitgenossen nicht sofort vorüberging. Ich sah sie für einen Augenblick stehen bleiben und der Zeit ihr Antlitz zeigen. Und dieses war das blasse, schmerzverklärte hoheitsvolle Antlitz des liebenden und leidenden Weibes.

Ich kannte nur dieses eine einzige Weib und hielt es für *das Weib*!

Mit welchen Worten spreche ich diese Gedanken aus?

Was ging mit mir vor?

Es sind gar nicht meine eigenen Gedanken und Worte!

Maria ist nicht minder eine tragische Erscheinung; und wenn ich ihr Leben zurückdenke, so faßt mich des Lebens ganzer Jammer an ... In der faulen verpesteten Atmosphäre ihres Elternhauses lebte sie unberührbar rein, liebte sie unerschütterlich stark einen außergewöhnlich schönen Mann mit außergewöhnlich häßlicher Seele. Die Erkenntnis der Wahrheit wirkte entgeisternd auf sie. Wie mit erstarrten Daseinsempfindungen lebte sie fort und gab sie nach vielen Jahren einem Kinde das Leben. Jetzt begann es sich in ihr zu regen, etwas in ihr zu erwachen. Es

war jedoch nicht das Weib, sondern die Mutter. Ihr Kind starb, und sie wollte sterben, und wurde von einem Mann am Leben erhalten, an dessen Herzen jetzt auch das Weib hätte erwachen müssen. Aber —

Das Dunkle, Geheimnisvolle und Unheilvolle, das zwischen uns steht, bleibt und will nicht weichen.

Bisweilen denke ich: es möchte sein, weil sie nur die „Madama" ist und nicht meine Frau.

Ich will nach dem verschwundenen und verschollenen Mariano suchen lassen ... Gewiß ist er längst verdorben, gestorben.

Und dann —

So vieles ist jetzt mit mir anders geworden, zum Erschrecken anders.

Vielleicht hat es darin seinen Grund, weil ich Schlafwandler, der ich war, mich selbst geweckt habe. Ich suchte hier Ruhe, Frieden und Vergessenheit; aber selbst die Villa Falconieri singt mir jetzt kein Wiegenlied mehr.

Ich durchirre das Haus von Zimmer zu Zimmer, durchstreife den Park von Weg zu Weg. Aus dem Hause treibt es mich hinaus ins Freie, um mich bald wieder zurück zu scheuchen. Die Steinplatten auf meiner Galerie zeigen die Spuren meiner ruhelosen Schritte wie in der Zelle eines Gefangenen der Fußboden abgeschürft ist durch die ewige Bahn des Eingekerkerten. Die zwanzig Jahre meines ruhelosen Lebens ließen also nicht nur im Gemüte ihre Eindrücke zurück.

Die vielen Tore der Villa mußten wieder geschlossen werden. Neulich schlichen sich Fremde ein.

Es war seit vielen Jahren das erste Mal.

Eine sehr seltsame Wahrnehmung mußte ich machen ... Die Natur ist mir seit kurzem, seit meinem gewaltsamen Erwachen, nicht mehr Allheilerin und Allhelferin. Selbst die große Tragödin, die römische Campagna, hat aufgehört, ihre gewaltigen Strophen aus dem Drama der Weltgeschichte für mich zu rezitieren. Und sie verstummte doch bis jetzt niemals!

Was bedeuten diese Zeichen?

Gestern war ich auf Tusculum ...

Wie in diesem Jahre auf Tusculum der Ginster blüht!

Ich glaube, ich schrieb Euch, daß ich in der Villa Taverna Nachbarn habe. Und zwar schon seit März. Es ist der Prinz von Sora, ein berüchtigter Wüstling. Die arme junge Frau! Der Prinz ist nämlich verheiratet und hat seiner Frau willen von dem bankerotten Borghese die Villa Taverna gemietet. Die Prinzessin, die Blut husten soll — habe ich das nicht bereits erwähnt? — gehört zu den Spitzen der römischen Modedamen: zu den allerhöchsten Spitzen.

Schade darum! Das heißt — sie soll nämlich im Grunde entzückend sein.

Dabei ist sie erst zweiundzwanzig Jahre.

Die göttliche Jugend!

Aber bei dieser Jugend bereits für das ganze Leben ruiniert. Und wodurch ruiniert?

Durch Weltleben.

Es ist etwas so trostlos Ödes! Allerdings kommt in diesem Falle eine sehr unglückliche Ehe hinzu.

Vielleicht ist die Prinzessin gar nicht sehr unglücklich? Denn solche Weltdame — überhaupt die Frauen ... Wer kennt sich bei ihnen aus. Wer kennt sie?

Ich nicht!

Ich bin gar kein Kenner der Frauen; sondern nur ihr „Verklärer."

Das klingt sehr schön, heißt indessen nichts anderes, als daß ich die Poesie benützt habe wie der Anstreicher die Tünche. Eine graue Mauer färbte ich rosenrot, himmelblau, blütenweiß.

Jedenfalls war ich so glücklicher.

Eine blutjunge elegante und gewiß reizende Weltdame, die in einer unglücklichen Ehe lebt und sich zu Tode amüsiert — das ist alles! Und es ist im Grunde schrecklich banal. Mit einer solchen Frau sollte kein ernsthafter Mann Mitleid fühlen.

Aber die nahe Nachbarschaft stört mich. Wenn ich davon auch nur wenig höre und sehe, so weiß ich doch, daß sie existiert: dicht unter mir!

Und ich bin von der Nähe von Menschen aus jener anderen Welt so vollkommen entwöhnt.

Die Prinzessin soll durch die Extravaganzen ihrer Eleganz

ebenso berüchtigt sein wie der Prinz durch seine sittliche Verlotterung. Sie soll zu den großen Raffinierten gehören: zu den ganz großen!

Sie macht immerfort Sensation, kann gar nicht leben, ohne immerfort Sensation zu machen.

Die Farbe, die sie für eine Saison trägt, wird sogleich Modefarbe: die Blume, die sie für eine Saison protegiert, sogleich Modeblume. In diesem Jahre kleidet sie sich ausschließlich in Weiß, liebt sie ausschließlich die weißen Lilien.

Also ganz Madonna . . .

Verzeiht die Entheiligung. Ich dachte nämlich an meine Madonna.

Welche Kontraste!

Übrigens ist ihr Ruf tadellos — ich spreche noch immer von der Prinzessin. Eine toute grande dame, die einen verächtlichen Gatten besitzt, in Äußerlichkeiten aufgeht, nur für ihre Schönheit, ihre Eleganz, ihre Emotionen lebt und dann einen tadellosen Ruf besitzt. Und das in Rom! Es scheint ein Mirakel zu sein.

Das Wunder ist aber weniger Wunder, sobald man annimmt, daß sie kalt ist, marmorkalt und unnahbar. Und nur aus Eitelkeit einen Liebhaber zu nehmen, dafür scheint sie mir denn doch — zwar nicht gerade zu gut; aber viel zu besonders geartet.

Auch gibt es Frauen, die einfach aus Bequemlichkeit nicht lieben, weil ihnen jede Leidenschaft lästig ist. Und es gibt Frauen —

Doch was verstehe ich davon?

Ich kümmere mich nicht um Frauen, die schlaflose Nächte haben, weil sie für eine Toilette eine Farbennüance erfinden müssen, die noch niemals dagewesen ist.

Die Prinzessin von Sora hat schlaflose Nächte; denn Nacht für Nacht sehe ich in ihrem Zimmer Licht.

Was gehen mich die schlechten Nächte dieser Weltdame an und weshalb sie schlecht sind?

Unsere weiblichen dienstbaren Geister sind durch die prinzliche Nachbarschaft ungemein aufgeregt. Jede Stunde kommen sie — Ihr kennt ja unsere patriarchalische Art, mit unseren Leuten zu leben — mit irgend einer „sensationellen" Neuigkeit ange-

stürzt ... Die Prinzessin soll von einem unerträglichen Hochmut sein und von der Dienerschaft trotzdem vergöttert werden. Die Armen von Frascati kommen scharenweise zu ihr. Dann steht sie in ihrem weißen Kleide unter Krüppeln und Bettlern wie eine heilige Elisabeth. Dabei gehört sie durchaus nicht zu den sogenannten Frommen. Die sichtbarliche Ausübung der Religion überläßt sie dem Prinzen; und sie überläßt den Prinzen seinen Mätressen.

Ihre französische Kammerfrau will wissen, daß sie noch niemals geliebt habe, daß sie unheilbar krank sei und bald sterben werde.

Es ist alles Klatsch und Tratsch und doch erregt es mich.

Alles kommt nur davon, weil ich verlernt habe, unter Menschen ein Mensch zu sein.

Ich glaube doch nicht, daß sie in ihren vielen schlaflosen Nächten nur an Nichtigkeiten denkt.

Ich glaube, daß sie sehr leidet und sehr einsam ist.

Ich sprach von der „großen Tragödin", der römischen Campagna, und vergaß, Euch zu erzählen, daß ich die große Frauendarstellerin Assunta Neri sah: nicht in Rom auf der Bühne, sondern im Park der Villa Falconieri.

Ich will nicht lügen!

Ich vergaß es nicht, ich verschwieg es. Und ich verschwieg es, weil dieses Ereignis — denn ein solches bedeutet ihr Besuch für mich — im tiefsten Innern mich erregte, so sehr erregte, daß es Euch erschrecken könnte. Auch würdet Ihr den Aufruhr meines Gemütes doch nur wieder für das Zeichen einer krankhaften und ganz unnatürlichen seelischen Vereinsamung halten.

Ihr wißt, daß ich die Neri bei ihrem Debüt in Rom kennen lernte, daß sie in meiner „Agrippina" auftrat, daß sie das große Ereignis des Abends und der ganzen Theaterwelt war, daß sie seit jener Vorstellung die souveräne Herrscherin der italienischen Bühne ist.

Und sie ist die große Verkünderin eines neuen Frauengeschlechts, das die Zeit geschaffen hat und das die Dichter der Zeit versuchen auszusprechen.

Nur ich weiß davon nichts.

Eines Vormittags brachte man mir einen Strauß weißer Lilien und sagte: Assunta Neri sei da!

Mein erstes Gefühl war Schreck.

Es war ein solch rätselhafter Schreck, als drohte mir plötzlich eine große Gefahr. Mein erster Gedanke war, dieser Gefahr zu entfliehen — so schwach und feige kann ein Mann sein, für den es im Leben nichts mehr zu hoffen und nichts mehr zu fürchten gibt. Ich suchte Maria, als müßte ich bei ihr Schutz finden. Sie war aber nicht im Hause. Da trieb mich eine neue geheimnisvolle Empfindung der Künstlerin entgegen. Es war wie eine Gewalt, so daß ich — ich konnte es gut beobachten — unter einem inneren Zwange stand.

Also ging ich hinaus.

Gibt es wirklich ein neues Frauengeschlecht, und ist Assunta Neri die Verkörperung desselben, so muß diese Gattung der modernen Frau: der Frau fin de siècle, ein unaussprechlich trauriges, trost- und hoffnungeloses Frauengeschlecht sein, bereits am Anfange seiner Existenz dem Untergange geweiht. Denn Assunta Neri hat eine kranke Seele. Wenn nun ihre Kunst „Natur" ist; und wenn ihre Natur nur ein Spiegelbild der Natur des Weibes ist, so muß dieses Weib bis in seinen intimsten Lebensnerv hinein krank sein.

Nein! Von dieser Frau weiß ich nichts.

Ich will davon nichts wissen!

Assunta Neri machte auf mich den Eindruck eines Schirokkotags. Alles an ihr ist schwere schwüle Wüstenglut. Ein fahles gespenstisches Licht umzittert Himmel und Erde, die einen erstickenden Dunst ausatmet. Die ganze Natur ist zu Tod erschöpft und sehnt sich nach dem letzten erlösenden Seufzer.

So erschien mir diese Frau.

Vielleicht legte ich meine eigene Stimmung in sie hinein. Ich sehe ja Menschen und Dinge derart unwirklich, daß ich meinen eigenen Augen nicht trauen darf.

Übrigens wechselten wir beide nur wenige Worte; denn Maria kam.

Die Neri ging sogleich auf sie zu und beschäftigte sich beinahe fieberhaft mit ihr, schien sie entzückend zu finden. Als ich Maria

später fragte, was die Neri eigentlich mit ihr gesprochen hätte, wußte sie es kaum. Sie sagte: sie hätte immerfort die andere Dame ansehen müssen.

Die „andere Dame" war die Prinzessin von Sora — Assunta Neri wohnt nämlich in der Villa Taverna. Die Prinzessin hatte sie auf einem Spaziergang begleitet und die beiden waren zufällig in unseren Park geraten.

Wie Ihr seht, geht alles mit sehr natürlichen Dingen zu.

Da Maria die „andere Dame" immerfort ansehen mußte, werdet Ihr auf sie neugierig sein; denn dieses Anstarren einer vollkommen fremden Dame sieht Maria so gar nicht ähnlich.

Was soll ich Euch sagen? Ich sah nichts als ein Gewirr schwarzer Spitzen und in dieser leichten dunklen Wolke ein schmales weißes Gesicht mit — ich weiß nicht einmal, was für Augen sie hat. Ich glaube: ihre Augen sind sehr dunkel und — ich weiß es wahrhaftig nicht! Ich weiß nur, daß ihre Augen einen eigentümlichen Blick haben.

Einen unvergeßlichen Blick!

Sie trug keine Handschuhe. Ich habe niemals solche kleinen blassen, hilflosen Hände gesehen! Ich sah in ihren Händen immerfort den Strauß weißer Lilien, den mir die Neri geschickt hatte; und ich sah die Hände mit dem Lilienschimmer immerfort sich erheben wie in angstvollem Flehen, wie in —

Ich bin und bleibe doch ein unheilbarer Träumer!

Während die Neri mit Maria sprach, unterhielt sich die „andere Dame" mit mir. Sie hat eine sehr leise, sehr süße Stimme.

Ihre Stimme klingt wie Vogelgezwitscher.

Vielleicht erhebt sie in ihren schlaflosen Nächten die blassen Hände und betet mit ihrer süßen Stimme: „Lieber Vater im Himmel, laß mich leben!"

Und vielleicht hat der Himmel Erbarmen.

Die Neri blieb länger als eine Woche in der Villa Taverna.

Sie kam jeden Tag herauf.

Nicht meinetwillen; sondern um Maria zu sehen. Aber diese verhielt sich scheu und fremd.

Wie schwer es doch ist, zu vergessen!

Denkt Euch: ich wartete immer und immer darauf, die Neri würde ein Wort mit mir über mich sprechen: von meinen Dramen, meinen Frauengestalten. Ich wartete mit angehaltenem Atem, mit fieberndem Pulsschlag, lautpochendem Herzen: ich, der ich mit eigenem Willen mich ausschied aus der Reihe der lebendigen Dichter. Und jetzt wartete ich angstvoll auf ein einziges Wort dieser Frau.

Aber sie schwieg.

Ich weiß wohl, weshalb sie mit mir nicht über mich sprach.

Sie wollte mich schonen.

Aus demselben Grund redete sie auch niemals vom Theater. Ich mußte ihr daher beweisen, daß ich ihrer Schonung nicht bedürftig sei wie der Bettler eines Almosens.

So sprach denn ich von der Bühne: der neuen, der modernen, der „lebendigen".

Da ich davon nichts wußte, so fragte ich sie und bat um Belehrung. Seltsamerweise wußte sie mir nicht viel Neues zu sagen.

„Ich kümmere mich nicht darum. Man schreibt für mich Stücke und schickt mir davon ganze Packe. Ich lese sie nicht. Bisweilen höre ich von einem neuen Drama; und dann fühle ich sogleich: ‚Das könntest du spielen; denn das könntest du sein!' Oder auch: ‚Das geht dich absolut nichts an.' Denn ich kann nur spielen, was ich sein kann — in irgend einem Teil meines Wesens. Dieser wird angeregt, die Gestalt bemächtigt sich meiner Phantasie, geht in mich über, wird Geist von meinem Geist. Und — plötzlich ist es ein Mensch! Er lacht und weint, haßt und liebt, hofft und verzweifelt, beseligt und vernichtet, geht zugrunde und stirbt. Es ist alles so einfach."

Ich besaß nicht den Mut, ihr zu sagen: „Auch bei mir war es genau der nämliche Vorgang. Ich dichtete nie; sondern erlebte stets."

Wie hätte ich mich mit ihr vergleichen können? Sie ist die heilige Wahrheit selbst; und ich bin nichts als Pathos und Unwirklichkeit. Jetzt würde sie bestimmt keiner meiner Frauengestalten mehr spielen. Sie könnte es gar nicht! Weil bei keiner einzigen meiner Gestalten ein Teil ihres Wesens vibrieren würde, weil sie nicht imstande wäre, die Unnatur einer derselben mit ihrer Natur nachzuempfinden, so könnte sie gar nicht!

Diese Frau kam zu mir in den tiefen Frieden meines Asyls und brachte mit sich den Sturm.

Die „andere Dame“ sah ich nicht wieder; und ich mochte die Neri nicht nach ihr fragen. Maria tat es. Hört es und staunt: meine schweigsame Maria öffnete den Mund, um sich nach dieser fremden und hochmütigen Modedame zu erkundigen, die sie vollständig ignoriert hatte. Maria sagte sogar in Gegenwart der Neri, daß sie niemals ein solch armes süßes Wesen gesehen hätte: „Nicht mehr Kind und doch noch nicht Weib!“ Ihr kennt Maria genug, um mit mir verwundert zu sein. Denn wann hätte sich Maria jemals so sehr über jemand geäußert?

Assunta Neri antwortete nichts als: „Vielleicht ist sie noch zu retten. Aber ich glaube es nicht.“

Diese an sich trostlose Äußerung tat sie mit dem Blick einer Hellseherin und dem Ausdruck eines physischen Leidens, als hätte sie sich in den Zustand der kranken Prinzessin so tief versenkt, daß sie diesen an sich selber empfand. Ich fühlte mich durch die Mitteilung über das hoffnungslose Leiden der jungen Frau keineswegs erschüttert. Im Gegenteil: sie befreite mich von einem eigentümlichen Druck, den ich seit einiger Zeit mit mir herumtrage. Das Leben ist schließlich so wenig lebenswert — vielleicht selbst für eine Weltdame! Ich kann nun einmal mit keinem Sterbenden und keinem Gestorbenen Mitleid fühlen; wenn dieser auch noch so jung und schön, gut und glücklich war.

Dann nur umso weniger Mitleid!

Aber die Neri hatte es anders gemeint, wie ich erst durch Marias erregtes Fragen verstand. Die Neri meinte nicht eine rettungslose physische Auflösung der Prinzessin; sondern einen seelischen Krankheitsprozeß, für den sie kaum eine Hilfe möglich sah.

Was mag es sein, woran dieses seltsame Wesen, „das nicht mehr Kind und noch nicht Weib ist“ — ich rede mit Marias Worten — unaufhaltsam zugrunde gehen soll?

Gehört auch dieses fremdartige liebliche Geschöpf zu der langen Reihe moderner Frauengestalten, die ein neues Geschlecht ausmachen mit neuen Organen, mit neuem Nervensystem? Ward das Weib noch einmal aus der Rippe des Mannes geschaffen

mit vollkommen anderer Seele als mit der ewigen Evaseele des Weibes?

Und ob auch dieses nachgeborene Weib göttlichen Ursprungs und unsterblichen Geistes ist?

Ihr seht: ich habe wieder etwas Neues zum Grübeln.

Assunta Neri reiste ab.

Sie will im Herbst wiederkommen und oben unter den Zypressen eine neue Rolle studieren: „Wenn ich mich bis zum Herbst noch nicht totgespielt haben werde ..." Wie viele Schicksale muß sie bis dahin auf der Bühne an sich erfüllen lassen, wie viele Leidenschaften, welchen Jammer, welche Verzweiflung ertragen — das ganze Martyrium des liebenden, leidenden, durch seine Liebe zugrunde gehenden Weibes.

Unter den Zypressen eine neue Rolle studieren — und mein Mund ist für immer verstummt!

Wenn ich in meinem frühlingsfrohen Freskenzimmer liege, zur Decke aufblicke, wo in dem strahlenden Gewölk die liebliche, blumenstreuende Göttin erscheint, habe ich bisweilen einen seltsamen Traum ... Die Himmlische greift in die Blüten, nimmt daraus eine Blume, wirft sie herab, trifft damit meine Stirn. Von der Blume getroffen, erhebe ich mich, wandle und rede wieder — spreche ich zu allem Volk, verkünde ich mit feuriger Zunge die Botschaft des ewig Schönen, Guten und Großen.

Ein seliges Traumbild, nicht wahr?

Assunta Neri war also fort und ich hoffte täglich wieder geordneter und beruhigter zu werden. Doch die Windsbraut, die der Besuch der Tragödin in mir weckte, will und will sich nicht legen.

Ich flüchte mit meinem Sturm in den Abendfrieden, den Maria um sich verbreitet, berge den Aufruhr, der mich erfaßt hat, in ihrer Himmelsruhe und stille mein inneres Toben an ihrem Schwesterherzen. Sie ist, wie immer, gütig und geduldig, mild und stark und wird mich gewiß wieder zur Ruhe bringen.

Denn ich erkenne mehr und mehr: nicht die Villa Falconieri ist mein Asyl — mein Hort und mein Heil beruht in Maria!

Sollte es mir gelingen, Marianos Tod konstatieren zu lassen — denn die Überzeugung seines Todes befestigt sich mehr und mehr in mir — so wird jenes Dunkle, Geheimnisvolle und Unheilvolle, welches zwischen uns beiden liegt, sicher verschwinden.

Ja, ja! Dann wird vieles besser werden.

Die Prinzessin von Sora sah ich nicht wieder.

Vielmehr: ich sah sie nur noch ein einziges Mal; aber ganz flüchtig.

Es war oben auf Tusculum: unterhalb der Felsen beim Kreuz.

„Apage Satanas!“

Der Böse geht um unter blühendem Ginster.

Die Windsbraut hat mich von meinem Eiland hinweg und in einen wilden Strom geschleudert.

Ich wehre mich, ich kämpfe mit den Wellen.

Aber der Strudel hat mich ergriffen und mit sich davongerissen.

Der Prinz von Sora besuchte mich.

Was hat dieser Mensch sich um mich zu kümmern?

Ich bin nicht seinesgleichen!

Ob das auch einer ist vom neuen Geschlecht? Von der Generation der Gegenwart, der die Zukunft gehört?

Noch jung und doch niemals jung gewesen; durch alle Genüsse erschöpft, und doch noch genußgierig; bereits entnervt und immer noch lüstern: Zoll für Zoll ein Fürst der fashionablen Dekadenz — Gedanke für Gedanke ein vulgärer Geist! Und diesem nach englischer Mode gekleideten wandelnden Kadaver, diesem traurigen Helden eines Zolaschen Kulturromans, dem würdigen Repräsentanten einer lebendig verfaulenden modernen Mannheit wurde das unschuldige unwissende Kind ausgeliefert!

Ich saß ihm gegenüber mit stummem Ekel, ließ ihn sein Salongeschwätz führen und versuchte mir dabei vorzustellen: was aus einer Mädchenseele werden muß, die einem solchen Menschen überliefert wird.

Aber es läßt sich nicht vorstellen — es ist moralischer Mord.

Meine arme Maria und jenes seltsame süße Kind sind in gewissem Sinn Gefährtinnen; denn beide so ungleichartigen Frauenexistenzen haben in sich den einen gleichen faulen und toten Punkt.

Als ich es plötzlich sah, war ich entsetzt. Ich hatte Maria nicht helfen können; und nicht zu helfen, denn nicht zu „retten" wird das andere Opfer sein.

Und wie, wenn die Welt von solchen moralisch gemordeten Frauenseelen wimmelte?

Davon wußte ich allerdings nichts.

Eine neue Frage drängt sich mir auf, reizt mich zu unausgesetztem Grübeln, quält mich, weil ich die Antwort nicht finde: Gab es solche Frauen zu jeder Zeit?

Oder hat unsere alles aufgrabende, alles durchwühlende und zersetzende Zeit die Existenz solcher Frauen uns erst zu Bewußtsein gebracht?

Und was werden von diesem gewaltsam aufgerüttelten Frauenbewußtsein, das mit Grauen und Entzücken sich selber empfindet, die Folgen sein?

Es fiel mir schwer, höflich zu sein. Doch endlich entschloß ich mich, notgedrungenerweise den Besuch des Prinzen zu erwidern. Zum Glück befand er sich in Rom; aber die Prinzessin wollte mich empfangen.

Sie war nicht im Hause; sondern unter den Eichen, die vor der Villa Taverna in epischer Größe über der Campagna aufragen — ein Gesang aus Homer!

Ich folgte dem Lakaien und sah in der Dämmerung der dichten Wipfel die feine weiße hingelagerte Gestalt gleich einem stillen Bildnis ruhen. Hinter den finsteren Stämmen erstreckte sich im grellen Sonnenlicht eine weite Flur voll hoher, mit Blüten bedeckter Oleander- und Granatbäume. Es war wie ein rosig und feuerrot strahlender Teppich, gegen den auf der grauen beschatteten Marmorbank die lichte Figur sich abhob.

Sie war allein und ich fand sie weich und traurig. Nichts von der großen Modedame als das Spitzengewand, das sie wie eine weiße Welle umfloß. Sie hatte etwas Hilfloses, Rührendes. Eine stille Wärme ging von ihr aus wie Frühlingsluft. Ich hatte gar nicht geglaubt, daß sie so ruhig und einfach sein könnte.

Da sie zu leiden schien, wollte ich von ihrem Befinden

sprechen. Sie lehnte es jedoch mit einem Lächeln ab, und wir sprachen von Assunta Neri.

Sie sagte: „Ich beneide sie. Ich habe noch niemals eine Frau beneidet. Aber diese eine beneide ich! Nicht um ihren Ruhm; sondern —"

Sie schwieg und lehnte ihr Haupt müde zurück. Ich erwiderte: „Trotz ihres Ruhmes halte ich sie für sehr unglücklich."

„Was tut das? Auf das Glück kommt es nicht an. Es kommt nur darauf an, wie man unglücklich ist: rein und still, einfach und groß. Großsein im Unglück ist beinahe Glücklichsein. Und wenn die Tragödin an ihrem schönen großen Unglück, das nicht ihre Kunst, sondern ihre Natur ist, zugrunde geht, so geht sie doch schön und groß zugrunde. Was könnte eine Frau Herrlicheres sich wünschen? Wir anderen sind so klein; und es ist so jammervoll, ein kleiner Mensch sein zu müssen."

„Klein sein zu müssen?" fragte ich.

„Wir müssen so sein, wie unsere Natur ist. Das ist es ja eben!"

In einer Equipage des Prinzen kamen römische Gäste von der Station. Der Lakai meldete sie.

Ich erhob mich. Die Prinzessin sagte: „Ich bitte Sie nicht, zu bleiben. Was haben Sie mit diesen Leuten gemein? Ich bin freilich um nichts besser. Im Gegenteil! Diese Leute sind wenigstens was sie scheinen: nach neuester Mode angezogene Marionetten mit Salonmanieren. Nicht wahr, Sie kommen wieder?"

„Das kann ich nicht versprechen."

„Wenn ich Sie darum bitte, werden Sie gewiß wiederkommen. Sie können sich nicht vorstellen, w i e einsam ich bin.

Einsam! Sie sprach eine Zauberformel über mich aus. Einsam! Ich wußte ja längst, daß auch sie einsam war und — ich werde wiederkommen.

Schon morgen!

Als ich ging — zwischen der Villa Taverna und der Villa Falconieri befindet sich eine Hecke mit einer kleinen grünen Tür, zu der beide Villen den Schlüssel besitzen — hörte ich die römischen Gäste geräuschvoll unter die Eichen sich ergießen: zwischen dem Homerischen Gesang das elegante high life-Geschwätz!

Gott sei Dank, daß ich mit dieser Welt nichts mehr gemein habe — nie mehr etwas gemein haben werde! Daß diese Menschheit für alle Zeiten für mich abgetan ist ... Allein der Gedanke: ich könnte noch einmal zu ihr zurückkehren, trieb eine heiße Blutwelle gegen mein Hirn; und ich beruhigte mich erst, als ich mich wieder in meinem Tusculum befand, welches mir paradiesischer als jemals erschien.

Aber selbst hier — immerfort ist mir's, als hörte ich Lachen und plaudernde Stimmen. Immerfort sehe ich die weiße ruhende Gestalt, die nicht mehr zu retten sein soll. Und sie sagt: „Sie können sich nicht vorstellen, wie einsam ich bin ..."

Doch dann erhebt sie sich, tritt unter die Gäste, lacht wie diese, plaudert wie diese, ist um nichts besser als diese.

Auch mit ihr habe ich nichts gemein!

Trotzdem ging ich wieder zu ihr.

Ich wollte nicht feige sein.

Jetzt muß ich dafür büßen.

Der Prinz befand sich wieder in Rom; aber dieses Mal traf ich die Prinzeß nicht allein. Ein Marchese Riccardo Belcampo war bei ihr. Der Marchese ist Offizier, kommt direkt aus Afrika, wo er Heldentaten verübte und über ein Jahr Gefangener des Mahdi war. Er ist nicht gerade schön; aber herrlich jung. Voller Frische und Kraft, ist er ebenso freimütig wie leidenschaftlich. Er ist wirklich ein prachtvoller Junge! Mit der Naivität einer unverdorbenen Jugend, die Seele noch voller Illusionen und Hoffnungen, berauscht von seinem frühen Heldentum, sprach er von sich und den großen Taten, die er begangen hat. Er sprach von nichts anderem als von sich; und man hätte von gar nichts anderem hören mögen. Ich hatte nicht geglaubt, daß es solche wirklich junge Menschen noch gibt; hatte bereits ganz vergessen, wie solche gute leuchtende Jugend aussieht, wie sie denkt und fühlt. Sie denkt übrigens sehr wenig, um so mehr fühlt sie.

Das ist auch das Rechte.

Den Jüngling ansehend und der Erzählung seiner Abenteuer lauschend, ward ich mir bewußt wie nie zuvor, daß ich selbst niemals eine Jugend besessen habe. Denn Jugend ist Lebens-

freude, ist Glaube und Hoffnung. Vor allem ist Jugend Glück. Und ich bin in meinem ganzen Leben niemals glücklich gewesen.

Seine leuchtenden Augen suchten die der Prinzessin, hängten sich daran, versenkten sich in den geheimnisvollen strahlenden Glanz ihres Blickes. Seine Augen sprachen mit einer flammenden unwiderstehlichen Beredsamkeit: ‚Du bist ja ein wunderbares Geschöpf! Und wie jung du noch bist! Sieh mich an — wie jung ich bin! Du sollst krank und unglücklich sein? Ich bin gesund und glücklich. Komm, komm! Ich nehme dich in meine Arme, die, was sie einmal fassen, auch festhalten, und ich mache dich in meinen Armen gesund und glücklich! Lebensfreude — wir wollen sie pflücken! Wir wollen sie pflücken, wie Kinder reife Kirschen pflücken, unter Jubel und Jauchzen. Komm, komm!‘

So sagten ihr seine Augen ... Sie saß ihm gegenüber, sah ihn unverwandt an: und ihr Blick erwiderte: ‚Ich möchte wohl kommen; denn ich möchte auch wissen, was Glück ist.‘

Ich beobachtete beide. Sie verkehrten miteinander, als wären sie seit ihrer Kindheit befreundet. Die Prinzessin sah unbeschreiblich märchenhaft und reizend aus.

Ich fühlte mich von diesen beiden jungen Menschenkindern so weit entfernt wie auf einer Insel im Ozean. Am liebsten hätte ich mich davongeschlichen. Aber ich blieb. Ich blieb und beobachtete. Dabei fühlte ich ein Weh in mir wie noch niemals zuvor. Es war ein ganz neuer Schmerz; aber Neid war es nicht.

Es war ein stilles, ganz stilles, sehr tiefes Weh.

Mit mir hatte sie kokettiert, mit diesem guten Jüngling kokettierte sie nicht. Ihm gegenüber war sie nur ein junges armes krankes Wesen, das vom Glück nichts wußte, das davon gar zu gern einmal genascht hätte, ehe die dunkle Pforte, die nach dem Eintritt nicht wieder sich öffnen läßt, hinter ihr zuschlug.

Vielleicht kenne ich die Frau doch etwas besser, als sie meint; denn alle diese Vorgänge beobachtete ich bei ihr. Und ich begriff sie!

Ich begriff, daß das Weib einmal in seinem Leben ganz Weib sein muß: also ganz Liebe, Zärtlichkeit, Hingabe.

Und wenn diese auch zugleich Sünde, Schuld, Ehebruch wären.

Wen würde für die Schuld und Sünde dieser Frau die Verantwortung treffen?

Den Mann!

Sie trifft immer den Mann, dessen brutaler Faustschlag das Herz der Frau zermalmt, sowie seine Hand ein Weib liebkost, von dem er nicht geliebt wird.

Ich begreife alles. Aber der leise tiefe Schmerz, der mich erfaßt hat, will und will nicht wieder weichen.

Der junge Marchese befindet sich unter den Gästen der Villa Taverna. Der Prinz ist tagsüber in Rom bei seinen verschiedenen Mätressen; und — alles scheint ganz in der Ordnung zu sein.

Und ich leide.

Jede Minute sage ich mir, daß ich dazu nicht das mindeste Recht besitze, daß mein Leiden eine Absurdität und eine Treulosigkeit gegen Maria ist.

Und ich leide trotzdem.

Dabei beruht alles nur in meiner fiebernden Einbildung, sind es lediglich meine kranken Nerven, die diese Wahnidee schufen.

Wie ich meine zügellose Phantasie hasse!

Sie zeigt mir Bilder und Gesichte, von denen meine Seele nichts wissen darf und im Grunde genommen auch nichts weiß.

Von meinen Fenstern aus sehe ich auf die Pinienwiese der Villa Taverna. Dort befindet sich jetzt des Abends die Prinzeß mit ihren Gästen, darunter der junge Marchese ist. Ich sehe die beiden häufig allein.

Was mögen sie sprechen?

Ich bin ruhelos! Ich durchirre den Park bis zur Erschöpfung, und es hilft mir nichts; ich jage mein Pferd halb zu Tode, und es hilft mir nichts; ich fliehe zu Maria, und auch das hilft mir nichts!

Nachts brennt ihr Licht nicht mehr.

Was bedeutet das?

Sie wird schlafen, sie wird glücklich sein. Das Glück gibt Frieden und Friede bringt Schlummer ... Gott sei Dank, daß ihre schlaflosen Nächte aufgehört haben!

Dagegen ist mein Schlaf gemordet.

Ich ließ mein Bett im Freskenzimmer aufstellen, weil die Nächte jetzt glühend heiß sind, weil durch die vielen Türen, die auf die Galerie hinausführen, viel frische Luft hineinströmt, und

weil ich Maria nicht noch mehr stören will — da sie in ihrem Zimmer jede Nacht so lange aufbleibt, bis sie mich mein Lager aufsuchen hört.

Ich brenne kein Licht für den Fall, daß —

Übrigens ist Mondschein.

Ich bin krank, gemütsleidend, halb von Sinnen! Denn nur, wenn ich halb von Sinnen bin, ist zu erklären, was ich diese Nacht getan habe.

Die Hitze war erdrückend, der Mond schien hell und ich fand nirgends Ruhe.

Bei ihr brannte wieder kein Licht!

Ich hielt es im Zimmer nicht aus und verließ das Haus.

Maria wachte und hatte noch Licht.

Mein Weg führte dicht an ihrem Zimmer vorüber. Die Fenster standen offen, so daß ich beim Vorüberschleichen wohl oder übel hineinschauen mußte. Angekleidet saß sie auf dem Rand des Bettes und blickte vor sich hin. Sie konnte mich nicht sehen; denn sie hielt ihren Kopf tief gesenkt. Auch merkte ich, daß ihre Arme schlaff herabhingen.

Ich war froh, daß sie mich nicht erblickte und mein Schleichen nicht hörte. Wenn sie gerade ihren Kopf erhoben hätte mit dem blassen stillen, so schönen und so früh verwelkten Gesicht!

Ich hatte es nicht beabsichtigt zu tun, hatte es getan, ohne überhaupt zu denken. Den Schlüssel zu der kleinen Pforte hatte ich zu mir gesteckt: mechanisch, willenlos, wie unter einem gewaltsamen Zwang.

Ich ging durchs Löwentor in den Hof der Tenuta und in den Park hinein. Ich wollte zum Zypressenteich.

Ich ging den nämlichen Weg, den Maria in jener Mondscheinnacht gegangen war, als sie sich in den Teich stürzen wollte.

Lange Zeit hatte ich daran nicht mehr gedacht. Ich hatte es fast vergessen ... Daß es mir gerade in dieser Nacht wieder einfallen mußte!

Und wie sie damals den nämlichen Weg geschritten war! Ohne aufzublicken, mit solcher Ruhe, solcher Zuversicht, einem heißersehnten, endlich erreichten schönen Ziel entgegen. Und von diesem Ziel hatte ich sie zurückgehalten.

Kein Wort hatte sie gesagt; sie hatte geweint. Auch jetzt würde sie schweigen.

Aber jetzt würde sie nicht mehr weinen ...

Jetzt wollte ich mich selbst mit Gewalt zurückhalten. Ich wollte zurückeilen ins Haus, wo Maria so regungslos saß. Ich wollte ihr alles sagen, sie um Schutz bitten, um Mitleid.

Plötzlich stand ich unten an der kleinen Pforte und — ich schloß auf!

Wie ein Dieb schlich ich hin: näher und näher, durch die Oliveta in den Garten, durch die Sarkophagallee zur Villa und zu der Stelle, wo sonst Nacht um Nacht ihr Licht gebrannt hatte. Hohe Hortensien deckten mich. Ich sah im Mondschein die runden, weichen, blassen Blüten. Und darüber sah ich das Fenster weit offen stehen. Wenn sie nicht allein gewesen wäre — wenn ich das Flüstern der Liebenden gehört hätte, ihre Seufzer, ihre Küsse!

Aber sie war allein.

Sie trat ans Fenster. Sie stand regungslos da wie eine mondhelle Nebelgestalt.

Gewiß erwartete sie den Jüngling.

Was sollte ich tun, wenn sie mich sehen würde?

Ich konnte ja nur sagen, daß ich toll wäre.

Aber die hohen Hortensienbüsche machten mich für sie unsichtbar.

Plötzlich schien mir's, als wäre sie doch nicht allein; denn sie sprach, flüsterte. Ich stand so nahe, daß ich jedes Wort verstehen konnte. Mit angehaltenem Atem lauschte ich. Aber zuerst begriff ich nicht, was sie sprach. Mit ihrer leisen süßen Kinderstimme erzählte sie Märchen. Und sie erzählte sie sich ganz allein, wie ein Kind, das im Dunkeln sich fürchtet.

Ich weiß nicht, wie lange ich dastand ... Sie ging dann vom Fenster fort und endlich entfernte auch ich mich.

Ich schloß die Pforte vorsichtig zu, als ob damit alles hinter mir bleiben würde, und schlich mich durch die Oliveta zur Villa hinauf. Bei jedem Schritte sagte ich ganz laut: „Toll!" Mir kam es nur seltsam vor, daß ich es wußte und so ruhig aussprechen konnte.

Marias Fenster war geschlossen. Trotzdem ging ich daran vorüber, als wäre es immer noch offen, als stünde Maria dort und müßte mich sehen, weil hier keine Hortensienbüsche mich deckten.

In mein Zimmer zurückgekehrt, warf ich mich aufs Bett und schaute zum Bild der Frühlingsgöttin empor.

Der Morgen graute, das holde Antlitz der Himmlischen sah in dem fahlen Tageslicht so blaß und hoffnungslos aus wie Marias Gesicht.

Der Marchese ist abgereist!

Die Prinzessin fragte an, weshalb ich mich gar nicht mehr blicken ließe?

Ich antwortete einige banale Worte und — werde nicht hinuntergehen.

Ihr Billett hauchte ein Parfüm aus wie eine erotische Wunderblume. Ich konnte den Duft im Zimmer nicht ertragen.

Maria ist unendlich milde, geduldig und gütig.

Ich habe Visionen!

Fort und fort sehe ich einen schimmernden Nebelstreif; fort und fort höre ich eine leise süße Stimme Märchen erzählen.

Die Prinzeß ließ mich bitten, mit ihr nach Castell Gandolfo zu reiten: sie wäre so allein und fühlte sich so einsam.

Wiederum das Zauberwort!

Und wiederum wirkte es!

Ich werde also mit ihr ausreiten.

Welch ein Tag!

Wir ritten — nur sie und ich — nach Tusculum hinauf; dann, an den Ruinen des Amphitheaters und der Pineta vorüber, die Gräberstraße hinunter.

Zu beiden Seiten des mit riesigen Basaltblöcken gepflasterten Weges erhoben sich unter Zypressen und wilden Blumen die zertrümmerten Denkmale der Toten mit aufgerissenen Grabkammern, noch Ehrfurcht gebietend in ihrer Zerstörung. Im Schritt nebeneinander hinreitend, zeigte ich ihr die Aschenurnen, die in den Felsenwänden eingemauert waren, die eingesunkenen Grabstellen und zerbrochenen Inschriften, welche die Tugenden der

Gestorbenen rühmten; und ein nie empfundenes, glühendes, brausendes Lebensgefühl durchströmte mich bei dem Anblick der lichten Gestalt neben mir, von der aller Glanz des strahlenden Sommertags auszugehen schien.

Wir gelangten in das Molaratal, welches den tuskulanischen Höhenzug von den Waldbergen des Cavo scheidet, und lenkten in die alte Römerstraße, die linker Hand dem Volskergebirge zuführt, und die, von hohen Ginsterbüschen umfaßt, für uns in eine goldene via triumphalis verwandelt war.

Die Sonnenstrahlen brannten herab auf die Hügel von Thymian, Lavendel und Menthe. Wohlgerüche durchströmten die Lüfte, als wäre das wilde Tal ein ungeheures Weihrauchbecken zur Feier eines pantheistischen Gottesdienstes entzündet.

Und wie über unseren Häuptern die Lerchen sangen!

Jetzt gab ich meinem Pferde die Sporen. Das ihre folgte.

Wir sprachen kein Wort mehr.

Immer tiefer wurde die Einsamkeit ...

In den hohen verbrannten Gräsern lagen Herden von Rindern und reckten aus dem braunen Laubwerk ihre silbergrauen, mächtig gehörnten Häupter empor. Die steilen Tufffelsen hinan kletterten schwarze Schafe; in den Ruinen der antiken Villen weideten Ziegen, und auf kahlen Hügelrücken malte sich am strahlenden Horizont die Silhouette eines auf seinen Stab gestützten schlanken Hirtenknaben.

Und fort und fort um uns der Duft; fort und fort über uns der Lerchengesang!

Das Tal weitete sich, die Felsenpyramiden des Volskergebirges schoben sich vor. In dem Dunst des heißen Tages erschienen die Umrisse der schönen Berge wie von einem göttlichen Finger in die strahlende Luft gezeichnet; und die Städte Cori und Norba hingen an dem leuchtenden Gestein wie glanzvolle Götterburgen.

Immer unweltlicher wurde ringsum die sommerliche Blütenpracht. Rosen durchrankten die Ginstermauern, weiße und blaue Winden umzogen die Schuttwälle der Ruinen, purpurbraune Krauseminze füllte die Gräben.

Wir wichen von der Straße ab und jagten in die Steppe hinein.

Felder mit rotem Mohn. Felder mit mattvioletten Steinnelken und Malven. Felder mit glühenden Feuerlilien, dazwischen hohe Stauden Rittersporns blauten.

Ich sah und empfand nichts als die schimmernde Frau an meiner Seite. Und doch sah und fühlte ich die ganze Schöpfung.

Es ward Mittag. Jede Blüte, jeder Halm strahlte.

Ein ungeheures feierliches Schweigen senkte sich mit den Gluten auf die Erde herab.

Der große Pan schlief!

Und sie immer dicht neben mir ...

Wir jagten, wir rasten dahin. Ich vergaß mein graues Haar, mein altes Herz, mein verfehltes Leben. Ich vergaß Maria, die ganze Welt. Ein Zauber hatte mich umsponnen und wieder jung gemacht. Ich dachte: ‚Also, so ist es! So fühlt der Mensch, wenn er jung ist.‘

Es war etwas Wundersames!

Jetzt wußte ich auch genau, daß ich recht gehabt hatte, daß ich niemals jung gewesen war, niemals gelebt hatte; denn noch niemals hatte ich geliebt.

Weiter, weiter! Nur kein Aufenthalt. Nur keine Minute verloren von diesem einzigen Tage des Daseins. Schon morgen waren sie wieder zurückgekrochen, das Alter und der seelische Tod.

Jetzt sprengten wir auf schwarzen Wegen durch die Kastanienwälder von Rocca di Papa. Nach der grellen Helle umpfing uns dunkle schwüle Nacht. Über uns wölbten sich die Wipfel wie die Baumkronen eines Urwaldes, dem Auge den Anblick des Himmels verschließend, als wäre eine schwere Decke davorgezogen.

Seltsam schlanke blasse Blumen leuchteten in der tiefen Dämmerung, und noch blühten zwischen den finsteren Stämmen die Asphodelen.

Es war, als jagten wir durch ein Schattenreich.

Weiter, weiter! Und wäre es hinein in den Tod!

Plötzlich lag er vor uns, uns dicht zu Füßen ... Aber wir rissen die Pferde vom Rand des Abgrundes zurück.

Eine Lichtung, ein Felsenvorsprung, unmittelbar unter uns tödliche Klippen ... Ein weites tiefes kreisrundes Becken, teils mit dichter dunkler Waldung bedeckt, teils von grauem Gestein

starrend. Im Grund eine stygisch schwarze, gespenstisch regungslose Flut — der Albaner See.

Am jenseitigen steilen Rand, lang sich hinstreckend, eine Stadt mit grauem gekuppelten Palast: die alte Papstvilla Castell Gandolfo. Darüber hinaus die Campagna mit Rom, die Küste mit Wildnis und Sümpfen, das Meer hoch und strahlend in den Horizont hinaufsteigend.

Unsere Pferde standen, eng aneinandergedrängt, dicht am Rande des Absturzes. Wir schauten schweigend hinab ...

Und schweigend wendeten wir die Tiere, lenkten sie Palazzola zu, dessen Klostermauern mit dem Grabmal aus dem uralten Albalonga im Sonnenschein in solcher Öde sich über dem Rand des Kratersees erhoben, als wäre hier die Heimat des ewigen Schweigens, des Aufgebens jeglicher Hoffnung.

Wir trieben die Pferde die steilen Wände hinunter und erreichten, an geheimnisvollen Grotten, an Ruinen und Gräbern vorüber, den stillen Spiegel des Sees, ritten an diesem entlang, unter mächtigen Erlen und Eichen dahin.

Die Zweige hingen über uns herab wie eine Allee von Trauerweiden, durch das dunkle Laubwerk spielten die Sonnenstrahlen gleich Scharen goldener gaukelnder Schmetterlinge. Längs des lieblichen Gestades ragten aus der schwermütigen Flut die Trümmer der versunkenen Villa Kaiser Domitians, die ehemals Land und Gebirge, Kraterwände und Seebecken auf Meilen und Meilen bedeckt hatte.

Wir schienen uns in der Tiefe eines ungeheuren Brunnens zu befinden, auf dessen Rand der Himmel ruhte.

Dann öffnete sich vor uns die Wand. Felsenblöcke wie von einem Volk von Riesen dem Berge entrissen, hierher geführt und kunstvoll an- und übereinander gefügt, umschlossen eine enge Höhlung, durch die der See abfloß, dem Meere zu. Die Wächter des Abflusses zogen eine Schleuse auf; und die Wasser schossen schäumend, brausend, tosend in die nächtliche Tiefe.

„Hier geht es hinab in den Orkus! Wollen wir mit?"

Sie rief es.

Ich hatte sie vom Pferde gehoben, stand jetzt neben ihr, konnte mich nicht regen, war keines Wortes mächtig, keines Gedankens.

Einer der Männer nahm ein Brett, befestigte darauf eine Kerze und ließ das Schifflein schwimmen. Die Welle faßte das Fahrzeug mit dem flammenden Mast, trieb es in den Schlund hinein, tiefer und tiefer . . . Weit beugten wir beide uns vor, sahen der Flamme nach, schauten zu, wie sie zum Funken wurde, zum Fünklein.

Und das Licht glitt dahin . . . Noch einmal zuckte es auf. Dann war es unseren Blicken entschwunden.

„Jetzt treibt das einsame Licht durch die schwarzen Eingeweide des Berges! Es muß grausig sein."

Sie zitterte am ganzen Leibe.

Ich dachte: ‚Und du wolltest hinab in den Orkus? Du bleibst in dem goldenen Licht der Sonne: in deinem schönen Salon, auf deinen weichen Fellen, unter deinen seidenen Decken, und lässest dir von dem jungen Kriegsgott den Hof machen.'

Es war wiederum unsinnig; aber mit meiner Jugend war es plötzlich vorbei.

Ich hatte ja gewußt, daß sie nur eine traurige Eintagsfliege sein würde.

Ohne ein Wort bestiegen wir unsere Pferde, ritten wir zurück auf der nüchternen staubigen Landstraße, über Marino nach Frascati.

Ich begleitete die Prinzessin bis zum Tor ihrer Villa.

Der Marchese war am Mittag angekommen und erwartete sie.

Es muß alles vorbei sein.

Der Marchese ist noch immer in der Villa Taverna.

Ich habe schwer gekämpft und gelitten; aber ich habe überwunden und entsagt.

Es heißt zwar: so lange der Mensch lebt, hofft er noch; und so lange er noch hofft, kann er nicht entsagen: es sei dies gegen die menschliche Natur! Ich habe jedoch gegen die menschliche Natur, gegen meine Natur, bereits so schwer gefrevelt, daß ich für mich einstehen kann.

Mehr und mehr suche ich Maria zu meiden, während ich mich doch sonst nicht genug zu ihr hindrängen konnte. Kaum ertrage ich ihre Gegenwart, während ich doch sonst in ihrer

stillen Nähe aufatmete wie auf einer Bergeshöhe. Nichts quält mich so sehr wie diese schändlichste seelische Untreue, die ein Mann gegen eine einstmals teure Frau zu begehen vermag. Ich komme mir unaussprechlich verächtlich vor.

Ein Mensch, der sich selbst verachten muß, hat das Recht, sich selbst zu vernichten.

Er ist unsittlich geworden!

Und ein unsittlicher Mensch ist moralisch bereits tot.

Welche Nachricht!

Mariano lebt nicht mehr.

Er war Soldat und fiel in Afrika. Heute las ich es in der Zeitung.

So hat dieser Mensch doch noch ein ehrenvolles Ende genommen.

Jetzt ist die letzte Fessel, die uns an die Vergangenheit kettete, zerrissen; jetzt wird Maria auch dem Namen nach mein Weib. Alles wird jetzt besser werden.

Eine Felsenlast ist von mir genommen.

Noch in dieser Minute werde ich zu ihr eilen und es ihr sagen.

Ich habe es Maria nicht gesagt — noch nicht!

Ich muß mir zuerst Gewißheit verschaffen, ob es kein Irrtum ist. Wie häufig geschieht das! Zwar ändert Marianos Tod nur äußerlich etwas; aber es ist immerhin eine Änderung. Ich habe indessen sofort die nötigen Schritte getan, damit nichts versäumt werde. Vielleicht lege ich auf die Erfüllung dieser Form ein viel zu großes Gewicht: ist Maria doch über jede Form erhaben.

So weit ist es bereits mit mir gekommen!

Ich war abends in dem Garten der Villa Taverna und habe gelauscht: der Marchese machte der Prinzeß eine Liebeserklärung. Ich war sicher, sie würde ihn erhören; denn er ist wirklich ein prächtiger Jüngling. Ich wunderte mich nur, daß er erst jetzt sich erklärte. Ich hielt es nicht für möglich, daß sie ihn abweisen könnte: unglücklich und einsam, wie sie ist.

Dennoch ist es geschehen.

Ich befinde mich wie in einem Traum. In meiner Betäubung schäme ich mich nicht einmal, daß ich gelauscht habe. Ich fühle und weiß vom ganzen Leben nur eines: sie wies ihn ab! Und noch eins: ich muß Maria den Tod Marianos mitteilen.

Sofort!

Ich sprach mit Maria.

Alles war wie immer. Wir saßen abends in der Halle. Maria kam schön angekleidet, wie ich es liebe, brachte einen Korb voll frischer Rosen, die sie über den Tisch schüttete, und setzte sich an ihren Platz zwischen den Säulen des Mittelbogens. Ich saß ihr gegenüber und sah an ihrem stillen Gesicht vorbei, über die Terrassenbrüstung hinweg, auf das Meer und Land der Aeneide, darauf der Abend des heißen Sommertages lag. Ich hatte das alles zu hundertmalen gesehen und feierlich schön gefunden.

Es schien mir ein Menschenalter her zu sein ...

Als es endlich dunkler ward, ließ ich die Kerzen nicht anzünden, schickte die Leute fort und schaute zu, wie Meer und Campagna in Schatten sanken, über Erde und Himmel die Nacht sich hinwälzte.

Sobald ich Marias Züge nicht mehr erkennen konnte, sagte ich: „Du hast mir vieles zu verzeihen; mehr, als selbst du verzeihen kannst. Ich riß dein Leben gewaltsam an mich; und da es zu meinem Leben geworden war, tat ich nichts, als daß ich es als mein ausschließliches Eigentum behielt. Wie ich mein eigenes Leben in Schönheit und Einsamkeit begrub, so scharrte ich neben mir auch das deine ein. Ich gab dir nichts — ich ließ alles dich geben."

Sie schwieg. Als ich sie bei Namen anrief, erwiderte sie nur: „Ich gab dir nichts als Unglück. Aber ich verstand es eben nicht besser."

„Du sollst dich nicht anklagen; du sollst mir verzeihen — so sehr dir das möglich ist."

Nach einer langen Stille sagte sie leise: „Ich weiß auch, weshalb ich dir nur Unglück gab, nur Unglück geben konnte."

„Weshalb, Maria?"

Sie blieb stumm. Ich bat sie, zu sprechen, es ihrem besten Freunde zu sagen. Aber sie blieb stumm. Jetzt teilte ich ihr meine große Neuigkeit mit.

„Mariano ist tot ... Ich weiß, daß unsere Heirat nur die

Erfüllung einer Form ist; und zwar einer Form, die mit dem Wesen nichts gemein hat. Aber mir zuliebe erfüllst du sie gewiß. Ich wünsche doch so sehr, daß du meinen Namen trägst."

„Wozu auch noch deinen Namen?"

„Liebe Maria!"

„Du hast mir genug gegeben, genug geopfert."

„Kann man Opfer bringen, wenn man liebt?

„Wenn man liebt —" Ich log wieder? Und sie?

Ob sie mir wohl wieder glaubte?

Sie sagte nicht, daß sie mir nicht glaubte. Aber sie wollte sich nicht zur Erfüllung der Form — zu der Heirat verstehen. Ich bat und flehte, ich bedrängte sie, bedrängte sie ungestüm.

Sie blieb jedoch dabei, daß sie nicht wollte.

Ich fühle mich jetzt mit zehnfachen ehernen Banden an sie gefesselt.

Maria ist fort!

Ich verstehe es nicht! Ich bin wie betäubt!

Wie kann Maria von mir fort sein?!

Was dachtet Ihr nur, als Ihr meine Depesche erhieltet: „Maria kommt zu Euch"? Ihr werdet es sicher ebensowenig verstehen wie ich selbst; denn — Maria verläßt mich und kommt zu Euch!

Ich wollte Ihr diese Aufzeichnungen für Euch mitgeben; es ist jedoch besser, ich schicke sie Euch gelegentlich einmal ... Es ist das erste Mal, daß Maria fort ist, daß sie mich allein läßt.

Sie ging so leise fort, als schliche sie sich aus dem Hause, welches doch ihr Haus ist; als wollte sie nie wieder zurückkommen.

Maria nie wieder zurückkommen —

Bevor sie ging, besuchte sie das Grab ihres Kindes, wo sie seit Jahren nicht war. Es ist fast, als hätte sie von dem Grabe ihres Kindes Abschied nehmen wollen, um nie mehr wiederzukehren.

Noch heute will ich ihr schreiben. Ich will sie bitten, zurückzukommen: bald, gleich!

Ich bin zu einsam.

Ich bin ohne sie wie verloren und verlassen.

Wenn sie nicht bald zurückkommt, werde ich ihr folgen.

Bittet bei ihr für mich.

Sie kommt nicht zurück und — ich bleibe hier.
Die Prinzessin sah ich seit Wochen nicht.
Die Villa Falconieri bleibt ohne Maria.

Schirokko!
Seit einer Woche wahnsinniger Wüstenwind. Es glüht in meinem Gehirn, in jedem Blutstropfen, in jedem Gedanken. Aber ich habe gar keine Gedanken!
Mein Wahnsinn brach aus bei dem Schirokko. Am hellen Tage ging ich heute hinunter in die Villa Taverna. Ich ließ mich bei der Prinzessin melden. Sie erwartete zu Tisch römische Gäste, war bei der Toilette, wollte mich jedoch empfangen. Ich antichambrierte also. Sie trat in das Zimmer, wo ich mich befand, wollte mir entgegengehen, sah mich an und blieb stehen.
Ich ging langsam auf sie zu und sagte: „Du kannst mich erlösen oder vernichten.“
Ich sagte es sehr ruhig ... Sie jagte mich nicht hinaus; aber sie war totenhaft bleich — dem Verrückten gegenüber.
Und sie war hilflos!
Sie, die große Dame, mit ihrer raffinierten Routine war hilflos wie ein Kind.
Ihre Hilflosigkeit brachte mich zur Besinnung.
Ich ging.
Was nun?

Die Prinzessin von Sora an die Herzogin Vere de Vere / Daly-Castle, Duside-Highlands, Schottland

Villa Taverna-Borghese im Juli

Schirokko!
Eine goldbraune blendende Landschaft, darüber bronzefarbenes blendendes Gewölk; Himmel und Erde von goldigen Dünsten umbraut; die Sonne mit gewaltigen Strahlengarben die Nebelwogen durchbrechend — eine Stimmung wie bei einem biblischen Weltereignis.

Schirokko!

Über dem göttlichen Leib von Mutter Natur wälzt sich ein Alp. Sie kann sich nicht regen; sie wird im Sommerschlaf erwürgt.

Schirokko!

Seit Wochen Schirokko!

Ich bin wie gelähmt, fühle mich halb entgeistet ...

In Frascati, in allen albanischen Weinstädten, allen sabinischen Felsennestern werden jetzt unaufhörlich Feste gefeiert. Unaufhörlich Musik, Prozessionen, Glockengeläute, Böllerschüsse, Raketen, Feuerwerk, Gesang, Geschrei und Gejohle: als ob alle Welt durch den wütenden Wüstenwind toll geworden wäre.

In Rom war Girandola und der Berg Soracte war neulich abends ein einziger Flammenkegel. Dazu gaukeln die Johanniswürmer durch die blühenden Granat- und Oleanderbäume, als stöben Funkenschauer durch die Lüfte; dazu duften die Magnolien betäubend; dazu siedet es in meinem Blut, hämmert es in meinem Gehirn, fiebern meine Pulse.

Die Prinzessin Lancelotti läßt Straßen anlegen, Kanäle ziehen, antike Villen ausgraben, Wildnisse ausroden und Wüsteneien in Kulturen verwandeln. Sie ist tätig, nützt und hilft. Sie hat einen geliebten Gatten, eine blühende Familie und weiß, wozu sie auf der Welt ist.

Und ich —

Dina, Dina! Und ich?

Ich nütze nichts, gar nichts! Nicht einmal, daß ich —

Nur nicht nachdenken!

Ich habe Anwandlungen von Sentimentalität — ich! Neulich bei der Fronleichnamsprozession sank ich in Frascati auf dem Marktplatz mit allem Volk vor dem Allerheiligsten auf die Knie und betete inbrünstig. Ich merkte nicht einmal, daß ich in einer wundervollen neuen Toilette inmitten eines Schwarmes von Ciocciaren auf den Knien lag. Und als die Luft vom Geläute der Kirchenglocken ertönte, als die Böllerschüsse krachten, als in einer Weihrauchwolke die glanzvolle Schar der Priester daherwallte, als die Menge auf die Knie stürzte — da hätte ich mich am liebsten mit dem Gesicht in den Staub niedergeworfen.

Was bedeuten diese Zeichen?" ... Nichts anderes, als daß seit Wochen Schirokko ist; oder —

Hilf mir doch!

Ist es das Bewußtsein meines Elends, die Erkenntnis meiner Erbärmlichkeit; oder ist es die Sehnsucht; besser zu werden und glücklich zu sein?

Ich bin ja doch auch ein Geschöpf Gottes!

Du hast es gut auf der kalten stolzen Höhe Deiner Vortrefflichkeiten! Du thronst in den Wolken Deiner Tugenden, siehst zu Deinen Füßen die staubige sündige Welt, fühlst Dich erhaben über Erdenqualen und Menschenschuld: über all den Jammer da unten! Du urteilst von der Höhe Deiner strengen Sittenreinheit herunter; und —

Nein! Du verurteilst nicht — noch nicht!

Noch bist Du gütig und barmherzig, noch schaust Du geduldig zu ...

Aber da Du mich unmöglich verstehen kannst, wie könntest Du mir wohl vergeben?

„Alle Schuld, der Du selber Dich zeihst, liegt ja nur in Deiner Einbildung, arme kleine dumme Viviane!" Damit entschuldigst Du mich bis zur Stunde, damit versuchst Du, mich zu entschuldigen.

Freilich ist alles, alles nur in der Phantasie.

Bei uns Frauen ist immer nur alles in unserer Phantasie! Das ist es ja eben! Das ist für uns Frauen die Gefahr.

Unsere Phantasie ist die Kupplerin.

Begreifst Du nicht?

Wenn alles Phantasie ist, so ist auch alles Impression und Sensation! Welches Unheil haben wir Frauen allein durch unsere Impressionen und Sensationen angerichtet: über andere und über uns selbst gebracht! Wir können durch Impressionen und Sensationen zu Märtyrerinnen, Heldinnen und Heiligen — zu Betrügerinnen, Ehebrecherinnen und Dirnen werden.

Auch zu moralischen Totschlägerinnen und Mörderinnen.

Und wenn die Impression vorbei ist, die Sensation verflogen, die Phantasie wieder entnüchtert —

Was dann?

Was dann, wenn wir erkennen, daß alles, alles ausschließlich Impression und Sensation war; alles, alles lediglich in unserer Phantasie lag?

Selbstmörderinnen werden wir nicht. Dafür sind wir zu feige. Auch Büßerinnen werden wir nicht. Dazu sind wir zu frivol.

Wir werden einfach immer verlogener, verworfener, verächtlicher.

Und das Ende?

Eine alternde kokette Mondaine, eine alte entnervte Mondaine ...

Und das heißt man dann „gelebt" haben.

Trostlos!

Könnte ich dieser erdrückenden erstickenden Wüstenluft entfliehen, in Dein grünes Bergland hinauf. Hochlandsstürme! Es müßte köstlich sein. Und wenn eine Windsbraut die am Rande eines Abgrundes Wandelnde faßte und hinunterrisse —

Ängstige Dich nicht. Das sind Eindrücke, Stimmungen, eben Impressionen. Sie gehen mit dem Schirokko vorüber. Und wenn wir eine kräftige Tramontana bekommen, werde ich gar nicht mehr verstehen, weshalb ich mir einen Abgrund wünschte. Ich kenne mich viel zu gut.

Das ist ja eben mein Unglück!

Geliebte Beichtmutter, ich wurde versucht. Es geschah zum erstenmal in meinem Leben, daß es wirklich eine Versuchung war. Siehe! Ich befand mich in einer Wüste und fühlte mich dem Verschmachten nahe. Da trat der Versucher zu mir, zeigte mir das Land aller Verheißung, wollte es mir zu eigen geben, wollte mich erquicken und vor dem Verschmachten bewahren, wenn ich — ihn ein einziges Mal küssen würde.

Sei ruhig: ich küßte ihn nicht.

Und so bleibe ich denn in meiner Wüste und verschmachte.

Wie der Versucher aussah?

Wie sehen heutzutage Versucher aus?

Sie haben weder Hörner noch Bocksfüße, speien weder Flammen noch riechen sie nach Schwefel. Mein Versucher trägt die Uniform Seiner Majestät des Königs von Italien, hat dunkle

kleine entzückende moustaches und parfümiert sich mit Lavendelwasser ... Du siehst, wie ruhig Du sein kannst. Denn Deine kleine dumme, aber stolze Viviane und irgend ein hübscher flotter Offizier — Wüsteneinsamkeit und Tod durch Verschmachten sind denn doch besser.

Daß er nicht gerade von Kopf bis zu Füßen irgend einer ist, wirst Du Dir übrigens denken können. Er ist so köstlich frisch, ein junger Held! Und dann: Er ist ein ganzer Mann!

Ich glaube, er liebt mich sehr. Aber leider weiß ich, was er an mir liebt. Und dieses Was hat mich vor ihm bewahrt. Sonst hätte mich mein Genie für Impressionen, hätten mich meine Gelüste nach Sensationen vielleicht in das mir gezeigte Paradies herabgezerrt. Ich wäre in dem Garten Eden eine kleine, sehr kleine Weile wahrscheinlich leidlich selig gewesen — nur in der Phantasie natürlich! — und dann —

Aber mein junger Held liebt an mir nur meinen Leib, will von mir nur meinen Leib besitzen. Und noch einmal nichts sein als Körper — zehnmal lieber lasse ich meine Seele hungern, dürsten, umkommen.

Wer meine Lippen berühren will, muß meine Seele begehren.

Er muß, ohne meine Seele — meine ganze Seele zu besitzen, meine Lippen gar nicht haben wollen.

Wie Du einsehen wirst, kann ich meinem jungen Helden, der ein ganzer Mann ist, nicht helfen.

Eine Mondaine zu sein und nichts anderes als eine Mondaine, ist doch eigentlich etwas Jammervolles. Selbst die große Mondaine macht die Sache nicht besser. Als Mondaine geboren werden, als Mondaine leben, sterben und sich begraben lassen; und was zwischen solcher Geburt und solchem Tode liegt — mir graut's!

Assunta Neri ist ein großer Mensch; andere Frauen sind große Malerinnen, Schauspielerinnen, Dichterinnen. Oder sie sind große Emanzipierte. Wiederum andere — ja, was sind andere Frauen sonst noch?

Sie sind groß als Gattin, oder groß als Mutter, oder groß als Geliebte, oder groß als Weib.

Ich möchte gar keine große Künstlerin sein, wäre ich nur als Weib etwas weniger klein.

Worin könnte ich ausschließlich in meiner Weiblichkeit groß sein?

Als Gattin nicht, auch nicht als Mutter; dann also —

Eine große Leidenschaft! Eine große Leidenschaft!

Wenn ich einem Menschen alles sein könnte — würde ich dann nicht auch ein einziges Mal leben, ehe ich sterben muß?

Und ich soll so bald sterben müssen!

Wie aber, wenn auch diese eine mich verzehrende Sehnsucht nur der gierige Wunsch nach Sensation wäre?

Der Prinz hat eine neue Mätresse, mein junger Held bleibt fort und hat sich — mit einem anderen Leibe getröstet. Auch Cola Campana läßt sich nicht blicken.

Die Madama soll abgereist sein — ganz plötzlich!

Was bedeutet das? . . . Und warum kommt er auch jetzt nicht?

Sollte er sich fürchten? Sollte er —

Ich schrieb Dir, daß er wirklich gar nicht so alt sei. Aber weißt Du auch, woher es kommt, daß er mit seinen vollen fünfundvierzig Jahren noch gar nicht so alt ist?

Seine Jugend ist früh, sehr früh eingeschlafen: durch einen bösen Zauber verhext. Als verzauberte Märchenprinzessin ruht sie eingeschlossen in seiner Seele, unter lauter, lauter Dornen. Die grauen Stacheln werden duftende Blüten treiben und die Prinzeß wird aus ihrem Todesschlafe erwachen, wenn — Cola Campana auf den Mund geküßt wird.

Es kommt freilich darauf an, wer ihn küßt.

Es müßte merkwürdig sein, die schlummernde Jugend in dieser Mannesseele zu wecken. Er würde dann gewiß wieder ein Dichter werden, vielleicht sogar ein großer Dichter.

Ja! Es müßte wunderbar sein . . .

Dina, Dina! Ich beichte Dir meine Sünde, meine Gedankensünde: »mia colpa, mia massima colpa!« Bin ich sehr schuldig? Kannst Du mir meine Gedankensünde verzeihen?

Keine so leicht wie diese!

Heute kam er zu mir und sagte: „Du kannst mich erlösen oder vernichten."

Er sagte es ganz ruhig. Ich hatte auch gar keine Furcht.

Es durchschauerte mich nur im Allertiefsten. Mir war es, als wäre ich eine große Souveränin und die Richter legten in meine Hände ein Todesurteil; und wenn ich das Blatt unterschrieb, mußte ein Mensch sterben.

Es war solche Verantwortung, die er in meine armen kleinen Hände legte.

Nun weiß ich sehr wohl, daß eine Mondaine keine Verantwortung zu tragen hat: weil sie keine Verantwortung übernimmt. Eine echte Mondaine legt niemals Rechenschaft ab: weder Gott, noch sich selbst. Was man Gewissen zu nennen pflegt, dieses Organ wird von einer solchen Dame gar nicht gekannt, also gar nicht besessen.

Dennoch durchschauerte es mich.

Eine echte Mondaine läßt sich lieben, nimmt einen Liebhaber und verläßt einen Liebhaber. Sie beseligt kurze Zeit und macht für lange Zeit unselig. Sie bringt ins Irrenhaus, treibt zum Selbstmord, zur Schande und — bleibt eine echte Mondaine.

Und trotzdem diese Schauer!

Bin ich besser und stärker, als ich selbst weiß! Will ich eine Verantwortung übernehmen? Will ich erlösen und nicht vernichten? Oder will ich durch seine Erlösung mich selber befreien; und graut mir's nur vor dem Wunder, das an mir sich vollziehen soll? Vielleicht schauderte mir, weil ich an kein Wunder für mich mehr glaube.

Oder kam es, weil er so ganz anders ist als alle Männer, die ich kenne? Weil ich vielleicht einen anderen Mann gewissenlos vernichten könnte, nur nicht *diesen* Mann! Weil seine Stirn der Genius geküßt hat, so daß es ein Sakrileg sein würde, wollte ich seinen Mund küssen: nicht um ihn zu erlösen, sondern zu vernichten ...

Ich weiß es nicht — nichts weiß ich! Ich muß erst wieder zu mir selbst kommen. Ich muß mich erst erforschen, muß ergründen, ob ich — Dina, Dina! — *ob ich die Verantwortung übernehmen darf?*

Ich höre Deine feste klare Stimme mir antworten: „*Nein!*"

Die ganze Nacht wachte ich, wollte denken, überlegen, beschließen und kam zu keinem Entschluß.

Sein Licht brannte nicht.

Als der Morgen graute, schrieb ich ihm.
Ich bat ihn, mir Zeit zu lassen.
Ich bin feige.

Ich sehe und höre nichts von ihm. Jeden Morgen, wenn die Kammerfrau zu mir ins Zimmer tritt, erwarte ich, daß sie sagen wird: »Imaginez-vous, madame: le comte de la villa Falconieri, vous savez, le monsieur avec la grande passion, s'est tué cette nuit!«

La grande passion —

Wie die Person das r schnarrt und das s zischt!"

»La grande passion« —

Erinnerst Du Dich des Eindrucks, den die Phrase damals auf mich machte? Und jetzt — jetzt höre ich immerfort, immerfort mit dem geschnarrten r und dem gezischten s: »La grande passion! La grande passion!«

Und jeden Morgen erwarte ich, daß meine Kammerfrau mir mitteilt: es sei in der Villa Falconieri etwas Entsetzliches geschehen.

Gott stehe mir bei! Ich übernahm die Verantwortung.

Wie das gekommen ist?

Ich schrieb ihm nicht: ich hatte zu große Furcht.

Ich dachte immerfort daran; aber schreiben konnte ich ihm nicht.

Und unablässig dachte ich an seine Worte: „Du kannst mich erlösen, oder vernichten!"

Es war so seltsam! Daß ich die Macht besaß zu vernichten, wußte ich wohl — welche Frau weiß es nicht? — daß ich aber auch eine arme Menschenseele erlösen konnte, hatte ich nicht gewußt.

Einem einzigen Menschen „alles" zu sein, wünschte ich? Jetzt konnte mein Wunsch sich erfüllen! In einer einzigen Empfindung groß zu sein, sehnte ich mich? Jetzt konnte ich meine Sehnsucht stillen ... Und jetzt graute mir's vor meiner eigenen Macht, jetzt fürchtete ich mich vor mir selbst. Und — ich schrieb ihm noch immer nicht, ließ ihn warten und warten.

Jedoch dann geschah's ...

Es waren gerade viele Leute in der Villa: denn Frascati hat

jetzt season. Die Torlonia sind hier, die Aldobrandini, Grazioli und viele andere. Man lebt jetzt hier wie in Pau oder Baden. Auf Tusculum soll demnächst im griechischen Theater Komödie gespielt werden. Ich hoffe, Assunta Neri kommt dazu her.

Also: es war viel Welt bei uns, und auf der Pinienwiese fand eine fête champêtre statt. Ich hatte die schönsten Mädchen und jungen Männer ausgesucht, in das alte prächtige Frascatanerkostüm gesteckt und ließ unter den Pinien Saltarello tanzen. Die Sarkophage, in denen große Blöcke Eis aufgestellt wurden, waren mit frischen Rosen gefüllt. Hier soupierte man an kleinen Tischen. Es war wirklich sehr hübsch.

Die Fürstin M .... war da. Schrieb ich Dir, daß diese Dame meinen Prinz-Gemahl unwiderstehlich findet? Ich schrieb es Dir wohl nicht? Es ist ja auch so gleichgültig. Stelle Dir vor: Madame la Princesse ließ sich sogar von Monsieur le Prince Smaragde schenken —

Außer diesem famosen Paar befand sich in der Gesellschaft noch ein zweites: mein junger Held und die kaum verheiratete Herzogin D ....

Du staunst? Ich ganz und gar nicht! Denn ich kenne die Welt.

Die junge Herzogin ist übrigens reizend.

Ich saß unter den geschmückten Särgen wie in einer Theaterloge und sah die Komödie mit an. Aber auf einmal wurde ich todtraurig.

Bei Anbruch der Dunkelheit begann man unter den Pinien zu illuminieren: Lampions, Raketen, Feuerräder, griechische Lichter. Dazu Musik, Lachen, Liebe, Glück, Leidenschaft, Lebensfreude.

Nur ich war traurig und einsam.

Ich wußte, daß ich an diesem Abend sehr schön aussah. Man hatte es mir mit Worten und Blicken deutlich genug zu verstehen gegeben. Mein junger Held ließ sogar seine reizende Herzogin im Stiche, kam zu mir, blieb bei mir, und seine Blicke sagten mir unaufhörlich: ‚Du bist sehr schön! Du bist so schön, daß ich dich haben muß! Und ich werde dich haben! Denn — ich kann warten.‘

Da faßte mich solcher Ekel ...

Dazu der Lichtglanz, die Musik, das Lachen, die Lebensfreude, das Liebesglück der anderen!

Die Villa Falconieri lag dunkel und einsam über mir; und ich wußte: dort oben wartet einer auf dich, den du erlösen kannst — erlösen allein durch deine Seele.

Ich erhob mich, ließ meinen jungen Helden sitzen, ging durch alle Menschen über die Wiese. Ich ging an dem Prinzen und seiner Fürstin vorüber, ging geradeswegs auf die kleine grüne Pforte zu, die jetzt immer unverschlossen ist.

Ich hätte die Pforte geöffnet, wäre geradeswegs hinaufgegangen, wäre zu ihm gekommen und hätte ihm gesagt: „Hier bin ich. Jetzt erlöse du mich!"

Aber bei der Pforte stand er und wartete.

Als er mich kommen sah, lief er mir entgegen.

Er warf sich vor mich hin, umschlang mich, drückte seinen Kopf gegen meinen Leib und weinte.

Ich küßte seine Haare, seine Stirn, seine Augen, seinen Mund.

Ich küßte seine schlummernde Jugend wach.

Wir sind sehr glücklich.

Mein ganzes Leben ist Staunen geworden.

Tausend Dinge gehen in mir vor, davon ich nichts wußte — wie hätte ich davon auch wissen können?! Ich glaubte zu wecken und wurde selbst geweckt; ich glaubte zu erlösen und wurde selbst erlöst. Jetzt treibt es und blüht, drängt und stürmt, wird und gestaltet sich.

Ich kann immer nur staunen, immer nur still vor mich hin sprechen: „Siehe, ein Wunder!"

Wenn ich Leute sehen muß, so ist mir's, als ginge ich mit leisen, leisen Schritten glanzvoll durch die Menge, als wäre es stumm und feierlich rings um mich, als spräche eine göttliche Stimme: „Siehe — so schuf ich das Weib!"

Verstehst Du, was ich meine?

Ausprechen läßt es sich nicht.

Du mußt es ahnen können.

Und Eola?

Er begriff mich nicht, als ich zu ihm sagte: „Du bist ja so jung! Du bist ja viel jünger als ich."

Weil seine Jugend so lange den Zauberschlaf schlief, ist sie

die Jugend eines Kindes geblieben. Und dann ängstigt sich der Mann fort und fort, quält sich und mich, daß er zu alt wäre: „viel zu alt".

Dann lache ich ihn aus ...

Ob er wirklich ein Genie zum Dichten besitzt, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß er Genie hat zu lieben.

Und ich muß staunen, staunen.

Höre und lache! Aber lachen kann Deine kühle Hoheit ja nicht.

Also höre und — lächle.

Wir finden uns einander ähnlich ... Lächelst Du auch? Denn er und ich — wir sollten einander ähnlich sein? Der große unverbesserliche Träumer und die große unverbesserliche Mondaine!

Und doch ist es so.

Er lebte in einer Öde — wie ich; er war darin verkümmert, bereits halb zugrunde gegangen — wie ich; er verzehrte sich in Sehnsucht — wie ich.

Noch mehr Ähnlichkeiten!

Ich sehe die Natur mit seinen Dichteraugen; und was ich sehe, drücke ich oft beinahe mit seinen Worten aus. Du solltest dann sein leuchtendes Gesicht sehen! Gestern bemerkte ich eine hohe Rüster, die am Wipfel mit feinen, feinen Zweigen in die Luft griff. Ich sprach davon, wie die alte Waldriesin „sich aushauche". Da meinte er das nämliche, was Du einstmals im Kloster behauptet hast: in mir wäre ein Fünklein Poesie.

Weißt Du, Dina — ich glaube, ich sah die Natur schon damals mit seinen Augen. Und ich sah sie so, weil meine Seele noch ein vollkommen leeres Blatt war. Auf diese weiße weiche Fläche schrieb seine Hand mit scharfem Griffel. Denn Du erinnerst Dich des Eindrucks, den seine Naturschilderungen schon damals auf mich machten? Unbewußt wirkte er dann in mir fort und fort.

Und das wäre kein Wunder?!

Ich erzähle ihm Märchen. Und weil ich alle Märchen, die ich weiß, ihm bereits erzählte, so erfinde ich selber Geschichten. Ich tue es nur darum, weil er mir zuhört wie ein Kind; und weil dann seine Augen solchen Glanz haben.

Du siehst, was aus uns beiden geworden ist: Zwei glückliche Menschen!

Des Schlüssels zu der kleinen grünen Pforte bedürfen wir nicht. Wir sprachen darüber gar nicht, es verstand sich von selbst. Er kommt nicht hinunter in die Villa Taverna, die der Prinz bewohnt; und ich gehe nicht hinauf in die Villa Falconieri, wo — auch er nicht allein war.

Wo wir zusammen sind?

Niemals hat ein Liebespaar solchen seltsamen Schlupfwinkel gehabt!

Auf Tusculum ist es jetzt so einsam wie am Ende der Welt: denn die Hitze hat selbst die Hirten hinuntergetrieben in die Wälder von Rocca di Papa. Nur Scharen großer Smaragdeidechsen hausen in den verbrannten Gräsern und Kräutern, deren Wohlgerüche uns umströmen. Den Gipfel bedeckt verdorrtes Farnkraut, welches dasteht wie aus Goldbronze ziseliert. Und Felder blühender Königskerzen erstrecken sich von der Höhe bis ins Molaratal hinab, daß der Berg einem Riesenaltar gleicht, dicht besetzt mit kunstvoll gearbeiteten Kandelabern. Aus dem silberhellen Laubwerk erheben sich die schlanken goldigen Blumenfackeln, von der Sonne für unsere Liebesfeier entzündet.

Aber in den Ruinen der Tibervilla glänzt und gleißt der ganze römische Sommer! Die Höhlungen, die die versunkenen Hallen in den Boden gerissen haben, füllen weiße Zistusrosen und bunte Wicken; in den niedergebrochenen Wölbungen, durch deren Schuttwälle man wie durch die Trümmer eines Bergsturzes schreitet, wuchern unter blühenden Holunderbäumen mannshohe Disteln mit großen violetten, purpurroten und ultramarinblauen Blüten, und das einstmalige Nymphäum des schrecklichen Tiberius ist ein einziges Malvenbeet.

Blumendickichte bilden jetzt das Unterholz der Kastanienwälder, die in der Tiefe rings um Tusculum einen dichten Wall ziehen. Die schönen Bäume stehen in voller Blüte; und die weißen Kronen leuchten zu unserer Höhe empor, als würde der Berg von märchenhaften Schaumwellen umbrandet. An Schirokkotagen sind wir von der Welt durch Wolkendunst geschieden. Wir scheinen alsdann zwischen Himmel und Erde zu schweben, erblicken nichts, als über uns, unter uns das leuchtende Gewölk,

um uns die Blumengefilde — eine Insel der Seligen im Ozean der Luft!

Höre nur weiter: Ganz auf der Höhe, zwischen der Kaiservilla und dem griechischen Theater, auf der Stätte des ehemaligen Forum, liegt ein kleines Haus, wie es auf der Welt kein ähnliches gibt. Lucian Bonaparte, dem Tusculum gehörte, hat es erbaut; und die Königin von Sardinien, die dem Napoleoniden im Besitze des Berges folgte, soll darin ein Teezimmer eingerichtet haben.

Jetzt ist das Haus Ruine und Eigentum Colas.

Eines Abends, als wir miteinander nach Tusculum hinaufritten, führte er mich hin. Er führte mich in einer Weise, daß ich mich plötzlich vor einer Wand des Hauses befand; und als ich über etwas, was ich hier sah, heftig erschrak, mich geradezu entsetzte, lachte er wie ein übermütiger Knabe, dem ein Schelmenstreich gelungen war.

In der Wand befinden sich nämlich mehr antike Statuen, Ornamente und Marmortrümmer als Steine. Einige Figuren heben sich aus der Mauer heraus und machen den Eindruck, als schritten sie gespenstisch aus dem Gestein. Eine wie im Todeskampf geballte Riesenhand greift heraus ... Aber da ist vor allem ein furchtbares Antlitz: das blasse Antlitz einer jungen lieblichen Frau. Nur das Haupt drängt sich qualvoll aus dem Mauerwerk. Grausen, Entsetzen und Todesangst haben die Augen weit aufgerissen, die Lippen geöffnet. Sie stöhnt, ächzt, wimmert, schreit. Sie strebt hinaus und ist doch eingemauert; sie will leben und muß doch sterben.

Es ist ein gräßliches Antlitz!

Und mir war es, als ob diese fürchterlichen Augen mich anstarrten, als ob dieser stöhnende Mund mich um Hilfe anschrie ...

Cola führte mich zur Tür, hob mich auf und trug mich über die Schwelle. Drinnen hielt er mich an seiner Brust, mit Küssen mich fast erstickend. Dann ließ er mich sanft nieder. Er griff in eine Schale voll Blumen und streute sie vor mich hin, als ob ich eine siegreiche Königin wäre.

Mein Liebster hat das kleine seltsame Haus für uns eingerichtet.

Japanische Matten bekleiden die Wände und bedecken den Boden; anmutige, schöne Geräte stehen umher. Die Fenster verhüllen Vorhänge aus weißer Seide.

An hellen Tagen erblicken wir unter uns das schwermütige Molaratal: vom Cavo bis zum Volskergebirge; sehen wir das Meer: vom Circekap bis Ostia. Und immer, immer sehen wir über uns auf dem Gipfel von Tusculum das Kreuz.

Unsere Liebe steht unter dem Zeichen des Kreuzes.

Eine große Leidenschaft!

Ich kann sie nicht nur einflößen, ich kann sie auch selbst fühlen.

Eine große Leidenschaft!

Sie hebt den Gesunkenen aus Abgründen zu Wolkenhöhen; sie badet die befleckte Seele in Äther; sie macht den geschändeten Leib madonnenrein.

Eine große Leidenschaft!

Es ist herrlich, sie zu erleben; aber göttlich müßte es sein, darin unterzugehen.

Wir Frauen sind erst dann Frauen: sind erst dann das, wofür wir geschaffen wurden, wenn wir lieben.

Lieber Vater im Himmel, laß mich sein und bleiben, wofür du mich schufst.

Mein Kuß hat ihn geweckt. Er ist stolz und demütig, leidenschaftlich und sanft, trotzig und weich.

Und wie jung er ist!

Er müßte zwanzigjährige blonde Locken haben zu seinem zwanzigjährigen jauchzenden Herzen.

Wenn er nicht mehr gar so toll selig ist, will er auch wieder arbeiten.

Durch mich!

Wir sprechen nicht von der Vergangenheit und nicht von der Zukunft. Auch nicht von der Gegenwart.

Wozu brauchen wir von ihr zu sprechen?

Wir erleben sie ja!

Wenn ich nicht bei ihm bin, umkreisen ihn meine Gedanken wie ein Flug schimmernder Vögel.

Meine Liebe kam zu ihm wie die Taube, die mit dem Ölzweig über den sinkenden Wassern schwebte.

Heute waren wir wieder einmal wie die Kinder. Wir liefen von unserem Hause fort zu der Felsenwand an dem fürchterlichen Abgrund unter dem Kreuz, wo im Frühling der Ginsterzauber lohte, und schrieben an eine Klippe unsere Namen. Ein riesenhaftes V: Viviane, und ein C: Cola.

Jetzt stehen auch unsere Namen unter dem Zeichen des Kreuzes — unter dem Zeichen der himmlischen Liebe.

Wie glückselig töricht man sein kann!

Sollte ich wirklich bald sterben müssen, so möchte ich meine Hände in die seinen legen und darin so lange lassen, bis die Leichenfrau sie herausnehmen muß. Wie gut meine armen kalten Hände in den seinen aufgehoben wären!

Hand in Hand möchte ich mit ihm fortgehen, Hand in Hand mit ihm wandern: mit ihm wandern durch die Unendlichkeit.

Einem Menschen alles sein, heißt für die Frau nicht leben und lieben; sondern ein Evangelium verkünden, eine Mission erfüllen: die Frau tut das, wofür sie gesandt ward.

Es ist gewiß nicht wahr, daß moderne Frauen Priesterinnen der Dekadenz sind, daß unsere Entwicklung eine sinkende Linie bildet. Wir steigen und steigen!

Aber — wir müssen einem einzigen Menschen alles sein können.

Wenn ich also wirklich bald sterben sollte — er sein Alles bald verlieren müßte — dann besäße er mich ja erst ganz und für ewig; denn Liebe kann kein Ende nehmen.

Ich wollte, ich wäre gestorben in der Nacht, wo sie auf der Pinienwiese den Saltarello tanzten, wo ich zu ihm gehen wollte und ihn bei der kleinen grünen Pforte traf, wo ich seine schlummernde Jugend wachküßte.

Das Glück hätte mich töten müssen.

Auch für ihn wäre es besser gewesen, viel, viel besser ... Aber das ist ein schwermütiger Gedanke.

Um Gottes willen, nur nicht unglücklich werden!
Das Unglück ist etwas zu Häßliches.
Wir müssen in strahlender Schönheit enden.

Daß es dergleichen gibt!
Denn er ist mir Bruder und Freund, Gatte und Geliebter — eben alles!
Aber er soll nur mein Geliebter sein, nichts anderes als mein Geliebter!
Würde mich nur nicht inmitten des erstickenden Jubels plötzlich die Angst wieder befallen: die Todesangst vor mir selbst! Ich kann sie nur einwiegen, wenn ich bei ihm bin, wenn ich mich an seine Brust dränge.
Seine Nähe ist für mich Wiegengesang.

Wenn ich ihm meine Märchen vorgeplaudert habe, erzählt er mir von seinem Leben in der Villa Falconieri, die er noch mehr liebte als mich, und auf die ich eifersüchtig bin. Und das mit großem Grund! Denn seine Villa Falconieri ist ohnegleichen, und seine arme kleine Viviane — die Angst! Oh, die Angst! Was kann ich nur tun gegen diese entsetzliche, mordende Angst?
Also er erzählt mir, wie er mit Kohlenbrennern, Hirten, Jägern und Campagnuolen gelebt hat: über zwanzig Jahre! Wir sitzen vor unserem kleinen Hause, die Marmorleiber, die eingemauerten, wollen zu uns heraustreten, können nicht, scheinen sich zu krümmen und zu winden, scheinen zu stöhnen und zu seufzen. Die Riesenhand krampft sich in Qualen zusammen und erhebt sich drohend gegen uns. Die Augen der jungen Frau, die leben möchte und sterben muß, können sich noch immer nicht schließen, ihre wimmernden Lippen noch immer den letzten Seufzer nicht aushauchen. Es wird Abend. Über dem Cavo steigt die blasse Mondsichel auf; aus dem Molaratal quillt der Dunst des heißen Tages in Nebelwellen zu uns empor.
Im Hause zündet mein vertrauter alter Diener die Kerzen an. Wir bleiben draußen sitzen und er erzählt mir.
Es sind Geschichten von Menschen aus einer Welt, von der

ich nichts wußte. Welch tierisches Dasein! Er hat ein Mitleid mit allen diesen Leuten, welches ich nicht fühlen kann. In diesem einen sind wir einander ganz fremd. Wenn es ein böses Fieberjahr gab, hat er oft wochenlang in der Campagna gelebt, den Leuten Chinin gebracht, die Kranken gepflegt und die Sterbenden getröstet. Viele sind in seinen Armen gestorben.

Er ist eine Samaritersеele und tut Werke der Barmherigkeit mit solcher Naturnotwendigkeit, wie eine Mondaine unausgesetzt an ihre Schönheit und Eleganz denken muß. Ich habe von einer Samariterin keinen Atemzug in mir; und wenn ich wie eine Heilige unter meinen Bettlern und Krüppeln stehe, so ist das nur eine Pose.

Ich könnte ihm aus meiner Welt auch Geschichten erzählen. Aber ich werde mich hüten.

Oh, ich bin klug!

Wir müssen vorsichtiger sein.

Vorsicht ist häßlich; und es empört mich, die Häßlichkeit dulden zu müssen. Es hilft jedoch nichts.

Der Prinz ist jetzt merkwürdigerweise weniger als sonst in Rom. Er ist jetzt immer sehr ritterlich, beängstigend höflich.

Es ist eine Kaprize von Cola, daß er nicht in die Villa Taverna kommen will. Wir disputieren darüber; aber er gibt mir nicht recht. Ich bitte ihn: aber er schlägt mir meine Bitte ab. Ich schmolle mit ihm; doch bleibt er dabei, daß er nicht kommen will. Ich werde ernstlich böse, und — er kommt trotzdem nicht!

Wir sahen uns einige Tage nicht.

Ich eilte ihm entgegen, ich warf mich in seine Arme, drängte mich an seine Brust. Ich wollte aus seinen Armen gar nicht wieder heraus.

Er ist so gut, so gut!

Ich bin bei ihm so sicher und geborgen, werde so gut bei ihm; so viel, viel besser.

Er ist mein Hort und mein Heil.

Er war nicht böse mit mir; nur sehr ernst, sehr traurig.

Ich weinte.

Er dichtet. Er schreibt ein Drama. Er ist wie berauscht.

Seit fünfzehn Jahren dichtet er wieder!

Immer wieder und wieder sagt er mir: er danke es mir, einzig und allein mir! Ich mache ihn nicht allein zum glücklichen Menschen — ich mache ihn auch wieder zum Dichter.

Es wird ein modernes Stück: eine Verherrlichung der Frau .. Wiederum eine Verherrlichung der Frau; noch dazu der modernen Frau!

Ich sorge mich etwas.

Er scheint zu wünschen, daß die Neri sein Stück spielt.

Ich bin gar nicht so froh, wie ich sein sollte. Ich bin eifersüchtig auf seine Arbeit: sie zieht ihn ab von mir. Wozu braucht er wieder zu dichten? Er soll lieben! Er soll mich lieben. Er soll nie mehr etwas anderes tun, als an mich denken, als mich in seine Arme schließen. Was kümmert ihn die moderne Frau?

Er kennt sie ja doch nicht.

Es ängstigt mich geradezu, daß er uns Frauen wiederum verherrlicht.

Aber er ist so rührend in seiner Glückseligkeit, endlich wieder arbeiten zu können.

Heute sprach er mit mir über Maria.

Es war das erste Mal, daß er ihren Namen nannte.

Ich wandte mich ab.

Er hat ihr „alles" geschrieben. Sie bleibt in Deutschland. Ich mochte ihn nicht fragen, was sie ihm geantwortet hatte. Er machte solch sonderbares Gesicht, als er ihren Namen nannte.

Ich stahl ihn dieser Frau! Er gehört mir, ganz mir, ewig mir! . . . Ja, ich raubte ihn ihr.

Nein! Denn er hat ihr niemals gehört.

Eigentlich tut sie mir leid.

Ob er wohl viel an sie denkt?

Es geschah ja doch nur aus Mitleid, daß er sie an sein Herz nahm.

Ihre weißen wilden Wolfshunde habe ich jetzt zu meinen Füßen. Das ist auch ein Triumph! Zuerst fletschten sie die Zähne gegen mich, hätten mich am liebsten zerrissen; jetzt kriechen und winseln

sie vor mir. Nach der Abreise ihrer Herrin suchten sie diese tagelang; tagelang rührten sie kein Fressen an.

Und jetzt spiele ich mit ihnen wie mit Mäuslein.

Cola liebt nicht, daß die Hunde bei mir sind. Sie kommen jedoch immerfort auf den Berg gelaufen, lassen sich nicht fortscheuchen, bleiben bei mir als meine Trabanten.

Ich weiß recht wohl, weshalb er mich nicht gern mit Marias Hunden sieht.

Ein Bekenntnis! Es treibt mir vor Scham das Blut ins Gesicht. Ich komme mir vor, wie noch einmal entweiht.

Der Prinz macht mir eine Erklärung: er sei in mich verliebt!

Ich soll seit kurzem seltsam verändert sein. Es soll etwas über mir liegen, etwas Unaussprechliches, Unverständliches.

Wenn er wüßte, welche Gottheit mich berührt hat ...

Das nenne ich Dekadenze: die Dekadenze des Mannes am Ende dieses Jahrhunderts! Er verliebt sich in seine Frau erst dann, wenn sie einen anderen liebt. Er findet sie erst dann begehrenswert, seitdem ein anderer sie besitzt und etwas Glanzvolles über ihr liegt, was nicht von dieser Welt ist.

Ich hätte es ihm so gern ins Gesicht gesagt! Zum Glück schwieg ich.

Wie ich mich schäme!

Cola nennt mich sein „Schicksal".

Ich bin also für ihn eine überirdische Macht, gleichsam eine göttliche Gewalt und könnte Vorsehung spielen. So etwas gefällt einer eitlen Frau.

Er hat manchmal einen ganz eigentümlichen Blick, wenn er mich sein Schicksal nennt: solchen Seherblick! Aber der Dichter soll ja wohl Prophet sein?

Heute setzte ich meinem Liebsten die Gründe auseinander, weshalb ich ihn lieben muß: aus Naturnotwendigkeit lieben!

Erstens: weil er ganz anders ist als alle anderen Männer, ganz, ganz anders. Zweitens: weil er mich liebt, wie kein anderer mich lieben kann. Drittens: weil er ein guter Mensch ist und seine Güte mich gut macht. Viertens: weil er etwas in seinen

Augen hat — eben die Himmelsflamme, die große Leidenschaft. Fünftens: weil er mich immer verstehen, immer entschuldigen wird, also niemals verdammen kann — was auch geschehen möge. Sechstens — — Ich vergaß, welchen Grund ich ihm sonst noch angab. Es sind ja auch Gründe genug und übergenug.

Wenn er mich jemals aus seinem Herzen fortstoßen sollte, würde ich ihm folgen. Ich würde ihm nachschleichen wie ein Hündlein seinem Herrn. Ich würde nicht eher ruhen, als bis er mich wieder an sein Herz genommen hätte. Denn nur an seinem Herzen finde ich Rettung.

Rettung wovor?

Vor mir selbst!

Wie klein, wie jammervoll klein ist doch alles, wenn man fühlt, was ich fühle: eine große Leidenschaft! Um den Wert aller Dinge kennen zu lernen, muß man lieben.

Kann Liebe jemals enden?

Nein! nein!

Es müßte denn sein, daß — Was müßte sein?

Besinne Dich!

Es müßte sein, daß Übersättigung eintritt: ein physisches und seelisches Zuviel! Ein Zuviel, welches Ekel einflößt. Und Ekel ist der Tod eines jeden Gefühls.

Heute sprach ich mit ihm hierüber. Er verstand mich gar nicht, war ganz entsetzt, geradezu empört.

Er rief: „Eine seelische Übersättigung! Was meinst du eigentlich damit? Wie kann es eine seelische Übersättigung geben?!"

Ich lächelte: „Mein Gott, ja! Eben ein embarras de richesses an Gefühlen. Man wird so müde davon, so —"

Ich verstummte unter seinem entsetzten Blicke.

Es war nicht recht von mir; denn ich wollte ihn quälen. Ich verspürte plötzlich solche Lust dazu, das es mir selbst ganz unheimlich war.

Es sind dies Anwandlungen jenes alten schändlichen Ichs, das in mir noch nicht ganz erstorben ist. Ich wollte, es würde in mir umgebracht: so mit einem einzigen Schlag!

Denn immer wieder diese Angst, diese Todesangst . . .

Hoffentlich liest er mir sein Drama nicht vor.

Ich kann es nicht ausstehen, wenn Dichter ihre Sachen vorlesen! Sie sind dann so pathetisch.

Und alles Pathos ist geschmacklos.

Ich werde ihn bitten, mich mit der Aufführung zu überraschen.

Heute wollte er mit mir über die Zukunft sprechen: über unsere Zukunft ... Still, o still! Ich will von keiner Zukunft hören. Und ich küßte ihn so lange, bis er still war.

Ich glaube wahrhaftig, er wünscht, daß ich dem Prinzen alles eingestehen soll. Gerade jetzt, wo der Prinz —

Er ist doch durch und durch ein großes Kind: eben ein Dichter, ein Verklärer der grauen Wirklichkeit.

Darum liebe ich ihn ja!

Mein junger Held von diesem Sommer wird von seiner Herzogin so rasend geliebt, daß sie sich von ihrem Mann trennen lassen will.

Also auch eine „große Leidenschaft".

Merkwürdig!

Assunta Neri kommt im Herbst.

Ich freue mich sehr auf sie. Eigentlich verdanke ich ihr den Anfang meiner Erweckung, meiner Erlösung. Sie sprach damals so große feierliche Worte zu mir; und seit jenen Worten begann ich anders über mich selbst zu denken. Ohne ihren hypnotischen Einfluß hätte ich mir niemals die Kraft zugetraut, die Verantwortung zu übernehmen.

Verantwortung —

Das Wort hat solchen sonderbaren Klang!

Sehr freue ich mich auf Assunta Neri!

Sie wird mir wieder helfen, mich wieder stark machen, mir ihren edlen Geist suggerieren.

Vieles ist eben doch recht schwer.

Dieses entsetzliche eingemauerte Frauenhaupt ...

Seit Wochen habe ich nichts geschrieben.
Meine Hände sind wie gelähmt.
Wie gelähmt ist meine Seele.

Dina hilf mir! Dina, Dina!
Was ist das nur mit mir? Sage du mir's! Du bist ja so weise, so gütig, so barmherzig.
Ich habe solche Angst, es ist solche Qual!
Dina! Um Gottes willen, Dina!
Ich will ihn lieben! Will?
Ich muß!
Sonst ist er verloren, sonst bin ich verloren! Es ist ja auch nicht möglich, daß — Dina! Dina! — daß ich schon jetzt — schon so bald — —
Ich bin gewiß verrückt ...
Aber so hilf mir doch!

Nein! Nein! Nein!
Bin ich denn anders als andere Frauen? Bin ich eine Abnormität, eine seelische Mißgeburt?
Ich will nicht anders sein!
Ich will sein wie alle Frauen, die lieben und geliebt werden, die glücklich machen und glücklich sind.
Wäre er nur nicht so leidenschaftlich —

Ich wehre mich, wie ich nur kann.
Ich kämpfe und ringe mit mir.
Ich schlage meiner Seele blutige Wunden.
Gott, Gott, wie ich leide!

Er merkt nichts, ahnt nichts. Das beruhigt mich etwas.
Er darf nichts ahnen — niemals!
Es würde ihn — ich weiß nicht, was mit ihm geschehen würde ...
Doch! Ich weiß es genau.
Ich wollte ihn ja erlösen, nicht vernichten.
Ich übernahm ja doch die Verantwortung!
Ich habe ja doch ein Gewissen!
Käme Assunta Neri nur!

Oder wenn Dina bei mir wäre, wenn ich zu ihr könnte —
Warum kann ich nicht?
Fort!

Ich muß bleiben! Was hülfe auch Flucht? Sich selber kann der Mensch ja doch nicht entfliehen.

Ich will ihn täuschen. Es wird nicht schwer sein, da er so gläubig ist wie ein Kind.

Und so glücklich. Gott, Gott, so glücklich!

Es ist merkwürdig, wie gut ich mich verstellen kann. Ich bin ruhig und heiter, rede mit ihm viel über die Zukunft: über unsere Zukunft. Ich habe ihm versprochen, dem Prinzen nächstens alles zu sagen, mich von dem Prinzen zu trennen, den Skandal, den die Sache machen wird, mit souveräner Größe über mich ergehen zu lassen. Und wie er mir dankt, wie er mir vertraut ...

Wäre er nur kein solch guter Mensch!

Sogar küssen lasse ich mich wieder von ihm —

Es ist gar nicht so schwer, das Heucheln und Lügen. Man gewöhnt sich sehr bald daran.

Nur nachdenken darf man darüber nicht; denn sonst —

Die ersten Herbstregen!

Die Campagna feiert ihren zweiten bacchantischen Lenz. Sie gleicht einer unglücklich Liebenden, die sich von Blüten ersticken läßt; denn unter diesem falschen Frühling lauert der Tod.

Ich habe noch immer Mitleid mit ihm ...

Der Graf Cola Campana an Herrn Richard Voß Berchtesgaden, Villa Bergfrieden, Deutschland

Villa Falconieri, Hochsommer

Meine letzten Aufzeichnungen blieben im Schreibtische liegen. Vielleicht schicke ich auch diese nicht ab.

Heute depeschierte ich Dir und bat Dich, unter keinen Umständen her zu kommen.

Zum Glück verstehst Du, daß es hier nichts zu „helfen“ und zu „retten“ gibt, daß die Sache rettungslos ist. Ich danke Dir für Dein Verständnis. Es wäre bei Dir ja auch gar nicht anders möglich gewesen.

Und mehr noch als hierfür, danke ich Dir und Deiner Frau eure Geschwisterliebe für Maria. Ihr wißt: Dank ist bei mir kein Wort; sondern eine Empfindung.

Daß Maria herrlich sein würde, wußte ich.

Sie ist eben Maria!

Die Größe, die sie in diesem schweren Konflikt zeigt, zermalmt mich jedoch nicht; sondern erfüllt mich mit einem stillen starken Glücksgefühl über das Dasein solcher Frauen. Maria lehrt mich jeden Tag von neuem, daß ich die Seele der Frau doch richtig erkannte, daß es nichts Höheres und Verehrenswürdigeres gibt als das reine Weib, daß der Liebesgewalt der edlen Frau kein Ding auf Erden unmöglich ist.

Sie wird für mich lebenslang das Reinste und Höchste sein: ein stilles leuchtendes Sternbild.

Was geschehen soll, kann ich euch zur Stunde noch nicht sagen. Erweiset mir auch noch diesen letzten Liebesdienst: seid geduldig mit mir und wartet noch eine kleine Weile.

Jedenfalls muß bald etwas geschehen.

Ich bin freilich ein anderer Mensch geworden: ein neuer Mensch! Ich wußte nicht, daß solche Wandlung eines Menschen möglich sein könnte. Und wodurch sie bei mir erfolgte! Ich begreife auch nicht mehr daß ich schon einmal in meinem Leben geliebt haben soll: damals, als ich meinen Jahren nach jung war.

Ich habe nur ein einziges Mal geliebt: jetzt!

Ich weiß nicht, wie andere Menschen lieben ... Bisweilen versuche ich einen Vergleich zu ziehen. Auch zwischen mir und der erdichteten Liebe: zwischen mir und meinen eigenen Helden zum Beispiel.

„Aber das ist ja alles unwahr!“ rufe ich dann aus. „Das sind ja nur Worte, nichts als Worte! Nur leerer Klang und Schall, nur der matte irdische Abglanz eines himmlischen Sonnen-

feuers ..." Und ich schäme mich meiner Stümperein. „Das konntest du einmal denken und dichten, das für Empfindung und Leidenschaft halten, das in einem Moment der Ekstase schön und bedeutsam finden?!"

Nur Shakespeare, Dante und Goethe konnten die Liebe dichten.

Wie ein achtzehnjähriger Schulknabe lese ich „Romeo und Julia", lese ich in der „göttlichen Komödie" die Malatesta-Tragödie, lese „Werther", „Faust" und „Tasso". Ich lese diese hohen Lieder der Liebe, als wäre es zum erstenmal.

Du solltest nur sehen, wie verändert ich bin. Ich habe das Gefühl des Unsterblichen! Anders kann ich's nicht ausdrücken.

Ich schildere Dir Viviane nicht. Ich müßte ein großer Dichter sein, um sie Dir schildern zu können. Ich sage Dir auch nichts von unserem Leben. Jeden Tag treffen wir uns auf Tusculum in einem kleinen Hause, welches mir gehört. Es ist jetzt auf dem schönen wilden Berge so einsam, daß ich gestern einen Wolf durch die Ruinen streifen sah.

Diese schändliche Heimlichkeit muß natürlich bald ein Ende nehmen.

Sehr bald!

Auch sie wird täglich mehr und mehr in einen neuen Menschen umgewandelt. Und alle diese Wunder vollbringt die einfachste, natürlichste, menschlichste aller Empfindungen, die zugleich so göttlich ist, daß sie mit Schöpferkraft erschaffen kann ... Aber es läßt sich nicht ausdenken, was wir Männer an einer Frauenseele auch wiederum sündigen können.

Wir sind dann zehnmal ärger als Totschläger.

Maria vermochte ich nicht zu helfen — ich vermochte nicht! Ich helfe Viviane; denn — ihr kann ich helfen.

Ihre ganze Entwicklung als Weib liegt vor mir wie ein geöffnetes Buch. Zug um Zug sehe ich, was an ihr verkümmerte und wie dies geschah. Das Leben war für sie eine standesgemäße Zuchtanstalt, daraus sie schließlich als grande mondaine hervorging. Von ihrer ganzen Empfindung als Weib blieb nur die Sehnsucht übrig.

Diese bewahrte sie vor völligem Untergang und diese verzehrte

sie zugleich. Denn die Ärzte täuschten sich. Ihre tödliche Krankheit heißt nicht Schwindsucht, oder Auszehrung, sondern: „Sehnsucht!"

Sehnsucht nach Licht und Leben, nach Liebe und Glück.

Und Sehnsucht nach dem einen und einzigen Manne, der für dieses eine und einzige Weib geschaffen wurde.

Und dieser Mann bin ich!

Wie konntest Du mir nur schreiben: ob ich ihrer sicher, ganz sicher sei?

Das war unrecht von Dir, das durftest Du nicht!

Du durftest nicht an ihr zweifeln, durftest nicht versuchen, in mir Zweifel zu wecken.

Verzeihe meine Heftigkeit. Du kennst sie ja nicht und bist der treuste Freund der armen, armen Maria.

Also will ich dir ruhig antworten: Ja, Lieber! Ich bin ihrer „ganz sicher".

Ich glaube an sie wie der gläubige Christ an seinen Herrn und Heiland; ich vertraue ihr wie der Schiffer in fremden gefährlichen Gewässern dem Piloten. Mein Glaube und Vertrauen sind so über allen Ausdruck stark wie meine Liebe. Und diese ist eine Naturgewalt. Wir haben nur nötig, uns eine klare reine Lebensatmosphäre zu schaffen, bevor durch das schmachvolle Geheimhalten ein Tropfen Gift in uns dringt. Allerdings sind wir noch immer so von uns selbst berauscht, daß wir uns kaum auf uns selbst zu besinnen vermögen — wie viel weniger also auf das, was zunächst geschehen soll und was uns jedenfalls des Häßlichen genug und übergenug bringt. Seitdem sie mich liebt, ist sie solch zitterndes, angstvolles, hilfloses Geschöpf; und wenn ich ihr sage: die Lüge sei das Allerhäßlichste, so starrt sie mich mit solchem Entsetzen an, daß ich schwach werde und nachgebe.

Das Glück muß sie erst wieder gesunder machen und sie wird dann gleich widerstandsfähig sein. Übrigens bringt jeder Tag sie ihrer Genesung näher. Und daß ich der Wundertäter war, der zu dieser Gestorbenen sprach: „Weib, lebe!" — sieh, allein dieses ist wert, daß ich so lange gelebt und gelitten habe.

Erst jetzt, wo ich anfange zu gesunden, weiß ich, wie krank ich war.

Wenn ich's recht bedenke, graust mir's, daß Gehirn und Gemüt so etwas aushalten' können! Wie war ich nur imstande, mich so ganz in die Einsamkeit zu flüchten, in die Natur zu versenken? Das war ja Unnatur!

Und diese Wut, die Menschen zu meiden, als ob sie verpestet wären.

Aus der Einsamkeit heraus flüchte ich mich jetzt zum Menschen; aus dem Wunder der Natur fort, versenke ich mich jetzt in das Mysterium des geliebten und liebenden Weibes.

Es ist Auferstehung!

Lieber Freund, ich feiere jetzt meine Ostern.

Gelingt es mir denn, Dir auch nur annähernd begreiflich zu machen, wie ich empfinde und was aus mir geworden ist?

Ich glaube, ich schrieb Dir einmal, wie ich in meinem Freskenzimmer lag und träumte: wenn die gute holde Frühlingsgöttin aus ihrem leuchtenden Gewölk eine ihrer Blüten auf mich herabwürfe, so würde ich aufstehen und wieder leben — wieder arbeiten.

Die Himmlische behielt ihren Lenz für die Erde und die übrige Menschheit; aber eine gütige Gottheit schickte mir das Weib, welches für mich geschaffen worden ist. Sein Kuß sank auf meine Stirn wie eine weiche, sonnenheiße, betäubend duftende Wunderblume; und auch das zweite große Schicksal erfüllte sich an mir: nach fünfzehnjährigem Verstummen finde ich noch einmal die Sprache wieder.

Ich weiß, daß ich verschollen und vergessen bin, und habe mich damit abgefunden.

Jetzt soll die Welt mich noch einmal hören.

Bist Du erschrocken? Fürchtest Du, es möchte eine Geisterstimme sein, hast Du Gespensterfurcht? Ich selbst bin ganz ruhig, ganz sicher. Und sollte meine alte romantische Weise in dem Getöse des Zeitensturmes auch wunderlich klingen, wird es wenigstens eine Melodie sein. Sie wird aus meiner tiefsten Seele aufsteigen, dahinrauschen und mit ihrem Klang andere mühselige und beladene Seelen erfüllen.

Während um uns das Geschrei über die „Entartung" des Weibes lärmt, will ich im stillen Glück das hohe Lied des Weibes dichten.

Ich will sagen, woran unsere Zeit leidet: daran, daß sie nicht mehr an die von allen Leiden erlösende Liebesgewalt der Frau glaubt. Ich will sagen, daß dieser Zauber sich noch immer an uns mächtig erweist, daß unser Seelenheil allein auf der Frau beruht.

Der Genius der Zeit muß wieder das liebende, sich selbst verleugnende, im Mann aufgehende, reine Weib werden.

Ich schreibe diese Verklärung der Frau unter den stillen, von Genien durchgaukelten Wipfeln des Venushains und werde das Drama: „Frühling" nennen.

Das Seelenleben der neuen Generation hat sich auf der Jagd nach Ruhm und Genuß, nach Glück und Gold zu Tode gehetzt.

Es liegt erstarrt unter funkelnder Decke.

Auf den kalten Leichnam fällt die heiße Träne der unsterblichen Liebe der Frau.

Da erhebt sich der Tote. Blumen sprießen ringsum auf, die ganze Welt bedeckt sich mit Blüten: „Frühling, Frühling!"

Es wird ein Jubelschrei sein.

Ich muß immer wieder darüber staunen, wie sie ein Teil meines Wesens ist und wie eine rätselhafte Vorsehung alles so wunderbar fügte ... Da leben die zwei getrennten Hälften eines Menschen, jede einsam für sich. Das heißt: sie leben nicht — sie existieren nur. Und da werden sie durch einen Zufall — oder durch das Schicksal — zusammengeführt. Mit der Gewalt eines Elements vereinigen sie sich, gleichsam durch Magie werden sie zu einander hingezogen — zu einander hingerissen. Widerstand ist unmöglich.

Plötzlich sind die beiden eines, eine Seele, ein Leib: ein Mensch!

Das Gesicht, von dem wir noch gestern nichts wußten, bedeutet für uns heute das Antlitz der Menschheit; mit der Stimme, die uns soeben noch fremd war, spricht jetzt unsere eigene Seele zu uns; der Händedruck, der Blick, das Lächeln eines Menschen, an dem wir vielleicht ohne aufzusehen vorübergegangen wären, hat die Nacht in uns in strahlenden Tag verwandelt.

Was wir bis dahin kannten, wird uns fremd; was wir bis

dahin liebten, wird uns gleichgültig; was wir so lange für Zweck und Ziel unseres Daseins hielten, erscheint uns wertlos.

Wir werden zu treulosen Freunden, Gatten, Söhnen, zu Vernichtern ganzer Existenzen — wir müssen es werden, mögen wir uns auch noch so sehr dagegen wehren.

Und wir werden zu Verbrechern, zu Wahnsinnigen und Selbstmördern.

Wie vor langen, langen Jahren sitze ich jetzt täglich viele Stunden an meinem Schreibtisch unter der Marmormaske von Michel Angelos schönem „Sterbenden", den ich um das wonnevolle Aushauchen seines Lebens so oft bitter beneidet habe. Über mir halten die Genien der großen Göttin ein Blumengewinde; und ich schreibe, schreibe!

Mir ist's, als müßte ich den Blick eines Sehers, das selige Lächeln des Verzückten haben.

In solcher Glückseligkeit dichte ich meinen „Frühling".

Wenn ich aufschaue, sehe ich unter mir die Campagna sonnenverbrannt.

Ich sehe einen weiten goldenen Dunst, und darüber schwebt die Peterskuppel.

Seit langen, langen Jahren habe ich wieder Nächte voller Schlaf und voller Frieden. Mein einsames Licht ist also endlich zur Ruhe gegangen!

Und auch unten das ihre.

Letzte Nacht ließ die Glut mich nicht schlafen. Ich stand auf, ging auf die Galerie — da leuchtete unter mir wieder der einsame Stern.

Sie wachte!

Aber als ich sie heute angstvoll fragte: ob sie schon wieder schlechte Nächte hätte, flüsterte sie mir zu: Sie hätte gewacht, weil sie die ganze Nacht über gelauscht: ob sie unter ihrem Fenster meine Schritte nicht hörte? Sie hätte die ganze Nacht über gewartet.

Ungern und zaudernd versprach ich ihr, das Geheimnis unserer Liebe noch so lange zu dulden, bis ich mein Drama vollendet habe.

Aber dann sofort volle Klarheit und Wahrheit!

Assunta Neri ist wieder Gast in der Villa Taverna. Sie kommt mir sehr verändert vor: krank, krank!

Und so apathisch, so müde!

Was ist das nur mit den Frauen?!

Da ist diese Frau Zoll für Zoll eine große Künstlerin — nicht reproduzierend, sondern erschaffend! — und zugleich ist sie ein volles echtes Weib. Und dennoch scheint sie unglücklich zu sein? ... Vielleicht ist sie es gerade darum, weil sie eine große Künstlerin und ein echtes Weib ist! Denn kann das wahre Weib in dieser Welt vollkommen glücklich sein?

Nein!

Soll eine große Künstlerin ein lächelndes Gesicht haben?

Nein, nein!

Stumm kommt sie in die Villa Falconieri, stumm geht sie wieder. Sie hatte Maria gern, scheint sie aber bereits vergessen zu haben. Mit ihren stillen schmerzlichen Augen sieht sie alles; und alles scheint sie düster zu sehen — auch unser neues leuchtendes Leben, von dem sie sicher weiß. Sie glaubt nicht daran. Sie glaubt überhaupt an kein Glück. Alles an ihr ist Schwermut und Erschöpfung.

Was sagte sie damals von Viviane? Sie sei schwerlich zu retten. Sie ist gerettet!

Ich erzählte ihr von meinem Drama. Teilnahmlos hörte sie mich an. Am nächsten Tage jedoch kam sie und sagte mir: sie wollte das Stück lesen.

In einigen Tagen hoffe ich fertig zu sein.

Beendet!

Holde gute Frühlingsgöttin, sei gnädig meinem Werk! Unter deinem himmlischen Blütenzeichen entstand es: mein bestes Stück Leben, welches ich zu geben vermag. Trage meine Worte auf deinen sanften Winden hinaus in die Welt. Lasse sie hier und dort auf ein einsames, schmerzerstarrtes Menschenherz niederfallen; und lasse es dann in dem armen toten Herzen knospen und blühen, daß es noch einmal aufbebe in Werdedrang und Daseinslust: „Mai ist gekommen!"

Assunta Neri las mein Stück und — wird es spielen!

„Vielleicht kann es Sie retten,“ sagte sie.

Mich retten? Was meinte sie damit? Bin ich denn verloren, daß ich gerettet werden müßte? Jetzt, wo ich nach langem lebendigem Tod mein jubelndes Frühlingslied sang; wo ich Viviane meinen ganzen Menschen, fand!

Und jetzt sollte mich etwas vielleicht retten können?

Meint sie etwa, daß auch ich „schwerlich“ zu retten sei?

Welche Phantasien! Ich schrieb mein Werk, ich fand Viviane, und — auch ich bin gerettet!

Assunta Neri studiert bereits unter den Zypressen meine Heldin.

Assunta Neri „studiert“ — ich hätte sagen müssen: Assunta Neri beginnt meine Frauengestalt zu erleben.

Und jetzt endlich, endlich Wahrheit!

Meine große Weltdame ist ein großes Kind, das sich fürchtet. Aber ich lache mein törichtes Kind aus. Sie ist so rührend, wenn sie so angstvoll und hilflos ist.

„Kind, Kind, was fürchtest du nur? Etwa die Welt?

Jetzt lachte auch sie.

Wir machten es nun so aus: sie wird mit mir abreisen: irgend wohin! Zugleich schreibe ich dem Prinzen und stelle mich ihm zur Disposition.

Diese Weise ist allerdings vollkommen rücksichtslos; aber vollkommen aufklärend — da es einen Eklat gibt, was ja doch nicht zu ändern gewesen wäre.

Mein furchtsames Kind zittert davor, der Prinz könnte mich im Duell verwunden, wohl gar töten. Als ob das möglich wäre?!

Jetzt sterben, wo ich eben erst anfange zu leben —

Aber darin hat sie recht: erst müssen wir Assunta Neri abreisen lassen. Sie reist zum Glück bald.

Assunta Neri wird mein Stück in Rom im Nationaltheater spielen: und zwar bereits im Dezember, vor ihrer amerikanischen Tournée.

Sie ist mit ihrer Gestalt fertig.

Daß sie in der Seele dieser Künstlerin unter den Zypressen

der Villa Falconieri entstand, freut mich jeden Tag von neuem, wenn es auch etwas totengräberhaft klingt: „unter den Zypressen".

Mir soll es jedenfalls kein Omen sein!

Morgen verläßt Assunta Neri die Villa Taverna, und übermorgen bereits — Wir wollen zuerst nach Neapel gehen.

Sie ist in letzter Stunde nach Cannes abgereist — mit dem Prinzen.

Ich lag so krank, so krank.

Nein! Du sollst nicht kommen.

Es soll niemand kommen.

Denn sie muß ja jeden Tag kommen.

Ich erwarte sie stündlich.

Seit Wochen stündlich.

Sie muß ja kommen!

Ich begreife nicht — nichts begreife ich!

Wahrscheinlich, weil ich immer noch krank bin.

Sie liebte mich ja doch.

Da sie sich mir gegeben hatte, mußte sie mich ja doch lieben.

Das ist so einfach, so klar und verständlich.

Ich begreife nicht, was ich dabei nicht begreifen kann?

Weshalb sollte sie mich verlassen, wenn sie mich doch liebt?

Ich habe sie ja doch nicht gewaltsam an mich gerissen. Sie hat sich mir frei wie eine Göttin geschenkt.

Nehmen denn die Götter ihre Spenden wieder zurück?

Noch den Tag vorher, ehe sie mit dem Prinzen nach Cannes ging, schrieb sie mir: wie die schlanken weichen Arme ihrer Zärtlichkeit mich umschlingen sollten, wenn sie und ich —

Und einen Tag darauf reiste sie mit jenem Menschen nach Cannes!

Man muß ja doch begreifen, daß so etwas nicht möglich ist, daß ich verrückt bin.

Es gibt ja doch eine Verantwortung!

Der Mensch hat ja doch ein Gewissen!

Wir müssen ja doch Rechenschaft ablegen!

Kann sie mit einem reichen Leben voll Feuer und Liebe gespielt haben, nur um zu spielen?

Ich liege noch immer so krank, so krank.
Ich schreibe ihr täglich.
Ich erwarte sie täglich.
Sie kann stündlich kommen.
Sie kommt gewiß! Sie muß kommen!

Sie schreibt nicht, sie kommt nicht.
Ich liege und ringe mit dem Wahnsinn.
Verrückt werden ist nichts. Aber seinen Glauben an die Menschheit verlieren und dabei seinen Verstand behalten zu müssen —
Herr, Herr, Herr, nimm mir meinen Verstand! Denn deine Güte währet ewiglich.
Amen.

Nachts spreche ich mit dem Bilde der Frühlingsgöttin.
Aber sie bleibt stumm.
Jede Nacht brennt mein einsames Licht.
Aber unter mir bleibt es dunkel.
Wenn ich gegen Morgen in Erschöpfung sinke, so reiße ich mich gewaltsam heraus. Früh am Morgen lasse ich mich hinaustragen vor das Haus, unter die Steineichen.
Es könnte ja doch sein, daß sie schon früh morgens käme ...
Unter den Steineichen sitze ich und erwarte sie. Ich warte von Stunde zu Stunde. Ich warte, bis es Abend wird, bis die Nacht anbricht. Unverwandt blicke ich auf den einzigen Weg, den sie kommen kann.
Heute kam sie nicht.
Sie wird morgen kommen.
Morgen kommt sie gewiß!
Inzwischen schreibe ich ihr.

Ich weiß nicht mehr, was ich ihr jede Nacht unter dem Haupt des Sterbenden schreibe. Es ist immer dasselbe: daß sie mich ja doch liebt, daß sie sich mir ja doch aus freien Stücken gegeben hat, daß es nicht möglich ist!
Ich mache ihr keinen Vorwurf — ganz gewiß nicht!

Vielleicht war ihre Liebe nur Mitleid?

Mitleid.

Das arme kleine Ding! Was muß es gelitten haben?

Denn ich kenne das.

Wochen und Wochen sind verstrichen.

Es ist Winter geworden.

Sie tragen mich nicht mehr jeden Morgen vor das Haus unter die Steineichen.

Die letzten acht Tage lag ich still und starr wie in der Agonie ... Ich weiß nicht mehr, was ich in diesen fürchterlichen acht Tagen machte. Ich weiß nur, daß ich heute aufstand und ihr noch einmal schrieb.

Ich schrieb ihr nur ein einziges Wort: Lebewohl!

Und jetzt warte ich nicht mehr.

Ich lebe so still dahin in der Villa Falconieri, die mein Capua war.

Es ist mir gleich, wo ich lebe.

Überall muß ich Atem holen.

Es ist gewiß sehr unmännlich, sehr jammervoll, an einer Leidenschaft zugrunde zu gehen.

Assunta Neri war bei mir. Ich merkte wohl, daß sie sehr erschrak, als sie mich sah. Sie sprach von meinem Stück. Ich mußte mich erst besinnen, was sie eigentlich meinte.

Ach ja, mein Drama, meinen Frühlingsgesang!

Inzwischen ist es eben Winter geworden.

Assunta Neri will mein Stück durchaus spielen.

So, so, so, so. Was geht das mich an? Sie meint, es könnte mich retten.

Warum ich wohl durchaus gerettet werden soll?

Noch immer!

Ich glaube, die Aufführung soll schon nächste Woche stattfinden. Assunta Neri will, daß ich dabei sein soll.

Ich tue alles, was Assunta Neri will.

Diese Frau kennt sie, die mich einstmals während einer kurzen Sommernacht aus Mitleid geliebt hat.

Aus Mitleid!

Hörst Du, Maria?

Morgen fahre ich nach Rom.

Übermorgen soll im Nationaltheater die erste Aufführung meines „Frühlings" stattfinden.

Ich bin so müde, so alt.

Mißerfolg.

Assunta Neri an Herrn Richard Voß / Berchtesgaden, Villa Bergfrieden, Deutschland

Rom, Hotel Quirinal, 10. Dezember 1893

Geehrter Herr!

Ihr Freund befindet sich bereits wieder in der Villa Falconieri. Maria ist bei ihm. Soeben depeschierte sie mir: er sei ganz ruhig.

Meinen verschiedenen Telegrammen an Sie lasse ich diesen Brief folgen. Er wird für Sie manches Erklärende enthalten.

Letzten Frühling lernte ich in Rom die Prinzessin von Sora kennen.

„Kennenlernen" ist nicht das richtige Wort; denn die Prinzessin gehört zu den Frauen, die man niemals kennen lernt. Wenigstens gelingt das nicht einem Mann. Selbst wir Frauen können uns einander nur ahnen. Ich ahnte in der Prinzessin eine von den wenigen Naturen, die für ein großes Schicksal geschaffen scheinen. Ein „großes Schicksal" haben, nenne ich für die Frau: eine große Leidenschaft einflößen und selbst fühlen.

Wir Frauen wissen von keinem anderen „großen Schicksal".

Es ist uns ganz gleich, ob wir daran zugrunde gehen. Es ist für uns viel besser, wir gehen daran zugrunde!

In Rom glaubte man allgemein, ich interessierte mich für die Prinzessin nur darum, weil ich sie studieren wollte. Nun studiere

ich jedoch niemals andere Frauen. Mein Geschlecht ist in mir enthalten wie im Marmor die Statue.

Es kommt nur darauf an, die Gestalt aus meinem eigenen Selbst hervorzuholen.

Ich hätte mich also niemals um die Prinzessin gekümmert, wenn sie nicht Eigenschaften besessen, die ich aus einem bestimmten Grunde anziehend gefunden — für mich anziehend ... Herr! Wo finden Sie unter uns modernen Frauen noch Naturen, die eben durch ihre Natur nichts anderes sein wollen — und sein können — als Frau? Die einen wollen Künstlerinnen sein, Schriftstellerinnen, Mathematikerinnen, Ärztinnen, Kameradinnen und Kolleginnen des Mannes; die anderen Weltdamen und Modedamen; oder Hausfrauen und Haushälterinnen; oder Kindererzieherinnen; oder Hetären jeden Standes und Ranges.

Aber das Weib als Weib an sich —

Gewiß sind wir entartet!

Viele von uns sind verderbt schon vom Mutterleib an. Ganze Generationen von Frauen sind entnervt, erschöpft und dem Untergang geweiht. Zu Tausenden gehen wir zugrunde! Entweder in Brutalität oder in Stumpfheit; in Raffinements und Überkultur; oder in falscher Entsagung dessen, was unsere Natur ist, also in Unnatur.

Seien Sie ruhig! Der Mann trägt nicht immer die Schuld daran. Sehr häufig nur wir selbst. Und so können wir denn auch nur selber uns retten!

Wodurch?

Durch unser Weibsein!

Ich besuchte die Prinzessin in der Villa Taverna und fand sie reizend. Eine Frauenseele vom echtesten Stoff, daraus der Schöpfer uns schaffen kann: Gutes und Böses chaotisch durcheinandergemischt. Aber das Beste in ihr verkümmernd, verkommend.

Es war schade um sie.

Bisweilen wollte mir scheinen, daß sie vielleicht doch fähig sei, noch einmal ein großes Schicksal zu haben. Aber ihr Chamäleonswesen verführte mich immer wieder zu Zweifeln.

Sie war eine Nora-Natur der großen Welt.

Auch diese Nora würde eines Tages die Tür hinter sich zu-

schlagen und ausgehen, um das große geheimnisvolle „Wunderbare“ zu suchen: nicht im Mann, sondern in sich selbst. Aber auch sie würde das Wunderbare nicht finden. Dann würde sie den weiten Weg mit müden Füßen zurückschreiten, würde, zu Tod erschöpft, vor der geschlossenen Tür stehen bleiben und um Einlaß bitten. Sie würde wieder hingehen, von wannen sie gekommen war, um zu werden, was vor ihr Millionen Frauen geworden sind, nach ihr Millionen sein werden: das gewöhnliche Hordenweib der Gesellschaft.

Ich war dabei, als sie Ihrem Freunde zum erstenmal begegnete. Ich sah die Tragödie entstehen, konnte jedoch nicht mitspielen — nur zuschauen. Längst hatte ich mir von Cola Campana mein eigenes Bild gemacht. Es zeigte schwankende Umrisse und ein nervöses, kränkelndes blasses Kolorit. Ich fand die Gestalt nicht gerade anziehend: eine hypersensitive Künstlernatur, die sich aus unbefriedigtem Ehrgeiz, aus tödlich verletzter Eitelkeit in Einsamkeit und sich selber zurückzieht, um sich jedem rauhen Luftzug einer unerbittlich realen Wirklichkeit in einer Treibhausatmosphäre zu entziehen.

Mein Bild war nicht falsch gewesen; doch fand ich das Original liebenswürdig. Vor allem besaß es nicht einen Zug von Größenwahn; auch nicht — und das wollte mehr sagen! — einen Zug von Verbitterung. Ich fand einen leisen, ganz innerlichen Menschen, einen in leuchtenden Illusionen schwebenden, sehnsüchtigen Geist, eine verträumte glühende Dichterseele, die überhaupt noch nicht gelebt hatte.

Aber er war krank, krank!

Krank an seiner Zeit, krank an seinem eigenen Selbst, krank an einem geheimnisvollen dunklen, toten Lebensnerv in seiner ganzen geistigen Entwickelung.

Und neben diesem sonderbaren Schwärmer eine wundervolle Frauengestalt: Maria!

Sie war beständig an seiner Seite: still liebend, still leidend, still sich opfernd. Aber er gewahrte sie gar nicht. Er war blind für den Himmelsglanz dieser Frauenseele.

Und ich dachte: ‚Wenn du sehen müßtest, wenn deine Augen mit Gewalt geöffnet würden — du würdest in der grellen Helle

der Erkenntnis bis an den Rand eines Abgrundes taumeln — jedoch nur bis an den Rand! — und würdest gerettet sein . . .‘ Und Ihr Freund verdiente, gerettet zu werden.

Auch das war mir klar: Ihr Freund würde Maria nur dann in ihrer vollen Schönheit erblicken können, wenn er zuvor neben ihr ein anderes Weib gesehen und erkannt hatte: Viviane — die irdische Liebe!

So begann ich denn zu hoffen: nicht mehr für die Prinzessin; wohl aber für Ihren Freund und für Maria.

Ich reiste ab.

Und ich kam wieder.

Es war gekommen, wie es hatte kommen müssen; nur daß Ihr Freund immer noch blind war. Mit seinen geschlossenen Augen schaute er noch immer die Vision der einen und einzigen Frau.

Nora-Viviane hatte die Tür hinter sich zugeschlagen. Um das „Wunderbare“ zu suchen, war sie den Weg gewandert — war bereits wieder umgekehrt, stand bereits wieder vor der Pforte, die zu ihrem alten Leben zurückführte. Schritt sie hindurch, so würde sie alle Hoffnung hinter sich lassen.

Und sie klopfte bereits an.

Nein — diese Seele war nicht mehr zu retten gewesen!

Es war auch weiter nicht schade um sie.

Sie ist eben nur eine von den Tausenden und Abertausenden, die in Häßlichkeit leben müssen, weil sie nicht in Schönheit zu sterben vermögen.

Aber nun Ihr Freund!

Er merkte nichts, er war glücklich Er merkte gar nichts.

Mir wurde angst.

Rings um ihn war tiefer eisiger Winter; doch er glaubte, es sei Lenz geworden, und dichtete seinen „Frühling“. Er gab mir das Stück. Ich las es und fühlte mich ergriffen.

Es war darin ein Keimen und Knospen, ein Blühen und Werden ohne Ende. Es war wirklicher Frühling: dufterfüllt, sonnendurchleuchtet, frisch und jung wie die Welt am ersten Schöpfungstage.

Ich hielt Ihren Freund für gerettet und zwar durch sich selbst!

Die Prinzessin verließ ihn, und — er wurde auch durch diese

Erkenntnis nicht sehend gemacht ... Meine Angst überkam mich von neuem. Doch hatte er ja sein Werk!

Wir glaubten alle daran, vom Direkter angefangen bis zum Kulissenschieber. Nur der Dichter glaubte an nichts als an die Frau, die ihn schmählich verlassen hatte.

Ich schrieb an Maria und sie kam sofort. Bei der Premiere war sie im Hause und befand sich ganz in seiner Nähe. Er dachte jedoch an nichts, als daß die andere nicht bei ihm war.

Und jetzt sprach er in seinem Werk zum römischen Publikum ...

Aber niemand hörte auf ihn, niemand wollte auf ihn hören.

„Und siehe, es war die Stimme eines Predigers in der Wüste!"

Ich kämpfte für ihn bis zur Erschöpfung aller meiner Kräfte und — ich kämpfte vergebens. Nicht eine Hand rührte sich. Unter Todesschweigen wurde der Frühling und mit ihm der Dichter des Frühlings begraben.

Er war ganz ruhig. In der Loge des Direktors sah ich sein bleiches, ganz ruhiges Gesicht. Ich, die ich sonst nicht weiß, daß es eine Bühne und ein Publikum gibt, konnte meinen Blick von seinem ruhigen bleichen Gesichte kaum abziehen.

Ich hätte vortreten und in das Publikum hineinrufen mögen: „Um Gottes willen, seht doch! Seht doch nur sein Gesicht!"

Der Direktor führte ihn in meine Garderobe. Ganz ruhig sprach er mit mir über den „Mißerfolg!" Ich wagte nicht, Maria zu ihm zu lassen. Ich zitterte davor, er möchte sie auch jetzt nicht an seiner Seite sehen; und dann — dann sah er von der Welt überhaupt nichts mehr.

Ich nahm ihn mit mir ins Hotel und wachte und blieb bei ihm, bis der Morgen graute. Er wollte zurück in die Villa Falconieri. Und das war ja auch das Beste für ihn.

Maria war schon in der Nacht hinausgefahren. Nach Hause kommend, würde er sie zu Hause finden, als wäre sie niemals fortgewesen.

Wie ich Ihnen bereits mitteilte, depeschierte sie mir heute früh: „Cola ganz ruhig."

Also sah er sie auch jetzt noch nicht ...

Sehen Sie, mein Herr Autor, so spielen sich im Leben die Tragödien ab! Und dann wundert sich ein verehrliches Publikum, wenn die Mitwirkenden allmählich müde werden.

Es grüßt Sie und Ihre Frau

Ihre todmüde Assunta Neri.

P. S. Ich würde gern Ihre „Alexandra" spielen. Aber das Stück ist veraltet.

Die Prinzessin von Sora an die Herzogin Vere de Vere Daly-Castle, Duside-Highlands, Schottland

Cannes, Villa Edelweiß, im Dezember 1893

Eine Ewigkeit, geliebte Madame Charme, daß ich Dir nicht beichtete, daß Du mich nicht schaltest, straftest, verurteiltest — absolviertest.

Oder darf ich Dir nie mehr bekennen, willst Du mir nie mehr verzeihen?

Sagtest Du Dich los von mir, weil meiner Sünden zu viele geworden, weil meine massima colpa eine von den sieben Todsünden ist?

Oh, Madame Charme —

Muß ich zu einem Priester der alleinseligmachenden Kirche gehen? Muß ich diesem beichten, von diesem mir vergeben lassen? Denn der gute Mann wird mir vergeben! Ich versichere Dich: wenn ich ihm mit meiner leisesten süßesten Stimme so recht zerknirscht alle meine Sünden bekenne, macht er's gnädiglich mit mir ab ein paar Dutzend Rosenkränze abbeten, genügt als Pönitenz für eine Sünderin meines Schlages.

Du bist der viel strengere Richter!

Wenn ich also meine Sünden zu Dir trage, so unterwerfe ich mich einer viel schärferen Buße. Allein dieser gute Wille sollte mir vom Himmel und von Dir angerechnet werden.

Ich verspüre jedoch zum Sakrament der Beichte nicht die mindeste Lust; denn seit einigen Monaten habe ich mich mit Leib

und Seele einem anderen Sakrament hingegeben, das um nichts weniger heilig ist. Es heißt: Lebensfreude!

Oder in die hübsche Sprache des high life übertragen: Amüsements, Zerstreuungen, Sensationen.

Übrigens habe ich in der Kultur meiner Mondainität einen Riesenschritt — rückwärts getan. Ich bin weniger blasiert und apathisch. Ich langweile mich weniger. Ich finde die Welt angenehmer, die Menschen erträglicher, das Leben vergnüglicher.

Enfin —

Auch mußt Du wissen, daß ich bis zur Brutalität gesund bin. Die Herren Ärzte täuschten sich wieder einmal gründlich; denn es ergibt sich bei mir keine Spur von Auszehrung oder Schwindsucht. Wir haben uns also ein wenig lächerlich gemacht.

Ich habe entsetzlich viel zu tun! Bitte lächle nicht so boshaft kühl und hoheitsvoll.

Du mußt nämlich wissen, daß ich die „Seele" der Gesellschaft von Cannes bin. Und da diese Gesellschaft sehr international ist, so muß ich eine sehr kosmopolitische Seele sein. Das strengt an. Ich kann mich daher auf meine eigene Seele gar nicht mehr besinnen.

Vielleicht auch, daß ich gar keine eigene Seele besitze ...

Du kennst Cannes, was mir erspart, es Dir zu schildern. Sei froh! Meine Naturschilderungen würden gewiß kläglich ausfallen. Ich kann nicht mehr schildern. Wenigstens nicht die Natur. Die Natur ist mir ein Buch mit sieben Siegeln geworden. Ich begreife nicht mehr, wie sie jemals ein offenes Buch für mich sein konnte.

Das muß lange her sein!

Überhaupt —

Überhaupt bin ich jetzt recht abgeblaßt. Ich höre auf, ein Individuum zu sein und werde allmählich ein Typus — was sehr bequem ist, versichere ich Dich! Die Erfindung einer neuen Toilette, die Sensation macht; eines neuen Parfüms, das Sensation macht; einer neuen Modeblume, die Sensation macht ... Dazwischen die Lektüre eines französischen Romans, der Sensation gemacht hat; die Entdeckung einer exotischen Schönheit, eines jungen Künstlers oder Musikers, der Sensation machen dürfte — das ist jetzt so mein Leben.

Das ist jetzt mein Leben heute, morgen, übermorgen.

Es gefällt mir recht gut.

Das wird mein Leben sein bis zu meinem letzten Tage.

Auch das macht mir nichts!

Wie recht Du doch hattest! Weißt Du noch, als Du mich damals eine unverbesserliche Mondaine nanntest?

Du warst eine große Prophetin!

Die größe Sensation von Cannes in dieser Saison ist die Wiederbelebung des uralten Golfspieles; und — der Schöpfer dieser neuen Welt bin ich!

Ich sage es mit Stolz.

Wir denken Golf, wir träumen Golf, wir sind Golf. Wir sind Golf mit Leib und mit Seele. Wir haben Golftoiletten, machen Golfwetten, geben Golfdejeuners, Golffeste. Wir verlieben uns beim Golf, machen uns dabei Deklarationen, knüpfen dabei Verhältnisse an. Glückliche Verlobungen werden durch das himmlische Golfspiel gelöst, die besten Ehen zerstört, alle menschlichen Leidenschaften entfesselt. Es gibt durch das liebe hübsche Golfspiel häusliche Szenen, Tränen, Jammer, Verzweiflung, Duelle, Mord und Totschlag. Jeden Tag pilgern wir hinaus auf die Golfwiese.

Wir haben alle wirklich ganz entsetzlich viel zu tun!

Sollten einige von uns sterben, so werden sie erst im Grabe vom Golf ausruhen können.

Du begreifst, daß ich jetzt unmöglich für irgend etwas anderes Interesse haben kann.

Der Prinz ist noch immer rasend in mich verliebt. Ich versichere Dich: rasend! Da er jedoch damit um kein Haar breit weiter kommt, wird er wohl nächstens ganz toll werden. Früher war er mir widerwärtig, jetzt ist er mir nur noch lächerlich. Bisweilen amüsiere ich mich geradezu köstlich über ihn.

Ich lade die entzückendsten Frauen ins Haus, nur damit er von allen wenigstens eine charmanter finden soll als seine eigene Frau. Es hilft aber nichts. Ich gebe ihm zu verstehen, daß er die am elegantesten möblierte Villa von ganz Cannes zum ungehinderten Privatgebrauch mieten dürfe. Und auch das hilft

nichts! Ich finde diesen Anfall von Tugenddusselei einfach geschmacklos.

Wir bewohnen hier eine Villa, die nach einer seltenen Alpenblume „Edelweiß“ heißt.

Das Edelweiß wächst nur auf freien lichten Höhen, und ist oft nur mit Lebensgefahr zu pflücken. Um dieser bleichen Blume willen sollen sich mehr Männer den Hals brechen als wegen einer schönen Frau.

„Auf freien lichten Höhen —“

Mir ist's, als wäre einstmals auch ich über freie lichte Höhen hingeschritten und hätte dabei weitoffenen Auges in die Sonne geschaut. Auch ich wollte dort einstmals eine seltene Blume pflücken, die am Rande eines Abgrundes wächst. Ich sah sie leuchtend stehen! Tief, tief beugte ich mich hinab, streckte beide Arme danach aus, und — wäre fast hinuntergestürzt. Es hätte nur eines Rucks, eines Hauchs bedurft, und ich läge jetzt zerschmettert im Abgrunde.

Aber ich war klug!

Ich rettete mich.

„Auf freien lichten Höhen —“

Ich gehöre nicht hinauf! Ich bin eine unverbesserliche Mondaine; und eine solche gehört in ihre Salons, wo sie sicher ist, keinen Sturz in den Abgrund tun zu können.

„Auf freien lichten Höhen —“

Ich vergaß fast, daß auch ich einst dort oben stand. Aber bisweilen träume ich davon. Dann ziehe ich mir im Traume Schuhe und Strümpfe aus und fange an, mit bloßen Füßen zu wandern und zu wandern, zu klettern und zu klettern. Mit bloßen Füßen wandere ich durch Disteln und Dornen, klettere ich senkrechte, fürchterliche Felswände empor, um mit blutig zerrissenen Füßen, aber jauchzender Seele hinauf zu gelangen: „Auf freie lichte Höhen!“

Hier befindet sich ein junges Paar, welches Sensation macht wie meine Toiletten, meine Parfüms, meine Blumenarrangements, meine kleinen Diners, Golfpartien und fêtes champêtres. Es ist der Prinz D . . . . und seine Gemahlin, die Gräfin L . . . . .

Er:

Stelle Dir vor: ein Gesicht von dem Oval eines byzantinischen Heiligen mit dem bronzefarbenen Teint, den wilden Nüstern, den glühenden Augen eines Tatarenfürsten. An diesem Mann ist alles königlich. Und zugleich alles durch das Königsblut gebändigte Leidenschaft. Er hat etwas — wie nenne ich's gleich? — etwas Exotisches!

Sie:

Sie gehört zu den Frauen, derentwillen Männer, um die es weiter nicht schade ist, den Verstand verlieren und zu Selbstmördern werden. Sie ist groß, schlank, blond, weiß, weich, lächelnd, klug, marmorkalt. Niemals sah ich schönere Haare, schönere Zähne, schönere Arme und Hände. Niemals einen reizenderen Hals. Dazu ein wahres Genie, sich anzuziehen.

Und diese beiden jungen wundervollen Menschen empfinden füreinander eine große Leidenschaft.

Schon wieder dieses Wort!

Da sie ihm nicht ebenbürtig ist, so hat er sie gegen den Willen seines Souveräns geheiratet, so ward er ihretwillen aus seinem Vaterlande verbannt. Statt des Lebens am Kaiserhofe, das Exil in einer kleinen französischen Stadt!

Glaubst Du, daß die famose „große Leidenschaft" diese Prüfung bestehen wird?

Ich bin neugierig . . .

Dann ist hier noch ein zweites interessantes Pärlein, welches eine „große Leidenschaft" zusammengeschmiedet hat.

Errätst Du, wen?

Es sind keine anderen als mein junger Held vom verflossenen Sommer und seine junge reizende Herzogin.

In Rom gab's einen entsetzlichen Skandal. Die Herzogin konnte die gerichtliche Trennung von ihrem Manne nicht durchsetzen und lief mit meinem jungen Helden fort. Man kann die Herzogin unmöglich mehr bei sich empfangen!

Der Marchese kommt natürlich zu uns. Er kommt sehr oft . . .

Glaubst Du, daß auch diese herrliche große Leidenschaft die Prüfung bestehen wird?

Mein Gott, wie neugierig ich bin!

Wenn ich jetzt die Menschen von einer großen Leidenschaft reden — vielmehr Konversation machen höre, so sehe ich mir die Leute immer daraufhin an: ob sie nicht einander wie die alten Auguren ins Gesicht lachen.

Ich lache, meine verehrten Herrschaften!

Der junge erotische Prinz flößt mir ganz erotische Phantasien ein ... Meine Imagination zeigt ihn mir, wie er einer treulosen Geliebten seine schlanken, blassen Königshände als Schlinge um den weißen, weichen Hals legt und sie erwürgt. Er spricht kein Wort dabei. Er erdrosselt das falsche Weib, als wäre es eine selbstverständliche Sache.

Siehst Du, solcher Mann — erwürgen sollte der Mann eine treulose Frau, nicht um sie weinen.

Dieser junge erotische Prinz könnte mir gefährlich werden — nur in der Phantasie natürlich.

Neulich wurde ich gefragt, wofür ich mich begeistern könnte?

Für nichts!

Für nichts auf der Welt kann ich mich mehr begeistern; nichts auf der Welt kann ich mehr bewundern; oder verehren; oder lieben.

Ich kann nur mich selbst lieben!

Findest Du das sehr traurig?

Ich gar nicht.

Und nicht einmal, daß ich Ekel empfinde; weder vor der ganzen Welt, noch vor mir selbst. Wenn ich vor mir selbst Ekel empfinden könnte: nur für einen einzigen Augenblick; dann —

Also gut! Heute magst Du die Katastrophe erfahren. Ich kann sie Dir heute erzählen, wie etwas vollkommen Gleichgültiges und Fremdes, wie etwas, was mich selbst gar nichts angeht. Und wenn Du Dich darüber entsetzen solltest, so denke daran, daß ich mich nun einmal nicht anders machen kann als ich bin; und daß ich wenigstens noch immer den Mut besitze, mein eigenes Ich zu sein.

Es kam so: Plötzlich, ganz plötzlich überfiel mich eine Erschöpfung, eine Ermüdung, ein Widerwillen — es waren Qualen über jede Vorstellung hinaus. Ich wehrte und wehrte mich,

kämpfte und kämpfte. Ich wollte empfinden, wollte ihn lieben, wollte meine große Leidenschaft nicht hingeben, mein neues Leben nicht lassen. Es war Todesangst und Todespein.

Anfangs dauerte er mich so maßlos, daß ich seine Füße in meinem Herzblut hätte baden können. Zuletzt empfand ich nur noch mit mir selbst Mitleid. Zuletzt haßte ich ihn, als wäre er mein Todfeind.

Und er merkte noch immer nichts!

Es ist nicht zu glauben, mit welcher Virtuosität wir Frauen heucheln und lügen können. Auf der Bühne des Lebens ist jede Frau eine Assunta Neri.

Er wollte mit mir fliehen, der Phantast! Und stelle Dir vor: trotz allem war ich zu dieser Dummheit bereit. Weswegen? Aus keinem anderen Grund als aus bloßer Freude am Skandal, aus wütender Gier nach Sensation, aus teuflischer Bosheit gegen den Prinzen, aus kindischer Angst wegen einer Erklärung, aus Haß gegen alle Szenen, aus Bequemlichkeit, Gleichgültigkeit, Frivolität — nenn' es, wie du willst.

Ich hatte meine Kammerfrau eingeweiht. Die Person war entzückt über die Romantik der Sache und packte meine Juwelen.

Der verabredete Tag kam. Es kam die Stunde. Ich hatte bereits mein Mantelet umgeworfen —

Ich glaube, ich schrieb Dir einmal, daß ich fähig sei, bei dem Begräbnis meines allergeliebtesten Menschen laut aufzulachen, wenn plötzlich irgend eine lebhafte, sehr lächerliche Vorstellung in mir erweckt würde. Etwas Ähnliches geschah jetzt. Ich sah mich plötzlich selbst, wie ich als verliebte ingénue in die Arme eines romantischen Ritters flüchtete — eines alternden Ritters! Plötzlich sah ich, daß er, im Grunde genommen, doch schon ein alter Mann war! Ich sah jede Falte um seine Augen, seinen Mund. Ich hörte ihn mit pathetischer Stimme aus seinem „Frühling" deklamieren und sah uns beide nach Neapel fliehen; hörte, wie im Grand Hotel die Kellner ihn mir gegenüber »monsieur votre mari« nannten.

Es war zu ridikül, zu geschmacklos!

Und Du weißt, Geschmacklosigkeit ist für mich nun einmal der Tod jeder Empfindung.

Anstatt also mit dem Grafen nach Neapel zu reisen, fuhr ich mit meiner sehr enttäuschten Pariserin nach Rom ins Palais Sora.

Von hier depeschierte ich nach der Villa Falconieri eine Phrase und schickte meine Pariserin in meiner Equipage nach einem gewissen Villino vor der Porta Pia.

Der Prinz kam sofort.

Ich sagte ihm auf französisch: „Hören Sie, mein Lieber! Ich stand soeben im Begriffe, eine grenzenlose Geschmacklosigkeit zu begehen. Haben Sie die Gefälligkeit, mich in dem nächsten Schnellzug an die Riviera zu begleiten, ganz gleich, wohin."

Und — da sind wir!

Die hübsche Geschichte von der großen Leidenschaft war ein Experiment.

Experimente mißglücken bisweilen.

Ich bin jetzt genau orientiert!

Was man „Liebe" nennt, ist nichts anderes als eine Erkrankung gewisser Organe. Man nimmt an, daß jeder Mensch früher oder später von dieser Krankheit befallen wird. Viele erkranken an diesem notwendigen Übel sogar verschiedene Male — wie man ja auch den Typhus mehrere Male haben kann. Bei einigen tritt die Krankheit sehr leicht auf, andere sterben daran. Wiederum andere erkranken sehr schwer, bleiben aber am Leben. Sind sie dann nach glücklich überstandener Rekonvaleszenz wieder gesund, so begreifen sie gar nicht, daß sie krank gewesen sein sollen.

Ich begreife es gar nicht!

In meiner Krankheit — ich gehöre zu den Frauen, die infolge ihrer ganzen Organisation nur einmal von dem Übel befallen werden können — hatte ich die seltsame Phantasie: meine Seele müßte geliebt werden.

Das war ein bedenkliches Krankheitssymptom.

Wäre es möglich — was eben nicht möglich ist! — daß ich jemals wieder rückfällig werden könnte, würde ich um keinen Preis wünschen, daß meine Seele geliebt würde; sondern nur —

Das wird aus einem, wenn ein Experiment mißglückt.

Seine Briefe!

Ich weiß nicht, ob jemals solche Briefe geschrieben, solche Briefe jemals so gelesen wurden?!

Ich studiere mich selbst, was ich dabei denke und fühle.

Ich denke sehr wenig dabei und fühle — nichts.

Es ist mir selbst unheimlich; aber es ist so.

Höchstens, daß ich die Betrachtung anstelle: ‚Das also ist nun wirkliche große Leidenschaft? Allerdings ist es die Leidenschaft eines Poeten, folglich die Krankheit eines anormalen Gehirns!‘

Es ist von der Regel jene eine Ausnahme, die gestattet wird.

Auch das ist sehr eigentümlich: er muß mich doch unaussprechlich verächtlich finden; und — trotzdem liebt er mich unaussprechlich . . .

Der Mann kann also lieben und verachten zugleich!

Welcher Mann kann das?

Der echte Mann gewiß nicht!

Mein junger exotischer Prinz — um nur ein Beispiel zu nennen — würde die Frau, die er verachtet, sicher auch verschmähen.

Das gefällt mir!

Es ist kein Zweifel mehr: er geht an seiner Leidenschaft zugrunde.

So unmännlich!

Seinen Briefen nach, könnte ich den Tag genau berechnen, an dem er zugrunde gehen wird.

Übrigens lese ich die Briefe gar nicht mehr. Es könnte doch möglich sein, daß ich durch irgend eine Nachricht — durch eine ganz bestimmte Nachricht — erregt würde. Und ich will mich nicht erregen lassen. Meine gespenstische Gefühllosigkeit fängt an, mir lieb und immer lieber zu werden.

Um Gottes willen, nur keine Empfindung!

Ich hatte meinen Roman wie jede Frau von Welt; mein Roman ist zu Ende und — es ist gut, daß er zu Ende ist.

Seinen heutigen Brief erbrach ich zufällig.

Er enthielt nur ein einziges Wort: „Lebewohl!“

Gott sei Dank!

Ich bin eine grande mondaine; aber ich habe mir vorgenommen, noch mehr zu werden. Ich will la plus grande mondaine

werden. Ich will eine Kunst daraus machen und in dieser Kunst eine Meisterschaft erreichen.

Es ist schließlich auch ein Ziel, das der Mühe wert ist.

Wie man mich beneiden wird!

„Lebewohl ...“

Das ist Abschied.

Ob er sich töten wird?

Vielleicht liegt das Pistol bereits neben ihm ... Aber er zaudert, er wartet.

Er wartet auf ein Wort von mir.

Ein einziges Wort von mir würde ihn retten.

Und das Pistol liegt schon neben ihm —

„Viviane, Viviane! Es kostet dich nur ein einziges Wort!“

Nein!

Und er greift nach dem Pistol.

Soll ich —

Nein! Nein!

Er setzt das Pistol gegen seine Schläfe ... Nicht doch! Er wartet noch immer! Er wartet mit Todesangst. Mit Todesangst, nicht wegen des Sterbens; sondern wegen etwas viel Gräßlicherem: daß er so sterben soll! Um alles betrogen ..

Soll ich schreiben — depeschieren?

Es kostet mich nur ein einziges Wort: „Lebe!“

Nein! Nein! Nein!

Er drückt los ...

Tot! Er ist tot!

Ich konnte ihm nicht helfen.

Habe ich ihn getötet?

Ich konnte auch mir nicht helfen.

Es muß gräßlich gewesen sein, dieses letzte, allerletzte Warten.

Ich lese jetzt täglich die auswärtigen Depeschen.

Jeden Tag erwarte ich, es in der Zeitung zu lesen: „Aus Frascati depeschiert man uns, daß“ — und so weiter.

Ich lese nichts ... Seltsam! Ich hatte mich in die Vorstellung bereits so eingelebt, daß ich — beinahe enttäuscht bin.

Graut Dir's vor mir?

Könnte ich wenigstens das eine noch fühlen: Grauen vor mir selbst!

Aber alles in mir bleibt still und tot, still und tot.

Dina!

Die Königin hat mich zu ihrer dame d'honneur ernennen lassen. Die Sache erregt Aufsehen. Denn die Auszeichnung ist bei meiner Jugend etwas sehr Ungewöhnliches. Zum Glück brauche ich meinen Dienst erst im Mai anzutreten, wo hoffentlich auch mein junger exotischer Prinz nach Rom kommt.

Nach dieser Ernennung zu urteilen, scheint mein Ruf im Quirinal makellos zu sein.

Um so schlimmer für mich!

Sein „Frühling" hat im Nationaltheater trotz der Neri Fiasko gemacht.

Er soll sehr krank sein: gemütskrank — unheilbar.

Aus Cola Campanas letzten Aufzeichnungen

Es war seltsam!

Ich war schon einmal von Rom aus durch die Campagna geritten: sehr früh am Morgen, der aufgehenden Sonne entgegen; und hatte die Welt hinter mir gelassen.

Und jetzt alles wiederum so.

Ich erinnere mich, daß damals Frühling gewesen ... Frühling! Ich kam geradeswegs aus dem Frühling!

Aus *meinem* Frühling!

Kaum erblüht, war er bereits verdorrt.

Das Publikum betrachtete sich die welken Blüten durch das Opernglas und — ging nach Hause.

Und ich ging nach Hause ...

Ringsum ödes braunes Land. Ringsum Ruinen, Gräber, Gestorbenes!

Um mich und in mir.

Das ist nun einmal so.

Als über dem Berge Cavo die Sonne aufging, konnte ich weitoffenen Auges hineinschauen.

Habt ihr das gewußt: wem sie das Herz zermalmten, dessen Auge kann in die Sonne schauen.

Jetzt bin ich gegen alles gefeit.

Am Wege stand ein großer marmorner Römersarg. Ein blühender Holunderbaum streckte seine Äste darüber. Bei dem Sarge saß eine fremde bleiche Frau im Witwenkleid.

Sie wartete auf jemand.

Die fremde Frau führte mich in das leuchtende Haus und alles war so, wie es immer gewesen.

Ich fragte die fremde Frau, warum sie ein schwarzes Kleid trüge? Es sähe nach Begräbnis aus!

Da ging sie aus dem Zimmer, kam bald wieder, hatte ein helles Kleid an und lächelte.

Mittags schüttete sie frische Blumen über den Tisch.

Jetzt leben wir so dahin ... Nur, daß die fremde Frau jetzt immer lächelt.

Ich bin in meinem Frühlingszimmer, sitze an meinem Tisch unter dem Sterbenden und will schreiben — arbeiten — dichten.

Ich muß arbeiten und dichten!

Sonst kann ich nicht mehr leben! Und wenn ich nicht mehr leben kann, muß ich sterben. Und wenn ich sterben muß, sehe ich das Weib mit den weißen Lilien nicht mehr wieder. Und wenn ich sie nicht wiedersehe, finde ich auch im Grabe keine Ruhe.

Aber ich habe in meinem Kopf ein Heer von Ameisen. Sie durchbohren mein Gehirn, zernagen es, fressen es.

Aber dichten muß ich!

Manchen Tag kann ich einige Worte schreiben. Zu einem einzigen Worte brauche ich oft eine ganze Stunde, bis ich es aus meinem dunklen Gehirn auf das weiße Papier bringe.

Dabei höre ich zu, wie die Ameisen in meinem Gehirn bohren, nagen, fressen.

Es knirscht leise.

Immerfort kommt die fremde Frau zu mir und legt mir ihre Hände auf die Stirn. Dann hören die Ameisen sogleich auf zu nagen.

Dann wird es still.

Ich verrate es jedoch nicht. Lieber lasse ich mein Gehirn fressen und bleibe allein.

Einmal ging ich spazieren.

Ich kam zu den Zypressen und setzte mich an den Teich. Vor mir lag ein bedrucktes Papier. Ich sah immerfort, immerfort darauf hin: die schwarzen Buchstaben wimmelten und krochen durcheinander wie die Ameisen.

Und dann las ich . . .

Das Papier war eine römische Zeitung und in der Zeitung stand eine Kritik über ein Stück des Grafen Cola Campana. Es war ein schlechtes Stück, das verdient hätte, ausgehöhnt zu werden. Aber der Autor war einst ein berühmter Mann gewesen — war jetzt ein alter Mann geworden. Darum war man so rücksichtsvoll, das schlechte Stück schweigend zu den Toten zu werfen. Übrigens ging jetzt der alte Mann, der einst ein berühmter Mann war, in der Villa Falconieri langsam, aber sicher einer geistigen Nacht entgegen.

Einer geistigen Nacht entgegengehen — das also bedeuten in meinem Kopfe die Ameisen?

Jetzt weiß ich's!

Euch allen, die ihr im Licht der Sonne wandelt, sage ich: es tut weh, wenn man langsam, aber sicher einer geistigen Nacht entgegengeht. Darum: Hütet euch!

Ich werde mich jetzt scharf beobachten, werde es genau verzeichnen: wie der Tag weiter und weiter hinter mir zurückbleibt, wie die lange Nacht beginnt, wie es dunkler und dunkler wird —

Ganz dunkel!

Ob das bereits die Abenddämmerung ist?

Wenn ich Lust habe, auf Händen und Füßen zu kriechen und zu brüllen wie ein Tier!

Mein Kopf ist ein zertrümmertes Gefäß, durch welches der Wind weht.

Es stürmt und braust in meinem zertrümmerten Hirn und ist bitter kalt.

Ich schreibe Briefe — immerfort, immerfort Briefe!

Und habe ich hunderttausendmal hunderttausend Briefe geschrieben, stelle ich mich damit ans offene Fenster und lasse die hunderttausendmal hunderttausend Briefe expedieren.

Wie lustig sie flattern!

Und sie sind doch so traurig!

In einigen Briefen steht: „Warum hast Du mir das angetan?"

Und in anderen: „Ich warte!"

Und wiederum in anderen: „Aus Mitleid!"

Die Ameisen, die Ameisen! Der eisig kalte Wind, der durch mein leeres Haupt bläst!

Mich friert.

Unter meinen Fenstern liegt der kühle dunkle Hof. Er ist von meinen Briefen ganz weiß, als hätte es Blüten geschneit. Marias Rosenstrauch knospet und blüht. Die lichten Ranken wachsen und wachsen. Wie schlanke, weiche, zärtliche Frauenarme umschlingen sie die Mauern. Sie umschlingen die Hallen, das ganze Haus.

Wie es leuchtet!

Und eine leise süße Kinderstimme erzählt liebliche Märchen.

Still, ganz still!

Wir sitzen ganz still unter den Rosen, damit die fremde Frau uns nicht sieht.

Die Rosen umschlingen uns! Wir können nicht mehr hinaus!

Wir sind eingemauert in Rosen.

Lasset uns Tempel bauen!

Tempel aus strahlendem Marmor, mit goldenen Bildnissen zwischen funkelnden Säulen in schimmernden Hallen.

Welches aber ist die glanzvolle Gottheit, die wir darin anbeten wollen?

Die irdische Liebe!

Sie ist die höchste Gottheit.

Sie stillt Tränen und Blut, gibt Schlaflosen Schlaf, Fried-losen Frieden. Sie macht Weinende lächeln und Sterbende leben. Und sie bringt um den Verstand.

Darum ist es die höchste Gottheit!

Denn es gibt nichts Barmherzigeres unter der Sonne; also nichts Göttlicheres, als das, was die Menschen um den Verstand bringt. Wer keinen Verstand hat, kann nicht denken. Und wer nicht denkt, kann nicht leiden. Und wer nicht leidet, ist selig. Und wer selig ist, ist ein Gott.

Lasset uns leuchtende Tempel bauen der gütigen barmherzigen Gottheit, die uns arme leidende Menschen um den Verstand bringt!

Ich wurde noch kein Gott; denn ich fühle noch — leide noch.

Ich fühle in meinem dunklen Gehirn die bohrenden, nagenden, fressenden Ameisen, fühle in meinem Haupt den eisigen, wilden Wind und in meiner unsterblichen Seele die ewigen Erinnerungen.

Droben auf Tusculum war's, in dem kleinen Hause mit den ein-gemauerten Marmorleibern. Wir standen vor der Schwelle des Pa-radieses und wagten nicht, sie zu überschreiten. Es war eine schwüle, wollüstige, von Düften durchströmte Sommernacht. Über dem Kreuz von Tusculum stieg ein Gewitter auf und sie fürchtete sich.

Ich habe aber niemals eine Frau geküßt, die in meinen Armen gebebt hat. Ich war immer sehr stolz.

Also sagte ich ihr: „Wenn du dich fürchtest, will ich fort. Laß mich fort! Ich kann nicht länger allein mit dir sein; und — du fürchtest dich."

Und ich wollte fort!

Da hielt sie mich zurück.

Warum tat sie's, wenn sie mich nicht —

Unter Blitz und Donner überschritten wir die Schwelle. Auf meinen Armen trug ich sie ins Paradies hinein.

Und wir wurden schuldig.

Kann eine Frau aus Mitleid Priesterin und Bacchantin zu-gleich — zugleich Göttin und Dirne sein?

Einmal wünschte sie sich: bald, recht bald zu sterben, nur

damit unser Glück kein Ende nehmen sollte. Sie hatte ein kleines wunderhübsches Pistol, mit dem sie spielte, wie Kinder mit Blumen spielen. Sie zeigte es mir, lachte und sagte lächelnd: „Was meinst du, Lieber? Nur ein Druck und —“

Und jetzt!

Die fremde Frau bewacht mich Stunde für Stunde, belauert mich Schritt auf Schritt.

Ich weiß, sie hält mich für verrückt und möchte mich aus dem leuchtenden Hause fortschaffen in ein anderes enges und dunkles. Sie fängt es schlau an. Aber ich bin noch schlauer, spiele den verständigen vernünftigen Mann. Wie es scheint, läßt sie sich täuschen; denn sie schüttet noch immer jeden Tag frische Blumen über den Tisch, trägt immer noch helle Kleider und lächelt mich an. Habe ich sie erst ganz, ganz sicher gemacht, so entwische ich ihr.

Ich weiß auch schon, wie und wohin.

Ich habe sie so gut getäuscht, daß sie mich wieder reiten läßt. Jeden Tag reite ich hinauf nach Tusculum. Wenn ich das kleine Haus aufschließe, strömt mir ein wundersamer schimmernder Duft entgegen.

Der Duft ist sie!

Sie ist in jedem Stein, jedem Gerät, jedem Ding.

Ich werfe mich auf den Boden und atme sie, sauge sie ein.

Der Duft tötet die Ameisen in meinem Gehirn, beschwichtigt den Wintersturm in meinem Haupt, schläfert mein Leiden ein.

Ich sitze vor dem kleinen Hause unter dem eingemauerten Frauenhaupte und warte.

Ich warte darauf, daß der Ginster wieder blüht . . .

Wenn dann um den Vivianen-Fels die goldigen duftenden Flammen flattern, kommt sie und küßt mich wieder auf den Mund.

Dann werde ich ein seliger Gott sein.

Als ich gestern den Park meines Capuas durchstreifte, sah ich die fremde Frau, die mich wieder verfolgte. Die großen weißen Hunde spielten um sie wie Mäuslein. Da faßte mich eine heilige

Wut; denn was hatten die weißen Hunde mit der fremden Frau zu schaffen? Auch sie sollten warten, auch sie sich vor Sehnsucht nach der Herrin verzehren, die treulosen Bestien!

Ich schlich zurück ins Haus, lockte die Meute von der fremden Frau fort, hinauf an den Zypressenteich und hielt blutiges Gericht über die gemeinen Hundeseelen. Zwei von den Bestien traf ich mitten ins Herz. Die dritte flüchtete sich zu der fremden Frau, die mir nachgeschlichen kam und den Verräter mit ihrem eigenen Leibe schützte. Vor meinen Augen schwamm ein flammendes Abendrot, so daß ich vor Gluten nichts mehr sehen konnte. Sonst hätte ich auch das dritte weiße Mäuslein gerichtet.

Alle Dinge wachsen und wachsen!

Selbst die Blumen schießen bis zum Himmel empor.

Ich kann mich zwischen den gewaltigen Blütensäulen gar nicht mehr regen.

Die Menschen haben Riesenleiber. Ihre Stimmen dröhnen, daß es mir durch Mark und Bein gellt. Nur die fremde Frau in ihren lichten Gewändern lächelt noch immer, obgleich sie dabei blutige Tränen weint.

Sie weint ein blutiges Meer, darauf ihr Lächeln wie eine bleiche Blume schwimmt.

Die Campagna behängt sich für mich mit Geschmeide. An ihrem Leibe leuchten Juwelenfelder. Wenn die Sonne untergeht, fluten Rubinen auf sie herab.

Heute sprachen in meinem Zimmer die Genien mit mir. Von den Wänden flatterten sie zu mir nieder, häuften alle ihre Blumen um mich zusammen, rauschten mit ihren weißen und blauen Fittichen wie ein Flug schimmernder Vögel um mein Haupt und sangen mir zu: Vor vielen vielen hundert Jahren hätte ich schon einmal in der Villa Falconieri gelebt. Ich hätte ein leuchtendes Gewand getragen, hätte strahlende Locken gehabt, einen Rosenkranz auf dem Haupte und wäre in Schönheit dahingeschritten . . .

Nur die Frühlingsgöttin bleibt immer noch stumm und will mir von ihrem ganzen Lenz nicht ein einziges Knöspein abgeben.

Ich erlebe Wunder, Wunder!

Ich arbeite, dichte!

Jeden Tag schreibe ich ein Werk!

Die Gedanken kommen über mich wie Föhnsturm, rauschen und brausen.

Und jeder Gedanke wird zur Gestalt.

Ich schaue eine Fülle von Gesichten.

Es drängt und wogt herbei.

Immer mehr und mehr!

Um mich ist ein Gewimmel von Geschöpfen — von meinen Geschöpfen!

Sie sprechen zu mir, sind Geist von meinem Geist, nennen mich ihren Herrn und Meister.

Ich dichte — dichte — dichte!

Es geht so leicht, wie ein Vogel fliegt.

Also habe ich mir doch noch Unsterblichkeit errungen!

Ich diene keiner Gottheit Lohnes willen.
Vom Flammenpurpur laß ich mich umhüllen
Und meiner Seele heißes Sehnen stillen.

Nicht folge ich dem Gottessohn, dem blassen!
Die Siegespalme will ich freudig lassen,
Mit beiden Händen nach den Dornen fassen.

Es duftet nach weißen Lilien!

Allüberall weiße Lilien!

Sogar aus dem Haupte von Michel Angelos Sterbendem wachsen sie auf.

Und aus meinem Herzen.

Ihr Duft erstickt mich.

Hilfe!

Wie gut! O wie gut das tut!

Ich leide nicht mehr, ich fühle nichts mehr. Dabei keine Spur von Wahnsinn.

Heute habe ich sogar meine Grabschrift gemacht — eben weil

ich lange, lange so selig leidlos leben will. Wer einst meine Grabschrift liest, wird darauf schwören, daß ich bei gesunden Sinnen gewesen. Ich las sie Michel Angelos Sterbendem vor und der war auch meiner Meinung.

Grabschrift für den vergessenen Dichter Cola Campana

Er gab zu sehr sein Herz, sein lebensheißes,
Sein übervolles! Übervoll an Sehnsucht
Nach andrer Herzen liebensmächt'gem Schlage;
Gewaltigen Verlangens übervoll,
Hinauszujubeln alle seine Wonnen,
Hinauszustöhnen seine ganze Qual.
Der Mensch genügte nicht — die Menschheit wollt' er!
Sie sollte lächeln, wenn er lächelte,
Sie sollte Tränen haben, wenn er weinte,
Und ihm für sein Herz geben von dem ihren.

Es will die Welt von deinem Herzen nichts;
Und drängst du's ihr gewaltsam auf — sie nimmt's
Und wirft es wieder hin und läßt's zertreten.

Du, heil'ge Erde, öffe deinem Sohn
Den mütterlichen Schoß, und spend dem Müden
Das höchste Gut des Lebens: Grabesfrieden . . .

Dabei fällt mir Maria ein —
Ich kenne sie! Plötzlich erkenne ich sie!
In ihrer ganzen himmlischen Güte steht sie vor mir.
Auch Maria will ich die Grabschrift schreiben, damit auch Maria noch ein langes Leben habe.
Auf ihrem Grabstein soll zu lesen stehen:

Maria

Sie, die hier ruht, war gütig wie der Tag.
Ihr leuchtend Leben kannte nur die Schatten,
Die den umdunkelten, den sie geliebt,

Wie lichte Geister arme Seelen lieben.
Ich riß in meine Nacht sie. . . . Ihren Glanz
Vermochte erst die Finsternis zu löschen,
Die feierlich sie hier umfängt. Sie war
Ein starkes Weib und zartes Kind zugleich.
Die Trösterin war sie, der Hort des Mannes,
Der auf der Welt nur eine Stätte fand,
Weil sie dort weilte. 's war kein Tag zu trüb',
Daß ihre Stimme nicht wär' hell ertönt,
Dem Vogel gleich, der in den Zweigen wohnt
Und auch bei Sturm sein Liedlein eifrig singt.
Sie hätte sterbend leise leis' gesungen,
Damit ihr Gatte denken sollt': sie leb' noch!

Was andre erst in sel'gen Höhen werden:
Des Himmels Engel, war sie schon auf Erden.

In meinem Kopfe wird es heller und immer heller!
Evoë Phœbus Apollon!
In meinem Kopfe geht die Sonne auf.
Tag!

Ich lag in meinem lieben Zimmer, war eingeschlafen und träumte.

Im Traume kam meine erste Liebe zu mir. Sie leuchtete wie der Morgen. In ihrem Strahlenkleide trat sie zu mir und küßte mich leise, leise auf die Stirn.

Ich erwachte.

Und siehe! Aus dem rosigen Gewölk schwebte die Frühlingsgöttin zu mir nieder. Sie griff in den Korb voll Blüten, den ein Engel ihr hinreichte, nahm eine weiße Narzisse heraus, warf sie auf mich, lächelte und sprach: „Frühling! Frühling!“

Da erstand mein Geist vom Tode.

Ich bin aufgestanden, habe dieses letzte niedergeschrieben, schreite jetzt hinaus aus meinem leuchtenden Hause in die feierliche schweigende Nacht.

Die Prinzessin von Sora an die Herzogin Vere de Vere London, Vere-House, England

Cannes

Heute abend las ich im „Figaro" die Depesche: Er ist mit dem Pferd verunglückt.

Auf Tusculum, von dem Felsen unter dem Kreuz ist er abgestürzt!

Man spricht von Selbstmord bei unheilbarer geistiger Störung.

Ich weiß es besser: Der Ginsterzauber hat ihn herabgeholt!

Dreimal las ich die Depesche. Zuletzt las ich sie mit lauter Stimme mir selber vor.

Noch immer fühlte ich nichts ...

Dann klingelte ich meiner Kammerfrau.

Ich ließ mich zum Diner ankleiden. Zu meiner Toilette nahm ich seine Lieblingsblumen: weiße Narzissen.

Wir speisten bei meinem exotischen Prinzen.

Ich saß neben Seiner Kaiserlichen Hoheit, sah sehr schön aus und wurde sehr bewundert. Nie in meinem Leben war ich so liebenswürdig.

Man sprach auch von seinem Tode.

Ich erzählte, daß wir vor einem Jahre Nachbarn waren und daß ich ihn gekannt hatte.

Und noch immer fühlte ich nichts!

Ich dachte, wenn du jetzt plötzlich sagen würdest: „Ich war seine Geliebte. Ich brachte ihn um den Verstand. Ich jagte ihn in den Tod!"

Es hätte Sensation gemacht ...

Aber ich schwieg. Ich war feige.

Nach zehn Worten sprach man von etwas anderem.

Er war abgetan.

Mein Ruf ist wirklich tadellos! Niemand ahnt etwas.

Ich kann in Ehren die Ehrendame der gestrengen und tugendhaften Königin sein.

Mein junger Held von damals war gleichfalls bei dem Diner. Sein Blick verschlang mich. Sein Blick fragte mich unaufhörlich: „Ist es denn noch immer nicht Zeit?"

Nach dem Diner machte er mir eine rasende Erklärung. Er sagte mir, daß er sich töten müßte, wenn ich ihn nicht erhörte. Ich nahm seine „große Leidenschaft" sehr heiter auf.

Dann nach Hause, dann allein!

Hätte ich in meinem Herzen nur ein leises Zucken gefühlt! Oder — da ich kein Herz habe — eine ganz leise Regung meines Gewissens ... Eine sehr, sehr starke Dosis Morphium wäre so leicht zu nehmen gewesen.

Aber ich fühlte nichts — nichts — nichts!

Also bleibe ich leben.

Ich werde in meinem Leben noch viel geliebt werden; aber nie wieder so, wie von ihm.

Unsere Zeit kommt mir so erbärmlich klein vor, daß es mir groß erscheint, durch eine Leidenschaft den Verstand zu verlieren und zum Selbstmörder zu werden.

Du schreibst mir nicht mehr? Du kannst mir also nicht mehr verzeihen?

Nun wohl, wohl, wohl!

Eine letzte Bitte, ehe ich abreise: nach Rom, zur Königin.

Packe meine sämtlichen Briefe zusammen und sende sie unter der beigegebenen Adresse nach Deutschland. Der Mann ist sein einziger Freund. Er soll ein Dichter sein. Gewiß wird auch er mich verdammen. Aber vorher will ich ihm sagen — zuschrein will ich ihm: „Ich bin ja das eingemauerte Weib oben auf Tusculum! Das Weib mit den vor Entsetzen aufgerissenen Augen, mit dem Todesschrei auf den Lippen! Seht ihr denn nicht, wie meine Seele sich krümmt und windet in Qualen, um dem gräß-

lichen Gestein zu entrinnen? Um Gottes Barmherzigkeit willen, seht ihr nicht, daß es mich umklammert hält wie mit Grabesschollen?"

Mitleid!

Ich bin lebendig eingemauert!

Eingemauert in meine eigene Natur ...

Herr Richard Voß an Frau Melanie Voß Berchtesgaden, Villa Bergfrieden, Deutschland

Villa Falconieri, 15. Mai

Und so schritt er denn aus seinem „leuchtenden Hause" hinaus in die feierliche schweigende Nacht ...

In der Halle war Maria.

Als sie sein stilles verklärtes Gesicht sah, wußte sie sogleich: jetzt wird er's an sich vollbringen!

Sie hatte darauf seit Monaten gewartet.

Die Ärzte hatten ihr gesagt, daß es Gehirnerweichung wäre, daß das Ende noch lange, lange ausbleiben könnte, daß er unmenschlich litte.

Sie hatte sich geweigert, ihn in eine Anstalt überführen zu lassen, hatte seit Monaten die treuesten Wärter- und Wächterdienste getan, hatte seit Monaten auf die Erlösung geharrt, heimlich darauf gehofft.

Mit eigener Hand hatte sie für ihn den Schlaftrunk bereitet.

Aber er glaubte sich von der „fremden Frau" verfolgt und seines Lebens bedroht. Er wollte die Erlösung aus ihren Händen nicht annehmen.

Jetzt brachte er sie sich selbst.

Endlich!

Seit dem Tage, wo die geistige Nacht für ihn begonnen hatte, war Maria die „fremde Frau" gewesen. Jetzt erkannte er, daß es Maria war: in seiner letzten Stunde erkannte er sein Weib.

Er ging zu ihr, sah sie mit stillem Lächeln lange an, küßte sie auf die Stirn und sagte leise: „Liebe, liebe Maria!"

In diesen letzten drei Worten, die er zu ihr sprach, war sein ganzes zwanzigjähriges Leben mit ihr enthalten. Und es lag in diesen letzten drei Worten inbrünstiges Flehen um ihre Vergebung und zugleich glühender Dank für ihr Liebesopfer, das reumütige Bekenntnis seiner Schuld und zugleich die jubelnde Erkenntnis der Wahrheit: Du bist auf Erden meine himmlische Liebe gewesen!

Dann ging er, sattelte selbst sein Pferd und ritt davon: am Zypressenteich vorbei, zum hinteren Parktor, bei der Villa Mondragone hinaus.

Maria begab sich in sein Zimmer.

Auf dem Schreibtisch lagen die Papiere, die ich Dir mit diesem Briefe schicke.

Maria las alles.

Der einzige Gedanke, dessen sie sich fähig fühlte, war: ‚Erlöst! Bald wird er von allen Leiden erlöst sein!‘

Seine Aufzeichnungen lesend, blieb sie in seinem Zimmer, bis der Tag graute. Als es im Kapuzinerkloster zur ersten Andacht läutete, ging sie hinaus, um die Knechte nach ihm auszuschicken.

Da sagten ihr die Leute: „Der Herr muß im Hause sein! Wir sahen ihn soeben erst. Er ging um die Villa.“

Maria eilte in den Stall. Aber das Pferd war fort. Man suchte im Hause, im ganzen Park. Aber er war nicht da. Die Knechte liefen zu den Toren und fanden sämtliche Eingänge bis auf das hintere Parktor verschlossen. Dieses Tor stand weit offen. Aber die Knechte fanden nirgends die Spuren, daß das Pferd zurückgekehrt wäre.

Und doch hatten sie den Herrn vor einer Viertelstunde um die Villa gehen sehen!

Maria berief die Leute und hielt ein förmliches Verhör.

Wer hatte den Herrn gesehen?

Es waren vier Personen gewesen: der Inspektor, der die Leute weckte; der Oberknecht, der die Pferde fütterte; einer von den Ochsenjungen und ein Gärtner.

Diese vier Personen hatten sich zur nämlichen Zeit an verschiedenen Stellen beim Hause befunden. Und alle hatten den Herrn gesehen, wie er, aus der Halle tretend, durch das Löwen-

portal in den Hof gegangen war; und aus dem Hofe nach der hinteren Seite der Villa.

Er war langsam, langsam gegangen, ohne stehen zu bleiben und sich umzuschauen.

Jeder von den vieren hatte ihn gegrüßt.

Aber er hatte keinen Gruß erwidert, worüber jeder erstaunt gewesen war; denn der Graf liebte seine Leute, wie er von ihnen geliebt wurde.

Wann war das gewesen?

Gerade als sie bei den Kapuzinern den Morgen einläuteten.

Also um vier Uhr.

Jetzt war's halb fünf.

Wo war der Herr zuletzt gesehen worden?

Als er in den Hof getreten war, von dessen Mauerrand der große weiße Rosenstrauch herabhing.

Da kam ein Hirt gelaufen und schrie: „Auf Tusculum unter dem Kreuz liegt der Graf mit dem Pferde! Das Pferd ist gräßlich zerschmettert. Der Herr liegt da, als schlafe er nur."

Als der Mann den Toten gefunden, war er noch warm gewesen. Bei den Kapuzinern hatten sie gerade den Morgen eingeläutet.

In Frascati soll über den Vorfall eine notarielle Urkunde aufgenommen werden. Es gibt eben mehr Dinge zwischen Himmel und Erde —

Hier hat das Volk einen Aberglauben, in dem ein tiefer Sinn liegt: Dem Menschen sei die Macht gegeben, in der ersten Stunde nach seinem Tode noch einmal die Stätte zu umschreiten, die ihm auf Erden die liebste gewesen.

Und so umschritt denn unser Freund im Tode noch einmal sein liebes leuchtendes Haus . . .

Auf allen Wegen rings um Tusculum fand man die Spuren seines Pferdes. Er muß also die ganze Nacht durch geritten sein. Als der Morgen graute, lag nach Aussage der Hirten ein wogendes Nebelmeer um dem Gipfel. Aus dem dichten Dunst ragte nur das Kreuz auf.

Er sprengte mitten in das Gewölk hinein und in die Ginsterblüte hinunter.

In seinem heiteren Frühlingszimmer bahrten wir ihn auf. Michelangelos sterbender Sklave stand zu seinen Häupten; die beiden kleinen Genien ließen bunte Blütengewinde über ihn niederhängen und die holde Frühlingsgöttin schien ihren ganzen Lenz auf ihn herabzustreuen.

Du glaubst nicht, wie friedlich und feierlich er aussah! Und so jung! Fast wie ein Jüngling.

Gestern Nacht begruben wir ihn an einem Platz, den er sehr geliebt hat. Er liegt zwischen den beiden hohen Pinien, die, wenn man über die Villa Rufinella nach Tusculum hinaufsteigt, nahe beim Amphitheater dicht am Wege stehen.

Hier ruht er hoch über der Campagna und dem Molaratal, angesichts des Cavo und des Landes der Äneide. Man sieht die schönen alten Bäume, die seine Ruhestätte bewachen, von Rom sowohl wie von Tivoli aus.

Es ist ein wahres Königsgrab — Nein!

Es ist ein echtes Dichtergrab!

Sein Begräbnis sollte in aller Stille stattfinden: aber er hatte ein Leichengefolge wie ein toter Volksmann oder ein Märtyrer. Von weither kamen die Landleute herbeigeströmt.

Jetzt treffen aus allen Städten Italiens Deputationen mit Blumen und Kränzen ein.

Sie kommen zu spät.

Italien ehrt seine Toten.

Gestern abend fand in Rom im Nationaltheater für unseren stillen Freund eine großartige Feier statt. Sein „Frühling“ wurde aufgeführt. Die kleinste Rolle war durch einen ersten Künstler besetzt.

Der Eindruck war ein ungeheurer.

Assunta Neri spielte, wie man sie nie zuvor spielen gesehen hatte. Sie war keine Schauspielerin; sondern eine Priesterin. In einem Tempel stand sie vor versammeltem Volk und verkündete allem Volk das Evangelium von der erlösenden Liebe des Weibes.

Ich saß in einer Loge bei Maria, deren hohes Lied heute gesungen wurde.

Denn Maria hat der Tote gemeint und nicht Viviane.

Ich sah die Prinzessin.

Sie kam mit der Königin, die wie sämtliche Damen in Schwarz erschien. Ich konnte das Gesicht der neuen Ehrendame deutlich erkennen. Es war bleich wie weißer Marmor und von der Holdseligkeit einer Melusine.

Die Prinzessin blickte immerfort zu Maria hinüber. Sie war so gespenstisch regungslos, daß es im Hause Aufsehen erregte.

Nach Schluß der Vorstellung ging der Vorhang noch einmal in die Höhe. ... In einem Blütenhain war unseres Freundes Büste aufgestellt; und bei den Klängen des Beethovenschen Trauermarsches legten die Künstler Lorbeerzweige vor seinem Bilde nieder.

Nur Assunta Neri tat es nicht.

Das Publikum erhob sich von den Sitzen ...

Ich wurde dann in die Loge der Königin gerufen, die gut und klug mit mir über den Verstorbenen sprach. Sie ließ mich ihren Damen vorstellen. Die Prinzessin wollte mir die Hand reichen; aber wie gelähmt sanken ihre Arme herab. Sie wollte mit mir sprechen; aber um ihre Lippen zuckte es wie um den Mund eines Kindes, das sich mühsam der Tränen enthält. Stumm sah sie mich an.

Es war ein trostloser Blick.

Maria umarmt Dich mit Schwesterliebe. Ich begleite sie morgen nach Brindisi, wo sie sich für Afrika einschifft: in der italienischen Armee ist der Typhus ausgebrochen. Vielen wird sie Trost und Hilfe bringen.

Das ist auf Erden ihr Amt!

Ein Letztes von dem Toten und seinem „leuchtenden" Hause. Dieses verfällt und verödet mehr und mehr.

Unkraut wuchert auf den Wegen, der Zypressenteich versumpft, die Rosen vor der Villa sind wieder Wildnis geworden. Verwüstet liegt das „Zaubergärtlein". Die Sarkophage in der Villa Taverna wurden an den Meistbietenden verkauft.

Nur Marias weißer Rosenstrauch blüht von Jahr zu Jahr herrlicher über der jetzt vollständig zertrümmerten Bildsäule des antiken Nymphäums. Auf dem Grund des Hofes fand ich noch in diesem Jahre einen von den „hunderttausendmal hundert-

tausend" Briefen, die der arme Wahnsinnige geschrieben und durch die Winde hat verstreuen lassen.

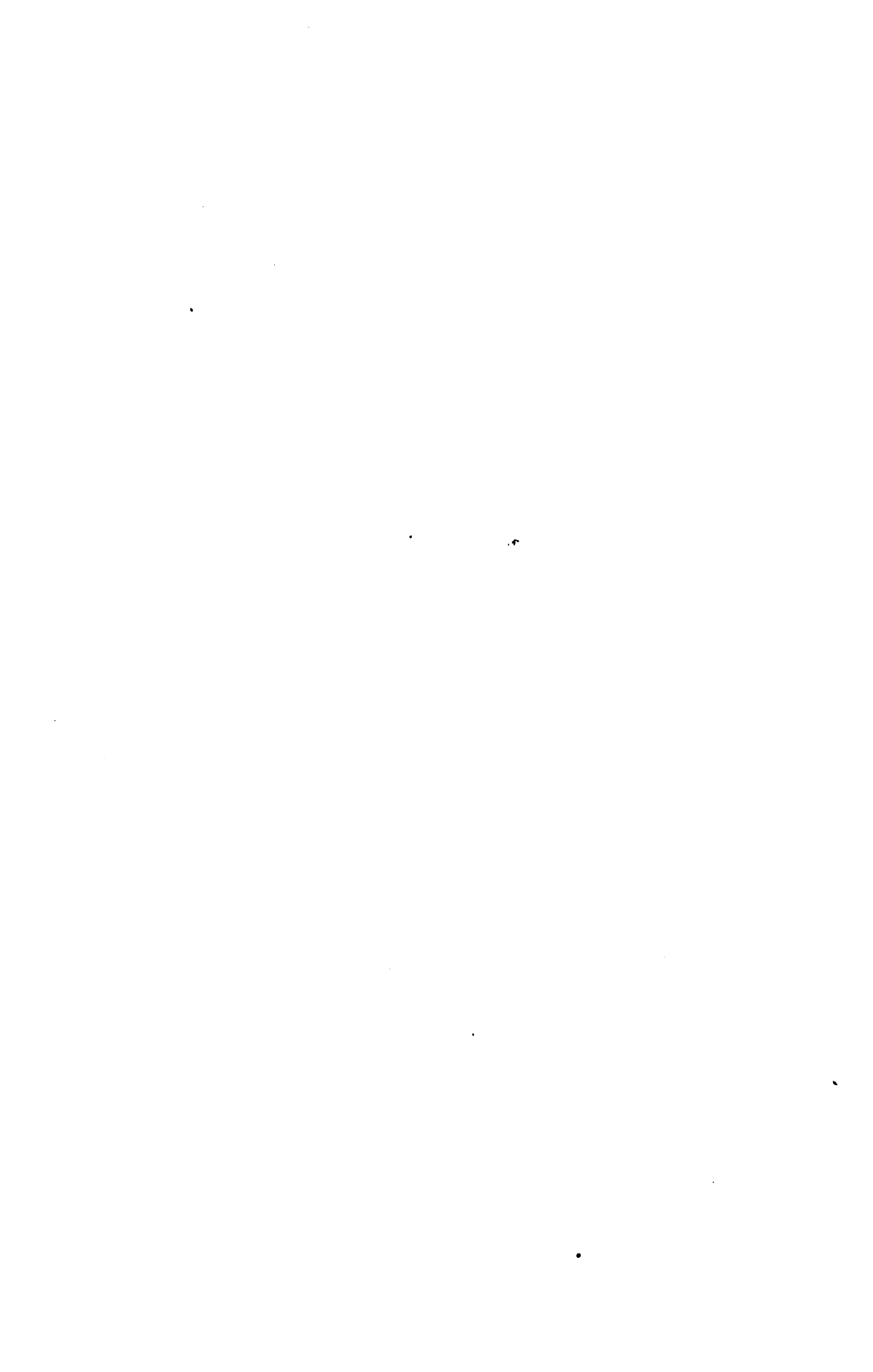
Auf dem Zettel stand mit großen festen Buchstaben: „Die himmlische Liebe ist doch die höchste Liebe!"

Der Fremde, der in einer schönen Mondnacht durch das Falkentor eingeht, den schimmernden Ölwald durchschreitet, durch das zweite hohe Portal in die feierlichen Schatten der Steineichen tritt und weiter wandelt — vor diesem liegt plötzlich die Villa Falconieri in solchem magischen Glanz, daß er gewiß begreift, warum sie noch immer das „leuchtende" Haus ist.

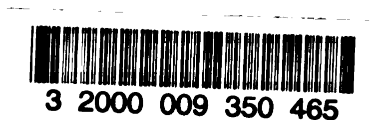
Er, der dieses Haus seine leidenschaftlichste und zugleich glücklichste Liebe genannt hat, erhielt die selbstverfaßte Grabschrift, und an die Felswand unter dem Kreuz von Tusculum haben Hirten eine kleine Gedenktafel gestiftet.

Sie ist aus weißem Stein und zeigt in schlichtem Bild die Gestalt der göttlichen Jungfrau. Darunter steht geschrieben: „Maria, bitte für ihn!"

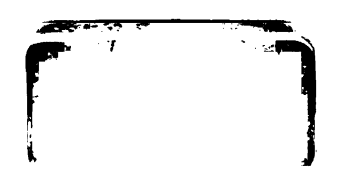




PT 2645
.O8
1922
V.2



DO NOT REMOVE
SLIP FROM POCKET



DEMCO

